



W. L. G. Freyh.r von Eberstein
auf Mohrungen und Gehoven

geb. zu Mohrungen im Mansfeldischen
den 10.t Novemb. 1762.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des XCII. Bandes Erstes Stück.

Erstes bis Viertes Heft.

Nebst dem Bildnisse des Freyh. von Eberstein, auf Mohrungen und Gehofen.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1804.

NB. Das Bildniß ist in alle rohe Exemplarien sorgfältig eingelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt hätte, nicht geachtet werden.

Verzeichniß

der

im 1. Stücke des zwey und neunzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Arzneygelahrheit.

IV. Romane.

V. Schöne und bildende Künste.

VI. Weltweisheit.

VII. Naturlehre.

VIII. Chemie.

IX. Geschichte.

X. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte

XI. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

XII. Erziehungsschriften.

XIII. Kriegswissenschaft.

XIV.

XIV. Finanz- Kameral- und Policey-wissenschaft.

XV. Haushaltungswissenschaft.

XVI. Vermischte Schriften.

Register

über das Intelligenzblatt

zum ersten Stücke des zwey und neunzigsten Bandes.

---

1. Ankündigungen.

* Winkler,

2. Berichtigungen.

3. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

4. Todesfälle.

5. Chro-

5. Chronik deutscher Universitäten.

6. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

7. Anzeige kleiner Schriften.

8. Bücherverbote.

9. Reichstagsliteratur.

 Proto-

10. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Zwey und Neunzigsten Bandes Erstes Stück.
Erstes Heft.

Protestantische Gottesgelahrtheit.

Darstellung der philosophischen und theologischen Lehrsätze des Herrn Oberhofpredigers Dr. Fr. V. Reinhard, zu einem wissenschaftlich geordneten und vollständigen Auszuge aus seinen sämmtlichen bisher herausgekommenen Schriften, von K. H. L. Pölitz. Vierter Theil, welcher die Philosophie des Christenthums enthält. Mit Kurf. Pfalz-Sulzbachscher Konsistorialbewilligung. Amberg und Sulzbach, bey Seidel. 1804. 468 S. 8. 1 Rthlr.

Dem Plane treu, welchen der Verfasser in der Vorrede zum ersten Theile dieser Darstellung vorgezeichnet hatte, läßt er in diesem vierten Theile die Philosophie des Christenthums erscheinen, mit welchem zugleich diese Sammlung, welche sich über alle Reinhardsche Schriften verbreitet, die bis zu Ende des Jahres 1800 erschienen sind, geschlossen wird. Vielleicht wird aber nach einigen Jahren noch ein Supplement-Band erscheinen. Uebrigens versichert der Verfasser, er trenne sich von dieser Arbeit mit dem lebhaften Bewußtseyn, daß die individuelle und Reinhard eigenthümliche Ansicht und Behandlung der ewig geltenden Wahrheiten des Christen-

thums, die sich besonders in diesem vierten Bande vorfindet, dem denkenden Wahrheitsforscher eine reine Befriedigung gewähren werde. Ob dies durchgängig der Fall seyn werde, mag Rec. nicht verbürgen; er zweifelt indessen keinesweges, daß diese Zusammenstellungen der Reinhardschen Lehrsätze den vielen Freunden und Verehrern dieses würdigen Mannes nützlich und angenehm seyn werden. Der Inhalt dieses vierten Theils ist kürzlich dieser: 1) Ueber die Menschwerdung Jesu; 2) über den Plan, den Jesus zum Besten aller Menschen machte; 3) Jesus als Lehrer; Geist seiner Sittenlehre; 4) über das Abendmal, das Jesus stiftete; 5) Leiden und Tod Jesu, Auferstehung und Wiederkunft zum Gericht; 6) über die Apostel und die Kirche Jesu auf Erden; 7) pflichtmäßiges Verhalten der Christen gegen Jesum und das Christenthum; 8) fehlerhaftes Betragen der Christen.

Wd.

Arzneygelahrheit.

Neue Erfindung und Belehrung für Bruch-Patienten; hauptsächlich in Hinsicht auf Leisten- und Hodenbrüche; nach der zweyten und mit Zusätzen vermehrten Auflage. Aus dem Englischen übersetzt von S. C. Leipzig, bey Fleischer d. Jüngern. 1802. XX. und 40 S. 8. 8 gr.

Die Belehrung in diesen wenigen Bogen giebt ein M. H. T., der den Nutzen zweckmäßiger Bruchbänder und deren Anlagen, aus selbsteigner Erfahrung nothgedrungen studiert, und dadurch nach und nach auf verbesserte Ideen geleitet ist, welche er bemühet sind, und nun praktisch anzuwenden lehrt. Diese kleine Schrift ist daher sehr interessant, Wundärzten, Bandagisten und Bruchkranken sehr zu empfehlen.

Vertheidigung der Erregungstheorie gegen einige hauptsächliche Einwürfe. Von D. Friedrich Wilhelm von Hoven. Ludwigsburg, in der Cottaischen Hofbuchhandlung. 1802. XXXIV und 308 S. gr. 8.

Eine umständliche Anzeige dieser Schrift würde viel Raum einnehmen, und diesen darf ihr Rec. nicht einräumen; denn der Inhalt derselben ist größtentheils, der jetzt durch die Naturphilosophie reformirten Erregungstheorie nicht mehr angemessen, und eine Berichtigung mehrerer Vertheidigungsbeweise des Verf. verdiente jetzt den Vorwurf, leeres Stroh gedroschen zu haben; überdieß haben schon andere Zeitschriften diese von Hovensche Vertheidigung der (ehemaligen) Erregungstheorie so umständlich gewürdiget, daß Rec. dem über sie gefällten Urtheil nichts hinzuzusetzen, und es selbst auch mit keinen neuen Beweisen zu begründen vermag. Der Verf. weicht nicht im mindesten von Röschlaubs (ehemaligen) Ansichten ab, und seine Erläuterungen und Vertheidigungen enthalten keine eigenen neuen Beweise, sind nicht einmal allenthalben bestimmt und überzeugend dargestellt, erweitern das schon Bekannte nicht im mindesten, und unterwerfen es nicht einmal immer einer genauen und vollständigen Prüfung. Die Erregungstheorie hat auf ihrem ehemaligen Stand höchst wenig durch diese Schrift gewonnen, und auf ihrem jetzigen ist sie ihr unbrauchbar.

Rt.

Gedichte.

Sämmtliche Gedichte von *Johann Heinrich Voss*. Königsberg, bey F. Nicolovius. MDCCCII. *Sechs Theile*. 8. Erster Theil: Luise. 228 S. Zweiter Theil: Idyllen. 386 S. Dritter Theil: Oden und Elegien. 340 S. Vierter Th.: Oden und Lieder, I. bis III. Buch. 326 S. Fünf-

 ter

ter Th. Oden und Lieder, IV. bis VI. Buch. 346 S. Sechster Theil: Oden und Lieder, VII. Buch. Vermischte Gedichte, Fabeln und Epigramme. 399 S. Zeitmessung der deutschen Sprache. Beylage zu den Oden und Elegien. 262 S. 12 Rthl. 20 gr.

Der vereinigten Kraft Ramlers und Klopstocks verdankt unsre Sprache vorzüglich ihre Bildung zur Poesie. Ein höchst anziehendes Schauspiel war es für die Zeitgenossen, die, durch ihren Gegenstand begeisterten Dichter mit ihrer Sprache ringen, und sich Worte, Fügungen und Weisen bilden zu sehn, die ihren Gedanken, Kraft und Fülle gebührten. Unnachgesungen sang Ramler seinen Helden, Klopstock die Religion. Dem, welcher mit Genius und besonnener Kraft das bereitete Werkzeug ergriff, durch Studium es weiter ausbildete und zu Darstellungen zeitgemäßer, großer, edler und schöner Gefühle anwendete, ihm winkte ein schöner Kranz des Ruhmes. Nach diesem Kranze strebte Voß. Unermüdet durchforschte er die Schätze, die Hellas und Latium dem Kundigen bieten, und strebte, sie den Deutschen mit dem mindest möglichen Verluste ihrer Eigenthümlichkeit in vaterländischem Gewande mitzutheilen. Dieß führte ihn in die Tiefen der deutschen Sprache. Er gieng zu ihren ältesten Denkmalen zurück, und förderte aus tiefen Schachten reichhaltiges Erz, welches er zu Gold läuterte. Aber, weit gefehlt, daß das Sprachstudium und die fast ängstliche Uebertragung der Muster des Alterthums seinen Genius unterdrückt hätte. Neu beschwingt erhob er sich vielmehr mit gedoppelter Kraft, und er glänzte, wohin er den Flug richtete.

Daß V.ß den Kranz errang, nach welchem er strebte, davon zeugt die, dem Publikum auf einmal eröffnete Gallerie seiner mannichfaltigen Werke. Aber so, wie der Beschauer einer schönen Gemäldesammlung, durch die Mannichfaltigkeit der Gegenstände hingerissen, seine Aufmerksamkeit schwer auf das Einzelne heftet, um in dessen strenge Beurtheilung einzugehn, so freut man sich auch lieber bey dem anerkannten Werthe der Voßi-

schen

schen Werke, ihrer Schönheiten, und folgt ihm, je nachdem man gestimmt ist, bald in seine Idyllenwelt, bald in den gewählten Kreis der Freunde des Scherzes und Gesanges, bald in die höchsten Regionen des Erhabenen, wohin, ohne zu schwärmen, der große Lyriker uns zu erheben weiß; bald in das Hainthal, wo er »mit Herzlichkeit, mit Kindesandacht Ihn den Beseeliger singet, »der mit Labsal tränkte die Dürr', und von hellen Bogen anlacht' die Lenzflur.« (III. S. 4.)

Ueber die neue Ausgabe der Idyllen, die den zweyten Band dieser Sammlung ausmachen, ist schon von dem unterzeichneten Recensenten in dieser Bibliothek geurtheilet worden. Die lyrischen Gedichte, welche die folgenden vier Bände füllen, haben an Zahl und Gehalt seit der ältern Ausgabe gleichfalls sehr gewonnen.

Die vorige Ausgabe der Voßischen Gedichte enthielt keines, was vor dem Jahre 1773 gedichtet war. Hier finden wir mehrere von 1769, 1770, 1771 u. 1772, die dann wohl freylich nach der dreyßigjährigen Wiedergeburt eine sehr veränderte Gestalt gewonnen haben mögen. Schon seit dem Jahre 1767 hatte sich Voß, (so lernen wir aus den Anmerkungen) am Ufer des Tollensees bey Neubrandenburg in Versen, und namentlich schon in hexametrischen Idyllen, geübt. Brückner, Prediger im Meklenburgischen Dorfe Großen-Viehlen, hat das Verdienst, den Dichter zum weitern Gesang ermuntert zu haben. Die an ihn gerichteten ersten beyden Oden von 1771, sind auch deswegen merkwürdig, weil sie gleich die großen Vorbilder bezeichnen, die schon dem Jünglinge vorschwebten, und die auch dem Manne unverwandt vor Augen blieben: »Klopstock, von Siona geführt, der tönende Spreaschwan, und der Helvetier, Geßner.«

In Göttingen vereinigte bald gemeinschaftliches Streben nach Ausbildung mehrere Jünglinge. Boie, damals Herausgeber des Musenalmanachs, zog aus Meklenburg auch Voßen dahin, und ward als Rathgeber allen nützlich. Ihm ist die zehnte Ode (III. S. 35.) gewidmet.

Am hochwaldigen See der alten Rhetra,
Wo, von Sachsen gescheucht, der Wendenpriester
Nachts im Acker des Tempels
Götter und Heiligen barg,

Sah mich Bele von fern durch Laubbeschattung
Mich Einsiedelnden gehn, und hörte leisen
Wiederhall obotritisch
Tönender Waldmelodien.

Komm! liebkost' er, komm du Sachsenjüngling!
Daß aonischer Höhn tonreiche Schwestern
Mit sokratischer Weisheit
Dir und geläutertem Klang

Nun beseelen das Spiel! Dann singe muthig,
Was dir athmet das Herz; und deiner harret
Preis von Söhnen Thuiskons
Und ein unsterblicher Kranz.

Beiden und dem Göttingischen Bunde ist auch die vierte Ode (III. S. 11.) gewidmet. Hier die Worte der Weihe:

von geeichelten
Laubkränzen all umhüllt die Scheitel,
Fügten wir Bund mit getreuem Handschlag.

» Wem anvertraut ward heiliger Genius,
» Den lautre Wahrheit ewiger Kraft, zu schaun,
» Was gut und schön sey, was zum Aether
» Hebe von Wahn und Gelust des Staubes?

» Voll stiller Ehrfurcht ahnd' er die Göttlichkeit,
» Die Menschen einwohnt, weiseres Alterthums
» Aufflug (der Freyheit Schwing' erhöht ihn)
» Merkend in Red' und Gesang und Hochthat.

» Durch Harmonien dann zähm' er des Vaterlands
» Anwachs, ein Orfeus, Lehrer der Frömmigkeit
» Und Ordnung, unbiegsam dem Ansehn,
» Frank, ein Verächter dem Neid und schamhaft. «

Und an einem andern Orte heißt es: (III. 33.)

O gieb mir Stärkung, heilige Schauernacht,
Da meine Harf' ich Gott und der Tugend schwur!
Gebt Stärkung, Thränen ihr, die einsam
Ich an den Malen geweint der Väter.

Mit diesem Geiste erhob sich der Jüngling gegen die erotischen Dichter, oder vielmehr gegen die damalige (wirkliche oder geglaubte) Tändelsucht, » die für Poesie und Weis- » heit

»heit allein sinnliche Ergötzungen in leichtfließenden Rei-
»men ausrief, und die Andersdenkenden anfeindete.«

Mit diesem Geiste pries er in einer trefflichen Ode an Miller und Hölty, die für die deutsche Poesie so wichtige Begebenheit, da die Manessische Liedersammlung aus den Zeiten der Schwäbischen Kaiser in der Pariser Bibliothek aufgefunden, und durch Bodmers unermüdete Anstrengung zum Druck befördert wurde. (III. S. 44.)

Lang in Ludewigs Saal über dem Minnesang,
Den der Franke vergrub, schwebeten Walters Geist,
Sammt tonkundigen Rittern,
Die den schwäbischen Thron verklärt.

Sorgsam wehrten sie Staub, Schimmel und Mottenschwarm
Von der farbigen Schrift; wechselndes Harfenlied
Tönte Nachts, wie die Biene
Leis' im Lilienkelche summt.

Endlich wandte den Blick Bodmer, der Held von Zürch,
Und ihr schmähliches Grab sprengt' er mit Hünenkraft;
Horch! und Laute der Vorwelt
Sprach teutonischer Wiederhall, u. s. w.

Heil, schon dämmert der Tag edeler Heinriche,
Und zur Menschlichkeit kehrt Ritter und Knapp; es flieht
Eitles Franken Getändel,
Und ausonisches Gaukelspiel.

In diesem Geiste auch wendete er sich früh an Klopstock: (III. S. 50.)

Tritt hin Gesang, tritt muthig vor's Angesicht
Des edlen Sängers. Zage der Freveler!
Du, keines Knecht, auch *Sein'* nicht, weihest
Frühe dich Gott und dem Vaterlande.

(der Sänger des Messias schloß sich gern dem Bunde an; und ward der Freund des Dichters. Ihre Freundschaft war für das Leben.

In diesem Geiste konnte er auch schon im Jahre 1773 dem Gleichdenkenden rufen: (III. S. 66.)

Ihr, auf deren Gesang einst horcht die Nachwelt,
Hab' euch nimmer des Vorurtheiles Machtspruch,
Nimmer Tadel und Beifall
Wankender Menge geweiht!

Gleich dem Griechen, erklimmt muthvoll der Schönheit
Alte Pfad', und versucht auch neue muthvoll!
Eurer kühneren Bahnung
Spähe der Regeler nach!

Stolz durch Geniuskraft, verschmäh', dem Dünkling
Mit dem Stachel zu drohn! Wirklose Hummeln
Hört die Bien' im Vorbeiflieh'n,
Fertiget Honig und singt.

Dieser Geist der ersten Weihe erhielt sich in der Seele des Dichters, während seiner ganzen Laufbahn. Er blieb treu dem schönen Bunde, und dem Ideale, das ihm vorschwebte. »Viele der Neueren,« sagt er (III. S. 304.) »verstehen unter Ideal nicht die höchst denkbare Vollkommenheit, zu welcher die genialische Kunst sowohl sinnliche als geistige Natur durch Abscheidung des Zufälligen und Gemeinen läutert und erhebt. Jenes, der Natur selbst abgelauschte Ideal der Alten und ihrer Zöglinge, die, indem sie Schönheit und Kraft aller Mängel entäußerten und frey ausbildeten, die reinsten Muster äußerer und innerer Trefflichkeit, Heroen jedes Standes und Geschäfftes, hohe und niedrige Götter zum Wohlthun, oder zum Schaden, Engel und Satane, mit schöpfrischem Geiste darstellten. Sie verlangen Abschweifung in rohe oder schönthuende Unnatur, wilde Jagd in's Seltsame und Abentheuerliche, Nachäffung veralteter Moden, die einst barbarischen Zeiten für Zierlichkeit galten, Verkuppelung der Poesie mit einem unsokratischen Dämon des Aberwitzes; kurz, nicht idealische Veredelung; sondern phantastische Verzuckungen und Hirngespinnste, Fratzen und Fieberträume.«

Rec. widersteht nicht, das schöne, Voßens Muse ganz charakterisirende Gedicht an die Laute (III. S. 175.) hieher zu setzen:

Hold liebkosende Leberin,
Meines Flaccus Geschenk, goldene Laute du:
Ob ein Freund in der Abendstill',
Ob mein lächelndes Weib dich in den Arm mir legt.

Oft wenn ernste Geschäfftigkeit
Dir mich länger entzog, sträubst du dich mädchenhaft;
Bald antwortest du ausgesöhnt,
Und in Jugendlichkeit schwärmet die Laun' hinweg.

Oft

Oft vom tagenden Strahl gerührt,
Tönst du selbst an der Wand Halle des Alterthums
Meinem lauschenden Ohr im Traum,
Und Ambrosiaduft heiliget mein Gemach.

Ueber Staub und Gedünst empor,
Heb' o Göttliche, mich: daß, in den lautersten
Lichtumwallungen abgespült,
Ich unschuldig und rein aller Befleckung sey.

Zum mühseligen Staubgeschlecht
Senk' ich freundlich den Flug, tönend mit Harmonien,
Gleich dem sanftern Sphärenklang,
Als, zur Wonne der Welt, himmlische Lieb' erwuchs.

Kindlich tosle zu Kindelein
Durch einfältiges Wort, nur wie belustigend;
Ihm, der kundiger schon vernimmt,
Sey das Kindliche hochherziges Sinnes voll.

Und allmählig gewitzigter,
Spross' ein neues Geschlecht edlerer Menschlichkeit,
Von ätherischem Thau genährt,
Und zartregender Kraft, die an die Wurzel dringt.

Weisheit rief aus den Wolkenhöhn,
Sanft zur Erde der mildredende Sokrates;
Durch alliebende Kindlichkeit
Lockt aus Wahne zu Licht freundlich Marias Sohn.

Hier ist Stärcke, gemildert durch Anmuth. Nichts Schwerfälliges, nichts Gehämmertes stört uns. Und wie freundlich spricht der ganze Inhalt uns an!

Glühender Eifer für Recht und Wahrheit und Vernunft, verbunden mit enthusiastischer Liebe für die veredelnden Musenkünste verlassen den Dichter nie. Daher der Eifer gegen

Gallia, die Fröhnerinn,
Die, von Roms Aftersprach' und Religion umklirrt,
Blutig aus der Willkühr Fessel sich erhob, und,
Nach den Saturnalien, noch fröhnender sich einschmiegt. (III. 274.)

Daher die Geist und Herz ergreifenden Oden über den Freund, der »das Gefühl hochherziger Freyheit bändigt »unter der Priester Gewalt.«

Ein-

> Eingedenk nur des Guten, die Zufäll' alle vergessend,
> Segnen wir ihn, des Stätte nun leer ist! (III. 246.)

Daher der Eifer gegen die Lein-Augusta, die »den Harfner Lenorens« versäumte. (III. 206.)

Welcher treffliche Geist athmet in dem Pfingstliede (V. 10.) und in den Oden an Gleims Leier (III. 275.) der Geist Gottes (V. 73.), die Duldsamkeit, (V. 43.) die mit der schönen Parabel schließt:

> Gott sucht' ein Weiser innig,
> Und sah ein Kind am Strand.
> Was schöpfst du, Kind, so sinnig? —
> Das Meer in hohlen Sand! —
> Was? Knab', in diese Höhle
> Das Meer? — Und du, o Thor,
> Schöpfst Gott in deine Seele! —
> Er sprach's und schwand empor.

Doch es würde zu weit führen, wenn man die Reihe der Dichtungen durchgehen, und das Vortreffliche auszeichnen wollte. Wenn auch mancher dieses oder jenes Lied nicht vermissen würde (z. B. V. 52. 87): so bedenke er, daß das, was ihm unbedeutend, ohne poetischen Werth, und der Aufbewahrung kaum würdig denkt, andern Vergnügen macht. Alle athmen Freude an der Natur, geselligen Frohsinn, Menschenliebe und ächte Religiosität. Sie ohne Unterbrechung nach einander zu lesen, dazu sind sie nicht bestimmt, und ungerecht ist also der Vorwurf mancher, die eine ermüdende Eintönigkeit darin finden. Bey des Dichters schöner Absicht, die Volkspoesie zu veredeln, und so mancherley Menschen, welche den Strom der Fröhlichkeit gedankenlos hinab schwimmen, durch Blüthen des Schönen und Früchte des Edlen zu locken; bey dieser Absicht mußte er manche Anlässe zu dem nämlichen Zwecke nützen; und es ist gerade zu verwundern, wie er das Eine Thema so zu variiren verstand.

Welche Veränderungen in dieser Ausgabe die früheren Gedichte erlitten haben, ergiebt schon die Vergleichung der Ode; die Einladung an Selma, und um Mitternacht an Selma, von 1771 (III. 70. 78. in der vorigen Ausgabe I. 255.). Aus Einer Ode sind Zwey, aus zehn Strophen neunzehn geworden, und keine Strophe ist unverändert geblieben. Das Formlose entwich, und die Ge-

staltén

Falten treten, immer noch zart, aber mit Bestimmtheit hervor. Es ist eine interessante Vergleichung.

Mit gleicher Sorgfalt, mit gleicher Achtung für das Publikum, ist der Dichter mit vielen Gedichten verfahren. Allenthalben hat das Metrum gewonnen, und ohne Erbarmen sind manche Auswüchse, oder was dem Dichter dafür galt, weggeschnitten.

Das Brautfest (III. S. 114.) begann z. B. sonst:

> Bist du es junges Gefühl der Gesundheit, oder des Frühlings
> Schaffender Hauch, der so wild meine Gebeine durchtobt?

Statt dessen heißt es jetzt:

> Ist es belebender Lenz und freudiger Trieb der Gesundheit,
> Ist es o Weib dein Trank, der wie zum Fluge sich hebt?

Vorher sang der Dichter seine Entzückung:

> Bäum' und Gebüsche voll Blüten umtaumeln mich! schau, die Narzisse,
> Tulp' und Päonie lauscht unter Violen umher!
> Schau die Mühl' im Gesause der sanftumkreisenden Flügel;
> Lämmer im Schatten der Weid' über den spiegelnden Strom;
> Rauschend mit blanken Gefäßen die Bleicherinn; gleitender Kähne
> Furchen in sonniger Fluth; brüllende Heerden der Au!
> Alles flattert im Schimmer umher; und die Laube von hellem
> Dämmernden Grüne gewebt, zittert und hüllt sich in Glanz.

Die ganze Stelle ist in der neuen Ausgabe aufgeopfert. Dagegen ist das Bild der holden Braut — Stolbergs Agnes schöner ausgemalt:

> Agnes, Hirtinn der Flur, und in fürstlicher Halle bewundert,
> Schlank wie die Maye des Thals, frisch wie die Rosen am Quell.
> Frühlingsheitre strahlet im Aug'; ihr freundlicher Blick ist

Son-

Sonnenschein, ihr Laut süsser denn Nachtigallenton.
Trefflichkeit hüllt sie und Ernst mit jugendlich spielender Einfalt;
Unschuldsvoll wie ein Kind, redet sie Geist und Gefühl.

Auch der Abendgang an Ernestinen (III. 133.), wo der Dichter sich als Homers Begleiter in die Vorwelt zurückdenkt, ist sehr erweitert und verändert. Daß diese Veränderung Verbesserung sey, davon zeugen schon die folgenden sechs Zeilen:

Fröhlich käm' aus der Thüre die Tochter unseres Gastfreunds,
Klatscht' in die Händ' und eilt' ihren Gespielinnen zu:
Seht dort, Vater Homer und der hyperborische Fremdling!
Mädchen, sein junger Gesell, *welcher so angenehm küßt.*
Auch nicht ganz zu verachten ist sein Gesang, wenn er anfängt;
Bey Apollon — Homers Liede vergisst man ihn zwar.

Wie sehr haben diese Zeilen durch folgende Veränderung gewonnen!

Eh wir der gastlichen Thüre genaht, fort eilte die Tochter,
Klatscht' in die Händ', und: Kommt, Freundinnen riefe sie froh
Seht doch! Vater Homer und der hyperborische Fremdling,
Mit blauglänzendem Blicke, bräunlich von Locken und Bart!
Zwar der mäonische Greis singt göttlicher; doch es gefällt auch,
Singt sein junger Gesell uns von den Mädchen am Pol.

Auch der wirkliche Titel: »Justizrath,« der vorigen Ausgabe ist mit Recht aus dem Text in die Note verbannt, und »ein bestelleter Mann des Erwerbes« an die Stelle getreten.

Ueberhaupt haben die reimlosen Oden und Elegien des dritten Bandes, in welchen der Dichter in seiner größten Stärke erscheint, die meisten Veränderungen gewonnen. Ihnen zu folgen, würde zu weit führen. Lieber will Rec.

noch

noch die Ode: Darstellung (III. 198.) ausheben, da der Dichter sich selbst dargestellet hat:

Wer unlässiges Ohrs, nächtlich am Helikon
Lauscht', und frommes Gefühls phöbischem Harfenklang,
Als willkommener Gastfreund
Hyperbörischer Waldungen;

Wohl erkennt er, und trifft heiliger Musenkunst
Vielfach redenden Ton, von dem zerrütteten
Donnerhalle der Windsbraut
Bis zum säuselnden Frühlingswehn;

Jeden Geist des Gesangs bildend in jedem Zug',
Durch vollendendes Wort, welches wie Luft umfliefst,
Durch harmonische Stimmung,
Durch nachahmenden Rhytmustanz.

Wohlgewitziget auch, schöpft er, des Wortes Kraft
Aus des heimischen Sprachgenius frischestem
Und urlauterem Sprudel,
Von fremdartiger Ader rein.

Wo sein lebender Bach nieder am Moosgeklüft
Rollt durchsichtige Fluth durch das geregte Laub;
Nicht wo lauliche Tränke
Sumpft, vom dienstbaren Huf getrübt.

Gram dem trägen Gespräch, Gram dem verschollenen
Und alltäglichen Tand, redet er Leidenschaft,
Edler Seelen Erhebung
— Ernst und Würde des Alterthums.

Er, sich selber getreu, ob auch Verkennende
Dort anringen und dort, er, in Athene's Hut,
Gleich dem Dulder Odysseus,
Strebt nach Ehre des Vaterlands.

Troz dir, arger Kyklop, Feind der Unsterblichen,
Troz der Kirke Getränk' und dem Sirenenlaut,
Lenkt' er Skylla gefahrlos
Und Charybdis vorbey, der Held,

Jetzt durch grauses Orkans Brandungen unversehrt,
Ach! wie froh! wie bethränt! küsst er das Vaterland!
Zwar den seinen ein Fremdling,
Und treuherziger Freund entblösst.

* * *

Doch (Rec. erlaubt sich den Zusatz:)
Doch als sicheres Griffs er nun den Bogen fasst,
Und ihn spannte mit Kraft, freudig erkannte bald

ihn

Ihn die Schaar der Vertrauten,
Und umringt ihn mit Wort und That.

Unter den, für mancherley Leser gesammelten, erklärenden Bemerkungen, von welchen schon oben Proben vorkamen, werden Kundige, namentlich B. V. S. 309. 326. 335 f. über Sylbenmaaß und Sprache manches tief Eingehende finden, das in einer Beylage, die unter dem Titel: »Zeitmessung der deutschen Sprache,« den Oden und Liedern angehängt ist, weiter ausgeführt wird. »Unsere Sprache,« sagt Voß, »ist von den gebildeten neueren die einzige, die durch bestimmtes Zeitmaaß und mannichfaltige Bewegung die rhythmischen Künste in Rede und Poesie wieder aufwecken kann. Diese beneidenswürdige Tugend werde nicht länger vernachlässiget; sondern ausgebildet mit griechischer Anstrengung. — Unverkennbar gern möchte auch ich zur Fortbildung dieser edeln und biegsamen Sprache, worin Weisheit und Empfindung von Tausenden sich abdrückte, ein Weniges beytragen, und, ein Nacheiferer der Opitze, Hagedorne und Klopstocke, einige verkannte Tugenden und Anlagen dem gemeinsamen Gebrauche öffnen.«

Redlich ist dieß geschehen, und die rhythmische Kunst hat durch Voß einen großen Schritt zur Vervollkommnung gethan. Schade, daß ihn Schulz verließ, der so ganz in seine Ideen eindrang! Möge bald ein zweyter Schulz mit ihm wetteifern! Möge überhaupt diese schöne Sammlung den Sinn für die edelste Musenkunst neu beleben, den Geschmack läutern, und dem überhand nehmenden falsch verstandenen Pestalozzismus entgegen arbeiten, damit es nicht von den deutschen Knaben heiße, was Horaz von den römischen klagen mußte:

Geübt in unendlicher Rechnung,
Kann er durch Brüch' ein Ganzes zerstreun in die Hunderte —
— — Hat so anrostende Sorge des Sparguts
Einmal die Seelen gekränkt; was hoffen wir Werke der Dichtkunst,
Würdig des Cedernöls, und gehegt im cypressenen Kästlein?

Voss Uebers. (V. 326.)

Ph.

2. Deutsch-

1. Deutschlands Auferstehungstag. Ein Seitenstük zum Basrelief: Frankfurt und Deutschland. Göttingen, bey Schneider. 20 S. gr. 4. 4 Kr.

Hundert Hyperbeln auf Herrn Wahls große Nase in erbaulicher hochdeutsche Reime gebracht von Fr. Hophthalmos, der sieben fr. Künste Magister. Gedruckt in diesem Jahr. (Stuttgard, bey Steinkopf 1804.) 2 B. 8. geh. 4 Kr.

Nr. 1. ist ein deutscher Nationalhymnus voll Glut und Energie, der von dem poetischen Wortgeklingel unsrer Reimschmiede und Dichterlinge eine sehr ehrenvolle Ausnahme macht. Als Verfasser nennt sich am Schlusse Hr. von Sonnenberg, wahrscheinlich der in Wien lebende Dichter des »Welt-Endes,« das auch in dieser Bibliothek angezeigt worden ist. — Wir geben den Schluß des vorliegenden, mit Klopstockischem und Denisschem Feuer durch die Saiten rauschenden Hymnus als Probe, die zur Lesung des Ganzen reizen mag:

Vesuvisch glüht mein Herz dir, o Vaterland!
Dich läugnet laut und ernst zwar der Mitwelt Geist,
Du aber warst, und bist und wirst seyn,
Vaterland Herrmanns!!! drum schweige Harfe! —

Nro. 2. scheint ein sehr gelungener gesellschaftlicher Scherz zu seyn. Man sollte kaum glauben, daß es möglich sey, auf eine Riesinn unter den Nasen ein volles hundert Sinngedichte zu machen, die alle sinnvoll sind; unser Dichter (das Gerücht nennt Hrn. J. C. F. Haug zu Stuttgard) hat dieß aber wirklich aufs befriedigendste geleistet. Die quästionirte Nase wird recht eigentlich von allen Seiten beleuchtet, und ihr Lob aufs emphatischste gepriesen. Wir wollen, obwohl die Wahl uns schwer wird, zwey dieser niedlichen Kleinigkeiten mittheilen:

Optischer Betrug S. 4.

Als du jüngsthin schlummertest im Grase,
»Ragt' himmelan die Wundernase;

»Und die Dorfbewohner weit umher,
»Zählten staunend einen Kirchthurm mehr.

List. S. 7.

»Dir hat zum Glücke jüngst ein Dieb,
»Der schlau sein Gaunerwesen trieb,
»Die Dose vor der Nase weggenommen;
»Der Vorsprung war zu groß. Er mußt' entkommen — «
Das nenn' ich eine Nase! —

Gk.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Legenden von Ludewig Theobul Kosegarten. Erster Band. 320 S. Zweyter Band. 475 S. Berlin, in der Voßischen Buchhandlung. 1804. 8. 3 Rg. 12 gr.

Nicht christlich-mythologische Dichtungen von Hrn. Kosegartens eigener Erfindung, auch nicht auf Sagen der Vorzeit gegründet, durch ihn Geist- und Sinnvoller umgestaltet, sondern pures, klares Legenden-Wesen, im vollen Sinne des Wortes; reine Heiligenabentheuer, vollständige Wundermährchen des Mönchthums, nach ihrem ganzen Inhalt, ihrer Länge und Breite. Unstreitig gehört die Hervorziehung derselben aus dem Schooße einer glücklichen Vergessenheit zu den größten Verirrungen unsers Zeitalters; und die Gründe, durch die Hr. K. sie, theils in der Zuschrift an das deutsche Kaiserpaar, theils in der Vorrede seines Buches zu vertheidigen sucht, halten vor dem Richterstuhle des gesunden Menschenverstandes so wenig Stich, daß sie seine Sache nur verschlimmern, statt zu bessern. Man höre!

»Unserm gottseligen Kaiser, sagt er in der Zuschrift, und seiner gleichgestimmten Throngenossinn glaube ich vorzugsweise ein Werk widmen zu dürfen, dessen Absicht ist, das Andenken einer Zeit wieder aufzufrischen, wo der junge Glaube noch die Brust erhob, und die erste Liebe noch das Herz entflammte.« (Das wäre also die Zeit der reinen Einfalt jenes jungen Glaubens, des schönen Enthusiasmus jener warmen Liebe, wo noch die Lehre des Stif-

Stifters und seiner frühsten Anhänger, ohne Beymischung fremder, mißverstandner, verkrüppelter Ideen, den Glauben begeisterte, und die Liebe für ihn, das Resultat einer schönen Schwärmerey für die Hoheit, Würde und Göttlichkeit seines Charakters, nicht Verirrung in eine geistlich-wollüstige, sinnlichchristliche Liebeley für seine Person war? Kurz, Auffrischung der Blüthenzeit von einer der wohlthätigsten Veranstaltungen der Vorsehung zur Erziehung des Menschengeschlechtes?' Gut! Diese Erinnerung wollen wir mit Dank annehmen, sie wird von mancher Seite für uns anziehend und belehrend seyn. Aber sind die Zeiten des Glaubens an die gröblich verbuchstabte neue Lehre, an ein verdrehtes und vermönchtes Christenthum noch die Zeiten jenes jungen Glaubens? Ist die Zeit der Verliebelung gläubiger Seelen in den Wahn einer persönlichen Vereinigung mit Jesu, als einem Bräutigam, der abgöttischen Verehrung der Jungfrau Maria und des fanatischen Hungers nach Verfolgung, Marter und Tod für den Glauben, noch die Zeit jener ersten Liebe? Schwerlich! Gleichwohl erscheint gerade diese in der vorliegenden Sammlung vorzüglich erneuert. Worin aber kann diese Erneuerung für uns anziehend und belehrend werden? Hören wir weiter:) »Die heilige katholische Kirche zählt auch die Ueberlieferung zu den Quellen ihrer Erkenntniß. Sie hat die kindliche Vorliebe für das Alterthum am treuesten in ihrem Schooße aufbewahrt. Sie befiehlt, den Heroen des Urchristenthums eine Art von religiöser Verehrung zu zollen. Sie ehrt die harte Tugend der Väter, und verbeut, sie zu verhöhnen, weil man sie nicht begreift. Sie glaubt, daß es noch höhere Bedürfnisse gebe, als jene, die uns an die Gesellschaft fesseln, und scheuet sich, ein Streben, das aus solchem Bedürfniß entspringt, sofort unter die Kategorie der Verstandesverwirrungen einzutragen.« (Wird der Leser nicht erstaunen, wenn er nur den größten Theil der hier mitgetheilten Ueberlieferung selbst liest, die, nach des Sammlers Behauptung, die heilige katholische Kirche zur Mitquelle ihrer Erkenntniß zählt? wenn er das Alterthum näher kennen lernt, für das die kindliche Vorliebe gebilligt wird? wenn er den meisten hier aufgestellten Heroen des (wahrhaftig nicht) Urchristenthums schärfer in die Augen sieht, deren religiöse Verehrung

hier beynah' eine Art von Sanktion erhält? Wir Protestanten stehen denn noch gegen die Glieder jener Kirche gewaltig im Schatten, wenn wir die religiöse Verehrung jener den Zweck der Natur und die Bestimmung des Menschen auf Erden mit Füßen tretenden sogenannten Heroen als unreligiös verwerfen, und die ungeheuren Ausschweifungen eines religiösen Wahnsinnes, die uns dies Legendenbuch so vielfältig aufbewahrt, für Verstandesverwirrung halten? So gerecht dabey unser Erstaunen ist, so steigt es doch, wenn der Sammler fortfährt: »Diese und ähnliche Betrachtungen lassen den Verfasser dieses Buches erwarten, daß die Bemühungen, deren Früchte er allzu sorglos vielleicht (nur vielleicht?) und allzu traulich (ja wohl!) dem Publikum Preis giebt, innerhalb jener Kirche eine schonendere Aufnahme und treffendere (?) Würdigung finden möchten, als innerhalb derjenigen, (Dank der Vernunft!) welcher er selbst angehört, und welcher er durch die Wahl angehören würde, wenn auch die Vorsehung ihn nicht in deren Schooße hätte geboren werden lassen.« (Möchte man nicht beynahe zweifeln, daß man sehe, was man liest? Werden es nicht selbst aufgeklärte Katholiken, wenn sie lesen, daß ein Protestant und noch dazu ein protestantischer Prediger, wahrhafte, ihnen sogar verächtliche Mönchsfratzen, die den stärksten Theil seines Buches anfüllen, feyerlich gegen den Vernunftglauben seiner Kirche in Schutz nimmt, und sich mit der günstigern Aufnahme tröstet, die sie bey den Schwachen und Blödsinnigen ihres Glaubens finden dürften? ja, auf diesen Beifall rechnet? — Und, wenn nun diese aufgeklärten Katholiken die Achsel zucken, was sollen wir Protestanten?) »Das ächte Schöne, heißt es ferner, ist nicht allein von jedem Zeitalter und jedem Himmelsstrich, es ist auch von jeder Konfession.« (Wer läugnet das? Aber nichts ist schön, was nicht wahr ist, das heißt: nichts, was die gesunde Vernunft auf den Kopf stellt.) »Auch dem Eremiten in der thebaischen Wüste schlug ein menschliches Herz in der behaarten Brust.« (Zugegeben! Aber, wenn dieses Herz so oft durch verwilderte Phantasie verkrüppelt wurde, wo sitzt ihm dann das Schöne? Es kann uns zur Lehre und Warnung vor ähnlichen Verirrungen dienen; aber nie, als Resultat des Schönen und Großen.) »Ist aber, schließt Hr. K., vol-

lends

zends von jener Schönheit der Gesinnungen die Rede, welche die Erde dem Himmel aufopfert, und dem Unbedingten das Bedingte: so dürfte z. B. die Gattinn des Pätus wohl sehr in Schatten gesetzt werden durch die Gattinn des heil. Adrians; und Euphrosinens rührende und lebenswierige Selbstvernichtung möchte verdienstlicher erscheinen, als der Opfertod der Iphigenien und Alcesten« (Es ist sehr die Frage, ob in der hier gezognen Parallele der Heroismus der Legendenheiligen so entschieden über den altgriechischen — und altrömischen hervorrage, als behauptet wird? In der Arria »non dolet Päte« mit dem sie ihrem unentschlossenen Gemahle freywillig in den Tod vorausgeht, liegt eine stille, ruhige Größe, indeß der heiligen Natalia Märtyrergröße, einen starken Anstrich von Wildheit und Rohheit hat. Es mag Stärke des Geistes seyn, daß sie ihrem Gemahl unerschüttert von den Barbaren Glied für Glied zerschmettern sieht, damit sie ihm den Anblick ihrer Martern erspare, und so vor Abfall von seinem Glauben schütze; aber es ist eine ungeheure, fast unerweisliche, nah' an Barbarey gränzende, und dem bessern Geiste des Christenthums wenig entsprechende; mehr das Erzeugniß einer exstasirten Phantasie, als eines ruhigen Helden-Entschlusses. Eben so dürft' es bey näherer Prüfung um der heiligen Euphrosine Selbstvernichtung, gegen Alcestens und Iphigeniens Opfertod gehalten, aussehen. Alceste weiht sich den Todesgöttern, das Leben eines geliebten Gemahls dem Grabe zu entreißen; Iphigenia stirbt für das Heil eines ganzen Volkes; beyde fallen also, als Retterinnen. Die Heilige hingegen nützt mit ihrer Selbstvernichtung Niemanden, als sich selbst; nur sich selbst rettet sie, nur ihr Heil zu sichern, zerreißt sie alle Bande der Natur und Menschheit; zerfleischt auf sein ganzes Leben das Herz eines geliebten Vaters, verhärtet sich gegen alle Mahnungen der Kindesliebe, damit sie für sich den Himmel erstrebe. Ihrer Selbstvernichtung liegt also nur ein frommer schwärmerischer Eigennutz zum Grunde. Es ist wahr, sie handelt im Geiste ihres Glaubens, der ihr, um des Himmels willen, Vater und Mutter zu verlassen befiehlt; aber doch nur des falsch verstandenen. Im reinen Geist ihres Glaubens ist diese Selbstvernichtung unchristlich, da sie, statt fromm zu handeln, nur fromm schwärmt. Nach unserer Ueberzeugung hat ihre That nur eine falsche

Größe, so bereitwillig wir auch immer seyn mögen, uns in ihre Vorstellungen, in ihre Denkart hineinzudenken.)

Auch hat Hr. K. diesen Einwurf seiner prüfenden Leser vorausgesehn, und sucht ihm in seiner Vorrede zu begegnen. »Sollte Jemand, sagt er, S. XIV., an dem herben und strengen Charakter der in diesen Sagen empfohlenen Frömmigkeit einen Anstoß nehmen, dem geb' ich zu bedenken, daß diese Frömmigkeit gleichwohl auf dem Buchstaben der Schrift sich stütze. Entsagung, Aufopferung, Selbstverläugnung sind der Angelpunkt, um welche die christliche Askese sich dreht.« (Wahr! Aber doch nur, wie er selbst gesteht, der Buchstaben-Askese. Beweis davon geben alle die von ihm angeführten Aussprüche Christi, Pauli, Jakobi, Johannis, und anderer, deren Geist ein ganz anderer ist, als der Buchstabenlaut angiebt. Wie soll uns nun, mit diesem Geiste vertraut, nicht anstößig scheinen, was wirklich anstößig ist? Wie soll nun diese anerkannte, unchristliche Herbheit nicht unsere Bewunderung für seine Helden schmälern, nicht unsere Theilnahme für sie abkühlen? Wie ihre Empfehlung für uns nicht vernunftwidrig seyn? Wie sollen wir es für ächt christlich halten können, »wenn der liebende Jüngling sich den Armen seiner Braut entriß, und in die Wüste gieng, damit er die Welt nicht zu lieb gewinne, und zugleich mit der Welt verdammt werde? Wenn die Jungfrau dem älterlichen Hause entfloh, und lieber in das Elend wanderte, als, daß sie ihre Aeltern oder einem irdischen Bräutigam zur Liebe, die Jesu Christo gelobte Treu hätte brechen sollen« u.s.w. Wie sollen wir glauben, daß müßige Beschauung in unthätiger Andacht, Sichlosreissen von allen gesellschaftlichen Pflichten, Vernichtung aller Zwecke der Natur, Weg zum Himmel, Gott wohlgefälliges Leben sey, da der Geist des Christenthums gerade das Gegentheil befiehlt? Da wir nach ihm den Himmel nur verdienen können, wenn wir durch treue Erfüllung unserer Pflichten, als Menschen, auf Erden und unter den Menschen schon einen Himmel geschaffen haben? Und, was soll man sagen, wenn Hr. K. dieses reinen Christenthums beynahe zu spotten scheint, indem er S. XVI. schreibt: »Von einer accommodirenden(?) Exegese ließen sie — die Legendenheiligen nämlich — sich nichts träumen. Denn Geboten dieser Art eine bloß temporelle Gültigkeit beyzulegen, konnte ihnen nicht träumen

ren, (!) hätte ihnen eher gottlos gedäucht;« und S. XVII: »Diese Frömmigkeit ist unsern Zeiten fremde. Wir haben gelernt um einen wohlfeilern Preis seelig zu werden. Lassen wir uns daran genügen, und hüten uns, der frommen Einfalt zu spotten, womit eine gläubigere Vorwelt das Theuerste hingab, um das Edelste zu gewinnen.« (Also, wenn wir fromm handeln für christlicher halten, als fromm schwärmen; wenn wir den Glauben, ohne gute Werke für todt, und nur das für gutes Werk erkennen, was wahrhaft nützt, und der Menschheit Heil bringt; wenn wir unser Leben für die Wahrheit erhalten, statt es einem frommen Wahn zu opfern; für die ächte, eigentliche Verpflichtung der Religion erklären: so ist das eine akkommodirende Exegese, so wissen wir um einen wohlfeilern Preis seklg zu werden? Kaum traut man seinen Augen, wenn man von einem protestantischchristlichen Lehrer solche Behauptungen liest.)

Mit diesen Ansichten konnt' es denn auch dem Legendensammler, nur dem kleinsten Theile nach, gelingen, das zu geben, was er, laut des Anfangs seines Vorberichts, uns geben zu wollen vorspiegelt: eine verständige Legendensammlung; und es darf nicht befremden, wenn seine Auswahl, der größern Bogenzahl nach, nicht auf das glücklichste ausfiel. Schwer zu glauben ist daher, daß, wie er sich überredet, die Sammlung, wie sie da liegt, dem verewigten Herder Freude gemacht haben würde. Die Legenden, deren Andenken dieser entweder erneuerte, oder erfand, athmen einen ganz andern Geist, als die meisten, die Hr. K. aufzubewahren, für gut gefunden hat. Der Kontrast zwischen diesen und jenen ist so schneidend, wie zwischen einem heitern, hellen, und einem schwülen, drückenden Sommertag. Die ersten sind schöne, liebliche, rein duftende, Geist und Herz erquickende Blüthen; die letzten gleichen dem Unkraute, den Blumen der Daja in Lessings Nathan, von denen Rechz sagt;

Ich fühle meinen Boden, wenn
Sie noch so schön ihn kleiden, so entkräftet,
So ausgezehrt durch diese Blumen, fühle
In ihrem Dufte, sauersüßem Dufte
Mich so betäubt, so schwindelnd!

Und das möchte noch hingehen; aber ein beträchtlicher Theil der Kosegartenschen Sammlung ist baare Unvernunft, der höchste Triumph verkrüppelter Mönchsphantasie, des bodenlosesten Aberwitzes. Davon einige Belege.

Ein blinder Heiliger, Beda, predigt Steinen, und der Inhalt seiner Rede erschüttert sie so tief, daß sie, als er geendigt hat, laut: »Amen!« rufen. — Die heilige Kunigunde, Kaiser Heinrichs Gemahlinn, zieht bey dem Opfer auf dem Altare ihren Handschuh aus. Die Kammerfrau, die ihr ihn sonst abzunehmen pflegt, ist nicht zugegen, und durch eine Mauerritze stiehlt sich ein Sonnenstrahl, der den ausgezogenen Handschuh so lange schwebend in der Luft erhält, bis die Heilige fertig ist. — Ein Jüngling, entsagt dem christlichen Glauben und Gott, um durch den Teufel reich zu werden; da er aber auch der Jungfrau Maria den Dienst aufkünden soll, erschrickt er vor diesem Frevel, und giebt den Bund mit dem Feinde auf. Reuig wirft er sich vor einem Madonnenbilde nieder, und fleht es um Fürsprache bey dem göttlichen Sohne an. Sogleich erhebt sich das Bild vom Altare, kniet vor dem Kruzifixe nieder, und bittet für den armen Sünder. Nun öfnet auch das Kruzifix den Mund, und verheißt der Flehenden Gewährung. — Beatrix, Küsterinn in einem Nonnenkloster, wird heftig von ihrem Fleische angefochten. Unvermögend, der sündlichen Lockung zu widerstehen, tritt sie vor die Jungfrau aller Gnaden in der Klosterkirche, entdeckt ihr ihren Vorsatz, der Sünde zu leben, legt ihr die anvertrauten Schlüssel auf den Altar, und thut, wie sie gesagt hat. Nach funfzehn liederlichen Lebensjahren kehrt sie reuig in das verlaßne Kloster zurück, und, siehe da, die Gebenedeihte hat die ganzen funfzehn Jahre über, in Beatrix Gestalt, die Küsterinn gemacht, und Niemand hat die Sünderinn vermißt. — Jakobus, der Zerstückte, endlich bewitzelt, als er, Glied vor Glied, zerstückelt wird, jedes ihm abgehackte Glied mit irgend einer Anspielung auf eine Geschichte des alten und neuen Testamentes, als beym Verlust des zweyten Fingers an seiner Rechten: »zwiefältig gab der Herr Hiob wieder, was er ihm genommen hatte.« Bey Einbüssung des dritten: »Drey Knaben lobten Gott im feurigen Ofen;« des vierten: »vier Herolde posaunen das Evangelium in alle vier Win-

Winde;« des fünften: »möge meine Lampe leuchten, wie die Lampe der fünf klugen Jungfrauen.« So durchganz marikirt er seine Zerstümmelung, vom Scheitel bis zur Ferse. — Wo sind nun in diesen Legendentollheiten das Verständige und Erbauliche? Wo das Schöne und Große? Wahrlich, der Verstand muß jedem rechtlichen Leser stille stehen, wenn er einen Dichter, wie Kosegarten, solchen Unsinn für Poesie, und einen Mann seines Standes und seiner Religion solchen Mönchsaberwitz für erbaulich und nützlich preisen, und die edle Zeit damit verschwenden sieht, ihn zu sammeln, und dem Publikum in zwey dicken Bänden aufzutischen.

Doch die Gerechtigkeit will, daß auch des Bessern, wiewohl an Vorrath viel geringern Inhaltes dieses Buchs Erwähnung geschehe. Dahin gehören die Sagen von der heiligen Agnes, dem Brode des heiligen Jodocus, von der heiligen Elisabeth; ferner die Legende von den heiligen drey Königen. (Eine Dichtung, voll schöner Phantasie, in der Inhalt und Ton zart zusammenstimmen, und selbst das Wunderbare Würde hat.) Eine gleiche Auszeichnung verdient das Leben des heiligen Antonius, Pastor, und des Abtes Johannis. Das sind doch noch Heilige mit Bon Sens, trotz den einzelnen Grellheiten ihres Heiligenstandes. — Mehrere ihrer Aussprüche sind voll sinniger und praktischer Weisheit. Z. B. von dem heiligen Antonius, als ihn einer fragte: rathe mir, was ich thun soll? — antwortete er: »vertraue nicht deiner eigenen Gerechtigkeit; zähme die Zunge und den Bauch; etwas einmal Geschehenes laß dich nicht bekümmern!« Vom heiligen Pastor: »Willst du Ruhe finden in dieser Welt und der andern, so sprich bey jedem Geschäfft: Wer bin ich? und richte Niemanden;« von Johannes, dem Abte, endlich sein belehrendes Sterbensvermächtniß: Möcht' ich nie etwas gelehret haben, ohn' es vorher selbst zu thun!

Indeß auch die bessern, der Aufbehaltung würdigen Sagen und Dichtungen dieser Sammlung enthalten noch so Manches, das selbst die bereitwilligste Empfänglichkeit zurückstoßen muß. Da ist fast keine, in der man nicht irgend einer Ungereimtheit oder Widerlichkeit begegnete. Der Sinn für das Schöne sowohl, als die Achtung für des Lesers gesunden Verstand, erfoderten, daß solchen Aus-

Ausschweifungen einer katholisch-christlichen Phantasie durch einen festen Federstrich abgeholfen wurde. Höchst unangenehm sieht man sich durch diese Versäumniß auch in dem Genuß des Bessern gestört. Leicht dürfte, zum Beyspiele, die Legende von der Auffahrt der Jungfrau eine der vorzüglichsten des ganzen Buches seyn. Die Idee, die Mutter des Weltheilandes nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Sterblichkeit zu ihrer höhern Vollendung gelangen zu lassen, ist, an und für sich, sehr dichterisch, und hat für die Phantasie nicht nur nichts Ungereimtes; sie schmeichelt sich ihr vielmehr leicht und gefällig ein. Auch ist die Ausführung des Ganzen ächt poetisch und voll trefflicher Stellen. So wird Jedermann die Schönheit der Dichtung empfinden, daß die alles zerstörende Zeit nicht vermocht hat, die Jugendblüthe der Gebenedeihten abzustreifen; daß noch ihr hohes Alter der Widerstrahl hoher weiblicher Schönheit ist, und uns so in ihr die christliche ewig junge Hebe erscheint.

Siebenzigmal schon war das Laub gesunken des Oelbaums;
Siebenzigmal gereift die glühende Traub' an dem Rebstock,
Seit Maria in Annens Schooß, ein lächelndes Kind lag.
Aber noch immer grünt (?) in unverwelklicher Schönheit
Christus Mutter. Nicht wagten mit rauhem Hauche die Jahre
Zu versehren den heiligen Leib, der den ewigen Sohn trug.

Eine andere schöne Stelle ist die Erscheinung des Engels, desselben, der ihr die Geburt des göttlichen Sohnes verkündigte, um sie auf ihre nahende Auflösung vorzubereiten:

Als zum ein und zwanzigstenmal nun nahte die Stunde,
Welche den theuern Sohn von der Mutter Häupten genommen,
Saß Maria allein im Dämmerschatten des Abends,
Unter den Bäumen am Thor der bescheidenen Hütte, Gedanken
Mancherley Art durchkreuzten die ahnende Seele der Jungfrau.
Siehe, da trat fernher durch des Abends zweifelndes Zwielicht
Zu ihr der Engel des Herrn heran. Derselbige, welcher
Einstens in Nazareth ihr das süße Geheimniß verkündet.
Freundlich kosend, wie damals, begrüßte der Engel die Jungfrau.

Aber

Aber hier stößt man auch auf eine Inkonsequenz, die sich durchaus mit dem Charakter der Heiligen nicht reimen läßt. Sie trägt dem Engel drey Bitten vor, davon ist die dritte:

Wollest wehren zuletzt, o Freund, daß der höllischen Larven
Keine dem kämpfenden Geist' erscheine, den Scheidenden schreckend.

Wie? die Reinste unter den Reinen, die Heilige, Gotterwählte, des Höllenbesiegers Mutter, darf die Nähen nächtlicher Geister an ihrem Sterbebette fürchten? Ihr darf, von ihnen geschreckt zu werden, bangen? Auch begegnet der Engel dieser ihrer unwürdigen Furcht würdig, und im Charakter seiner himmlischen Bothschaft, mit folgenden trefflichen Zeilen:

Es soll keine dir nahen von des Abgrunds höllischen Larven,
Hat doch dein Sohn zermalmt den Kopf der Schlange, dem Starken
Stärker den Raub geraubt, und gefangen geführt das Gefängniß.
Drum fürchte, du Reine, dich nicht. Es fürchtet die Schuld nur.
Scheu den Tod nicht, Jungfrau, du hast das Leben geboren,
Schaudr' ob der Dunkelheit nicht, das Licht, das die Welten erleuchtet,
Ist hervorgebrochen aus dir. Auch wird die Verwesung
Nicht zu verwüsten wagen den Leib, der den ewigen Sohn trug.

Die schönste Stelle der ganzen Dichtung aber ist die Schilderung der Todesstunde der Jungfrau, in der Gesellschaft ihrer frommen Freunde und Freundinnen, und die Erscheinung des Herrn in ihr:

Aber, als jetzt verflossen die erste Hälfte der Nacht war,
Hörte man Harfengetön herwehn aus der nächtlichen Ferne,
Und zu dem Harfengetön Gesang abwechselnder Chöre.
Immer näher erschollen die Stimmen der Harf' und des Liedes,
Auch ein Gedüft, wie Liliendust, wie der Duft der Viole,
Welche den Garten durchwürzt in lauen Nächten des Lenzes.
Drang betäubend (?) herein, und füllte den Ort der Versammlung.
Trunken des Dufts und in Schlummer gelullt von den schmelzenden Tönen,

Sau-

Senken die Wimper zu den frommen Frauen und Jungfraun.
Nur die Apostel noch wachten, und drey der erwähltesten Jungfraun,
Welche sorgsam nährten den durstigen Tocht in der Lampe.
— Siehe, da trat, umstrahlt von überschwenglicher Klarheit,
Jesus Christus herein. Ihm folgten die himmlischen Schaaren,
Ihm der Propheten Chöre, das Heer der Bekenner, der Jungfraun
Schimmernde Reihen, es folgten die vollendeten Väter.
Unauslöschlicher Glanz erfüllte den Ort der Versammlung.

Schön, würdig und feyerlich! Aber nun? — der Herr neigt sich auf die Sterbende, schaut sie holdlächelnd an, und spricht:

Komm, Geliebte, hinweg, komm, süße Freundinn! bereitet
Ist das hochzeitliche Mal, es lodern die bräutlichen Fackeln;
Eile, Geliebte, mein Herz hat deine Schöne verwundet.
— — — — — — — —

Komm, Geliebte, hinweg, komm, meine Vermählte, von hinnen;
Längst ist bereitet das Mahl, gebreitet das himmlische Brautbett;

Ist das noch groß, würdig, und schön? Gewiß nicht! Läppisch, ärgerlich, widerlich wird auf einmal die liebliche Dichtung. Wie unwürdig verwandelt sich der Sohn Gottes in einen schmachtenden Schäfer, in einen lüsternen Bräutigam! Und mit wem liebelt er so sinnlich und irdisch? mit der Mutter! Mit welchem Leibe eilt er in das bereitete himmlische Brautbett? Mit dem Leibe, der ihn geboren hat. Das ist noch mehr als läppisch; wahrhaft zuchtlos und skandalös! nicht bloß eine unästhetische Geschmacklosigkeit, auch eine völlige sittenlose Verstandesverirrung! Wie war es möglich, daß Hr. K. das nicht fühlte, daß er dieses Unkraut in dem Garten einer sonst lieblichen Dichtung nicht ausjätete? Einem mehr als stark gläubigen Katholiken war so etwas zu dichten erlaubt; aber ein protestantischer Pastor hätte eine so offenbare Ungereimtheit nicht nachbilden sollen. — In Wien ist diese neue Ausgabe katholischer Legenden eines lutherischen Pastors, als abergläubisch zu lesen verboten worden.

Wr.

Aller

Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. — Sylvestrem tenui musam meditabor avena. — Carlsruhe, bey Macklot. 1803. VIII u. 234 S. 8. Mit 4 Liedermelodien. 16 gr.

Neue Allemannische Gedichte. Von Ignaz Felner, Professor. Basel, bey Flick, 1803. VI. u. 244 S. 8. Mit einem in braun lavirter Manier von Oberhogler gestochenen Titelkupfer. 18 gr.

Allemannisch heissen diese Poesien, weil sie in einem Dialekt gedichtet worden, der in Oberschwaben, dem Elsaß, und in einem Theile der Schweiz noch immer sich erhält; diese Gegenden aber zum Allemannien des Mittelalters gehören. Von einzelnen Volksliedern, Erzählungen, gereimten Schwänken rc., die in dieser Mundart und der ihnen nah verwandten gesungen und gedruckt worden, kennt Rec. Versuche genug; ganze Sammlungen indeß kamen ihm noch nicht zu Gesicht. Verfasser der hier zuerst angeführten ist Hr. Professor Joh. Pet. Hebel zu Carlsruh; der die Zueignung an seine Freunde zwar nur mit Anfangsbuchstaben unterzeichnet; seitdem aber bekannt geworden ist. Ob der Einfall, einen ganzen Band voll in dieser Sprachweise zu schreiben, Beyfall verdiene? Allerdings! So nämlich ausgeführt, wie es dem Schwäbischen Volksdichter größtentheils wirklich geglückt hat. Nicht nur weiß dieser überall den Standpunkt zu treffen, aus welchem die dasigen Berg- und Thalbewohner ihm willig ihr Ohr leihen werden; sondern er versteht auch, dergleichen dem Anscheine nach nur für sie berechnete Schilderungen und Herzensergüsse durch Witz, Gefühl und Menschenkenntniß wiederum so zu veredeln, daß selbst der schon gebildete Städter für Geschmack und Geist keinesweges leer ausgehen wird. Ungerechnet, daß die Herzlichkeit und naive Sprachlicenz des hier benutzten Dialekts eine Menge Naturansichten und sittliche Wahrnehmungen aufzufassen erlaubte, gegen die unsere Büchersprache bereits viel zu spröde geworden ist.

Von

Von den Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten jener Mundart zur poetischen Behandlung weiter unten ein paar Worte. Hier nur das Zeugniß vorerst, daß unter den etwa 30 mitgetheilten Darstellungen und Liedern — die Inhaltsanzeige fehlt — Rec. kein einziges Stück antraf, das ihm allzu prosaisch oder sachleer, langweilig also und des Sängers unwürdig geschienen hätte. Räthselhafte Kürze ist nirgend empfehlenswerth; am wenigsten vor einem Publiko, das entweder auf der Stelle begreifen will, oder gar nicht zuhöre. Auch da jedoch, wo der Volksdichter etwas weiter sich auslassen mußte, weiß er Wendungen und Nebenzüge anzubringen, die selbst den Freund korrecter Kürze für seine kleine Geduld entschädigen. Mit den Vorurtheilen und dem Aberglauben des Landvolks hat es dieselbe Bewandtniß. Diesen geradehin die Stirn zu bieten, hieße als Sänger für den Landmann seinen Vortheil sehr schlecht verstehn. Unser Poet nutzte oft genug dergleichen Geistesverirrungen zu den erschütterndsten Auftritten; selten aber, ohne das nöthige Gegengift unmittelbar daraus hervorquellen zu lassen.

Die zu ganzen Idyllen ausgebildeten Volkssagen, und den Landleuten wichtig bleibenden Ereignisse sind vorzüglich dem Verf. geglückt. Dergleichen Stücke verlangen aber im Zusammenhange gelesen zu werden, und zu ihrer Mittheilung fehlt es uns an Raum! Rec. muß sich daher mit Aushub eines der kürzern Lieder begnügen; und aus mehrern Ursachen wird unter diesen die Wahl wiederum schwer. Eines von denen also, die durch gehäufte Idiotisme sich dem nördlichern Deutschen nicht gar zu unverständlich machen! S. 69. das Herlein:

Und woni (wann ich) uffem Schnid-Stuhl sitz
für Basseltang, (Kurzweil, passe le tems) und Liechtspöh schnitz,
so chunnt e Herli wohlgimuth,
und frogt no frey: »Haut's Messer gut?«

Und seit mer frey no Guts Tag!
und woni lueg, (sehe) und woni sag:
»'s chönnt besser go, und Grosse Dank!«
se wird mer's Herz uf ei mol chrank.

Und uf, und furt enander no,
und woni lueg, isch's nümme do,

und

und wonn ruef: »Du Herli he!«
se gits mer scho kei Antwort meh.

Und sieder schmekt mer's Esse nit;
stell umme, was de hesch und witt,
und wenn en anders schlofe cha,
se höri alli Stunde schla.

Und was i schaff das g'rothet nit,
und alli Schritt und alli Tritt,
se chunnt mer ebe das Herli für,
und was i schwetz, isch hinterfür.

's isch wohr, es het e gsichtly gha,
s' verluegti si en Engel dra;
und 's seit mit so' me freie Muth,
so lieb und süß: »Haut 's Messer gut?«

Und Leider hani's ghört und gseh,
und sellemols und numme meh;
dört ischs an Hag und Hurst (Wald) verbey,
und witers über Stock und Stei.

Wer spöchtet mer mi Herli us,
wer zeigt mer siner Mutter Hus?
I lauf no, was i laufe cha,
wer weiß, ise triffi's doch no a!

I lauf no alli Dörfer us,
i such und frog vo Hus zu Hus,
und wärd mer nit mi Herli chund,
se wärdi ebe nümme gsund.

Die eigentlichen Lieder und kürzern Ejaculationen sind mit dem Reim ausgestattet; Erzählungen längern Athems aber größtentheils in Hexameter gefaßt; und da mag nachstehendes Bruchstück zum Pröbchen dienen, ob der oberschwäbische Hexameter mit dem plattdeutschen sich messen dürfe? Die ausgezogene Stelle macht den Schluß und zugleich die Nutzanwendung der gleich vorherstehenden und sehr rührenden Geschichte, der Carfunkel betitelt, wo ein verzweifelnder Spieler und Säufer, vom bösen Feinde verführt, damit endigt, sein braves Weib, und kurz darauf sich selbst zu ermorden. S. 67:

So verzehlt der Aetti, (Vater) und mit engbrüstigem Othem
seit jez d' Muetter: »Bisch bal ferig? Mach mer die Meidli
»nit so z' förche, s' sin doch nummen erdichteti Mährli!« —

»Jo,

»Jo, i bi jo ferbig!« erwiedert der Aetti, »bürt sit er
»mit sim Ring im Dorneghürst,« wo d' Troßle (Drosseln)
nit singe.«
Aber d' Marei seit: »O Muetter, wer wird em denn
förche!
»Denksch, i merk nit, was er meint, und was er will sage?
»Jo, der Bizli Buzli; das isch die bösi Versuchung!
»Lokt sie nit, und führt sie nit in Sünden und Elend,
»wenn e Mensch nit bete mag, und folgt nit, und schafft
nüt!
»Und der lockig Chnab isch gueti Warnig im Gwisse,
"O, i chenn mi Aetti wohl, und sini Gidanke!«

Noch einmal bedauert Rec. für keines dieser längern in Hexameter oder Jamben gebrachten Stücke hier Platz finden zu können! Gleich das erste und längste der ganzen Sammlung, die Wiese überschrieben, und in Hexametern, oder ihnen wenigstens sehr ähnlicher Versart fortrollend, enthält eine Menge trefflicher Stellen, und die des Verfassers Dichtergabe hinreichend beurkunden. Der Lauf eines in Vorderöstreich entspringenden, und bey Basel in den Rhein fallenden Waldstromes, die Wiese genannt, wird darin höchst malerisch verfolgt, der Natur manches bisher noch wenig Benutzte glücklich abgelauscht, Alles mit origineller Naivetät personifizirt, und mit überraschenden Anspielungen auf Geist und Sitten jener Thalbewohner durchwebt; die dem Sänger um so bekannter seyn konnten, da es vermuthlich seine eigene Geburtsgegend ist.

Die beyden ausgehobnen Proben wird man hoffentlich ohne sonderliche Schwierigkeit haben lesen und verstehen können. An hundert andern Stellen giebt es freylich auch solche Idiotisme, und das in ziemlicher Menge, die der Mittel- und Niederdeutsche ohne beygefügtes Glossarium schwerlich jemals enträthseln würde. An einem dergleichen Hülfsmittel nun hat Hr. H. es auch nicht fehlen lassen, und am Schlusse des Werkchens nicht nur einige hundert der abweichendsten Wörter, Namen und Redarten erklärt; sondern zugleich an ältere Glossarien und Bücher verwiesen, wo man den deutschen Sprachwurzeln und ihren Sprößlingen weiter nachgeforscht findet. Ferner enthält der Vorbericht dieß und jenes über Aussprache, Wortbiegung, und einige der auffallendsten Seiten des Dialekts; beyde indeß, Glossar sowohl als Vorbericht, scheinen doch nicht

nicht hinreichend, den mit jener Sprachweise noch gar keine Bekanntschaft gemacht habenden Leser aus aller Verlegenheit zu ziehen. Der Verfasser wird antworten, daß er für dergleichen Fremdlinge auch nicht geschrieben; wogegen sich dann nichts einwenden, noch weniger aber hier beybringen läßt, was dem Rec. unverständlich geblieben; weil nämlich andere Leser wieder auf andere Dunkelheiten stossen dürften! Genug, was Rec. sich verständlich zu machen gewußt, entschädigte durch das Vergnügen überwundner Schwierigkeit sowohl, als durch die Neuheit und Anmuth des Inhalts selbst, ihn größtentheils für die deßhalb angewandte kleine Mühe; und keinen Augenblick zweifelt er, daß jeder kordate Käufer und Leser sich in eben dem Falle befinden werde.

Die ganze Sammlung erhielt auf dem vaterländischen Boden so ungemeinen Beyfall, daß vor Ablauf des ersten Jahres bereits eine zweyte Auflage davon veranstaltet wird. Kein Wunder mithin, wenn auch andere Freunde dasiger Volkspoesie sich nach ähnlichen Versuchen in ihren Brieftaschen umsahen; oder deren neue auf's Papier warfen! Zu diesen gehört Hr. Prof. Felner zu Freyburg im Breisgau, der laut seiner in eben dem Dialekt geschriebenen Vorrede die Allemannischen Gedichte seines Landsmanns mit so inniger Theilnahme las und wieder las, daß er dem Triebe sich in gleichem Fache zu versuchen nicht länger widerstehen konnte. Daher die Aufschrift: Neue allemannische Gedichte. — Keineswegs ein unglücklicher Nachahmer! und wenn seine beynahe auf hundert Stücke sich belaufende Sammlung, was indeß kaum zu glauben, wirklich die Frucht der wenigen Monate seit Erscheinung des Urbilds ist, einer der rüstigsten und gewandtesten, die es jemals gegeben! Schon dieser kurze Zeitraum aber, so wie die Menge der hier aufgestellten Gedichte und Gedichtchen, lassen einen Mangel derjenigen Gediegenheit und Originalität vermuthen, wodurch die Arbeit des aus noch wenig besuchter Quelle schöpfenden Vorgängers sich auszuzeichnen gewußt. Beym Gegeneinanderhalten beyder Sammlungen wird diese Vermuthung bald genug zur Gewißheit; noch immer jedoch zeigt Hr. F. — selbst als Nachahmer, — so viel eignes Gefühl; und wenn es darauf ankommt, die Ansichten seines

Vorgängers zu erweitern, so gute Beobachtungsgabe und Ideenfülle, daß Dichtertalent auch ihm nicht abzusprechen ist, und ein gerechter Beyfall eben so wenig entgehen wird. Et vitula tu dignus, et hic!

Was für Gegenstände aus dem Reiche der Natur und Sitten es übrigens sind, wovon auch er seine Landsleute unterhält, kann man sich leicht vorstellen. Größtentheils glückt es ihm nicht weniger, als Hrn. Hebel, sich in die Stimmung des noch unbefangnen Naturmenschen zu versetzen; und wenn sein Versuch dem Bilderreichthum, hier und da auch wohl der Energie der Hebel'schen Darstellungen nicht gleich kommt, wird der minder gespannte Zuhörer desto leichter ihm folgen können. Beym Aushub einiger Proben, muß aus Mangel an Platz Rec. sich wieder ans Kürzere halten; obschon manches längere Stück ihn noch weit stärker anzog. Z. B. also die S. 111 der Vater an seinen Sohn überschriebne Abschiedslehre:

Nur Eis no, Hans Jörg, ob de gohsch!
Merk uf, und mach, aß mi verstohsch,
Lehr flissig, wie me Guets thue mueß;
und wenn de's glernet hesch — se thues.

Oder S. 136, die kleine Fabel, hier: Keine Fabel genannt:

Eist findt e fetti fetti Mus
e schöni, frischi, welschi Nusz,
und spißt sie fröhlig in si ni.
Do chummt e lichtes Wiseli,
und frißt des fette Museli.

Druf springt e Wolf zum Wäldli rus,
und frißt des Wisel, d' Mus, und d' Nuß.
Jez is mi Gschichtly us: was lachener?
Se machts jo hüt no menge grosse Her!

Noch öfter als sein Vorgänger hat Hr. F. seine Naivetäten durch den Reim eindringlicher zu machen gesucht, und daran gar nicht übel gethan; aber auch an den Hexameter hat er sich gewagt. Z. B. in einer nach Sittensprüchen nur selten greifenden, desto stärker hingegen durch Handlung rührenden Bauern-Idylle, die zur Aufschrift führt: Zufriedenheit versüßt das Leben. Ein endlich glücklich gewordner Hausvater erzählt darin seine Heiraths-

rathsgeschichte, bey der es manchen harten Strauß zu überstehen gegeben hatte. Hier die Stelle, wo er seine durch Noth und Gram unkenntlich gewordene Braut, oder sie vielmehr ihn, nach langer Trennung wieder findet. S. 183 u. f.:

»Je, wo chummsch de denn her« rueft »mi guldiges Clärli?—
»Je, wo bisch de denn gsi« rueft es, »mi guldige Töffel?« —
und so froge mer üs, eis s'ander; und brigge (schluchzen) vor Freude,
Bsinnig längt mi Muetter vonem Zundel und Füürstei,
und macht e Liecht. — Jo währli, do hani mi Clärli erst recht gseh.
Hans, do bini verstunnt: s'isch gsi wie der leidigi Hunger,
nüt, aß Hut und Bei, und bleich, und schwach uf de Fueße,
Und wieni si frog, so schießt em's Wasser in d' Auge.
Hunger hemmer nit kriegt; mer hätte bis morn chönne warte;
aber die Muetter het brocht e Buegli von eme Chützli,
und e Chöpfli Solat und Speck, und mit enem Ey druf. —
Stosset mer a mitem Glas, und losset eu's nummen au schmecke! —

Unter den wenigen andern reimlos gebliebnen, deren Metrik jedoch dem Bauernohr hoffentlich nicht unfaßlich wird, nimmt das in oberschwäbischen Jamben die Sammlung schliessende; über das Gebet sich aus; und der darin enthaltene Commentar über das Vater Unser sagt so viel wahrhaft Erbauliches, vernünftig als Gedachtes und herzlich Vorgetragnes, als wenigstens röm. kath. Landleute jener Gegend, von ihren Kanzeln herab nur selten wohl mögen zu hören bekommen! Sollten auch hier und da Reminiscenzen aus hochdeutscher Poesie ihm vorgeschwebt haben, verschafft der oberschwäbliche Dialekt ihnen doch am Ende einen Anstrich von Originalität. Nur ein einziges Stück findet sich einem norddeutschen Collegen nachgebildet: das Lied nämlich unsers Claudius von Goliath und David, woraus Rec. nur die beyden letzten Strophen noch abschreiben will, die dann mit dem Urbilde vergleichen mag, wer dieses bey der Hand hat! S. 139:

Er seits; und wirft em fine Stei
demitten uf si Stirn;
do keit her grossi Limmel ei,
verspritzt si bluetig Hirn.

Und David hant in gueter Rueh
de Chopf ihm au no ab dezue.

Bou nit uf dine Tresse-Huet,
nit uf de Klanker dra;
e grosses Muul es au nit thuet,
des lern vom lange Ma;
vom Chleine lern: in Gfohr und Noth
stoht Niemed by, as üser Gott!

Hr. F. ließ seine Sammlung vermuthlich bloß deshalb ohne Glossarium, weil er das vom Vorgänger der seinigen angehängte für hinreichend hielt, und in den Bücherreihen der Liebhaber gleich neben dieser zu stehen hofft; wie denn auch das Aeussere beyder einander völlig gleich ist. — Der Zufall hatte gewollt, daß Rec. die Felner'sche früher zu lesen bekam, und war in derselben auf kein Dutzend Idiotisme gestossen, die ihm ganz unverständlich blieben; aber auch im Hebel'schen Glossar fand sich von diesen keine Erklärung! Für die Mäßigung im Gebrauch solcher schwer zu errathenden Idiotisme, wird der damit noch Unbekannte Hrn. F. ohne Zweifel Dank wissen; vielleicht war eine der Nebenabsichten des Verfs. auch die: gar zu rauhe, unschmackhafte und räthselhafte Eigenheiten, selbst aus der Sprache des gemeinen Mannes nach und nach entfernen zu helfen. Werden, wie sich's erwarten läßt, beyde Sammlungen zu einem Magazin, woraus herumwandernde Liederkrödler jener Gegend fürs erste nach Belieben wählen, und in einzelnen Abdrücken wohl gar das Ganze nach und nach an den Mann bringen: so dürfen beyde Volksdichter, ausser dem Vergnügen, auch schon gebildeten Lesern einen angenehmen Zeitvertreib verschafft zu haben, sich allerdings noch mit der Hoffnung schmeicheln, auch den Geschmack und die Sittlichkeit des löblichen Landbauerstandes veredeln zu helfen. Wenn anders der leidige Nachäffertroß nicht Alles wieder verderbt, und von neuem so viel geisttleeren oberschwäbischen Schnickschnack zu Markt bringt, daß die armen Liederhändler in die alte Verlegenheit gerathen, und, wie nur allzugewöhnlich, dem Plumpesten wieder den Vorzug geben!

Was endlich die Tauglichkeit jener Mundarten zur Versifikation anlanget: so läßt eine dergleichen Untersuchung

chung unmöglich in der Kürze sich abthun. Hier also nur ein Paar der in's Ohr fallendsten Vorzüge und Nachtheile! Es ist freylich wahr, daß ein Idiom, wo z. B. statt so viel tauber und dumpfer Vokale, die unser Hochdeutsch überschwemmen, das ungleich heller und voller tönende a, i und o so häufig benutzt wird; wo man lästige Mitlauter am Ende und in der Mitte einer Legion von Partikeln und Wörtern unbedenklich wegwirft, in der Konstruktion sich's eben so leicht macht; jeden Augenblick nöthig werdende Biegungen aber, wie: gewesen, genommen, gekommen, gelassen, rc. durch Zusammenziehung in gsi, gno, cho, glo rc. einsylbig machen, und dergleichen Abkürzungen fast überall sich erlauben darf: daß ein solches Idiom Bequemlichkeiten anbietet, und nicht selten eine Lebhaftigkeit hervorbringen kann, um die der hochdeutsche Versdrechsler es beneiden möchte. Allein schon der mißliche Umstand, daß der Mitlauter k durchgängig in cha sich umstaltet, und dieser die Kehle zuschnürende, so wie der Zischlaut bisch, chasch, muesch, statt bist, kannst, mußt rc. darin dominiren, ist sehr ungünstig. Ausserdem fehlt es auch eben so wenig an wirkungslosen, und einem belebten Vortrage gar nicht zusagenden Verrenkungen und Ausdehnungen; daher muß man das den beyden in diesem Dialekt ihre Flügel versuchenden Dichtern zu ertheilende Lob auf den allerdings noch immer ehrenwerthen Vorzug einschränken, daß sie mit so regem Gefühl und einem Bilderreichthum sich darinn haben hören lassen, welche den meisten ihrer Mitbrüder im übrigen Deutschland recht sehr zu wünschen wären! — In der Felner'schen Sammlung stellt das auf ein Wiegenlied anspielende Kupferblatt eine reinliche Landmanns- oder Weberstube mit ihren Bewohnern dar, und entspricht seinem Zwecke. Die Hebel'sche ward mit 4 Melodien bereichert, die hoffentlich im Geschmacke jener Gegend komponirt sind, und deren Beurtheilung Rec. lieber Andern überlassen will. Beyde Sammlungen empfehlen sich auch durch correcten und saubern Abdruck.

Jf.

Romane.

Romantische Erzählungen von J. F. Schink. Mit 1 Kupfer. Hamburg, bey Schmidt. 1804. 362 S. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Romane sind, wie Theaterstücke, Dichtungen, die uns Scenen aus dem menschlichen Leben vormalen, wie sie vorkommen könnten; oft auch wohl, wenigstens in der Hauptsache, wirklich vorgekommen sind. Unter den Theaterstücken sucht die Oper Alles zu verschönern, und das höchste Ideal darzustellen: Musik, Dekoration und Erleuchtung entschuldigen das Dichterische bey der Oper, und machen es schön; ja sie kann, wie es die italiänischen auch sind, ganz in Versen seyn. Die übrigen Theaterstücke suchen sich hingegen mehr der Wahrheit und der Natur zu nähern, und eben dieß muß auch das Bestreben des Romans seyn. Aber wie unnatürlich sind nicht in diesen romantischen Erzählungen die häufig eingestreuten größern und kleinern Gedichte, die oft selbst einem Liebhaber der Dichtkunst, wo nicht fade vorkommen, doch, weil sie den Faden der Geschichte unterbrechen, unangenehm seyn müssen. Dieses über das Ganze; nun auch Etwas von jeder der drey Erzählungen, welche dieser Band enthält, insbesondere.

1. Dichter- und Liebes-Zauber. In dieser Erzählung sind die eingestreuten Gedichte der Natur angemessen, und man liest sie mit Vergnügen, weil sie zur Sache gehören. Das Ganze ist schön vorgetragen; nur scheint das Ende nicht sorgfältig genug bearbeitet zu seyn.

2. Gefahr der Schwärmerey. Fortsetzung des vorigen. Dieses ist ein Meisterstück einer schönen Geschichte von Proselytenmacherey, in der Alles verwebt ist, was zur Täuschung einer aufgeklärten und gebildeten, aber enthusiastischen und zu reizbaren Protestantinn zusammentreffen muß, um sie nicht zum Uebergang zur römischen Kirche, — denn darzu ließ sie sich durch nichts bereden, — sondern zu dem freywilligen Entschluß zu bringen, auf immer der Welt zu entsagen, und sich in ein Kloster zu vergraben, nachdem sie durch magische Gaukeleyen so

weit

weit gebracht worden war, daß sie von der Maria selbst berufen worden zu seyn glaubte. Durch ähnliche Täuschungen wurde sie von ihrer Geistesverirrung durch ihre Freunde und Freundinnen zurückgebracht, da sie so glücklich gewesen waren, ihren Aufenthalt zu entdecken. Klugheit und möglichste Schonung regierten alle ihre Handlungen, die von dem glücklichsten Erfolge gekrönt wurden. Die Getäuschte sich selbst glücklich schätzend, daß sie sich wieder in der vernünftigen Welt und unter dem sie liebenden Kreise befand, beglückte ihren Vetter und Schutzengel mit ihrer Hand.

3) Die Visionen sind schrecklich schön. Das Titelkupfer von Schnorr gezeichnet und von Heinr. Schmidt gestochen, ist sehr gut ausgefallen. Schade aber ist es, daß dieses Buch von so vielen, oft den Sinn entstellenden, Druckfehlern angefüllt ist.

Ha.

Weltweisheit.

Der Geist der Rechte des Menschen in seiner Anwendung auf die Bedürfnisse unsrer Zeit. Vom Verfasser *der vertraulichen Briefe* über Frankreich und Paris. Mit 1 Kupfer. Leipzig und Augsburg, bey Stage. (ohne Jahrzahl) XXII. und 223. S. 8. 1 Rℓ.

Der Verfasser unterschreibt sich am Schlusse der Vorrede, wahrscheinlich aber nur angeblich, Karl Woyda. Eben so angeblich vielleicht ist die Geschichte der Entstehung des Buches, davon die Vorrede gleichfalls Nachricht ertheilt. Indessen ist sich dabey nicht aufzuhalten, und es hätte diese Nachricht ganz wohl wegbleiben können, da das Buch keinesweges einen solchen Werth in sich hat, der die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Geburtsstätte des Buches, und auf die Art und Weise, wie es entstanden? erregen könnte. Der Verf. träumt sich die Möglichkeit eines ewigen Friedens unter den Völkern. Den Weg zu

den von ihm aufgestellten Artikeln des ewigen Friedens bahnt er sich auf diese Weise, daß er lehrt: Jede gewaltsame Revolution sey schädlich, und dennoch zeigten sich die Menschen geneigt dazu; indessen müsse doch Empfänglichkeit der Gemüther schon dazu da seyn, wenn es zum Ausbruche kommen solle; die ursprünglichen Rechte des Menschen beständen in 1) dem Rechte zu leben, oder in dem Rechte auf Alles, was die Erhaltung der animalischen Existenz verlange, sodann 2) in der Freyheit, oder in dem Rechte alles das zu thun, was ohne Eingriff in das Recht seines Mitmenschen, zur Ausübung und Aufrechthaltung des seinigen nothwendig erfordert wird; das Recht des Stärkern höre im gesellschaftlichen Zustande auf; der Mangel an Lebensmitteln habe die Menschen gezwungen, sich zur Erhaltung derselben zu vereinigen; zur Bezähmung der Leidenschaften sey der Glaube an Gott aufgefunden, und durch die großen Naturerscheinungen unterstützt worden; so sey Staat und Religion aufgekommen; das höchste Princip der Moral sey, Niemanden etwas zu thun, wovon wir nicht wünschen, daß es uns geschehe; als der Mensch angefangen, Mangel zu leiden, habe er gesucht, sich den Besitz des Nöthigen und mithin Eigenthum zu verschaffen; der Mensch fordere 1) Respekt für sein Leben und seine Freyheit, 2) Erhaltung und Schonung seines Eigenthums, 3) Schutz bey Herbeyschaffung der die Rechte anderer nicht beeinträchtigenden Mittel zur Sicherstellung seiner physischen und moralischen Existenz; das Menschengeschlecht befinde sich übrigens nicht in dem besten Zustande, die Menschen litten alle mehr oder weniger an einer eingebildeten Krankheit, und seyen unheilbar; die Religion sey dem Staate nothwendig, und es könne keiner ohne sie gebildet werden; die beste Religion sey diejenige, welche auf den großen Haufen den lebhaftesten Eindruck mache, und dazu diene Alles, was auf die Sinne mächtig wirke; die Monarchie sey die älteste, dauerhafteste und kräftigste Staatsverfassung; die beste sey jedoch die bestehende, und wenn sie auch noch so fehlerhaft wäre: so seyen ihre Nachtheile doch keinesweges mit denen einer Revolution und der daraus nothwendig erscheinenden Anarchie zu vergleichen; das Gesetz müsse gerecht seyn; der Regierung komme durchaus das Recht zu, die Grenzen der Preßfreyheit zu bestimmen; die bürgerliche

liche Gleichheit bestehe in der Gleichheit vor dem Gesetz, auf diese folge die Gleichheit des Verdienstes und der Talente; die Staatslasten beständen in der Vertheidigung des Landes und in den Abgaben, die zur Kostenbestreitung für die Mittel des Staates erforderlich seyen; der Verbrecher sey zu bestrafen, aber Todesstrafen und körperliche Strafen seyen zu verwerfen; ein ewiger Friede sey nicht nur möglich, sondern jetzt (1799) sey der günstigste Moment zu dessen Verwirklichung, unsere heutigen Regenten seyen keine gewöhnlichen Menschen, sie strebten nach dem Wahren und Guten. Und nun entwirft der Verf. sechs Artikel, die sollen den ewigen Frieden der Menschheit gewähren. Der Leser wird aus der kurzen Anzeige beurtheilen können, daß hier keine Ausbeute für neue Gedanken und Ansichten; wohl aber manche irrige und schädliche Vorstellungen zu erlangen sind. Ob es dem Verf. wohl wirklich Ernst und Ueberzeugung gewesen ist, daß er dem menschlichen Geschlecht mit seinen sechs Artikeln den ewigen Frieden geben könne? Wenigstens muß der Verf. die von ihm selbst aufgestellte Behauptung, daß alle Menschen an einer eingebildeten Krankheit (und diese muß doch wohl moralischer Art seyn,) litten, und daß sie unheilbar seyen, vergessen gehabt haben. Diese unheilbaren Krankheiten möchten nun aber wohl die Leidenschaften seyn, um deren Bezähmung willen, nach dem Verf., schon der liebe Gott erfunden worden ist; wenn nun aber die Gottheit, die sich doch durch Donner und Blitz ankündigte, die Leidenschaften der Menschen nicht zum Schweigen zu bringen vermochte, werden dieses nun wohl die sechs Artikel des Verfs. vermögen? Der Mensch müßte zuförderst seine Sinnlichkeit ausziehen, und nur der Sittlichkeit gehorchen, um des ewigen Friedens fähig zu seyn; allein würde er dann noch ein Mensch seyn, und würde er dann noch Friedensartikel nöthig haben? Man muß wirklich lächeln, wenn man liest, wie gewiß der Verf. seiner Sache ist. Seine beyden ersten Artikel sind ihm die wichtigsten, von denen er behauptet, daß, wenn diese allgemeinen Beyfall gefunden, es für die übrigen vier Artikel keine große Schwierigkeit mehr geben werde. Diese beyden Artikel lauten also: 1) »Die zum ewigen Frieden verbundenen »Mächte leisten für sich und ihre Nachfolger auf alle zu »machende Eroberungen Verzicht, und entsagen allen An»sprüchen, welche sie auf Länder haben können, in deren

»Besitz sie sich gegenwärtig nicht befinden. 2) Die im »Friedenstraktate festgesetzten Gränzen sollen allen zum ewi»gen Frieden verbundenen Mächten heilig seyn, und von »ihnen jederzeit respektirt werden. Sie dürfen auf keinem »Falle und unter keinem Vorwande durch die Waffen und »ohne Bewilligung der Bundsgenossen erweitert oder aus»gedehnt werden.« Wenn der Verf. die zwischen den europäischen Staaten abgeschlossenen Friedensartikel gelesen hat: so kann ihm nicht entgangen seyn, daß ähnliche Zusicherungen schon lange gethan, und Friede und Ruhe auf ewige Zeiten versprochen worden. Frankreich hat in der frühern Konstitution selbst aller Eroberung neuer Länder entsagt. Aber wie dieses Alles befolgt worden ist, weist die Geschichte nach; und warum es nicht besser befolgt worden ist, weisen die Leidenschaften der Menschen nach.

Tm.

Geron und Palämon, oder Gespräche zweyer Greise über die Gewißheit ihrer Hoffnungen auf Jenseits, von M. K. H. Sintenis, Direktor emeritus des Zittauer Gymnasiums. Zerbst, bey Kramer. 1803. 344 S. 8. 1 Rk.

Ein Seitenstück zu des Verfs. Theophron. Wer diesen kennt, erwartet auch sogleich, daß das bekannte Raisonnement der kritischen Philosophen zur Bestätigung des Glaubens an Unsterblichkeit hier wiederkehren werde. »Da wir — so läßt der Verf. S. 63. seinen Geron, Palämons Mentor, in einem ziemlich ungelenksamen Tone behaupten — »an »allen den Beweisen, welche wir ehedem für diese Lehre »wußten, und welche du gewiß bey deinen Weisen gele»sen hast — Nichts hatten, was uns hinreichende Befrie»digung hätte einflößen können; da dieses (kritische) Sy»stem hingegen uns Gründe für dieselbe in unserm Innern »oder in dem Bewußtseyn unsers Wesens entdeckt hat: »so ist es auch unter allen philosophischen Moralsystemen »die einzige Quelle, aus welcher wir Trost und Beruhi»gung schöpfen können. Ich wenigstens, mein Palämon, »verdanke ihm Alles, womit ich dem Tode das Schreckbare

»be-

»benehmen kann. Mir ist es der Stab, mit welchem ich »den noch kleinen Theil meines Weges zum Grabe vollen»den will.« Wer mag ihm diesen Stab mißgönnen? Wer ihm denselben zu entreissen suchen? Genug, daß er dem Wankenden zur Stütze dient! Aber billig sollte er doch seinen Stab nicht für den einzig festen, noch weniger für den einzig möglichen halten. Er widerspricht alsdann sogar sich selbst. »Ein Mensch, welcher seinen Blick mit Auf»merksamkeit auf sich selbst richtet, in welchem die innere »Welt oder das Bewußtseyn des ewigen Vernunftgesetzes »und der Freyheit deutlich und lebhaft geworden ist, und »welcher nicht mehr unter der Vormundschaft des Sichtba»ren, des Glücks und der Erfahrung steht, braucht nicht »einmal sogenannte Gründe für seinen Glauben an Unsterb»lichkeit. Sein Geist hebt sich von selbst über die Gränzen »der Erscheinungswelt, weil sie seinem Streben, seinem »Triebe nach Tugend und Glückseligkeit nicht Genüge thut. »Er sieht es von selbst ein, daß sein Ziel weit über die »Erfahrung hinausgehen müsse, und daß der Mensch »für so wenige Jahre des Hierseyns unmöglich das Höch»ste seines Strebens (?) seyn könne. Er zerbricht also »die Schranken des Sichtbaren, und erhebt sich über »das Vergängliche und Begreifliche zu der Gewißheit »des Ewigen und Unbegreiflichen durch den Glauben!! »Dieser ist das einzige Unterpfand seiner Hoffnung, ein »unmittelbar in ihm selbst und durch sein Innerstes hervor»gebrachtes Unterpfand.« (S. 279. f.) Was hier zu einer schärferen Analyse veranlassen könnte, möge übersehen werden. Aber solcher Menschen, die diesen Glauben hatten, gab es doch wohl schon tausende, ehe noch das Kantische Moralsystem erscheinen, und enthusiastische Freunde finden konnte. Und wenn es nicht einmal eigentlicher Gründe für diesen Glauben bedarf: so ist es zu verwundern, wie der ehrliche Greis in jenem Systeme dennoch die einzige Quelle des Trostes und des Muths gegen die Schrecken des Todes entdeckt haben kann.

Uebrigens befriedigt diese Schrift im Ganzen allerdings mehr, als Theophron. Nach dem ersten Gespräche, welches anstatt der Einleitung dient, (S. 23—74.) unterhalten sich die beyden Greise 1) von ihrer Hoffnung auf ewige Fortdauer mit Bewußtseyn der Persönlichkeit über-

überhaupt. (S. 75—127.) Dieses Gespräch ist vorzüglich gehaltreich, und wird besonders auch durch die Rücksicht auf mehrere Hypothesen, den Zustand der abgeschiedenen Seelen betreffend, interessant. 3) Hoffnung auf immer höhere Kenntnisse zu immer höhern Geschäfften. (S. 128—186.) Nach Gerons Meinung (S. 142.) sind unsere sittlichen und religiösen, unsere physischen und mathematischen Kenntnisse, denen er nachher (S. 148.) noch die philosophischen zugesellt, die wahren Vorkenntnisse für die Ewigkeit. Damit aber können und werden wohl die wenigsten Menschen übereinstimmen. Es hätte vorzüglich nur der formale Nutzen aller Kenntnisse herausgehoben werden sollen. (Vgl. S. 150.) Dadurch allein wird die Ungleichheit der Menschen in dieser Hinsicht wieder ausgeglichen. Auf den Stoff, womit der Geist sich beschäfftigt, kommt hier weniger an, als darauf, ob er selbst bey dieser Beschäfftigung an innerer Kraft gewonnen habe, ob sein Blick dadurch geschärft, seine Vernunft entwickelt und ausgebildet worden sey. Und da hat vielleicht ein Leibnitz vor einem Kleinjogg nicht viel voraus.— 4) Hoffnung auf immer leichtere Fortschritte in der Tugend und Glückseligkeit. (S. 187—206.) Diese Hoffnung wird auf die Erhöhung, Verfeinerung, Berichtigung und Erweiterung unserer Kenntnisse, auf die verminderte Stärke der Sinnlichkeit, und auf die Macht des Beyspiels der höhern Geister gegründet, zu deren Gesellschaft wir einst stuffenweise emporsteigen werden. Höhere geistige Glückseligkeit steht damit in Verbindung. Sinnliche Glückseligkeit aber, meint der Verf., müsse in jeder Periode der Ewigkeit unvollkommen bleiben, weil endliche Geister in jeder Periode Mängel und Bedürfnisse fühlen würden. S. 201. f. findet sich ein offenbarer Widerspruch. »Hast du mir nicht immer zu verstehen gegeben, fragt Palämon, daß die Schlüße ganz ungültig wären, die wir »von der Wirklichkeit der Welt, in welcher uns die weiseste und gütigste Ordnung einleuchtet, und in welcher »wir unser Daseyn und unser Vernunftvermögen und »durch die Vernunft unser Gesetz der Gerechtigkeit und »Güte ohne unser Zuthun erhielten, auf einen weisen, »gütigen, gerechten und allmächtigen Urheber machen — »weil wir den Grund der Wirklichkeit der Welt und der »Menschen nicht in der Welt, sondern vielmehr allein in

»wei-

»einem unendlich vollkommenen Geiste finden können? Bist »du nicht jetzt auch immer noch dieser Meinung zuge»than? — Und Geron antwortet: Ja, von ganzem »Herzen!« — 5) Hoffnung auf die Wiedervereinigung verwandter Seelen. (S. 237 — 276.) Die Gründe, welche für diese Hoffnung angegeben werden, sind sehr schwach, und zum Theil ließe sich wohl das Gegentheil aus ihnen deduciren. S. 255 vermißt man wieder Zusammenhang. »Bedenke doch, heißt es, daß wir »in allen Perioden der Ewigkeit, je höher wir aufsteigen, »neue Freunde, immer ehrenvollere Verbindungen antref»fen werden. Würden wir also nicht auch alsdann die frü»hern Freunde und Verbindungen, die wir in einer niedri»gern Periode gehabt hätten, bey unserm Eintritt in eine »höhere vergessen können, wenn wir nach unserm Ueber»gange in die Ewigkeit unserer Erdenfreunde nicht mehr »eingedenk seyn könnten? Würde dann nicht immer auch »jenseit des Grabes schmerzhafte Trennung seyn, wenn kein »Wiederfinden, kein Vorangehen, kein Nachkommen Statt »finden sollte? Würde diese Trennung nicht immer desto »schmerzhafter (?) werden, je brennender und zärtlicher »unsere Freundschaft und Liebe zu immer vollkommenern »und liebenswürdigern Freunden geworden wäre?« Befremdend ist es, daß Geron, der doch bey seinen Aussichten in die Ewigkeit meist kaltblütig raisonnirt, zuweilen (wie S. 259. f.) auch phantasiren kann. — 6) Hauptgründe für die Gewißheit aller dieser Hoffnungen. (S. 277—344.) Diese Gründe sind ihrer wesentlichen Bedeutung nach dieselben, die man auch sonst aus der Perfektibilität unserer intellektuellen und moralischen Natur, und aus dem Begriffe einer nothwendigen Harmonie zwischen Tugend und Glückseligkeit herzuleiten pflegte. Auch hier indeß fehlt es wieder nicht an einzelnen Widersprüchen. »Du ver»wechselst, sagt Geron, (S. 298.) zwey Begriffe mit ein»ander, nämlich den Begriff des Strebens nach Glückselig»keit, und den Begriff der im Wesen der Tugend und des »Lasters gegründeten, und zwar unbeabsichtigten Folgen. »Jenes darf freylich niemals die Triebfeder unsers Wollens »und Handelns werden; diese können aber doch auch nicht »von ihren Ursachen getrennet werden. Die Tugend muß »ihrem Wesen gemäß, mit Glück, und das Laster muß »ebenfalls seinem Wesen gemäß, mit Unglück verbunden

»seyn

»seyn, und indem wir beyde nennen, nennen wir auch »die Urquellen des Glücks und Unglücks.« Nachher aber (S. 310.) fragt er wieder: »Wie kann deine Tugend der »Natur gebieten, welche ihre eigenen, von der Sittlich»keit ganz verschiedenen Gesetze hat? — Liegt Wunsch »und Erfüllung, That und Erfolg in deinem Willen, daß »du es ihm zuschreiben könntest, wenn beydes mit ein»ander verknüpft ist? — Würde also die Tugend, die »hier so oft entbehren und leiden muß, weil ihr äusseres »Schicksal nicht immer von ihr abhängt, nicht auf ewig, »was ihr äußeres Glück betrifft, verzweifeln müssen, wenn »es keinen moralischen Schöpfer, Regierer und Richter »gäbe, welcher der Natur die Gesetze vorgeschrieben hat, »nach denen sie doch endlich mit der Tugend und deinem »Triebe nach Glückseligkeit harmoniren muß?« (Vergl. S. 226. ff.)

Doch — schon genug! Es giebt auch beyfallswürdige Partieen dieser Schrift, und wer hier nicht etwa durchgängige Bündigkeit der Ideenfolge, sondern nur einzelne vernunftmäßige Ansichten des künftigen Lebens suchet, dem läßt sie sich immer noch mit Recht empfehlen. Daß aber die Kunst, zu dialogisiren, dem Verf. fremd sey, verrathen schon die ausgezogenen Stellen.

Sw.

Ueber das Alter der Philosophie und des Begriffs von derselben. Oder: Untersuchung, ob und in wiefern die Meinung derjenigen gegründet ist, welche dafür halten, daß man erst in unsern Zeiten zu wahrer Philosophie und einem vollständigen Begriffe von wahrer Philosophie gelangt sey. Von Börge Riisbrigh, ord. öffentl. Lehrer der Philos. auf der Universität zu Kopenhagen ꝛc. Aus dem Dänischen übertragen von J. Ambr. Markussen. Kopenhagen, bey Schubbothe. 1803. 145 S. 8. 10 ℛ.

Wir dürfen uns zwar, den Gesetzen unsers Instituts gemäß, auf diese Schrift, als auf ein ausländisches Produkt, mit

mit keiner genauern Ausführlichkeit einlassen; doch können wir auch nicht umhin, sie um ihres vernünftigen Inhalts willen unsern Lesern zu empfehlen. Diese werden an dem Verf. einen sehr hell denkenden ruhigen Mann von einer billigen und nüchternen Denkart finden, und sich gern einige Augenblicke in seinem Umgang verweilen; aber auch ohne Zweifel ihm ihren Beyfall nicht versagen, wenn er die kindisch-alberne Behauptung, als ob es vor Kant noch keine wahre Philosophie in der Welt gegeben, ja als ob man vor ihm nicht einmal einen Begriff von ihr gehabt hätte, in ihrer ganzen Blösse aufdeckt. Er giebt allenfalls zu, daß die Philosophie in ihrem sogenannten reinen Theil durch Kants Lehre von den ursprünglichen subjektiven Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes in uns, wenn es damit seine vollkommene Richtigkeit habe, um etwas verbessert und berichtigt worden sey, indem man jetzt den Ursprung und die Beschaffenheit unserer Vorerfahrungs-Erkenntniß deutlicher und bestimmter einsehe, als vorher. Allein ausser dem, daß diese Kantische Entdeckung noch nicht über allen Zweifel erhaben sey, und daß auch schon Plato und Descartes und Leibniz eine reine Philosophie gehabt haben: so würde es sehr ungerecht und sehr schädlich seyn, die sogenannte empirische Philosophie für keine wahre des Namens würdige Philosophie zu erkennen; werde sie aber dafür erkannt, und mit Recht dafür erkannt, weil sie dem uralten Begriffe der Philosophie, als einer wahren und wissenschaftlichen Erkenntniß wichtiger und nützlicher Dinge, wenigstens in ihrer Art vollkommen entspreche: so sey schon seit den allerältesten Weisen Griechenlands eine wahre brauchbare Philosophie und ein richtiger Begriff von ihr in der Welt gewesen.

Gm.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Isidori Hispalensis Historia Gothorum, Vandalorum, Suevorum, quam Praeside *Christiano Friderico Roesler*, Prof. Historiarum Publ. Ordin. Fac.

Fac. Philos. p. t. Decano, pro gradu Magisterii m. Septembri A. 1803. publicae disputationi subiiciunt — nun folgen die Namen von 8 Candidaten der Magisterwürde. Tubingae, litteris Schrammianis. 58 S. 4.

Freylich nur eine akademische Disputation; aber von einer Art, wie ihrer gar wenige in diesem Fache gehalten werden; und desto mehr einer Auszeichnung werth. Hr. Prof. R., von dem wir schon mehrere schöne historische Untersuchungen über ältere Zeiten gelesen haben, giebt uns hier die erste kritische Ausgabe von Isidors bekannter und schätzbarer Schrift. Sie hat das Schicksal anderer berühmter Chroniken des Mittelalters gehabt, von den Abschreibern bald aus dieser, bald aus einer andern Ursache, zusammengezogen und epitomirt zu werden. Daher sind auch die neuern Abdrücke derselben vollständiger oder kürzer gerathen, je nachdem ihren Herausgebern eine Handschrift von einer der beyden Classen in die Hände gefallen war. Von vollständigern Ausgaben nennt Hr. R. fünf, darunter die erste zu Madrit 1597. Fol.; die letzte in Florez Hisp. sacr. T. VI. Madrit. 1773. 4. erschien, wo zwar eine neue Recension des Buchs in sofern geliefert wurde, daß zu dem Madriter Texte Verbesserungen und Zusätze, auch verschiedene Lesearten aus den Ausgaben des Grotius und Labbe kamen; aber die alte Recension des Buchs beym Lucas Tudensis (oder zu Tuy in Gallizien), die doch zur Vollständigkeit des Textes unentbehrlich ist, hat Fl. nicht benutzt. Unser deutscher Gelehrter hat dieses und noch mehr gethan. Er hat sich zur Aufklärung des Textes zwey anderer alter Chroniken bedient, davon die eine dem Julianus von Toledo zugeschrieben wird, auch wohl die Chronik des Wulsa heißt; die andere der Chronik des Victor von Tunnunum in Schotts Hisp. illustr. T. IV. an die Seite gestellt ist. Denn jene stellt einen chronologischen Auszug aus Isidors Schrift vor; diese aber enthält Einiges, was derselben mehr Licht giebt. Unter dem Texte stehen theils kritische Bemerkungen über die Var. Lect., theils erläuternde Anmerkungen aus andern Schriftstellern des Mittelalters gezogen. Wir wünschen, daß Hr. R. auch mancher schätzbaren deutschen Chronik des Mittelalters eine solche Bearbeitung schenken möge.

Wn.

Intel

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Der Herr Prediger Dapp in Klein-Schönebeck bey Berlin, welcher schon seit vielen Jahren durch sein Predigtbuch für christliche Landleute zur nützlichen Andacht und zum Vorlesen in den Kirchen, auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, sich um die Landprediger und um die Landleute verdient gemacht hat, hat seit dem Jahre 1793, sechs Jahrgänge kurzer Predigten und Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien, nebst einem Anhange von Kasualpredigten und Reden, besonders für Landleute und Landprediger, in meinem Verlage herausgegeben. Da dieses Werk mit dem sechsten Jahrgange (wovon die letzte Abtheilung in der Ostermesse 1805. herauskommt) geschlossen werden soll: so will derselbe, statt dessen, in meinem Verlage, ein

> Gemeinnütziges Magazin für Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten, welche letztere gewöhnlich auch Ackerwirthschaft haben,

herausgeben, wovon die erste Abtheilung in der Ostermesse d. J. 1805 erscheinen wird. Sein Plan, welcher nach Umständen allenfalls auch erweitert werden könnte, soll in fünf Abschnitten folgende Gegenstände umfassen:

1. Entwürfe, fürs erste über die epistolischen Perikopen, nach der Ordnung der Sonn- und Festtage des ganzen Jahres; in Zukunft, wenn das Journal Beyfall findet, auch über die evangelischen Perikopen. Besonders wenn in

der neuen preußischen Liturgie mehrere evangelische und epistolische Abschnitte vorgeschrieben werden sollten. Hiernächst auch Entwürfe über freye Texte bey besondern Veranlassungen.

2. Ueber das Landschulwesen in seinem ganzen Umfange, z. B. Katechisationen, Nachrichten, Vorschläge ꝛc.

3. Ueber liturgische Gegenstände. Nicht sowohl Formulare, woran es nicht mehr fehlt, ganz specielle Fälle und vorzüglich brauchbare Ausarbeitungen ausgenommen; sondern Reflexionen über Umfang, Absicht und Gebrauch der Liturgie, um kirchliche Handlungen in ihrem richtigen Gesichtspunkte darzustellen, und ihre Zweckmäßigkeit zu befördern.

4. Betrachtungen, Nachrichten und Vorschläge über Prediger-Acker- und Hauswirthschaft, eigene Bestellung, mancherley Arten der Verpachtungen, gute oder schlechte Mittel zu ökonomischen Verbesserungen, ꝛc.

5. Fruchtbare Betrachtungen, Nachrichten, Anekdoten über den Landpredigerstand, Amtsführung und Amtsklugheit desselben, Hindernisse und Beförderungsmittel seiner Wirksamkeit, zu beobachtende Vorsicht in seinem häuslichen und öffentlichen Betragen, im Umgang mit Vornehmern, Seinesgleichen, Geringern ꝛc. zur Belehrung, Warnung und Aufmunterung; wie auch über Denkungsart, Sitten, Lebensweise und Gewohnheiten des Landvolks, in wiefern dieß zur Kenntniß des Landpredigers gehört, ꝛc.

Jeder Band soll aus drey Abtheilungen in gr. 8. bestehen, welche, jedoch zu unbestimmten Zeiten, auf einander folgen werden. Jeder Band wird ungefähr an Bogen so stark werden, als ein Band der kurzen Predigten des Herrn Herausgebers, und auch denselben Preis haben.

Beyträge, unter der Voraussetzung, daß man dem Herrn Herausgeber die Erlaubniß ertheile, sie nach seiner Ansicht zu beurtheilen, ob sie sich zur Einrückung qualificiren oder nicht, werden mit Dank angenommen. Sie können entweder an den Herrn Herausgeber in Klein-Schönbeck bey Berlin, oder auch an mich, den Verleger, jedoch nicht anders als postfrey, gesendet werden.

Um den Herren Predigern auf dem Lande oder in Städten den Ankauf dieses gemeinnützigen Magazins zu erleichtern, wird, wer sechs Exemplarien sammelt, und das Geld postfrey einsendet, das siebente Exemplar gratis erhalten.

Berlin, den 28sten Julius 1804.

Fr. Nicolai.

Zu Ostern 1805 wird ein interessantes Werk in 4 Theilen gr. 8. mit latein. Lettern über 8 Alphabete stark, welches der ungenannte Verfasser aus Bescheidenheit nur einen Versuch der preußischen Statistik nennt, auf Pränumeration herauskommen. Diese ist bis Weihnachten offen, und beträgt den geringen Preis von 3 Thlr. 21 Gr., nachher aber wohl noch einmal soviel für jedes Exemplar, (auf 10 wird 1 zugegeben). Der Justizrath Cunow zu Stendal in der Altmark Brandenburg, will die Pränumeration gegen seine Quittung annehmen, und demnächst den namentlichen Vordruck der Pränumeranten nebst dem Zusenden der vorausbezahlten Exemplare besorgen.

Genius des Christenthums, oder Schönheiten der christlichen Religion, von Franz August Chateaubriand. Aus dem Französischen übersetzt, und mit berichtigenden Anmerkungen begleitet von Doktor Karl Venturini. Münster, bey Peter Waldeck. 4 Theile. 5 Thlr.

Dieses Werk, wovon der berühmte Verfasser sagt, es sey das Resultat der Geistesbemühungen seines ganzen Lebens, ist als solches unendlich mehr, als der Titel vermuthen läßt. Es enthält außer dem, was das Christenthum ausmacht, oder doch zunächst sich darauf bezieht (Dogmen, Lehre und Kultus), höchst interessante Reflexionen und Betrachtungen über die Literatur, insbesondere über Werke der Poesie und Beredtsamkeit, über Philosophie und Geschichte, über bildende und andre schöne Künste, so wie über die physische und moralische Natur; über das alles, in sofern

sich der Genius des Christenthums darin offenbart. Daher findet man unter andern auch hier des Verfassers Nachforschungen über die Sitten der amerikanischen Wilden, und so als Episode die reizende Geschichte der Atala, oder der Liebe zweyer Wilden in der Wüste; und zwar in einem ganz andern, schönern Gewande, als die Cramersche Uebersetzung ist. Näher kann in dieser kurzen Anzeige der reiche Inhalt, eben seiner Reichhaltigkeit wegen, nicht angegeben werden. So gewiß aber derselbe für jede Klasse von Lesern hohes Interesse hat: so gewiß wird man seine Erwartung von diesem Werke, sowohl was den Stoff, als was die Behandlung angeht, weit übertroffen finden. Die Anmerkungen geben der schönen Kopie einen bedeutenden Vorzug vor dem Originale.

Halem's Schriften. 1ster und 2ter Band.

Auch unter dem Titel:

Prosaische Schriften, von G. A. von Halem. 1ster und 2ter Band. (Mit einem Titelkupfer und einer Vignette nach Zeichnungen von Ramberg. Münster, bey Peter Waldeck. 1804. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Der erste Band enthält, nebst einer Einleitung über den Rittergeist des Mittelalters und die Troubadours, Erzählungen aus dem Mittelalter: Französische, Englische, Spanische, Deutsche, und außer diesen noch vermischte Geschichten; in welchen allen sich das historische Interesse mit dem ästhetischen auf eine solche Art vereinigt, daß eins das andere erhöhet. Der zweyte Band enthält neugriechische Erzählungen, (Paramythen) und Idyllen, dabey einen Aufsatz über die Eleusinischen Geheimnisse, und ein mythologisches Gespräch. Die Paramythen sind Blüthen aus Trümmern der Vorzeit, originelle Darstellungen kleiner Scenen aus dem neuen Griechenlande, die, besonders durch die liebliche Verschmelzung althellenischer und neuosmanischen Geistes, für jeden Leser von Phantasie und Gefühl etwas ungemein Anziehendes haben. Die Idyllen sind im Geiste und in der Manier des Longus, zum Theil nach demselben: zarte Dichtungen in ächt griechischem Gewande. Alles zusammen kann mit Recht eine Bereicherung unsrer Literatur genannt werden, die an Prosa, welche durch

griechische Simplicität und klassische Korrektheit, wie diese sich empfiehlt, in der That beynahe so arm, als an prosaischem Bombast reich ist.

Leben Peters des Großen, von G. A. von Halem. 1ster und 2ter Band. gr. 8. Münster, bey Peter Waldeck. 1804. Velinpap. 7 Thlr. Schreibpap. 3 Thlr. 20 Gr.

Mit Recht, heißt es in der Einleitung, sage ein großer Schriftsteller (Voltaire): nach der Entdeckung von Amerika habe die Geschichte keine größere Begebenheit, als die sittlich-politische Umbildung Rußlands. Eben so richtig bemerkt der Verfasser: eine Biographie Peters des Großen sey mehr, als bey irgend einem andern Regenten, die zeitige Geschichte seines Reichs; „denn, was in Rußland gewirkt ward, geschah durch ihn, den Selbstherrscher, in der vollsten Bedeutung des Worts." Besser kann wohl die Wichtigkeit dieses Werkes nicht angedeutet werden, welches schon als Biographie eines der größten Monarchen, die es in der Universalgeschichte giebt, an und für sich äußerst interessant ist. So viel auch über Peter den Großen ist geschrieben worden: so haben wir doch nichts, was sich mit dieser vergleichen ließe; indem der Verfasser (wie der Vorbericht ausweiset) überall aus den besten, den Deutschen bis jetzt zugänglichen Quellen geschöpft, und alles aufs fleißigste benutzt hat, ein eben so treues als schönes historisches Gemälde zu liefern.

Uebrigens bedarf diese Schrift um so weniger Empfehlung, da die öffentliche Kritik bereits über den Werth derselben entschieden hat, und da auch schon der Name des geistreichen Verfassers nichts Gemeines erwarten läßt. Sie ist mit neuen Ungerschen Typen gedruckt, und mit dem Bildnisse Peters I. und einigen Vignetten von Holz geziert.

Fortsetzung des von Dr. Scherer herausgegebenen Schriftforschers.

Den Freunden der biblischen Literatur und Religionswissenschaft machen wir hiermit bekannt, daß der von Dr.

Scherer herausgegebene Schriftforscher zur Beförderung eines gründlichen Bibelstudiums und Verbreitung der reinen verschönernden Religion, mit dem zweyten Bande in unserm Verlage erscheint. Die Aufmerksamkeit, welche der erste Band auf sich zog, wird auch die Fortsetzung erhalten dürfen, da unsere vorzüglichsten Theologen, Ballenstädt, Backhaus, Böhme, Cannabich, Hartmann, Hezel, Horst, Justi, Palmer, Ritter, Thurn, u. a. ferner Mitarbeiter an dem Magazine bleiben, dem der Herausgeber seine ganze bekannte literärische Sorgfalt widmet. Das unter der Presse sich befindende erste Stück des zweyten Bandes, beginnt mit einer interessanten Abhandlung von Cannabich: Beleuchtung einiger Stellen des Neuen Testaments, deren religiöse Forderungen überspannt zu seyn scheinen; und gehörige Würdigung dieser Forderungen.

Altenburg, im August 1804.

Schnuphasische Buchhandlung.

So eben ist an alle Buchhandlungen versendet worden: (Pr. 12 Gr.)

Das Dorf Familienruh, in dem ferner keine Klagen über schlechtes Gesinde gehört werden; oder Anweisung, wie das Gesinde durch die Herrschaften verbessert werden könnte, diesen in Dorf und Stadt gewidmet, vom Pastor Winkler, dem Verfasser der mit allgemeinem Beyfall aufgenommenen Schrift: Nothwehr gegen den Dieb, oder Büchlein, aus welchem zu lernen ist, wie man sich gegen Diebe verwahren solle. 6 Gr. Ladenpreis, 4 Gr. sächs. Netto.

Man kann mit Recht hoffen, daß erstere Schrift den nämlichen Beyfall wie letztere erhalten werde.

Altenburg, im August 1804.

Schnuphasische Buchhandlung.

Zu allen Buchhandlungen ist zu haben:

Kants Todtenfeyer, von Friedrich August Christian Mörlin, Professor am Friedrichs-Gymnasium zu Altenburg. Druckpap. 10 Gr. Schreibepap. 12 Gr. Englischpap. 16 Gr. Auf dem schönsten Velinpap. 21 Gr.

Die Dichtkunst kann den Namen des verewigten weisen Greises nicht nennen, um über seinen Tod zu klagen; denn er ist nicht zu früh für sein Werk gestorben, und lebt in seinem Werke fort. Sie wird vielmehr in der Erinnerung an das, was Kant als Mensch und als Gelehrter war, und in den Ideen, die seiner Philosophie eigen sind, würdige Gegenstände der Bearbeitung finden, und einen Kranz von Blüthen, die auf ihrem Gebiete sproßten, nicht als einen Schmuck, sondern als ein Opfer dankbarer Liebe auf den Altar legen, den die Kulturgeschichte des menschlichen Geschlechtes den Manen des Philosophen von Königsberg weihet.

Genug über den Zweck einer Schrift, die durch Besorgung der unterzeichneten Verlagshandlung in einem würdigen Gewande erscheinet.

Altenburg, im August 1804.

Schnuphasische Buchhandlung.

In der Schrift des nämlichen Verfassers:

Briefe über die Nachbildung der griechischen Tragödie, u. s. w.

stehet in der Anzeige der Druckfehler

Aidonius statt Aidoneus.

Einige andere nicht angegebene Druckfehler wird der Leser selbst leicht bemerken.

Bey Huber und Kompagnie in St. Gallen, wird nächstens die Presse verlassen:

Egidius Tschudi von Glarus Leben und Schriften nach dessen eigenen Handschriften diplomatisch verfaßt,

fasse und mit Urkunden belegt, von Ildephons Fuchs, ehemaligem Archivar des Klosters Rheinau in der Schweiz.

Tschudi ist der Großvater der so reichhaltigen Schweizergeschichte, von welchem selbst der helvetische Geschichtschreiber J. Müller sagt: „Er ist nicht der einzige, aber „seit beynahe dreyhundert Jahren noch immer der beste, „treueste, gelehrteste und vorsichtigste, der alle ältern und „neuern Geschichtschreiber seines Landes hinter sich gelassen.“ Ungefähr 150 seiner Schriften werden hier recensirt, und zum Theil auszugsweise geliefert. Seine historischen Werke umfassen erstens fast alle Zeiten der Schweizerischen Länder, und zweytens jene der benachbarten Schwaben, Baiern, Oesterreich, Tyrol, Italien, und das ganze alte Gallien. Schwerlich wird man einen Schriftsteller finden, der die alte und mittlere Geschichte Deutschlands mit mehr Würde beleuchtet; schwerlich einen Mann seines Zeitalters, der mit so reichhaltigen Kenntnissen des Alterthums und der Diplomatik ausgerüstet war, als unser Tschudi.

Geographie, Geschichte, Topographie, Gottesgelahrtheit, Numismatik und Musik, sind die Gegenstände, über welche er vorzüglich schrieb, und welche hier recensirt werden. Der erste Theil enthält seine Lebens- und Zeitgeschichte, der zweyte seine kostbaren Schriften. Die alte und mittlere Geschichte Deutschlands muß ohne weiters aus dieser Arbeit ein neues Licht schöpfen, und das gelehrte Publikum die vieljährige Mühe des Verfassers mit Beyfall lohnen.

Nächstens erscheint bey uns:

Accurata codicum graecorum Mss. bibliothecarum mosquensium sanctissimae synodi notitia et recensio: annuente et favente *Alexandro primo*, augustissimo et potentissimo Rossorum Imperatore et autocratore, principe litterarum amantissimo et beneficentissimo, edita a Christiano Frider. de Matthaei. II Tomi. 8 maj.

Wir glauben diese Anzeige den Liebhabern, welche dieses interessante Werk zeitig zu besitzen wünschen, schuldig zu seyn.

fern. Der Preis ist 1 Thlr. 8 Gr. Leipzig, im Julius 1804.

Joachimsche Buchhandlung.

Schreiben des Kurhannöverischen Hof-Glasers an seinen Nachbar den Kurhannöverischen Kunst-Drechsler. gr. 8. 8 Gr. Ist in allen Buchhandlungen zu haben.

An Aeltern, Lehrer und Erzieher.

Eben ist erschienen:

Obersächsisches ABC-Syllabir-Lese- und Bilderbuch. Eine auf Erfahrung gegründete Methode, Kindern auf die leichteste Art und in einem möglichst kurzen Zeitraume die Buchstabenkenntniß und das Lesen beyzubringen. Nach Niemeyers und Heusingers Grundsätzen für öffentliche und Privatschulen abgefaßt. Nebst einer Anweisung für Aeltern, Lehrer und Erzieher zum Gebrauch dieses Buches. Mit 2 Buchstabentafeln. Zweyte Auflage. 8. Leipzig, in Joachims, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben. Der Preis ist mit illuminirten Kupfern 10 Gr., mit schwarzen Kupfern 6 Gr., ohne Kupfer 4 Gr. Wer eine Parthie zusammen nimmt, und sich an die Verlagsbuchhandlung selbst wendet, erhält einen ansehnlichen Rabat.

Bey L. Bänesch in Halle ist erschienen, und im Joachimschen literar. Magazin in Leipzig zu haben:

1) Der blinde Student, oder die Macht der Freundschaft, und August und Röschens Geschichte. 2 Bände. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

2) Agathe, eine romantische Skizze aus der französischen Revolutionsepoche. 2 Bände. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Beyde Schriften gewähren eine recht angenehme Lektüre.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Weimar. Die Stelle eines Bibliothekars bey der Frau Herzoginn Mutter, welche der verstorbene Rath Jagemann bekleidete, hat Herr Professor Ludwig Fernow aus Jena erhalten.

Nach dem Abgange des Herrn Oberkonsistorialraths Böttiger von hier nach Dresden, versiehet noch immer der Herr Konrektor Schwabe die Geschäffte als Vice-Direktor des Gymnasii, und ist zu dessen und des Herrn Prof. Kästners Erleichterung, Herr Voß, ein junger, gelehrter und thätiger Mann, als Professor mit einem Gehalte von 400 Thlr. angestellet worden. Die neue Ausgabe des Phädrus, an welcher der Herr Konrektor Schwabe seit mehreren Jahren gearbeitet, erscheint zur Michaelismesse gewiß.

Der, durch mehrere Schriften, vorzüglich durch die Betrachtungen über das Harzgebürge, vortheilhaft bekannt gewordene Hauptmann des Ingenieurkorps zu Hannover, Herr G. S. O. Lasius, ist vom Herzog von Oldenburg zum Direktor des dortigen Bureau topographique ernannt worden.

Herr Hofrath Thibaut in Jena hat aufs Neue eine ansehnliche Gehaltszulage erhalten, und ist zugleich von allen Hofgerichts- und sich auf sächsische Akten beziehenden Schöppenstuhls- und Fakultäts-Arbeiten dispensirt worden.

Der Kurfürst von Sachsen hat seinem Gesandten zu London, dem Grafen von Brühl, eine mit Brillanten besetzte Dose, als einen Beweis seiner Zufriedenheit, mit den, von demselben theils nach Dresden, theils der Sternwarte zu Leipzig geschenkten astronomischen Instrumenten, übersenden lassen.

Der Kurwürtenbergische Geheime Rath und Oberküchenmeister, Reichsgraf von Ezdorf, Verfasser der Tabellen zur Uebersicht der statistischen Kunde von Neuwürtenberg, hat von seinem Landesherrn eine goldene Medaille nebst einem gnädigen Handschreiben erhalten.

Der

Der auch als Schriftsteller bekannte geistliche Rath und Dechant, Herr C. J. H. Kolborn, ist vom Kurerzkanzler zum Geheim. Rath ernannt worden.

An die Stelle des, auf sein Gesuch nach Landshut, als ordentlicher öffentlicher Professor der Rechte versetzten Landes-Direktionsraths Herrn von Hellersberg, ist der Kurfürstl. Pfalzbaiersche Hofrath und bisherige Professor des Baierschen Staats- und Fürsten-Rechts zu Landshut, Herrn J. G. Feßmayr, als wirklicher Landes-Direktionsrath in München angestellt.

Der Herr Dr. C. G. Kühn, Professor der Anatomie zu Leipzig, ist nach Hebenstreits Tode zum Professor der Therapie, Herr Dr. Joh. Christ. Rosenmüller, außerordentlicher Professor der Medicin, zum ordentlichen Professor der Anatomie, und Herr Dr. J. C. A. Clarus zum Prosektor und außerordentlichen Professor der Medicin ernannt worden. Herr Dr. J. F. A. Eisfeld, außerordentlicher Professor der Medicin, erhält eine Pension von 100 Thlrn.

Herr Konrektor F. Herrmann zu Lübben, hat von dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt, den Charakter als Hofrath erhalten.

Herr Pfingsten, Vorsteher des Taubstummeninstituts zu Kiel, erhielt aus der Königl. Kasse eine jährliche Unterstützung zur Besoldung eines Gehülfen.

Herr Kollaborator Richter in Gotha, ist Prediger zu Trügleben bey Gotha geworden.

Herr Prediger Starke zu Groß-Zschirkau in Schlesien, ist von der phytographischen Gesellschaft in Göttingen zum auswärtigen Mitgliede ernannt worden.

Herr Delius, Archivassistent zu Wernigerode, hat, nach Ablehnung eines, nach Kiel zu einer Professur erhaltenen Rufes, die Stelle eines Archivars mit Gehaltszulage erhalten.

Der Rektor bey der Marienschule zu Danzig, Herr Mag. Czolbe, ist nach Löblau bey Danzig als Prediger befördert worden.

Herr

Herr Mogall, Lehrer bey dem von Conradischen Erziehungsinstitute zu Jenkau bey Danzig, ist Feldprediger des von Herzbergischen Dragoner-Regiments in Riesenburg geworden.

Todesfälle.

1804.

Den 7ten May starb zu Mönch-Altorf im Kanton Zürich, in seinem 81sten Jahre, der dortige Pfarrer, Herr Johann Georg Schultheß. Er ist durch mehrere wohlgerathene Uebersetzungen griechischer Schriftsteller rühmlich bekannt.

Am 17ten Jun. zu Breßlau, Herr C. Hoffmann, Dr. der Theologie und Schuldirektionsassessor daselbst, 47 Jahre alt.

Am 21sten Jun. zu Schmalkalden, der evangel. lutherische Inspektor und Oberpfarrer der Stadt und Herrschaft Schmalkalden, Herr J. G. Holzapfel, 68 Jahre alt. Er hat einige asketische und katechetische Schriften geliefert, welche in Meusels gelehrt. Deutschlande Th. III. S. 410 verzeichnet stehen.

Am 22sten Jun. zu Meißen, der Rektor der dortigen Kurfürstl. Landschule, Herr J. A. Müller, im 74sten Lebensjahre.

Am 29sten Jun. zu Halberstadt der dortige Regierungsdirektor Herr J. L. Hecht, 73 Jahre alt.

Am 8ten Jul. Herr C. Kellner, Hauptlehrer zu Steinkirchen, 67 Jahre alt.

Am 18ten Jul. zu Wien, Herr J. A. Wernischeck, Magister der Philosophie und Dr. der Medizin, 61 Jahre alt.

Am [illegible]ten August zu Stuttgard, Herr J. A. Tafinger, Kurfürstl. Würtemberg. Rath und Prälat zu Hirsau, [illegible] Jahre alt.

Am



Am 9ten August zu Stettin Herr J. C. Pfennig, Königl. Konsistorialrath und Hauptpastor bey der Nikolaikirche daselbst, 80 Jahre alt.

Chronik deutscher Universitäten.

Göttingen. 1804.

Am 17ten Mai erhielt Herr P. J. von Sulima abwesend die philosophische Doktorwürde.

Am 22sten Mai vertheidigte Herr Th. H. Bergmann aus Haarburg, seine Inauguraldissertation: sistens primas lineas pathologiae comparatae. 7 Bog. 4., und erhielt die medicinische Doktorwürde.

Das Pfingstprogramm vom Herrn Konsistorialrath Dr. Stäudlin enthält: Apologiae pro Iul. Caes. Vanino, Neapolitano specilegio notis et accessionibus auctioris, ab ipso auctore Arpio exaratae, sed nondum in lucem publicam emissae. Spec. III. 1½ Bog. 4.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

1804.

Am 9ten August hielt die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, wegen der Geburtsfeyer Sr. Maj. des Königs von Preußen eine öffentliche Versammlung, welche Herr Direktor Merian mit einer schicklichen Rede eröffnete, worauf Herr Professor Spalding eine, auf diesen feyerlichen Tag verfertigte lateinische Ode vorlas.

Herr Direktor Merian machte hierauf bekannt, daß über die Preisfrage: „Ueber den Zustand der redenden und „zeichnenden Künste des Mittelalters," nur zwey Abhandlungen, eine deutsche, mit der Devise: „Vestaque Gothorum, ut niteat velata recenti. (Flor.)," und eine französische, mit der Devise: „Imitamini certe Gothos nostros"

ein-

eingegangen, welche beyde der Akademie nicht Genüge geleistet haben. Daher wird diese Frage nochmals mit dem Preise von 100 Dukaten aufgegeben, und der anderweite Termin zur Einsendung der konkurrirenden Abhandlungen auf dem Monat Mai 1806 bestimmt.

Die mathematische Klasse hat den Preis: „Ueber die „Schiefe der Ekliptik" erneuert, und setzt einen Preis von 150 Dukaten darüber fest; die Abhandlungen werden gleichfalls bis zum Mai 1806 erwartet.

Die physikalische Klasse hat gleichfalls die für das Jahr 1805 ausgesetzten Preise: „1) Ueber das Mariottische „Gesetz; 2) über den Milzbrand beym Hornvieh; und 3) „über die Struktur der Lungen," wiederholt; eben so auch die philosophische Klasse mit der Preisfrage: „Ueber die „Eigenschaften der Analysis und der analytischen Methode in „der Philosophie."

Ein fremder Gelehrter hat einen Preis von 50 neuen französischen Louisd'or auf die beste Beantwortung folgender Aufgabe gesetzt:

„Woher kommt es, daß man die Civilisirung des „menschlichen Geschlechts nur im Orient findet, und daß „man bey allen, im Abendlande und in den Inselgruppen des Südmeers gemachten Entdeckungen, kaum eine „Spur der Civilisirung antrifft?"

und die Entscheidung über den Werth der darüber eingehenden Abhandlungen der Akademie überlassen. Diese können in französischer, lateinischer oder deutscher Sprache abgefaßt seyn, und werden bis zum Monat Mai 1805 erwartet.

Noch machte der Herr Direktor Merian bekannt, daß die Akademie den Herrn Hauy, Professor der Mineralogie beym Pariser Nationalinstitut, und Herrn Alex. Monro, Präsidenten des medicinischen Kollegiums in Edinburg, als fremde Ehrenmitglieder aufgenommen habe.

Hierauf las Herr Professor Bode eine Abhandlung: „Von dem wahren und scheinbaren Lauf der beyden neuen „Planeten, Ceres und Pallas, und deren Verbindung mit „einander vor," und erläuterte solche durch Zeichnungen und durch ein Modell.

Herr

Herr Geh. Rath Erman las eine historische Abhandlung: „Ueber die Städt und das Schloß Cöpenick;“ Herr Geh. Rath Hufeland beschloß die Sitzung durch Vorlesung einer Abhandlung: „Ueber den Einfluß der Atmosphäre und der Ortsbeschaffenheit auf Leben, Gesundheit „und physischen Charakter der Einwohner.“

Anzeige kleiner Schriften.

Gedächtnißpredigt dem verewigten Greis Johann Joachim Spalding rc., gehalten in der St. Nicolai Kirche, und der Gemeine derselben besonders zugeeignet vom Probst Teller. Berlin, bey Mylius. 22 Seit. 8. 4 Gr. zum Besten der Armen.

Herr Dr. T. hat bey dieser merkwürdigen über einen unvergeßlichen Mann gehaltenen Gedächtnißpredigt die Worte Ps. 116, 15 „der Tod seiner Heiligen ist werthgehalten „vor dem Herrn,“ zum Grunde gelegt, im ersten Theile diese gehaltreichen Worte erklärt, und im zweyten Theile dieselben auf den verewigten Spalding angewendet. Nachdem er den Begriff der Heiligen negative und positive eben so kurz als treffend festgesetzt, so erklärte er, wie die Worte: ihr Tod ist werth gehalten vor Gott, zu verstehen seyen. Einmal: indem er ihnen das Ziel ihres Hinschieds in weiter Ferne gesteckt habe, damit sie Gutes um sich her aufs längste wirken können; zweytens, besonders in Zeiten und Gegenden, in welchen vorher Unglaube und Irreligion, und mit denselben das Sittenverderben weit um sich greife; drittens indem sie Gott Freude an ihren Kindern erleben lasse; viertens, daß, wenn endlich die körperliche Kraft verzehrt sey, sie die Bitterkeit des Todes nicht empfinden. Wie viel Veranlassung lag nun nicht in dem allen, die Worte auf den seligen Spalding anzuwenden?

Bücher-

Bücherverbote.

Die bekannte Schrift: Napoleon Bonaparte und das französische Volk etc. 1804. gr. 8. ist in Hannover, Kursachsen, Kurpfalzbaiern, Braunschweig, Frankfurt am Main rc. streng verboten worden.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Der Herr Professor A. W. Schlegel, begleitet Frau von Staël geb. Necker, welche auf die Nachricht von der tödtlichen Krankheit ihres berühmten Vaters Berlin, wo sie sich etwa 1 Monat aufgehalten haben mogte, schnell verließ, in die französische Schweiz.

Herr Professor Frank der ältere, geht nun nicht nach Wilna; sondern bleibt in Wien.

Herr Rath Horstig zu Bückeburg wird ehestens die Beschreibung seiner Reise durch England und Frankreich herausgeben. Ein Fragment derselben ist im Jännerhefte der Zeitschrift Irene 1804. die Herr Regierungsrath von Halem herausgiebt, abgedruckt. Dieser Probe nach zu urtheilen, wird es dem bekannten Polygraphen auch hier an Phrasen und sesquipedalibus verbis nicht gebrechen. — Muß denn Jeder, der den Rhein passirt, auch gleich die Druckerpresse passiren? —

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Zwey und neunzigsten Bandes Erstes Stück.
Zweytes Heft.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Gedichte von Friedrich Schiller. Zweyter Theil. Leipzig, bey Crusius. 1803. 358 S. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Den vollen Genuß des Schönen, der den Freunden und Verehrern der Schiller'schen Muse in dem ersten Theile der von ihm selbst gesammelten Gedichte ward, dürfte ihnen der zweyte wohl nicht gewährt haben. Manche geruchlose, bloß schöne Farben spielende, oder durch ihren Geruch mehr betäubende, als erquickende Blume, hat der Sammler, neben würzigen, lieblich duftenden, in den Kranz gebunden, den er dießmal spendete; manche unedlere, nicht zur Reife gediehene Frucht neben den edelsten, höchstgereiften Früchten, und manche lose Speise neben Götter- und Himmelskost zum Mahle aufgetischt. Er selbst gesteht das freymüthig ein; mit Entschuldigungsgründen jedoch, die eben nicht die haltbarsten sind.

»Vielleicht, heißt es in der Vorrede, hätte bey Sammlung dieser Gedichte eine strengere Auswahl getroffen werden sollen. Die wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantism, die unsichern Versuche einer anfangenden Kunst und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmacks finden sich hier mit solchen zusammengestellt, die das Werk einer reiferen Einsicht sind. Aber bey einer Sammlung von Gedichten, welche sich größtentheils schon in den Hän-

den des Publikums befinden, konnte der poetische Werth nicht allein in Betrachtung kommen.« (Rec. dächte doch. „In einer Sammlung Poesien, die der gereifte Dichter und Kunstrichter in einer Person selbst veranstaltete, selbst zusammentrug und auswählte, hätte auch der poetische Werth über Aufnahme und Verwerfung entscheiden, und das Aufgenommene noch erhalten müssen, was ihm fehlte. Dem vollendeten Künstler geziemt die möglichste Vollendung; auch, was er aus seiner Versuchperiode der Aufbewahrung werth hält, muß er uns nicht in seiner rohen Gestalt geben, auch ihm das Siegel seines gebildetern Geistes ausdrücken. Die Achtung für das ihn, eben um seiner höhern Reife willen, ehrende Publikum, ja die Achtung für die Gerechtigkeit seines Ruhmes machen es ihm zur Pflicht, an dem Denkmale, das er diesem, im Angesichte seiner Bewunderer setzt, keinen müßigen Schnörkel, keinen überladenen, geschmacklosen Zierrath stehen zu lassen; sondern es in allen Theilen schön, edel, ebenmäßig, seiner und dieser würdig aufzuführen.)

»Sie (die wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantism nämlich) sind ein verjährtes Eigenthum des Lesers, der sich auch das Unvollkommene nicht gern entreißen läßt, weil es ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden ist; und selbst das Fehlerhafte bezeichnet wenigstens eine Stufe in der Geistesbildung des Dichters. Der Verfasser dieser Gedichte hat sich, wie alle seine übrigen Kunstgenossen, vor den Augen der Nation und mit derselben gebildet: er wüßte auch keinen, der schon vollendet aufgetreten wäre. Er trägt also kein Bedenken, sich dem Publikum auf einmal in der Gestalt darzustellen, in welcher er, nach und nach, vor demselben schon erschienen ist. Er freut sich, daß ihm das Vergangene vorüber ist, und, in sofern er sie überwunden hat, mag er auch seine Schwächen nicht bereuen.« (Alles recht schön und artig gesagt, aber auch gründlich? Rec. zweifelt. Wie? weil der Leser schon in den unsichern Versuchen der anfangenden Kunst des mit sich selbst noch nicht einigen Geschmacks das Genie des Dichters anerkannte; weil sie ihm, um deßwillen, was der Dichter zu werden, versprach, Beyfall und Wohlgefallen abgewannen, sollt' er dieß Unvollkommene vermissen, wenn ihm der

er, Künstler in die Werkstatt seiner vollendeten Geisteswerke einführt; sollt' es sogar sich ungern entreissen lassen, da es ihm zehnfach durch den Genuß des Reifern, Höhern, Vortrefflichern ersetzt wird? Eine blosse Beziehung oder Erinnerung sollt' ihm für dieß Unvollkommene mit einer so blinden Vorliebe erfüllt haben, daß ihm die Vergesellschaftung der unsichern und sichern Kunst, des mit sich einigen und uneinigen Geschmacks, des nur versprechenden und gewordenen Genies lieber wäre, als die reine Eintracht des Schönen und Wahren? Unmöglich! Wenigstens wäre so ein Leser es nicht werth, daß ein Dichter, wie Hr. Schiller, ihm seine bessere Ueberzeugung, und den edlern Beyfall opferte. Billig hätte er also Bedenken tragen sollen, dem Geschmacke, der Partheylichkeit dieser Leser nachzugeben, oder wenigstens dem, was er, ihnen zur Liebe mit durchlaufen ließ, die Feile der sicherern Hand nicht verweigern müssen; auch, wenn er es dadurch mit ihrem Eigensinne verdorben hätte. Ein Wohlgefallen, das bloß, weil es einmal daran gewohnt ist, die rohen, mangelhaften Versuche des beginnenden Künstlers höher schätzt, als das aus ihm entstandne Werk, könnte ihm doch unmöglich schmeicheln, und so mußte es ihn auch nicht bewegen können, der höhern Vollendung zu entsagen, die er einem noch unvollendeten Produkte seines Geistes zu schenken, Vermögen und Kraft in sich fühlte. So erschien er in seinem ersten Theile. Ueberall zeigte sich dort, neben strenger, kennerhafter Auswahl, die feilende, bessernde, vollendende Hand des Dichters; auch nicht die kleinste Gabe war ihres Platzes unwürdig, nirgends sahe man die Kritik müßig am Markte stehn, und nirgends die Tendenz, durch das Fehlerhafte eine Stufe seiner Geistesbildung zu bezeichnen. Auch in der gegenwärtigen Sammlung scheint diese Tendenz sich erst von Seite 80 an eingeschlichen zu haben; denn sie beginnt, wie die vorhergehende, mit Vortrefflichkeiten, in ächter Begeisterung geboren, und durch Geschmack und Kritik geläutert. Schwerlich war demnach jene Tendenz die anfängliche Mitwählerinn des Sammlers; wahrscheinlich erlaubte er diese Einwirkung erst, als der Vorrath des Vortrefflichen, den Band zu füllen, nicht ausreichte. Diese Einwirkung wider Willen wird um so wahrscheinlicher, da der Sammler die nothgedrungen Aufgenommene nicht ein-

mal der Ausbildung werth fand; sondern es ganz in seiner alten, mangelhaften Gestalt dem Schönern, Gereinigtern, Vollendetern einmischte, und dadurch eine Disharmonie entstehen hieß, die sein Schönheitssinn sich sonst nicht erlaubt, wodurch er den Schönheitssinn seiner Verehrer sonst nicht gekränkt haben würde. (Gewiß hätte er — wäre die Stufenweise Fortschreitung seiner Geistesbildung so zu entwickeln, sein Plan gewesen — dieses Aufsteigen, nach und nach, auch in seiner gehörigen Zeitfolge geordnet; hätte so die Sammlung mit den Verirrungen des jugendlichen Dilettantism eröfnet, und ihnen dann erst die männlichen Erzeugniße der reifern Einsicht angereihet. Auf diese Weise wäre selbst die obengerügte Disharmonie zu einer Art Harmonie geworden, die jetzt durch die grelle Durcheinandermischung des Rohen mit dem Gebildeten, des Unreifen mit dem Reifen unsern Schönheitsgenuß so manchmal stört und schmählert. Gewiß Jedem, dem in dem ersten Theile der Schillerschen Gedichte diese Achtung für die Harmonie des Ganzen so wohl that, giebt der Mangel davon in diesem ein unbehagliches Gefühl; von dort her an Verhältniß und Ebenmaaß gewöhnt, geht es ihm nur schwer ein, es hier vernachläßigt und aufgehoben zu sehn.)

So hofmeisternd diese Vorklage scheinen mag, so gegründet ist sie doch. Recensenten liegt der Beweis davon ob, und er wird ihn dadurch führen, daß er erstlich des Vortrefflichen, Schönen und Gereiften, das ihn in gegenwärtiger Sammlung erfreut hat, mit all der Wärme, Schätzung und Anerkennung gedenkt, als ihm gebührt; dann ihm das Ungleiche, Unschöne, Ungereifte gegenüberstellt, das sich neben ihm einschlich, und so das daraus entstehende schneidende Mißverhältniß veranschaulicht.

Um mit dem ersten zu beginnen, so wird Rec. unter dem vielen Schönen, das sich ihm darbietet, die Auswahl des Schönern, Vortrefflichern wahrhaft schwer. Eins scheint immer das andere zu übertreffen, und doch bleibt die Entscheidung, was nun wirklich das Uebertreffende ist? mißlich, so viel eigenthümlich Vortreffliches hat jedes einzelne Stück. Dennoch wagt der Beurtheiler folgende, als seine Lieblingsstücke auszuheben: der Antritt des neuen Jahrhunderts; die Gunst des Augenblickes; Sehnsucht;

die

die Antiken zu Paris; dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reis'te; Thekla, eine Geisterstimme; (wo besonders die drey folgenden Strophen, als eine Antwort auf den Tadel, »es bleibe die Theilnahme des Zuschauers an dem endlichen Schicksale dieses interessanten Charakters in dem dramatischen Gedichte, Wallenstein, unbefriedigt,« Recensenten aus der Seele gedichtet sind:

Wo ich sey, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatten dir entschwebt?
Hab' ich nicht beschlossen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?

Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen,
Nur so lang sie liebten, waren sie.

Ob ich den Verlornen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
Wo sich nichts mehr trennt, was sich verbunden,
Dort, wo keine Thräne wird geweint.)

das goldne Weltalter, an die Freunde, die Künstler, (unstreitig eins der vollendetesten und gehaltvollsten Kunstwerke des gereiften Dichters) die Macht des Gesanges, an die Freude. (Ungern sieht Rec. hier in der ersten Strophe die alte Lesart: » Fürsten werden Menschen-Brüder« mit der schwächern: alle Menschen werden Brüder, vertauscht, und wünschte dagegen nachstehende vier, nicht nur hartgereimte, sondern überhaupt prosaisch-matte Zeilen:

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ist's ihnen gleich zu seyn;
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich zu freun;

verworfen und in poetisch-schönere verwandelt;) Griechheit (ein Wort zu seiner Zeit, vielleicht von dem Verfasser der Braut von Messina selbst der Beherzigung werth:

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
Bricht in der Gräcomanie gar noch ein hitzigeres aus.
Griechheit, was war sie? Verstand und Maaß und Klarheit! drum dächt' ich,
Etwas Geduld noch, ihr Herren, eh' ihr von Griechheit uns sprecht!

Eine würdige Sache verfechtet ihr, nur mit Verstande
Bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.)

Breite und Tiefe, Dido nach Virgils Aeneide; (nicht sowohl Uebersetzung, als vortreffliche, die hervorstechendsten Züge der römischen Dichtung auffassende Nacherzählung des Originals); der Pilgrim, und endlich die Szenen aus den Phönizierinnen des Euripides. (Eine Uebersetzung, voll Geist und Zartheit, die sehr nach dem Ganzen lüstern macht.)

Der Proben, zum Beweis ihrer Vortrefflichkeit, bedarf es eigentlich bey diesen Gedichten nicht. Sie sind schon längst in Jedermanns Händen. Aber zur Begründung des angeschuldigten grellen Kontrastes zwischen ihnen und denen von dem Dichter vernachläßigten Kindern seines Geistes muß Rec. eins derselben ganz abschreiben. Er wählt dazu die Macht des Gesanges, um sodann diesem trefflichen Stücke einige der nächstfolgenden nicht trefflichen gegenüber zu stellen:

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm,
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht,
So strömen des Gesanges Wellen,
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten,
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll, nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdengröße

Dem

Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nicht'ge Getöse
Verstummt und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jeder eitlen Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nah'n,
Und jede and're Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an,
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und, wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernem Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Wie Geist- und Sinnvoll, sicher und mit sich selbst eins, treu den Grazien, reich an Wohllaut und Harmonie, reif und ausgebildet, enthüllt sich in diesem Meistergesange der Genius des Dichters. Erwärmt und gefesselt in reiner fortschreitender, dauernder Begeisterung lauscht der Hörer seinem Zauber, erfährt alle gepriesene Macht des Gesanges, und erkennt in den verherrlichten Wundern des Sängers eigenen Genius.

Und nun gleich in der nächsten Nachbarschaft die — Rec. weiß, zur Bezeichnung der Sache, keinen andern Ausdruck — wilden Ausstürmungen einer völlig ungezügelten Jugendphantasie von Seite 80 bis 107, welch' ein wahrer Salto mortale für den Leser von jenen zu diesen! Wie vom Schwindel, wie von der Drehkrankheit befallen, fühlt er sich, wenn er, plötzlich dem Gebiete des reinen und vollendeten Schönen entrückt, sich in dem Ideen- und Bilderwirrwarr folgender Verse in dem Gedichte: Fantasie an Laura, hinübergerissen sieht:

Meine Laura, nenne mir den Wirbel
Der an Körper Körper mächtig reißt;
— — — — —

Aus den Schranken schwellen alle Sehnen,
Seine Ufer überwallt das Blut,
Körper will in Körper überstürzen,
Lodern Seelen in vereinter Glut.
— — — — —

Siehe, Laura, Fröhlichkeit umarmet
Wilder Schmerzen Ueberschwung!
— — — — —

Wallet nicht auch durch des Uebels Reiche
Fürchterliche Sympathie?
Mit der Hölle buhlen unsere Laster,
Mit dem Himmel grollen sie.

Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
Schaam und Reu, das Eumenidenpaar.
— — — — —

Mit dem Stolze pflegt der Sturz zu tändeln, u. s. w.

Was für abentheuerliche, riesenhaft groteske Pinselstriche, welche sinn- und sprachwidrige Kläng' und Töne! Wirbel, die Körper an Körper reissen, Sehnen, die aus den Schranken schwellen, Blut, das sein Ufer überwallt, Körper, die in Körper überstürzen, ein umarmter Ueberschwung wilder Schmerzen, Laster, die mit der Hölle buhlen, und mit dem Himmel grollen, Schlangenwirbel, die die Sünd' umflechten; für welchen, mit Gedanken- und Sprachrichtigkeit vertrauten Leser hat diese poetisch-babylonische Sprachverwirrung Inhalt und Bedeutung? er vernimmt ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, — aber auch Gedanken? Kaum! Unbegreiflich daher, daß ein so denkender philosophischer Dichter, wie Hr. Sch. jetzt ist und sich bewährt, wenn er diese, ihrem Namen nur zu sehr entsprechende Phantasie, um der einzelen schönen Stellen willen, die sie wirklich enthält, der Aufbewahrung werth fand, sie nicht von diesen wilden Auswüchsen säuberte, und sie so auch noch seiner männlichen Jahre würdig ausbildete! Und nicht nur in diesem, in allen seinen, an Laura überschriebenen Gedichten hat er seinen Jugendverirrungen allzutreu die alte Gestalt erhalten, allzu unväterlich

lich ihnen die bessernde Hand des gereiften Künstlers versagt. So läßt er in der Dichtung: Laura am Klavier, der Spielerinn zu lauschen, die Lüfte zum Gesang hingeschmiedet, in ewigem Wirbelgang stehen; läßt seelenvolle Harmonieen ein wollüstig Ungestüm wimmeln; läßt, wo verlornes Heulen schweift, den Kozytus Wellen schleifen; und dann, nach diesem Wörter- und Bilderprunk, der prosaische, alltägliche Schluß:

> Mädchen sprich! Ich frage, gieb mir Kunde:
> Stehst mit höhern Geistern du im Bunde?
> Ist's die Sprache, lüg' mir nicht,
> Die man in Elysen (Elysium) spricht?

Ferner in der Entzückung an Laura:

> Laura über diese Welt zu flüchten
> Wähn' ich — mich in Himmelsglanz zu lichten,
> Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt:
> — — — — — —
>
> Leyerklang aus Paradieses Fernen,
> Harfenschwung aus angenehmern Sternen
> Ras' ich, in mein trunknes Ohr zu ziehn;
> — — — — — —
>
> Amoretten seh' ich Flügel schwingen,
> Hinter dir die trunknen Fichten springen, u. s. w.

Nein, in einem so schneidenden Kontraste mit dem Vortrefflichen hätte uns der ruhmwürdige Dichter die Erstlinge seiner Muse nicht wiedergeben, so blinder Vorliebe für sie voll, hätte er seine Leser nicht halten sollen. Nicht diese Ausschweifungen einer jugendlichen Phantasie hatten sie ihnen lieb gemacht; das Genie, das unter ihnen verborgen lag, und zu schönen Hoffnungen berechtigte, neigte sie beyfallend den Erstlingen des verheißenden Kunstversuchers zu. Der Künstler hätte demnach, da er sie noch einmal hervortreten hieß, auch in ihnen Wort halten, ihnen die letzte Hand nicht versagen müssen, wenn sie seinen Verehrern werth bleiben sollten. Diese Nichterfüllung ihres so gerechten Vertrauens auf den Virtuosenwillen des Sammlers muß ihnen um so weher thun, da sie so sehr in seiner Macht stand. Unsern werden sie daher auch in einigen seiner spätern, der männlichen

Reise schon um vieles näher gerückten Produktionen die bessernde Feile vermissen; zum Beyspiele, in der sich sonst durch Inhalt und Ton so vortheilhaft auszeichnenden poetischen Epistel, die berühmte Frau, in der man unangenehm auf Reime stößt, wie Moden, geboten, hasen, lassen, heissen und speisen.

Diese freymüthigen Aeusserungen sind übrigens nicht das Resultat einer meistern wollenden Kritteley. Sie entstanden aus dem innigen Wunsche, von einem Schiller nichts vor dem Publikum ausgestellt zu sehen, was nicht seines verehrten Namens würdig ist.

Pl.

1. Taschenbuch auf das Jahr 1804. Herausgegeben von Wieland und Göthe. Mit 1 K. Tübingen, bey Cotta. 1804. 9½ B. 12. geb. in Futteral. 1 Rg. 12 M.

2. Taschenbuch für 1804. Menander und Glycerion, von C. M. Wieland. Mit K. Tübingen, bey Cotta. 1804. 9 B. 12. geb. in Futteral. 1 Rg. 8 M.

Nr. 1. Wielands Beyträge bestehen in zwey Erzählungen aus dem Pentameron von Rosenhain. Die erste, Freundschaft und Liebe auf der Probe überschrieben, ist in Absicht der Erfindung sehr dürftig. Zwey Freunde glauben, jeder mit der Frau des Andern, glücklicher als mit der seinigen zu seyn; sie treffen daher, mit Einwilligung der Weiber, einen Tausch; finden, daß sie sich getäuscht haben, und kehren, jeder zu der Erstverlohrenen zurück. Am meisten hat uns die Stelle mißfallen, wo S. 29. von der Entstehung und dem eigentlichen Ursprung der Liebe Mendors zu Klarissen geredet, und diese aus dem Anblicke eines Gemäldes deducirt wird, auf welchem Raymund, Klarissens Gatte, diese nach der Natur, nackt im Bade, als Pallas, vom Tiresias überrascht, porträtirt hatte. Da gedachter Raymund sonst ein gar rechtlicher Mann ist: so steht ihm diese impotente Lüsternheit übel

übel an; überdieß hat die Art, wie sie hier recht mit Liebe geschildert ist, etwas Widriges, welches eher dazu geeignet ist, zurückzustoßen, als anzuziehen. — Sonst bedarf es wohl nicht erst der Erwähnung, daß ein so feiner Kenner des Menschenherzens als der unsterbliche Wieland, den reichen Anlaß, welchen ihm der einmal gewählte Umriß seiner Fabel darbot, aufs Trefflichste benutzt hat, um über häusliche und eheliche Verhältnisse eine Menge der treffendsten und beherzigungswerthesten Wahrheiten zu sagen. Die Verkältungen statt Erkältungen S. 46. sind wohl nur ein lapsus calami. Die zweyte Erzählung: Liebe ohne Leidenschaft, gehört zu dem Vortrefflichsten, was wir in der romantischen Gattung, dem großen Meister verdanken. Zartheit der Empfindung, Interesse des Sujets, Haltung der Charaktere, Spannung der immer wachsenden Theilnehmer an den handelnden Personen, die gelungenste vollendetste Darstellung — Alles vereinigt sich, dieser kleinen aber gehaltvollen Novelle einen hohen Rang unter ihren Schwestern zuzusichern. — Prüfung und Lohn treuer Liebe sind hier, unter einer neuen und einnehmenden Einkleidung, im strahlendsten Glanze, der wirklich etwas Ätherisches hat, gemalt. — Es ist, als ob sich hier der edle Greis, dem wir diesen lieblichen Genuß verdanken, verjüngt. Auch das Fehlerhafte, was man zuweilen seine Manier zu nennen versucht wird, und wovon selbst seine anerkannte Meisterwerke, z. B. der Agathon, nicht frey sind, z. B. die Unbeholfenheit, Gedehntheit und emboitement seiner Perioden, macht hier der geschmeidigsten, wohltönendsten Sprache Platz. Möge noch lange rosige Jugend den Scheitel des, um seine Zeitgenossen, unsterblich verdienten Alten, mit Lotos und Immergrün kränzen.

Die, der Geselligkeit gewidmeten Lieder von Göthe sind von ungleichem Werthe. Es ist jedoch sehr schwer, ein bestimmtes Urtheil über sie zu fällen. Größtentheils scheinen es Gelegenheits- oder doch in sehr individuellen Verhältnissen, gedichtete Poesien zu seyn, die höchst wahrscheinlich eben aus diesem Grunde für den Zirkel, welchem sie bestimmt waren, ein eigenthümliches, für die Nicht-Eingeweiheten verloren gehendes Interesse, gehabt haben mögen. Ob sie, bey so bewandten Umständen hätten gedruckt werden sollen? — ist eine andre Frage. Doch erfordert die Gerechtigkeit zu gestehen, daß mehrere dieser anspruchlosen

Klei-

Kleinigkeiten mit einer hinreissenden Innigkeit und herzergreifenden Wahrheit, die beyde ihres Urhebers Dichtungen zu charakterisiren pflegen, gesungen sind. Von vorzüglich hoher Einfachheit und unwiderstehlicher Herzlichkeit ist der Wechselgesang S. 115. aus dem wir eine Stelle abschreiben:

A.

Die frohen Freunde laden dich,
O! komm an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraure den Verlust.

B.

Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich den Armen quält,
Ach nein! verloren hab ichs nicht,
So sehr es mir auch fehlt.

A.

So raffe denn dich eilig auf,
Du bist ein junges Blut,
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.

B.

Ach nein! erwerben kann ichs nicht,
Es steht mir gar zu fern,
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern.

* * *

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

* * *

Und mit Entzücken blick' ich auf,
So manchen lieben Tag,
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang ich weinen mag.

Ist wohl je die süße Trauer eines, sich nach dem Unendlichen sehnenden Herzens schöner und wahrer geschildert worden?

Das

Dagegen erregt es ein sehr widriges Gefühl, S. 150, aufs deutlichste wahrzunehmen, daß der größte deutsche Dichter nicht müde wird, mit dem ehrwürdigen Dinge, was man Publikum nennt, und das Jedem heilig seyn sollte, seinen burlesken Spott zu treiben. Denn anders läßt sich doch das sogenannte Frühlings-Orakel nicht deuten. Die Pa-pa-pa-paps, und das ewig wiederholte am Schlusse, salvo errore calculi, neunzehnmal wiederkehrende Lou usque in infinitum, würde man Vulpius oder C. H. Cramer allenfalls hingehen lassen; aber Göthe'n? — —

Die beygehefteten Kupfer, welche, nach der immer mehr überhand nehmenden, höchst tadelswerthen Mode, gar keinen Bezug auf den Inhalt haben, sind aus Wallenstein von Schiller und Göthe's Bearbeitung der Biographie des Benvenuto Cellini genommen. Das erste erregt ganz gegen seine Bestimmung, mitleidiges Lächeln. Der Künstler hat den bedeutenden Moment in den Piccolomini S. 185. gewählt, wo Thekla's berühmter Monolog anhebt:

»Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus etc.«
Hier sieht man einen wirklichen, recht materiellen Geist, wie ein Waldteufel gestaltet, sich fortschleppen; der armen Thekla droht er mit der Wade, den Hirnschädel zu zerschmettern. Da hat Schiller wohl recht, sie die Besorgniß, dem Abgrunde zugezogen zu werden, äussern zu lassen. Darneben ist noch ein Frazengesicht hingekleckt; vielleicht ist das der holde Zauber, der die Seele blenden soll! — Wie muß solche Abgeschmacktheit den erhabenen Dichter beleidigen? —

Nr. 2. ist ein kleiner griechischer Roman in Briefen, dem wir dasselbe Lob ertheilen müssen, zu welcher uns die vorhinerwähnte Novelle aufforderte. — Hier zeigt sich der Schöpfer der Musarion als tiefen Kenner und innigen Vertrauten des Blüthenalters der Menschheit, der schönsten Periode Griechenlands. Allen Zauber dieser nie wiederkehrenden, unser eisernes Zeitalter, aus blauer Ferne freundlich anlächelnden Aera, — die milde Luft, die das Thal Enna durchsäuselte, — der jugendliche Frohsinn, der die Hellenen beflügelte, die hohe Kunst, die die Propyläen zu Götterwohnungen heiligte, — Alles ist hier, mit nie genug zu bewundernder Genialität, auf unsern nordlichen Bo-

den

den heimisch gemacht werden. Welch' jugendliches Leben lebt und webt in Glycerion; es ist, als ob ihre Sohle nur leise die Erde berührte, und der edlere Theil ihres Selbst, von kosenden Lüften gewiegt, den Grazien in die Schwesterarme eilte! Wie wahr, und mit wie brennenden Farben ist der Taumel der ersten erhörten und befestigten Liebe, wie treu und leider! — wie naturgemäß ihr allmähliges Hinschwinden gemalt! Nur der Mann, der eine halbe Centurie der Vertraute der Aoniden, der Priester der erhabenen Weisheit und auch des muthwilligen Scherzes war, vermag ein solches Votivgemälde aufzustellen.

Wie konnte aber der Verleger ein solches Kunstwerk mit solchen Zerrbildern, statt der Kupfer, ausstatten! —

Wg.

Gedichte von Christian Schaller. Fürth, im Selbstverlage des Verfassers, und in Commission bey Korn. 1803. 100 S. 8. Mit einer (schlecht gestochnen) Titelvignette. 8 gr.

Vermuthlich ganz ein anderer S. als jener, der in Pfeffels Flora schon ungleich reifere Früchte seiner Muse, ohne Angabe des Taufnamens jedoch, uns mitgetheilt hat. Christian scheint ein viel jüngeres Pflänzchen zu seyn; wie er denn auch im kurzen, aber epigrammatisch zugespitzten Prolog oder Apolog von noch zartem Sprößlinge spricht, den es abgeschmackt wäre, mit danebenstehendem, schon hohen Birnbaum vergleichen zu wollen. Allerdings abgeschmackt! Wer aber hieß ihn mit so viel Selbstvertrauen diese Lächerlichkeit bey Andern voraussetzen? Niemanden in der Welt wird es einfallen, Christian S—s bisherige Gedichte gegen bessere, oder auch nur gegen andere zu halten; und wenn dieser neue Sprößling am Musenberge sich muthig genug fühlt, mit der Zeit etwas Anziehenderes zu liefern, hätte er billig erst diese Kraftzunahme geduldig abwarten, nicht aber die ersten, noch so duftarmen Blüthen unvorsichtiger Weise in alle Winde streuen sollen! Vom Kitzel indeß, so früh schon sich hören zu lassen, wird der Erfolg des

der Selbstverlags ihn hoffentlich auf lange hin befreyt haben!

Das halbe Schock von bald kürzern, bald längern Herzensergiessungen, Denksprüchen, Fabeln rc., womit die ersten zwey Drittel des Heftchens gefüllt sind, hat Rec. insgesammt durchblättert, ohne auf irgend eine Stelle zu stoßen, die zum dereinst Reichhaltigern Hoffnung liesse. Befaßt ihr Autor sich mit Gegenständen, die man schon um die Weite besungen hat: so kommen Dinge zum Vorschein, die für längst abgedroschen gelten können. Z. B. im Liede an die Zufriedenheit:

Schlürf' ich keine Rebensäfte
Aus dem glänzenden Pokal,
Beutet auch erzwungne Kräfte (Bietet vermuthlich, oder
Mir kein voller Speissesaal, Beut)
Schmecket doch im frohen Kreise
Meiner Freunde, mir im Schweisse,
Frey von allen Ironien (?)
Das verdiente Abendbrodt!

Schüttelt er die Fesseln des Reims gänzlich ab, und will, wie in dem: die Klage überschriebnen Gedichte von ihm versucht wird, sich höher heben: so giebt es Träumereyen, um nichts Schlimmers zu sagen, folgender Art zu vernehmen:

Als der Schöpfer, vor dem ersten Werden
Das Unendliche betrat,
Und das Chaos unentwickelt, öde,
Ohne Kraft und Regung ungebildet fand:
Schied er, durch ein Machtwort, tausend Welten — —
Trennte dann den Mond von unserm Erdball,
Goß in Formen Sternenheere,
Setzte alle Körper in allmächtige Distanz, — —
Endlich schuf er auch das Geistthier;
Hört und staunet:
Diese Kreatur bekam in sein Gehirn
Einen Denkerfunken — — —

den es aber zu bald nur mißbrauchte, sich Alles für erlaubt hielt, und endlich den Himmel selbst stürmte:

Wie jetzt Menschen, die das höchste Wesen
Nur in ihrem Ich beschau'n; —

da

da die sogenannte Klage sich dann in die äusserst treuherzige Frage auflöst:

> Warum straft denn nicht der weise Schöpfer,
> Im gerechten Eifer diese Brut?
> Und zernichtet nicht von seiner Erde
> In ihr voriges Nichts — die Schändlichen! —

Aber auch mit dem Gehör des Musensprößlings steht es noch sehr bäurisch aus. Nicht leicht eine Seite, wo es nicht Fehlreime, wie Aether und Feder, Worten und geworden, Stottern und Auflodern, Seite und Freude, u. s. w. zu verdauen gäbe. S. 58. wird sogar Frucht mit Lust gereimt; und was noch lustiger: S. 42. Fehl mit Serail; woraus denn auf die übrigen Kenntnisse des Dichters sich der Schluß ziehen läßt.

Um kein Haar besser steht es mit der dramatisch bearbeiteten Erzählung von der unglücklichen Familie, die den übrigen Raum einnimmt. Schöneich, ein deutscher Pädagog — unter diesem Titel wird der Mann aufgeführt — hat so eben seine brave Frau verlohren, und ist noch in der Parentation begriffen, als in der Nähe sich plötzlich Kriegsgetümmel hören läßt. Oestreicher und Franzosen stürzen auf den Schauplatz, Waffengeklirr und Metzeley haben Statt; unter den Kämpfenden auch ein Paar längstverschollne Söhne des Pädagogen; einer für die Sache der Freyheitsapostel, der andere fürs Vaterland fechtend; beyde stoßen aufeinander; erst als der eine schon niedergeschossen, erkennt der andre den Bruder, wirft sich verzweifelnd mitten in den Feind, und wird, wie natürlich, tödlich verwundet; hat aber vor seinem Ende noch so viel Zeit, den armen Vater schriftlich von Allem zu benachrichtigen; der denn auch bey dieser neuen Schreckenspost sich so christlich benimmt, als nur immer sich wollte thun lassen. Kurz: Alles noch Schülerarbeit; mit deren Verstößen, in Versen und in Prosa, gegen Natur und Kunst, Geschmack und Sprache, noch umständlicher sich abgeben zu wollen, die undankbarste aller Bemühungen wäre. Ist dem Sprößlinge seine Reputation lieb, darf er, in den ersten zehn Jahren wenigstens, nicht wieder an Selbstverlag im Fache der Redekünste denken!

Db.

Gedich-

Gedichte von *Jens Baggesen*. Erster Theil. 209 S. Zweyter Theil. 232 S. Hamburg, bey Perthes. 1803. 8. 3 Rthl. 4 Gr.

Der Verfasser, welcher den dänischen Musen so würdige Opfer gebracht hat, darf auch auf dem deutschen Parnass eine freundliche Aufnahme erwarten. Der Kranz von Oden und Elegien, welche den ersten Band verschönern, enthält manche treffliche Blume. In den Oden des Dichters offenbart sich edles Gefühl, reichhaltige Gedankenfülle, hoher Schwung der Phantasie und seltene Gewalt über Sprache und Wohllaut. Scheinen gleich dem Verf. einzelne Meister vorzüglich als Muster vorzuschweben, so zeigt sich doch überall der selbstständige Dichter, welcher auf eigner Bahn wandeln kann, ohne gleichwohl die Spuren edler Vorgänger zu verkennen. In erhabenen Ansichten strebt er Klopstock nach; in der Kunde des Wohlklangs, in gewandter Behandlung antiker Versmaaße wetteifert er mit Voß, dessen er oft mit gerechter Verehrung erwähnt. Die Gegenstände, welche die Harfe des Dichters vorzüglich geweckt haben, sind Gott, Religion, Natur, Freundschaft, Thaten großer und edler Menschen.

Die Hymne, das Hallelujah der Schöpfung (1, 1) nimmt einen höheren Flug, und liefert zu einer Beyspielsammlung des Erhabenen Beyträge; z. B.

Dein Thron wird finster. Sieh! die Sonne fleucht
Vom schwarzen Wolkenzug verscheucht!
Wir sehn des Abgrunds Mächte sich erheben;
Entsetzen! und der Tiefe Festen beben!
Die Thäler schwellen! Höhen stürzen ein!
Die Flammen sprudeln hinter Wassern drein!
Der Sturm durchheult zersprengter Berge Spalten!
Die Pfeiler krachen, die den Dom der Erde halten!
Mit Schlag auf Schlag, mit Knall auf Knall,
Im Sturz zerschlagner Felsen, Klippen Fall,
Mit der Orkane wirbelndem Getümmel
Rollt dumpf dein Donnerwagen durch den Himmel!
Allwaltender, Alleingebieter, Gott!
Wir hören tief im Staube dein Gebot!

Eben so verdiente die Andachtshymne, auf der Spitze des Gotthard gedichtet zu werden. Auch die Oden Mor-

 gens

generwachen (20) und die heilige Frühe (125) empfehlen sich durch lebendige Darstellung edler Gedanken und Empfindungen. Wie treffend ist in jener die Scene des Erwachens geschildert, wie sehr in dieser der einfache Gedanke: »Young sang die Nacht; ich will die Frühe preisen« unter den Händen des verschönernden Dichters gehoben! Vorzüglich ragt die Ode an Bonaparte (115), zuerst dänisch, auf der Spitze des großen Bernhards im Mai 1798 gedichtet, in dieser Gattung hervor. In reinsapphischem Versmaaß fließt sie dahin. Schon der Anfang ist feyerlich genug, um eine große Erscheinung ahnen zu lassen:

Welch Getön durchfliegt den verstummten Aether
Hier, auf Bernhards Kupp', an der Schöpfung Grenzstein,
Wo seit Ur-Jahrhunderten schwieg des Chaos
Ewige Stille?

Wunderbar entschauert von selbst der Leyer
Melodie helltönendes Klangs, wie wenn selbst
Foibos, leis' anrührend, im Schwung vorbeygieng.
Siehe, der Fels wankt!

Schone, furchtbarwaltender Gott! Wie wird mir?
O! wie tobt aufschwellend mein Herz, durchbebt von
Angst und Wonnentzückung, so nah der Gottheit —
hüllenden Wolke!

Nirgend findet der begeisterte Dichter einen Helden, welchen der ihm gewordene Aufruf zum Gesange gelten könnte. Denn die Heroen der alten Zeit sind dahin gesunken; neuere Gegenstände, wie Frankreichs Direktoren, sind des Liedes unwürdig. Die Phantasie des Dichters fliegt nun nach Aegypten, um uns dort den gefeyerten Mann erblicken zu lassen.

Er, Er ist's! Ihm rief mich der Gott. — O! du, der
Helden Fürst, weltrettender! den umsonst ich
Sucht', auf Bernhards Kupp', in des weiten Umlands
Höhen und Tiefen.

Kehre bald! bald! eile! dich ruft Europas
Röcheln! Ach! eh' dieses erstickt des Abgrunds
Dampf, erschein' allmächtiges Zorns, und donnre
Nieder den Tumult!

Erscheint gleich der Held erst am Schluß der Ode: so enthalten doch die vorangehenden Verse keine müssige Digres-

Digression, da selbst die Art, wie der Gegenstand erst spät aus dem Hintergrunde hervortritt, die Erwartung des Lesers spannen muß. Den Untergang der Vorwelt und ihrer Helden malt der Dichter mit wenigen kräftigen Zügen, wo uns eine üppige, minder geregelte Phantasie Bilder auf Bilder gehäuft hätte:

Priams Burg sank hin in der Zeiten Sturmmeer;
Hellas Macht, die jene gestürzt, zerfiel; und
Beyder Schutt entwachs'ner Koloß! auch du sankst,
Thürmende Roma.

Uebrigens legt der Dichter dieser Ode in der lesenswerthen Anmerkung S. 199 selbst ein prophetisches Verdienst bey. Daß der Dichter einen Triumphgesang über damals noch nicht begonnene Siege anstimmt, ist freylich sonderbar genug, und bestätigt die Bemerkung, daß die Seher und Dichter der Vorwelt wohl richtig in die Zukunft blicken konnten, ohne auf eine andere Begeisterung, als die der Musen Anspruch zu machen. Die beygefügte französische Uebersetzung würde jedem französischen Dichter Ehre machen:

Reviens', ô Bonaparte! armé de ton égide,
Ceint des lauriers d'Olympe, et la foudre à la main.
La liberté souffrante implore son Alcide;
Doit-elle l'implorer envain?

Ramène la justice, et rends son culte aimable;
De l'hydre, qui renait, sois l'exterminateur,
La grande cause appelle un arbitre équitable,
Le monde un pacificateur.

Die Ode das Hohe, das Höhere, das Höchste, an Klopstock würde uns mehr anziehen, wenn nicht ein zu mystischer Geist darüber gewaltet hätte. In einem sanften, herzgewinnenden Ton sind die Stücke das Veilchen (51) und Hellebeks Harfe (69) gedichtet. Frasimalga's Begeisterung ist auch durch die Veranlassung merkwürdig. Der Dichter dankt dem vormaligen Begleiter Bonaparte's Haller für ein geschenktes Landgut, die Frasimalga, unweit Modena. Schade, daß in den Schlußversen S. 150

Und wenn er einst daheim, auf dem beblümten Pfade
Des rauhen Bergs, den er zum Tempe schuf,

Still wandelt, ein Ostr an Lemans Hochgestade,
Hör' er hinüber weh'n des Mantuaners Ruf:
»Wo Mincio durchwallt der Cisalpina Fluren,
»Dort, wo mir jüngst der Held der neuen Welt
»Ein todtes Denkmal sezt' in seinen Siegesspuren,
»Hat Haller mir ein lebendes gesezt«

das letzte Wort an einen verfehlten Reim erinnert. Oder schrieb der Dichter etwa gestellt?

Gern blickt die Muse des D. in die Kinderjahre zurück. Das Lied Kindlichkeit (67) erinnert an ein ähnliches von Salis:

Im Knabensteckenpferdchen — Strauchelu,
Im Brettbalanz,
Im Blindekuh, im Lindenschaukeln
Und Mädchentanz.

Solche sesquipedalia verba, wie Knabensteckenpferdchen — Straucheln, scheinen uns, des verfehlten Reims nicht zu gedenken, am wenigsten mit einem Liede verträglich, in welchem ein kindlicher Sinn herrschen soll. Die Genesung des deutschen Homers, an Voß, ist im homerischen Styl gedichtet. Die Götter halten Rath im Olymp über die Heilung des kranken Eutinischen Sängers (63).

Dieses Mittel erschien den Wählenden allen das beste. Asklepios als Hensler, Föbos als Stolberg, die Chariten als Ernestine, des Dichters Gattinn hülfreich erscheinen zu lassen. Auch die Bitten erscheinen, wie bey Homer, als personifizirte Wesen.

Rings zerstreut umknieten die Bitten das Bett des geliebten Gatten, des Vaters, des Freund's, des Lehrers, des trefflichen Bürgers. —

In der Dichtung Napoleon, an Voß (176) erscheint unserem Dichter Virgil, und singt in Ausdrücken des Pollio eine neue goldene Zeit unter dem jetzigen Fränkischen Wiederhersteller. Die Anwendung auf den ersten Consul ist sehr gelungen, und zeichnet sich unter manchen Parodieen und Deutungen jener berühmten vierten Ekloge vortheilhaft aus.

Der zweyte Band enthält Lieder und vermischte Gedichte. Einen großen Theil desselben füllen Gesänge des Scheerenschleifers, in einem burlesken Ton gedichtet. Der Einfall des Vfs. unter der Maske eines Scheerenschleifers mit Messer, Rad und Hund die Welt zu durchwandern, ist drollig genug, und mit Laune ausgeführt, wenn gleich zu weit ausgesponnen. Der genialische Wandersmann äussert sich dabey über manche Thorheiten unserer Tage mit heiterem Spott. Das Fragment der Scheerenschleiferepopee, welches den zweyten Band eröffnet, zeigt uns den jovialischen Handwerker als ächten Meistersänger. Die Muse, welche ihn zum Gesange begeistert, ist die Flasche S. 2:

Aber ein Gläschen Wein oder Punsch
Wird mehr thun, als der eitle Wunsch;
Drum ich auch alle meine Tage
So ein Fläschchen bey mir trage.

Manches Abentheuer erlebt er auf seinen Reisen. Mit einer Stentorsstimme begabt, welche so stark tönte, daß er am Nürnberger Rathhause die Fenstern einschrie, wußte er sie durch demosthenischen Fleiß so sehr zu zähmen S. 10:

Daß, wenn er sie jetzt in der Stadt ließ lauten,
Die Scheiben blieben in ihren Rauten,
Und jeder Spiegel in seinem Rahm.

Nach mehreren Kunstübungen legt sich unser Held auch aufs Trinken; doch so, daß er Wein und Punsch nur als Mittel, nicht als Zweck betrachtet, und sich mit jenem zu Liedern, mit diesem zum Komponiren begeistert. Wirklich kann er bald in dem Schreerenschleiferliede vor einer zahlreichen Versammlung im Wiener Prater von seinem Halse rühmen:

Mein Hals ist, wie eine Leberwurst;
Je mehr ich trinke, je mehr mich durst.

Der Bänkelsänger erhält lauten Beyfall, wird von den Mädchen gekränt, fällt indessen bald in Inquisition, und muß Hof und Stadt vermeiden.

In des Scheerenschleifers Republik, welche durch eine witzige Anwendung republikanischer Grundsätze auf

einen frohen Punschzirkel überrascht, bedürften in der Stanze S. 140:

In der schönen Ründung
Dieser Staatsbegründung
Ist das Volk die quellentschöpft ußFlut:
Hochgebirgentflossen,
Alpeneingeschlossen,
Ist das Wasser rein wie dieß und gut;
Sauersüße Frischung
Giebt der Räthe Mischung,
Und Vollziehung giebt der starke Rum;
Ist nicht jede Passung
Einer Staatsverfassung
Gegen diese ochsenmäßig dumm?

die letzten Zeilen der Veränderung, um die Grazien zu versöhnen. Des Scheerenschleifers Neujahrslied erinnert spielend an so manches ernste Wort der Weisheit, daß man Reime, wie keusch und deutsch (201) gern übersieht. Unter den Liedern nennen wir nur Dichterlied, Huldigung der Frauen und vor allen das Theelied. Das letztere, welches Rec. schon in einer Blumenlese liebgewann, ist ganz von den Grazien eingegeben, und fließt in seiner anmuthigen Weise so leicht dahin, daß es zu wiederholtem Genuße einladet. Wie gefällig ist folgende Stanze S. 102:

Fern gepflanzt in China,
Zog dich Eufrosina,
Edler Sproß, du würzereicher Thee;
Durch Kameel und Winde
Führt' Aglaja linde
Dein Gewächs uns über Land und See;
Und Thalia frischte
Deine Blüt' und mischte
Ihres Odems Wohlgeruch hinein;
Und der Charitinnen
Holde Priesterinnen
Weichten dich in schöngeformtem Stein.

Die Skolien empfehlen sich durch originelle, heitere Laune. In dem Liede, die gesammte Trinklehre, wird sogar der Geist des Trinkens nach Prinzipien der Philosophie deduzirt, bis zuletzt der Chor (133) endigt:

Ja, gleichsam ein Ich, der das Nicht—ich verschlang, sitzt man trunken da:

Halle.

Halleluja!
das wahre Nicht — ich ist Wein!

Die Lethe des Lebens (117) scheint uns ein Todtenschädel bey einer frohen Tafelrunde. Der Dichter rückt das menschliche Elend in so scharfgezeichneten Zügen vor unser Auge, daß sein Ausruf

Auf, Freunde, trinkt, um zu vergessen
Das ganze düstre Jammerthal,

die volle Wirkung verfehlen muß.

In der Serenade singt der Liebende S. 124:

Mach jetzt dein Fenster wieder zu,
Damit du drin dich nicht erkälte,
Und nicht die gute Mutter schelte
Errathend, was sich unten stellte!
Mach zu!

Zu dem Matten in der unterstrichenen Zeile gesellt sich noch der sprachwidrige Ausdruck erkälte, welcher sich schwerlich vor dem Richterstuhl der Grammatik rechtfertigen läßt. Rec. möchte lesen: Damit sich Liebchen nicht erkälte.

Die angehängten Lavateriaden und Caspariaden sind Lückenbüsser, welche in einer Sammlung erlesener Dichterwerke immerhin fehlen möchten. Lavaters bekannte Ausgeburten sind wirklich zu fade, um auch nur Spott zu verdienen. Ausserdem ist die Geißel schon von Knigge und andern geschwungen, und läßt sich freylich ohne Mühe schwingen. Verse, wie

Siebzehn hundert und neun und neunzig den neunten August schriebs

lassen sich so leicht zu hunderten vermehren, daß eine so treffliche Sammlung wohl hätte würdiger beschließen mögen.

Ueberhaupt haben wir den Dichter am liebsten in den höheren Regionen der Ode begleitet, wo sich sein Talent und selbst seine Sorgfalt für das Mechanische der Poesie von einer glänzenden Seite zeigt. Oft wurde das Sapphische Metrum von unsern vaterländischen Dichtern; aber immer mit wesentlichen Veränderungen nachgebildet. Un-

ser Verf. hat es neben Voß versucht, das rein Sapphische Metrum wieder herzustellen, und nach dem ersten Trochäus einen Spondeus folgen zu lassen, da sich die frühern Dichter gewöhnlich zwey Trochäen im Anfange erlaubten. Wer die Armuth unserer Sprache an tönenden Spondeen kennt, wird die Aufgabe eines rein Sapphischen Versmaaßes nicht leicht finden; aber sich auch um so mehr freuen, wenn er sie so glücklich, wie von unserm Dichter, gelöset sieht. Daß der dadurch gebildete Molossus dem Ohr wohl thut, muß jeder, der ein poetisches Ohr hat, fühlen. — Das Streben des Verf. nach vollgültigen Spondeen hat freylich auch kühne Wortschöpfungen, wie Tonklang, Strommeer, Glanzziel, Klangflug ꝛc. veranlaßt, und zuweilen über die Grenzen des Sprachgebrauchs hinausgeführt. Z. B. in der Hymne an Gott 1, 43.

Durch die Aeonengebirg' ohn' Aufhör' strömet dein Urquell.

Der Dichter erlaubt sich häufig den Provinzialism, die begeisternde Schauer — ihr himmlische Mächte. Wir sehen den Gewinn dieser Eigenheit nicht ein, und finden in unserer Sprache der Wörter, die sich mit dem tonlosen e endigen, (worüber auch Bürger mit Recht klagt) so viele, daß wir sie nicht ohne Noth vermehrt wünschen.

Np.

Romane.

Rudolph und Angelika, zwey Kinder der Liebe. Vom Verfasser des Brockenmädchens und des Grafen Zerner. Chemnitz, in der Jakobäischen Buchhandlung. 1804. 248 S. 8. 20 K.

Der Verfasser stellt sich in der Vorrede seines Büchleins etwas ungeberdig gegen den Beurtheiler seines Grafen Zerner in der A. D. B.; ein gleiches Schicksal hat auch Rec. der gegenwärtigen höchst dürftigen Liebesgeschichte zu erwarten; aber es hält ihn nichts desto weniger ab, die Wahrheit zu sagen, wenn er sich von ihr überzeugt fühlt. Dieser gemäß, sieht er sich gedrungen, zu bekennen, daß ihm

ihm in diesem ganzen langweilig saalbadernden, und lächerlichempfindsamen Machwerke auch nicht eine Eigenschaft begegnet ist, die von Beruf und Talent zum romantischen Schriftsteller zeugte. Sieht man auf die Erfindung, so zeichnet sie sich durch die höchste Alltäglichkeit und Flachheit aus; erwägt man die Charaktere, die darin ihr Wesen treiben, so ist Charakterlosigkeit die einzige Charakteristik, deren sie sich rühmen können, und ist von dem Style des Verfassers die Rede, so hat er an Gedehntheit, Kraft- und Saftlosigkeit kaum seines Gleichen. Es ist übrigens kein Wunder, daß er so Wasserreich ist; denn fast alle darin vorkommende Personen erschöpfen sich in einer Sündfluth von Thränen. Fast auf jeder Seite des Buchs wird geweint und gewinselt. Eins der größten Wunder in diesem breyweichen Romane ist, daß die Leute darin heile Brust- und Schulterknochen behalten; denn sie werfen sich einander so oft an die Brust, ruhen so unaufhörlich einer auf des andern Schulter, daß blaue Flecken das Wenigste seyn müssen, was sie davon tragen. Uebrigens, wovon der Titel leider! nichts erwähnt, giebt der Wassermann hier nur die erste Portion der ungesalzenen Thränenfluth; eine zweyte hat der Leser noch zu erwarten, die unstreitig noch einen reichern Vorrath enthalten wird, da die eigentlichen Helden dieses Jammerbades dort erst ihr volles Wasserwesen treiben werden. So hart dieß Urtheil klingen mag, so wahr ist es. Nur, um das theure Papier zu schonen, erspart Rec. sich die näheren Beweise. Doch stehen sie dem Verf., wenn er es verlangt, gern für einandermal zu Befehl, wo sich dann ergeben wird, daß das Schimpfwort: »hämisch« eben so wenig auf sein, als seines Kollegen Urtheil paßt.

Tausend und eine Tollheit, oder Reisen eines Bremer Kaufmanns durch die Spaziergänge der Liebe in das Labyrinth des Ehestandes. Mit 1 K. Bremen und Hamburg. 1803. 390 S. 8. 1 Rh. 12 ℳ.

Eigentlich höchst anstößige Liebesgeschichten. Nicht leicht hat je ein ärgerer Bruder Liederlich den Helden eines Ro-

mans gemacht, als der hier aufgestellte Bremer Kaufmann. Ausschweifungen mit Buhlschwestern, Mädchenverführungen und Ehebruchsgeschichten drängen sich in seinem wüsten Lebenslaufe. Mehr, als ein schuldloses Geschöpf, wird das Opfer seiner Begier und der unseligen Folgen derselben. Er hingegen kommt überall mit einem blauen Auge davon, und einige, nur zu bald unterdrückte Gewissensbisse sind die einzige Züchtigung für so viel Greuel der Verwüstung an Zucht, Sitte, Menschenglück und Seelenfrieden. Zuletzt stiehlt er sogar, und verführt zum Diebstahl. Der Diebstahl wird entdeckt, und zur Strafe erhält er fünfhundert Louisd'or, bessert sich nun plötzlich, und ein reiches, tugenthaftes Mädchen reicht ihm, als Gattinn, ihre Hand. Mit einer höchstwiderwärtigen Frechheit erzählt der Wüstling das Alles selbst, und mit einer Unverschämtheit, ohne Gleichen, widmet er diese Erzählung seiner tugendhaften Gattinn. Freylich ist Alles nur ein Roman; aber das mildert die Sittenlosigkeit dieser Liebesgeschichte um nichts. Die zügellose Ueppigkeit, mit der darin die Szenen der Wollust ausgemalt werden, muß auch die reinste Phantasie verderblich entzünden, und Rec. hält es für seine Pflicht, laut und ernst seinen Abscheu gegen einen solchen Mißbrauch der Preßfreyheit zu erklären, und jedes rechtliche Gemüth vor einer Lektüre zu warnen, die der Moralität so frech Hohn spricht, und alle Gesetze des Anstandes und der sittlichen Ordnung so Schaamlos mit Füßen tritt.

1. Liebe auf den verschiedensten Stufen ihrer Reinheit und Würde. Vom Verfasser der edlen Griechen. Erster Theil. 207 S. Zweyter Theil. 215 S. Leipzig u. Elberfeld, bey Büschler. 1802. 8.

2. Das Sandwerk. Eine Stadtneuigkeit vom Kaffeehause. Vom Verfasser der edlen Griechen. 333 S. 8. Ebendaselbst, 1803.

Beyde Bücher sind recht gutgemeint, und die moralische Tendenz des Verfs. verdient alles Lob. Schade nur, daß

daß er sie etwas langweilig durchsetzt. Denn wirklich gehört die Gutmüthigkeit eines Recensenten dazu, seine redseeligen moralischen Vorlesungen bis ans Ende auszuhalten. Noch ermüdender für die Geduld des Lesers ist, was die Geschichte des Buches vorstellen soll. Die trivialsten Menschengesichter treten in ihr auf, und alle treiben ihr Wesen gerade so trivial, wie sie aussehen. Wer also nicht Lust hat, mit dem guten Willen des Verfassers vorlieb zu nehmen, wird sich nur schlecht erbaut finden. Rec. bedauert das aufrichtig; denn eben, weil er die sittliche Tendenz des Buches zu schätzen weiß, wünscht' er wohl, daß bey der lobenswerthen Geisteswilligkeit des Vf. seine Feder sich weniger schwach produzirt hätte.

Braut und Bräutigam, oder das 29te Kapitel vor dem Ende. Ein züchtiger Roman, voller Laune und Witz, für Alt und Jung zum Trost und (zur) Erbauung geschrieben von ***e. Leipzig, im neunzehnten Jahrhundert. 253 S. 8. 1 Rt.

Die Lektüre dieses Romans hat Rec. wohlgethan. Hier offenbart sich Welt- und Menschenkenntniß ohne künstliche Verwicklung; selbst, ohne große Kunst der Darstellung, gewährt das Buch eine angenehme Unterhaltung, und beschäfftigt nicht bloß die Phantasie; auch der Verstand des Lesers findet eine befriedigende Unterhaltung. Die Charaktere sind treu gezeichnet, und nirgends weder tugendhafte noch lasterhafte Karrikaturen. Die Satyre ist treffend, ohne Personalität, und die kleinen Streifereyen ins Gebiet der Moral fallen nirgends in einen ermüdenden Predigerton. Ohne sich durch glänzende Eigenschaften, oder eine hervorspringende Originalität auszuzeichnen, hat des Verfs. Vortrag doch das Verdienst der Einfachheit und Natürlichkeit, und erhält auch dadurch des Lesers Theilnahme für das Erzählte aufrecht. Wenn man also diesen Roman auch kein Werk des Genies nennen kann, so verräth er doch auf jeden Fall einen fähigen Kopf, einen guten Beobachter, und eine geschickte Hand.

Rf.

1. Fritz, der Donnerjunge (eigentlich Friedrich Richter), oder Eventeure (Abentheuer), Mordgeschichte (Mordgeschichten), Schwänke, Gespenster und Todte; von einem, der den Papieren todtfeind ist. Erster Theil. 191 S. Zweyter Theil. 196 S. Ronneburg u. Leipzig, in Commission bey Schumann. 1803. 8. 1 Rt. 8 gr.

2. Eulenkapers Leben und Leiden. Eine tragikomische Geschichte. Von F. C. Laukhard, u. s. w. Halle, bey Hendel. 1804. 254 S. 8. 18 gr.

3. Corilla Donatini oder Geschichte einer empfindsamen Buhlerinn. Von F. C. Laukhard. Halle, bey Hendel. 1804. 268 S. 8. 20 gr.

Der unsaubere Geist sowohl, der von innen, als die betelhafte Gestalt, die von aussen obenstehende drey Nummern bezeichnet, machen sie zu einem wahrhaften Kleeblatte von literarischer Kothmalerey. In Nr. 1. ist ein Schenkenstubenspaß und ein Bierkellerwitz feil, dem gewiß kein Karrenschüber und kein Lastträger wird widerstehn können; und bey den folgenden hätte ihr Verfasser sich die Mühe, seinen Namen zu nennen, immer ersparen mögen. Die Höhe von Schmutz, Zotenreisserey und Pöbelhaftigkeit im Eulenkaper, und die Fad- Platt- und Gemeinheit in der Corilla lassen den Leser auch nicht einen Augenblick in Ungewißheit, daß Herr Laukhard sich hier producirt.

Pl.

Herr Puff. Ein komischer Roman. Vier Theile. Hamburg, bey Vollmer. 1804. kl. 8. 3 Rt. 8 gr.

Der Verf. hat den Charakter seines Helden ziemlich treu aus der Natur aufgefaßt, und nicht ohne Glück, durchge-

geführt. Auch fehlt es dem Buche nicht an wirklichen komischen Situationen, und dem Vortrage nicht an Witz und Laune. Nur fällt hier und da Herr Puff, wie des Erzählers Witz, etwas ins Allzuderbe, und manche Unnatürlichkeit stört den im Ganzen der Natur treu bleibenden Gang der Begebenheiten. Die Nebenfiguren in diesem Lebens- und Sittengemälde nehmen sich gleichfalls ganz gut aus. Das gilt aber nur von den männlichen; die weiblichen, besonders die Hauptheldinn, sind etwas verkünstelt. Das Ganze liest sich indeß leicht weg, und Rec. darf ihm, ohne Scheu, das Verdienst einer kurzweilenden Unterhaltung zugestehen.

Der Blaustrumpf oder Breitings Abentheuer und tolle Streiche. Erster Band. 424 S. Zweyter Band. 484 S. Dritter Band. 372 S. Hamburg, bey Vollmer. 1804. kl. 8. 4 Mk. 12 ß.

Fast möchte Rec. den Verf. dieses und des obenstehenden Romanes für eine und dieselbe Person halten; wenigstens gilt, in Rücksicht auf Lob und Tadel, von diesem, was von jenem gilt. Auch hier ist der Hauptheld — eine Art Gil Blas — mit ziemlich leichter und freyer Hand gezeichnet; auch hier manches Abentheuer toll genug ersonnen und durchgeführt; auch hier der Ton der Erzählung lebhaft und launig, und in mehreren Stellen des Buches die Geissel der Satyre geschäfftig; aber auch hier fehlt es nicht an ausartendem Witz, an weiblichen Unbildern, an Unnatürlichkeiten. Im Ganzen aber behauptet Herr Puff den Vorrang. Denn obgleich den Leser hier eine weit größere Mannichfaltigkeit von Begebenheiten und ein vielseitigerer Kontrast von Charakteren unterhält, als dort: so sind die ersten selbst, als Abentheuer angesehen, doch mitunter gar zu derbe Unnatürlichkeiten, und die letzten nicht selten Karrikaturen im höchsten Superlativ. Wirklich werden in Meister Blaustrumpfs Lebenslauf Dinge erzählt, die sich nicht leicht ungereimter erfinden lassen. Da sprengt eine auf einem Schiff angezündete Pulverkammer vier Stück Menschen in die Luft, die sich bloß ein bischen verbrennen, sonst

aber,

aber, ohne allen Schaden, davon kommen. Einer davon hat noch obendrein, eine Minute vor dieser gefährlichen Luftreise, einen tüchtigen Dolchstoß zwischen den Rippen erhalten. Ferner schießt und balgt sich der Held des Romans mit einem Jungferräuber auf dem Schieferdache eines Hauses herum, wird verwundet, und einige Stock herunter in den Hof gestürzt, ohne den Hals zu brechen; und ein Alchymist macht, mit Hülfe des Steins der Weisen, ganze Scheffel Goldkörner, und schmilzt sich eine wahre Schatzkammer von Diamanten zusammen. Eine andere Gattung Unnatürlichkeiten sind die Menge Monologen, die der Verf. seinen Personen in den Mund legt, die oft ein halbdutzend Seiten hintereinander fortlaufen. In einem derselben erzählt ein Mensch, der sich erschießen will, sich sogar seinen ganzen Lebenslauf, mit den kleinsten Nebenumständen, mit allen Gesprächen, die zwischen ihm und den vorgeführten Personen sich begeben haben. Das heißt denn doch das Romanhandwerk gar zu leicht treiben, und mit des Lesers Phantasie, ja selbst mit seiner Liebe zum Wunderbaren und Abentheuerlichen allzubunt herumspringen. So eine Dichtung ins Blaue hinein, erfordert weder viel Kunst, noch Genie; unterhält auch am Ende nur den Troß von Lesern, dem zu gefallen, keines Schriftstellers Ehrgeiz seyn sollte, den seine Talente zu etwas Besserm bestimmen.

Wr.

Schöne und bildende Künste.

Geschichte der zeichnenden Künste von ihrer Wiederherstellung bis auf die neuesten Zeiten. Von J. D. Fiorillo. Dritten Bandes erste Hälfte. Göttingen, bey Röwer. 1803. 310 S. 8. 1 Mk. 8 ß.

Mit eben der Sachkenntniß, dem Geschmack und Fleiß, mit welchem Hr. F. die beyden ersten Bände dieses Werks bearbeitet hat, (s. des 71. Bds. 1s Stück der Bibl.) fährt er

er in diesem fort, und trägt darin die Geschichte der Malerey in Frankreich von ihrer Herstellung bis auf die neuesten Zeiten vor.

Der von den Römern nach Julius Cäsars Unterjochung des freyen Galliens dahin übertragene Kunstgeschmack gedieh schnell; dieß beweisen die trefflichen Ueberreste alter Monumente der Kunst in verschiedenen Städten, besonders des westlichen und südlichen Frankreichs. — Unter der fränkischen Monarchie sanken hier die Künste, wie in dem übrigen Europa, und blieben auf einer niedern Stufe. In einem Zeitraum von mehr als 500 Jahren wurden keine andern öffentlichen Gebäude als Kathedralkirchen und Abteyen aufgeführt. Die errichteten Grabmäler der Könige, und die Statuen jener Zeiten zeugen von dem rohesten Geschmack. Die Baukunst trägt in Frankreich unter den Merovingern mit der im übrigen Europa ein gleiches Gepräge, und erhielt sich auch so, wiewohl mit mehr Kunstfleiß und Originalität, unter den Karolingern. Die vielen Einfälle und Verheerungen der Normannen erstickten dort bald jeden neuen Keim der Künste, und die Bemühungen einzelner Könige vermochten nichts über den rohen Geist des Zeitalters, worin sich einige Spuren der Miniaturmalerey, der Steinschneidekunst und des Wirkens von Malerey, so wie der Glasmalerey zeigten. Die Geistlichkeit war die einzige Stütze der Künste; und Mönche waren Künstler. Richard, Abt von Vannes, Berengar, Bischof von Elme, und der Baumeister Landfried verdienen in der Periode des 10. u. 11ten Jahrhunderts als solche genennt zu werden. — Unter den Kapetingern hoben sich nach und nach durch die Bemühungen der Regenten, die Künste und der Geschmack, so langsam und oft unterbrochen die Schritte anfänglich auch waren. Besonders blüheten die Künste unter Ludwig VII. Regierung empor. Vor allem gewann im 12. u. 13ten Jahrhundert die Architektur, wovon die verschiedenen schönen Kathedralkirchen in Frankreich Zeugen sind. Mit der Regierung Ludwig IX. (des Heiligen) hebt für Frankreich eine wichtige Epoche in Ansehung der Künste an, welche unter seinem zweyten Nachfolger, Philipp dem Schönen, neue Kraft gewann, und durch die 70jährige Residenz der Päbste in Avignon noch mehr gehoben ward. Die Zahl der Kunstwerke, welche

che sich aus den Zeiten der Merovingen und Karolinger bis auf uns erhalten haben, ist geringe. Von den Zeiten Ludwig IX., besonders aber von der Regierung Karl V, dieses Freundes der Künste und Wissenschaften, stieg die Kultur, und die Künste blüheten mit abwechselndem Glück unter ihren Nachfolgern, bis Franz I. ihr großer Beschützer, den Thron bestieg; unter seiner glänzenden Regierung das Dunkel des Mittelalters verschwand, und für Künste und Wissenschaften sich die schönsten Aussichten öffneten. Mit ihm hebt erst eigentlich eine Geschichte der Malerey in Frankreich an, die man bis auf die neuesten Zeiten verfolgen kann. Franz zog die da Vinci, Danucchi, del Sarto, Rossi, Salviati, Primaticcio nach Frankreich, denen noch sehr viele ihrer Landsleute dahin folgten, und Frankreich, besonders aber dessen Hauptstadt mit ihren Werken der Malerey, der Bau- und Bildhauerkunst verschönerten. Sie zogen hier jedoch nur sklavische Nachahmer, keine selbstständige Künstler, und Alles, was Frankreich auch nachher noch an guten Malern aufzuweisen hat, hatte sich, le Sueur ausgenommen, durch das Studium italiänischer Werke in Italien selbst gebildet. Vor allen aber thaten sich die Franzosen in der Kunst der Glasmalerey sehr hervor, so daß sie selbst nach Italien verschrieben wurden. Claude, Guillaume de Marseille, Arnoud Desmoles, Robert Pinaigrier und Valentin Bouch waren die berühmtesten Glasmaler in dieser Periode. — Mit Jean Coucin fing gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts die französische Malerschule an. Besonders zeichnete er sich in vortrefflichen Glasmalereyen aus, welche aber größtentheils in der Revolution zerstört sind. Auch das Wirken von Tapeten hob sich sehr unter Franz I.: Gilles Gobelin kam damals von Rheims nach Paris, dessen Name in der Folge der berühmten Manufaktur beygelegt ward. — Es folgen nun die in den verschiedenen Fächern der Künste aufgeführten französischen Meister mit Anführung ihrer Lebensumstände und ihrer vorzüglichen Werke, bis auf die neueren Zeiten der Regierung Ludwig XV. — Im Ganzen blieben die National-Künste in Frankreich noch lange kränkelnd, bis auf Simon Vouet, (1641), der eine Schule stiftete, aus welcher treffliche Meister hervorgiengen, die dem Edlen und Schönen der italiänischen Kunst folgten, deren

deren Nachfolger aber wieder in die schlechte National-Manier zurückfielen, und bis am Schluß des vorigen Jahrhunderts darin beharrten. Die le Brun, le Sueur, J. B. Mole, C. Mignard, A. du Fresnoy, N. Chaperon, C. Poerson, L. u. H. Testelin und Dorigny waren die ausgezeichnetsten Schüler Vouets. Unter seinen Zeitgenossen blühete um das Jahr 1620 Quintin Varin, der Lehrer des großen N. Poussin (1665), der Raphael Frankreichs, das er aber eben so wenig liebte, als dort seine Größe erkannt ward, und folgsame Schüler fand. Erst am Ende des vorigen Jahrhunderts fing man an seine Kunst nach Verdienst zu würdigen. Die von dem Verf. entworfene, und besonders hervorgehobene Charakteristik dieses großen Künstlers, so wie in der Folge mehrerer vorzüglichen alten Meister, als Claude le Lorrain, Mignard, le Sueur, und le Brun, ist sehr richtig und mit Geschmack und Kenntniß gezeichnet. — S. 166 u. f. ist die Reihe der Künstler durch eine kurze Geschichte der königl. franz. Maler-Akademie in Paris unterbrochen, und S. 215 folgt eine, nur zu kurze, Erwähnung der franz. Maler-Akademie in Rom, welche le Brun 1663 stiftete. Nach der Zeit dieses trefflichen Künstlers versank die französische Kunst, und ihre Schule erhielt eine Richtung, die sich immer weiter von den Grundsätzen des wahren Schönen und Großen der guten italiänischen Schulen entfernte; nur noch wenige Schüler le Brun's, und einige andere, blieben den bessern Grundsätzen treu. — Unter Ludwig XIV. hob sich die Baukunst zu einer hohen Stufe, wovon die nach Perraults Entwurf erbaute Louvrefacade, und des Invaliden-Hotel die glänzendsten Beweise sind. — Nach Erwähnung noch verschiedener vorzüglichen Künstler, besonders auch einiger trefflichen Portraitmaler, N. de Largelliere und H. Regaud, des 17ten und 18ten Jahrhunderts, welche unter den größern Haufen der franz. Künstler, die dem allgemein herrschenden verdorbenen Geschmack eines blendenden Farbengrundes der theatralischen Compositionen und des verzerrten Ausdrucks in Stellung und Gebährden, nachgaben, sich noch einigermaßen auszeichneten, entwirft der Verf. noch mit einigen wahren und kräftigen Zügen, den für den guten Geschmack traurigen Zustand der Künste unter dem verächtlichen Ludwig XV. — In der zweyten

Hälfte dieses Bandes erwarten wir des Verfs. Urtheil über die Fortschritte, welche die franz. Künste in der letzten Regierungs-Periode des unglücklichen Ludwig XVI. und seit dem Fall des französischen Königsthrons gemacht hat, wovon sich, wenn man die Ausschweifungen einiger excentrischen Köpfe und verschiedene Uebertretungen der Linie, welche das Studium der Antike in der Malerey fordert, ausnimmt, viel Gutes sagen läßt.

Rp.

Weltweisheit.

System des Gleichgewichtes und der Gerechtigkeit. 1ster Theil. 382 S. 2ter Theil. 501 S. Frankfurt a. M. b. Andreä. 1802. gr. 8. Mit 2 Titel-Vignetten und 2 Karten. 4 Rt.

Der Verfasser ist der Professor Nikolaus Vogt, der vor einigen Jahren ein Buch: Ueber die europäische Republik geschrieben hat, von welcher Schrift auf mehrern Seiten dieses angezeigten Systems eine neue Ausgabe angekündigt wird. Wenn gleich dieses System die Gesinnungen des Verf. für das Wohl der Menschheit, für häusliches und bürgerliches Glück, für wahre Gottesverehrung, u. s. w. auf eine überzeugende Weise darlegt: so wird doch der Leser zuverläßig viele Geduld nöthig haben, um dieses weitläuftige, und sich so oft wiederholende Werk ganz zu lesen; es wird auch nicht fehlen, daß der Leser über so manche ermüdende, zur Sache nicht gehörige Untersuchungen und sonderbare, sich nicht haltende Meinungen des darin enthaltenen Guten vergessen möchte. Der Leser darf hier nicht eine Untersuchung erwarten, wie das Gleichgewicht von Europa durch eine zweckmäßige Vertheilung der Länder und Kräfte zu erlangen stehe; sondern der Verf. hat sich einen höhern und allgemeinern Gesichtspunkt genommen. Es soll in diesem System die Rechtfertigung der Gerechtigkeit Gottes und des gemeinen Menschenverstandes gegen die Lästerungen der Sophisterey, und die

die Gewaltthaten des Machiavellisten geführt werden; es soll eine Theodicee aus der Weltgeschichte aufgestellt werden. Das Bedenkliche eines solchen Unternehmens liegt dem nicht verborgen, der sich mit Untersuchungen dieser Art beschäfftigt hat. Den Weg, den der Verf., um zu seinem Zweck zu gelangen, eingeschlagen hat, ist in der Kürze folgender. Im ersten Theil wird die Theorie des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit aufgestellt, und im zweyten diese aus der Weltgeschichte zu belegen gesucht. Dieser Beleg ist großen Theils wörtliches Excerpt aus den Schriften von Montesquieu, Meiners, Herder, Mercier, Tacitus u. s. w. Was die Theorie betrifft: so sucht der Verf. in einer vorangeschickten spekulativen Einleitung das erste Princip des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit vorzüglich dadurch festzusetzen.

Eine Philosophie ohne einen Grund, und eine Weltgeschichte ohne einen Gott, oder eine Ursache, sind nur Titularwissenschaften, und verlieren sich am Ende in Nichts. In uns selbst müssen wir zurückgehen, um da den Grund aller unserer künftigen Untersuchungen zu finden; und da kommt uns sogleich, wie jene Gottes-Stimme: Es werde Licht, und es ward Licht! der vielsagende Satz des Cartes entgegen: Cogito, ergo sum. Der Verf. bricht dabey 1. Th. S. 8. in folgender Ergießung aus: »Ich berufe »mich auf das heilige Gewissen eines jeden denkenden »Menschen, ob ihm nicht, wie er nur diesen Cartesianischen Satz gedacht hat, sogleich seine und die Existenz Gottes und aller Welt gewiß wird. Es ist einem, als hörte »man aus dem Innersten seiner Seele jenes göttliche »Schöpfungswort: Es werde Licht, und es ward Licht: und »die Gewißheit alles dessen, was in und außer uns vorgeht, »wird uns kräftig und wahrhaft manifestirt.« (Der Rec. bekennt, daß, wie er zuerst diesen Satz in den Meditationibus des Cartesius gelesen, er auch von einem ähnlichen Gefühl beschlichen worden sey; daß ihm aber ein Gleiches auch bey andern großen und originellern Denkern im Studium ihrer Systeme begegnet sey; daß er dagegen bey dem kalten Ueberdenken des Gefundes und des Bestandes der Wahrheit ihrer Meinung geworden sey, und der Zauber ihn verlassen habe. Diese Erscheinung tritt jedoch eigentlich nur bey Werken des Genies, nicht bey den Werken ihrer Nachbeter

ter, Auszieher und Erklärer ein. Der wahre Dichter und der wahre Weltweise müssen die Kraft besitzen, den Leser aus seinem Ideeneigenthum herauszuheben, und in das ihrige zu versetzen; der Leser muß aber nur dafür sorgen, daß er zu rechter Zeit wieder auf eigenem Grund und Boden anlangt.) Dieses reine Denken soll das freye unbestimmte Gewissen ausdrücken. Ich denke, oder ich bin mir bewußt; es muß also Etwas seyn, was mein Gewissen bestimmt; und dieses Etwas ist die oberste Form und Kraft aller Gedanken, Willen und Empfindungen. Unser ganzes Wissen und Streben strömt von Gott aus, und fließt zu Gott zurück. Gott ist der Anfang und das Ende, das α und ω aller Wahrheit, Gerechtigkeit und Schönheit. Im reinen Denken ist nur Identität; im wirklichen Denken ist der Satz des Widerspruchs der oberste Denksatz. Der freye, reine Wille ist nur die Form oder Möglichkeit des Wollens; aus dem bestimmten wirklichen Wollen wird erst die Möglichkeit und Freyheit des Willens erkannt. Ein freyer Wille ist die praktische Vernunft. Kein Wahlaktus kann aber vorgenommen werden, ohne ein vorheriges Urtheil: und so wird der Satz des Widerspruchs zugleich auch die oberste Regel des Willens, und das ethische Princip; Alles, was einem Etwas durch ein Urtheil als Recht zugesprochen wird, soll ihm auch zugetheilt werden; und die Gerechtigkeit ist der ewige Wille, einem jeden sein Recht wiederfahren zu lassen. Das erste Princip des Gleichgewichtes und der Gerechtigkeit in seiner ganzen Ausdehnung heißt theoretisch, Synthesis oder Vereinfachung der Mannichfaltigkeit durch Gedanken; praktisch, Synergie (Sympathie) oder Vereinfachung des Mannichfaltigen in Gefühle oder Kraft. Es ist nichts anders, als das Eins (ἕν), die Form und Kraft zu Wahrheit, Schönheit und Glückseligkeit in und durch Materie oder Mannichfaltigkeit (πᾶν). Die höchste Ursache davon ist weder mit dem Idealisten im Subjekte (dem Geiste), noch mit dem Materialisten im Objekte (der Materie), sondern in Gott, diesem letzten Grund aller Wahrheit, Gerechtigkeit und Schönheit zu finden. Das System selbst zerfällt in drey Bücher, wo in dem ersten vom Menschen oder von der häuslichen Gerechtigkeit, in dem zweyten vom Staate oder von der bürgerlichen Gerechtigkeit, und im dritten von Gott oder von der göttlichen

Ge=

Gerechtigkeit gehandelt wird. In Ansehung der häuslichen Gerechtigkeit wird bemerkt: Der Mensch besteht aus Körper und Geist, und gehört durch den erstern dem Thier, und durch den letztern der Gottheit an. Aus der Verbindung dieser beyden entsteht in dem Menschen ein Drittes, die Humanität oder versinnlichte Vernunft. Der Mensch besteht daher aus drey Naturen oder Kräften, aus thierischen, humanen und göttlichen, oder aus Körper, Seele und Geist. Auf das Gleichgewicht dieser drey Naturen gründet sich nun die menschliche Gerechtigkeit, und mithin auch die häusliche Glückseeligkeit. Der Verf. untersucht nun hier die Kräfte des Körpers, der Seele und des Geistes, ihre Krankheiten, Ausschweifungen und Heilarten. Er geht dabey so sehr in das Einzelne, daß er nicht nur ganze Wissenschaften, z. B. die Logik u. s w. skizzirt, bey der Musik Noten abdrucken läßt, die Garten-Anlagen und Bauten bestimmt, die Theatereinrichtungen bis auf die Theaterkleidung und Theatergeräthschaften angiebt, Regeln über die Wahl einer Gattinn und über die Einrichtung der Diätätik und Oekonomie bestimmt; sondern daß er auch über Küsse, Beyschlaf, Hausapotheke, und Verfahren der Weiber, ja sogar 1. Th. S. 104. von den Mitteln handelt, wie den kleinen Kindern die Unart, die Betten unrein zu machen, abzugewöhnen sey. Was die bürgerliche Gerechtigkeit betrifft, so besteht diese oder der Staat aus Menschen, und es müssen sich folglich in ihm, so wie bey dem einzelnen Menschen, die nämlichen thierischen, humanen und göttlichen Kräfte und Bedürfnisse vorfinden. Die thierischen dienen dem öffentlichen Unterhalte oder der Nahrung, die humanen der öffentlichen Sicherheit oder der Vertheidigung, und die göttlichen der öffentlichen Lehre oder Religion derselben. Die bürgerliche Gerechtigkeit und daher das öffentliche Wohl, gründet sich wieder auf das Gleichgewicht dieser Kräfte. Der Verf. verfolgt hier wieder jeden einzelnen Zweig der Staatsgewalt. Von den hohen Schulen legt der Verf. 2. Th. S. 352. sein Bekenntniß dahin ab: »Die hohen Schulen sind eigentlich nur dazu bestimmt, um die Subalternen des Lehrstandes zu bilden. Der wahre Weise erhält durch sich selbst oder von Gott seine erhabene Ordnung oder Erleuchtung.« S. 355. schreibt der Verf.: »Ich bin überzeugt, daß, wenn Voltaire, Rousseau und Friedrich die französische Republik erlebt hätten, so würde

erstere emigrirt seyn, und die Revolution verspottet haben; der zweyte wäre von Sinnen gekommen, oder hätte sie beweint; und der Dritte wäre geschlagen worden, und hätte sie verflucht.« Wenn der Verf. hier das hohe Greisenalter annimmt, in dem jene drey Männer zur Zeit des Ausbruchs der französischen Revolution sich befunden hätten: so möchte er wohl recht haben. Wenn man aber diese drey Männer sich in der schönsten und stärksten Blüthe ihre Jahre auf dem angenommenen Schauplatz denkt: so würde sich der Verf. wenigstens zuverläßig in Friedrich II. geirrt haben. Endlich in Ansehung der göttlichen Gerechtigkeit lehrt der Verfasser: daß die Welt von Gott aus Materie und Geist zusammengesetzt, aus beyden jedes organische Wesen, und mithin auch das Thier und der Mensch geschaffen worden. So wie nun der Mensch aus Materie, Seele und Geist besteht, so besteht auch die Welt aus diesen Theilen; und die göttliche Gerechtigkeit, mithin das Heil der Welt gründet sich auf das Gleichgewicht dieser Theile. Der Verf. sucht hier die Naturkräfte und die Uebel in der Welt zu erklären, und zu zeigen, wie Gott durch Zurechtstellung und Wiederherstellung der Naturkräfte die Körper-, Thier- und Menschen-Welt regiert. Die Geister- oder sittliche Welt heiligt Gott durch eine ausserordentliche göttliche Offenbarung und durch eine ausserordentliche Gnade. Der Verf. will aber in dieses wundervolle und ausserordentliche Gebiet oder Reich Gottes und der Sittlichkeit sich nicht wagen; sondern er will diejenigen, welche mit Gottes geheimer Ordnung näher bekannt werden wollen, auch die heiligen Schriften seiner Verkündiger, besonders des Johannes, Paulus und Augustinus verweisen. Und der Rec. will diejenigen, die noch mehr von des Verfs. System erfahren wollen, auf das Lesen des Buches selbst verweisen.

Tm.

Beyträge zur leichtern Uebersicht des Zustandes der Philosophie beym Anfange des 19ten Jahrhunderts, herausgegeben von C. L. Reinhold, Prof. in Kiel. 5s u. 6s Heft. Hamburg, bey Perthes. 1803. 180 u. 250 S. gr. 8. jedes Heft 1 Rk.

Die

Die Aufsätze des 5ten Heftes sind, nach einem Vorbericht über den Vertilgungskrieg zwischen der spekulirenden und der denkenden Philosophie, (ein Krieg, bey welchem die Uniformen der zwey Partheyen schwer zu unterscheiden seyn dürften,) folgende: 1) populäre Darstellung des rationalen Realismus; 2) Rechenschaft über mein Systemwechseln; 3) über die Vereinigung und Verwechslung der Natur mit Gott, ein Gespräch, veranlaßt durch Bruno; 4) Briefe an F. H. Jakobi über das Wesen der Jakobischen, Fichtischen, Schellingischen und Bardilischen Philosophie; 5) die Dogmen des Kantischen Kriticismus, als Entwurf einer formula concordiae für die philosophischen Recensenten in der Jenaischen, (Hallischen) A. L. Z.; 6) Entwurf einer populären und historischen Darstellung aller bisherigen mit der Verwechslung des Denkens und Vorstellens behafteten Philosophie; 7) über die apodiktische Verwandlung der Philos. in Glaubenslehre; 8) über den sogenannten praktischen Realismus der Philos.; 9) über die Philosophie, die schon in ihrem Princip Religion ist. Der Inhalt des 6ten Heftes ist: 1) neue Auflösung der alten Aufgabe der Philosophie; 2) Gespräch über die französische und teutsche Logik; 3) Uebersicht der philosophischen Literatur von 1801—1803; 4) über das Verhältniß des gesunden Verstandes und der philosophirenden Vernunft zum gemeinen Verstand und der spekulirenden Vernunft.

Die beyden ersten Aufsätze in den vorliegenden zwey Heften betreffen den rationalen Realismus, zu dem sich Hr. Reinhold seit der Erscheinung der Bardilischen Logik bekennt. Rec. wäre mit den Resultaten dieses rationalen Realismus so ziemlich einverstanden, wenn es nur mit den Prämissen und Beweisen besser stünde. Aber gegen diese findet er gar Vieles zu erinnern. Schon das Unternehmen, den Realismus aus der Logik herzuleiten, hat des Rec. Beyfall nicht: und was Hr. R. in der ersten Abhandlung des 6ten Heftes (S. 5—9) zur Rechtfertigung desselben sagt, hat ihn nicht überzeugt. Rec. weiß gar wohl, daß die Gränzen der Wissenschaften einander berühren und zusammenfliessen; allein daraus folgt nicht daß die Wissenschaften selbst nicht mehr unterschieden, und die Ontologie in der Logik, oder diese in jene, oder gar

am Ende Alles in die Psychologie zusammengeworfen werden soll. Hieraus entsteht nichts als Verwirrung in den Wissenschaften; und wir bekommen am Ende dicke Logiken, dergleichen uns Hr. Tieftrunk eine geliefert hat, worin nicht nur die ganze Kantische Philosophie, sondern auch die Grundsätze der allgemeinen Physik, und der Himmel weiß, was noch mehr enthalten ist.

Da die Bardilisch-Reinholdische Philosophie bereits in der N. A. D. B. (Bd. 78. S. 81. ff.) hinlänglich gewürdiget ist: so begnügt sich Rec. hier nur einige Bemerkungen darüber zu machen.

Wie Hr. Reinhold ehemals alles Unheil in der Philosophie den leidigen Dingen an sich zuschrieb: so schreibt er es nunmehr der leidigen Verwechslung des Vorstellens mit dem Denken zu. Allein Vorstellen und Denken hat man bisher nicht verwechselt, sondern in der Leibnitzisch-Wolffischen sowohl als Kantischen Philosophie, wie Art und Gattung unterschieden. Hr. Reinhold versteht nun unter vorstellen das sinnliche Wahrnehmen (H. V, S. 53. und am a. O.) Dieß ist eine ganz neue und willkührliche Einschränkung, die er dem Wort Vorstellung giebt. Jedes sinnliche Wahrnehmen ist ein Vorstellen; aber nicht umgekehrt. Eben so neu und sprachwidrig ist die Bedeutung, die Hr. Bardili und Hr. Reinhold dem Wort denken geben. Denken ist ihnen soviel als die Einheit unendlichemal wiederholen. Das Wesen des Denkens ist die absolute Identität, (S. 114.) Dieser Begriff vom Denken ist wiederum zu eng. Wenn wir z. B. die äußern Gegenstände von einander, und uns von denselben unterscheiden: so denken wir ohne Zweifel: wo ist hier die Identität? Eben so, wenn wir uns die Bestimmungen eines Gegenstandes deutlich, und ein oder die andern davon besonders vorstellen, d. i. wenn wir abstrahiren, so denken wir, und doch wird Niemand hier eine Identität oder Identifikation finden.

Aus diesem so willkührlich erklärten Denken will nun Hr. Reinhold Alles a priori herausbringen, was die Philosophie, als solche, suchen kann und muß (S. 109). Er will daraus das Urwahre, die Realität des Urwesens, und seine Unwandelbarkeit; die Realität einer von diesem Urwesen verschiedenen, und von ihm abhängigen Natur; die

Ma-

Manifestation dieses Urwesens in der Natur u. s. w. herleiten. Alles dieses soll daraus folgen, daß wir A als wiederholbar in A, A, A und so ins Unendliche denken können. Daß ein solcher Beweis nicht anders als durch ein Wortgewebe und durch beständige Erschleichungen werde geführt werden, läßt sich zum voraus vermuthen: und wenn man die erste Abhandlung des 6ten Heftes lieset, so wird man nur zu sehr davon überzeugt. Alles läuft am Ende auf ein Spiel mit den Worten Einheit und Identität hinaus.

Zu diesem Ende wird gleich Anfangs (S. 1. 2.) behauptet, daß das Zurückführen der Möglichkeit und Wirklichkeit des Erkennens und Seyns auf das absolute Eine, worin und wodurch alles Mögliche und Wirkliche bestehe, die Aufgabe der Philosophie sey. Hier bietet sich gleich die Frage dar, was Hr. Reinhold durch das absolute Eine verstehe: ob es ein absolut erster Erkenntnißgrund, oder ein absolut erstes reelles Wesen sey. Hr. R. wird ohne Zweifel sagen, das lasse er vor der Hand unentschieden, so wie er es unentschieden lasse, ob das Seyn von dem Erkennen, und dieses von jenem verschieden sey (S. 3.). Allein Rec. besorgt, daß diese Unentschiedenheit zu Erschleichungen gemißbraucht werde. Indessen wollen wir sehen, wie Hr. R. die auf solche Art bestimmte Aufgabe der Philosophie auflösen wird, denn die Auflösbarkeit einer Aufgabe läßt sich, wie er sehr richtig bemerkt, nicht besser als durch die wirkliche Auflösung derselben beweisen (S. 3.).

Hr. Reinhold denkt sich nun (ohne Zweifel durch absolute Spontaneität) das absolute Eine, und indem er Alles, was uns daran nicht an sich selbst bekannt ist, davon scheidet, und es von den Merkmaalen der Möglichkeit, der Wirklichkeit, und selbst auch des Grundseyns und des Absolutseyns entkleidet: so behält er nichts davon übrig als die Identität (S. 13.).

Ohne sich dabey aufzuhalten, daß es ein Widerspruch ist, das absolute Eine von dem Charakter der Absolutheit zu entkleiden, d. i. es als absolut und nicht-absolut zu denken; findet Rec. hier schon eine Verwechslung von Begriffen. Es wird nämlich das unum und idem vermengt, da doch jenes ein absoluter, dieses ein Verhältnißbegriff ist; denn bey der Identität wird immer A auf irgend etwas

ſey es auch das A ſelbſt) bezogen, welches bey dem Einen (unum) nicht nothwendig iſt. Doch wir wollen es bey Hrn. R. nicht ſo genau nehmen. Die Hauptfrage iſt immer, was Hr. Reinhold mit dieſer dürren Identität anfangen, und was er aus ihr herauspreſſen werde. — Hr. R. muß die ganze Unfruchtbarkeit dieſes Begriffs gefühlt haben; denn er fügt demſelben ſogleich, jedoch unvermerkt und wie im Vorbeygehen, eine Nicht-Identität bey: und nicht nur dieſes, ſondern er ſetzt auch die Nicht-Identität in ein Verhältniß mit der Identität (S. 13.).

Rec. wollte hier Hrn. R. fragen, was er für einen Grund habe, der Identität eine Nicht-Identität beyzugeſellen. Aus ſeinen Prämiſſen folgt ſolches nicht; auch wird er hoffentlich nicht behaupten, daß die Identität ſich nicht ohne die Nicht-Identität denken laſſe. Wenn ich A denke, ſo denke ich nicht nothwendig B. Ich kann freylich neben A auch B, C, D, u. ſ. w. denken; aber ich denke nicht nothwendig A mit B, C, D zuſammen und im Verhältniß. Dieß ſind nichts als willkührliche Combinationen von Begriffen, wodurch man gewiſſe Sätze zu erſchleichen ſucht, um ein neues Syſtem a priori zu errichten.

Nun hätten wir zwar eine willkührlich gedachte Identität, und eine grundloſe Nicht-Identität; und doch ſind wir noch weit von der Manifeſtation Gottes in der Natur. Um nun einen Schritt weiter vorwärts zu thun, bemerkt Hr. R. (S. 16.), daß zwar die Identität und Nicht-Identität ein Abſtractum; aber kein bloßes Abſtractum ſey, und daß das, wovon die Identität und Nicht-Identität geſchieden oder abſtrahirt ſey, ohne ſie nicht nur nichts Bekanntes, ſondern nicht einmal Etwas überhaupt ſeyn würde, und daß daſſelbe nur als enthalten in und unter der Identität, nicht unbekannt und nicht Nichts ſey (S. 17.). Hier hat uns Hr. R. auf einmal um eine merkliche Strecke weiter gebracht, und die Identität fängt an, eine wichtigere Rolle zu ſpielen. Alſo, in und unter der Identität iſt Alles enthalten; ohne die Identität würde alles Uebrige nichts ſeyn. Was iſt das alles Uebrige? Woher weiß denn Hr. R., daß es auſſer der Identität noch Etwas giebt? — Vielleicht aus der Erfahrung? Allein er will ja ohne alle Erfahrung bloß a priori philoſophiren. Er hat ja die Identität ausdrücklich von allem

ein=

entblößt, was ihr etwa ankleben könnte, und sie zu dem abstractesten Ding von der Welt gemacht; wie kann er nun behaupten, daß sie kein blosses Abstractum sey, daß ohne sie alles Uebrige nichts seyn würde? Würden denn die Dinge in der Welt nichts seyn, wenn zwischen ihnen eine durchgängige und totale Verschiedenheit Statt fände? — Und was heißt das: in und unter der Identität sey Alles enthalten? Ist etwa das Dreyeck, der Kreis rc. oder gar Luft, Feuer, Wasser, Erde u. s. w. auch in und unter der Identität enthalten? — Das ist doch wahrlich nichts als die willkührlichste und grundloseste Combination von Begriffen.

Doch Hr. R. fährt fort, aus seiner Identität zu machen, was ihm beliebt. Er sagt uns (S. 19.), "die Identität in ihrem Verhältniß zur Nicht-Identität, oder die Anwendung der Identität sey die Identität als Thesis in Disjunction und Conjunction mit der Nicht-Identität, als Hypothesis." Nun wird auf einmal die Identität angewendet; auf was? — das sagt uns Hr. R. nicht ausdrücklich; vermuthlich auf die Nicht-Identität. Ist es aber nicht ein ganz grundloser Gedanke, der Identität eine Anwendung auf irgend etwas beyzulegen; und könnte Hr. R. ihr nicht mit eben dem Recht eine Erzeugung oder Hervorbringung der Nicht-Identität andichten? Denn wenn es einmal in der Philosophie auf das Dichten und Phantasieren ankommt: so ist ein Dichten und Phantasieren so gut wie das andere. — Hr. R. fährt auch in seinem Dichten und Phantasieren muthig fort, und setzt vollends die Identität in Conjunction und Disjunction mit der Nicht-Identität. Daß die Identität und Nicht-Identität in Disjunction sind, begreift man zur Noth, weil sie von einander verschieden sind; warum sie aber in Conjunction seyn sollen, davon sieht man in dem vorhergehenden nicht den mindesten Grund, wenn auch zwischen Conjunction und Disjunction kein Widerspruch wäre. — Hr. R. hat aber wiederum diese Conjunction dadurch zu erschleichen gesucht, daß er die Identität zur Thesis, und die Nicht-Identität zur Hypothesis macht. Dieß ist nicht nur abermals ganz willkührlich; sondern es werden auch die Bedeutungen der Wörter: Thesis und Hypothesis verwechselt. Bisher war nämlich die Hypo-

thesis der Grund der Thesis, wie z. B. bey dem Beweis der geometrischen Sätze jedesmal etwas zum Grunde gelegt (Hypothesis), und daraus, in Verbindung mit andern Sätzen, der zu beweisende Satz (die Thesis) hergeleitet wird. Nach Hrn. R. ist es umgekehrt: die Thesis steht oben an, und die Hypothesis steht unter ihr. Allein Hypothesis heißt nicht das, was unter der Thesis steht, sondern was der Thesis zum Grunde liegt. — So spielt Hr. R. mit den in der Philosophie recipirten Wörtern, und ändert willkührlich ihre Bedeutung, um sein System zu erschleichen.

Doch wir wollen Hrn. R. alles Bisherige, so willkührlich und grundlos es auch ist, zugeben: die Nicht-Identität soll unter der Identität stehen, und mit ihr in Conjunction und Disjunction seyn. Was ist nun gewonnen? Hr. R. gesteht selbst (S. 24.): »Wir würden nicht bloß »voreilig, sondern auch gegen das Wesen und die Absicht »unsrer Aufgabe verfahren, wenn wir die von uns bisher »verdeutlichte (?) Anwendung der Identität auch schon »für das absolute Princip ansehen und erklären wollten. »Wir wissen noch nicht, (und erkennen und bekennen dieses Nicht-Wissen,) was das absolute, das Princip, das »absolute Princip an sich selber sey; so wenig, als was »das Erkennen, Möglichseyn, Wirklichseyn, in der »Wahrheit sey u. s. w.« O weh! Hr. R. hat also bisher von der Identität und Nicht-Identität, von der Anwendung der Identität, von der Conjunction und Disjunction der Identität und Nicht-Identität gesprochen, ohne zu wissen, was Princip, Erkennen, Möglichseyn, Wirklichseyn, u. s. w. ist; er hat sein Philosophiren mit einem Princip angefangen, ohne zu wissen, was ein Princip ist. So hat freylich die ältere Philosophie nicht philosophirt. — Hr. R. ist aber auch sehr bescheiden; denn er will vor der Hand die Identität in der Anwendung, oder die Identität in der Conjunction und Disjunction mit der Nicht-Identität, für nichts weiter, als das heuristische Princip gehalten wissen, um das absolute Princip zu suchen, und vielleicht zu finden (S. 25.). —

Rec. glaubt, daß der Leser an dem Angeführten genug, und wenig Lust haben wird, sich länger in dem Labyrinthe der Reinholdischen Dialektik herumführen zu las-

lassen. Ein solcher Schriftsteller war freylich recht dazu gemacht, die Kantische Philosophie, deren größter Vorzug in der dialektischen Kunst ihres Urhebers besteht, Deutschland zuerst in einer neuen gelehrten Zeitung zu predigen, und ihr durch die übertriebenen Lobsprüche, womit er sie überhäufte, Eingang zu verschaffen. Wie wenig aber eine solche dialektische, und man darf wohl hinzusetzen, sophistische Art zu philosophiren, eine feste und bleibende Ueberzeugung gründet, beweiset Hr. R. durch sein eigenes Beyspiel nur zu sehr; denn nachdem er die Kantische, und bald hernach seine eigene, etwas anders gedrehte, sodann die Fichteische Philosophie der ganzen Welt als die einzig wahre Philosophie gepriesen hat, glaubt er nunmehr in der Bardilischen Philosophie den Stein der Weisen gefunden zu haben. Wie lange er solches glauben wird, muß die Zeit lehren.

Hr. Reinhold hat aber eine ganz besondere Methode, sich von der Wahrheit eines neuen philosophischen Lehrgebäudes zu überzeugen. Er lieset das Buch, worin es vorgetragen wird, so lange, bis er der Evidenz desselben unterliegt. Die Kantische Vernunftkritik las er bekanntlich fünfmal, bis er sie verstand, oder zu verstehen glaubte, und (was bey ihm auf Eins hinauszulaufen scheint,) sich von ihrer Wahrheit überzeugte. Bey der Bardilischen ersten Logik gieng es etwas härter her; denn sie mußte er zwölfmal lesen, ehe es mit dem Verstehen zum Durchbruch kam. Aber alsdann war auch Alles gewonnen. — Rec. muß doch aus dem 5ten Hefte zwey in mehr als einer Hinsicht merkwürdige Stellen anführen, worin Hr. R. ein naives Geständniß ablegt, wie er endlich zur Ueberzeugung von der Bardilischen Philosophie gekommen ist: »Nur die Ahnung des an sich selbst abso»luten konnte mir den Muth und die Beharrlichkeit ein»flößen, die mir nöthig waren, um das Bardilische, mir »durch seinen Titel, seine Dedikation, seine Schreibart, »und vor Allen, seinen polemischen Ton, unter Allen, »von mir bis dahin gelesenen Büchern, am widerlichsten »auf mich wirkende Buch — ein Buch, das die Sub»jectivität des Denkens, welche für mich nicht nur nicht »weniger, als für irgend einen meiner Zeitgenossen ausge»macht, sondern an welche ich durch jede meiner bisherigen, »die Subjectivität bestätigenden Ansichten, wie wenige mei»ner

»ner Zeitgenossen, gewöhnt war, theils in der That widers»legte, theils als schon widerlegt voraussetzte — zwölf»mal hintereinander zu lesen« (S. 39.) »als ich die »Vernunftkritik verstehen gelernt hatte, kam zu meiner schon »damals vieljährigen Gewohnheit, das Denken für ein be»dingtes Identificiren anzusehen, auch noch das ausdrück»lichste subjectivisirende und subjectivisirte Denken hinzu, »und dieses Denken, von dem ich erst seit kurzem weiß, »daß es kein Denken ist, wurde durch die von 1785 bis »1799 ununterbrochene Uebung, und immer zunehmende »Fertigkeit im transcendentalen Spekuliren so sehr zur Na»tur meines Denkens, daß mir das Bardilische Denken, »als Denken, nicht nur Anfangs als die leerste und unge»reimteste unter allen mir bis dahin bekannt gewordenen »Spekulationen vorkam, sondern auch, daß ich dasselbe, »nachdem es endlich auch schon angefangen hatte, mein »Denken zu seyn, nur mit einer sehr großen, oft pein»lichen, und in nicht seltnen Zwischenräumen ganz »vergeblichen Mühe festzuhalten vermochte.« (S. 103.) Hr. Reinhold erscheint hier wie ein reumüthiger Sün-der, der sich selbst, wegen seiner begangenen Sünden, die härteste Buße auflegt; denn welche Buße gleicht der Selbst-peinigung, ein Buch, wie die Bardilische erste Logik zwölfmal hinter einander zu lesen? Es scheint aber Hrn. Reinholden, wie gewissen Schwärmern ergangen zu seyn, von denen uns die Kirchengeschichte erzählt, »daß, indem »sie ihren Körper mortificirten, um ihre Lüste zu dämpfen, »sie solche dadurch nur noch mehr entflammten.« Wer ein dunkles, mit Hirngespinnsten angefülltes Buch 12mal hin-tereinander lieset, muß endlich, zumal wenn er mit Scharf-sinn eine lebhafte Phantasie verbindet, in die Träumereyen des Verfassers hineingezogen werden. Rec. würde es nicht einmal wagen, den Jakob Böhm oder den Swedenborg 12mal hinter einander zu lesen, aus Furcht, von diesen Schwärmern angesteckt zu werden. Man kann sogar von demjenigen, der sich einer 12maligen Lesung eines Buches, das ein neues philosophisches System enthält, unterzieht, mit Grunde vermuthen, daß er schon Partey für das neue System genommen hat, und den geheimen Wunsch hegt, es wahr zu finden. Da ist es freylich kein Wunder, wenn er nach einer 12maligen Lesung von der Wahrheit desselben überzeugt wird.

Rec. hat eine ganz andere Methode, ein philosophisches, oder überhaupt wissenschaftliches Werk zu prüfen. Er lieset nur so lange, bis er die Hauptbegriffe und Hauptsätze herausgefunden hat, worauf das neue System beruht. Diese prüft er sorgfältig nach ihrem innern Gehalt, ihren Beweisen, ihrem Zusammenhang mit den übrigen Behauptungen des Verfs. u. s. w. und wenn er sie unrichtig, unerwiesen, willkührlich ausgedacht, und mit andern Sätzen nicht übereinstimmend, oder gar denselben widersprechend findet; wenn er findet daß das, was für Beweise ausgegeben wird, genau besehen, nichts als eine grundlose Verknüpfung von Begriffen und Wörtern ist, (welches, leider! bey den neuesten metaphysischen Systemen nur zu oft der Fall ist,): so giebt er sich weiter keine Mühe mehr, und noch weniger thut er sich Gewalt an, und quält sich, um das Buch noch einmal zu lesen; denn wahrlich die Zeit ist zu kostbar, um bey jedem neuen metaphysischen System so lange zu verweilen, und über Hirngespinnste zu brüten, die in neuern Zeiten, in so großer Menge ausgeheckt worden sind, und noch ausgeheckt werden. — Hätte Hr. Reinhold diese Methode bey Lesung der Kantischen Vernunftkritik befolgt: so würde er sich nicht so spät von der Unwahrheit derselben in ihren wesentlichen Punkten überzeugt; er würde sie nicht so enthusiastisch in der A. L. Z. angepriesen, und dadurch zu Entstehung einer Sekte Anlaß gegeben haben, von deren altem Ueberrest er jetzo mit einer Art von Verachtung spricht (5. H. S. VI. XV. u. am a. O.). Er würde nicht, wie er jetzo selbst gesteht, so lange mit den Kantianern geträumt (6. H. S. 23.), und eben so wenig die Kantischen Träume mit den Fichtischen, und die Fichtischen mit den Bardilischen vertauscht haben. —

Ueber dieses häufige Wechseln philosophischer Systeme, (das Hrn. Reinholds Wahrheitsliebe mehr Ehre macht, als seinem Kopf.) erklärt sich derselbe in dem Aufsatz, den er selbst eine Rechenschaft über sein Systemwechseln nennt. Hier erfahren wir, daß der Kantische Kriticismus, die Reinholdische Elementarlehre, und die Fichtische Wissenschaftslehre, von dem Standpunkte aus, von welchem Hr. Reinhold sie ehemals wahr gefunden, noch jetzt nicht aufgehört haben, für ihn wahr zu seyn, und daß Kant und Fichte selbst ihre Systeme nicht wahrer

finden

finden könnten, als er dieselben von den Standpunkten dieser Männer aus wahr finde. Was er z. B. gegen die Eberhardischen, Titelschen, Schwabischen u. s. w. Angriffe auf den Kriticismus in seinen Recensionen in der Jenaischen A. L. Z. geschrieben habe, sey Kanten, so wie das, was er den Mißdeutungen der Wissenschaftslehre in seinen Paradoxien der neuesten Philosophen entgegengesetzt, Fichten, wie aus der Seele geschrieben gewesen, u. s. w. (S. 26.). — Hr. Reinhold liebt, wie man aus dieser, und auch aus andern Stellen seiner Schriften sieht, das metaphorische Wort Standpunkt. Es wäre aber doch gut, wenn er es entweder erklärte, oder dafür ein anderes eigentliches Wort gebrauchte, mit dem die Einbildungskraft weniger spielen könnte. Sich mit dem Urheber eines neuen Systems auf Einen Standpunkt stellen, kann doch wohl nicht anders heissen, als die Principien, die seinem Systeme zum Grund liegen, als wahr annehmen. Damit sagt uns aber Hr. Reinhold nichts von sich, was nicht auch seine Gegner von sich sagen könnten; auch diese werden, unter der Voraussetzung der Wahrheit der Kantischen und Fichte'schen Principien, die Kantische und Fichtische Philosophie (einige Inkonsequenzen abgerechnet,) so ziemlich für wahr halten. Hr. Reinhold gewinnt also für seinen philosophischen Ruhm eben nicht viel, wenn er sagt, er habe bey seinem öftern Systemwechseln weiter nichts gethan, als seinen philosophischen Standpunkt verändert; denn man wird ihn fragen, warum er den neuen philosophischen Standpunkt, ehe er sich darauf stellte, nicht vorher sorgfältig untersucht, d. i. warum er die Principien des neuen Systems, ehe er es annahm, nicht vorher einer scharfen Prüfung unterworfen habe; warum er so leicht von einem Standpunkt auf den andern gehüpft sey, ohne vorher zu untersuchen, ob er auf dem neuen Standpunkt fester stehen, und die Dinge, von da aus, besser sehen werde. Hätte H. R. nur die Hälfte oder den 4ten Theil der Zeit, die er auf die fünfmalige Lesung der Kantischen Vernunftkritik, oder auf die zwölfmalige Lesung der Bardilischen ersten Logik verwenden mußte, dazu angewendet, die Principien und Hauptsätze dieser philosophischen Systeme, sammt ihren Beweisen, zu prüfen: so würde er schwerlich sich weder dem einen, noch dem andern, so mit Leib und Seele hingegeben, und sei-

nen

nen Gegnern, die seinen Standpunkt nicht für den richtigen hielten, Mißverständnisse, bösen Willen u. s. w. vorgeworfen haben. — Woher weiß übrigens H. Reinhold, daß das, was er in seinen Recensionen in der Jenaischen A. L. Z. gegen die Angriffe der Gegner der Kantischen und Fichtischen Philosophie schrieb, Kanten und Fichten wie aus der Seele geschrieben war? xc. Weder Kant, noch Fichte haben, so viel Rec. weiß, öffentlich erklärt, daß die Reinholdschen Recensionen in der A. L. Z. ihnen wie aus der Seele geschrieben waren; von Fichten erinnert sich vielmehr Rec. die Aeußerung gelesen zu haben, daß H. Reinhold nie in den Geist seiner Philosophie eingedrungen sey. Oder setzt etwa H. R. voraus, daß Alles, was er zur Vertheidigung Kants und Fichtens schrieb, diesen Schriftstellern wie aus der Seele geschrieben war, wenn nur ihre Gegner von ihm recht herunter gemacht wurden? —

In eben diesem Aufsatze vertheidiget sich H. R. gegen einen Recensenten in der Jenaischen (nunmehr Hallischen) A. L. Z. und glaubt ihm das »Verstehen (man weiß doch, was Verstehen bedeutet, wenn über die Kantische Philosophie gestritten wird,) der Kantischen Philosophie, und die Befugniß über den Unterschied zwischen derselben und irgend einem andern philosophischen System, als Philosoph unter Philosophen mitzusprechen, durchaus streitig machen zu dürfen« (S. 29). H. Reinhold, der ehemalige Sprecher und Lobredner der Kantischen Philosophie in der A. L. Z. erklärt also diese Philosophie in einem ihrer wesentlichen Punkte (er betrifft die Realität unserer Erkenntniß) ganz anders, als der neue Sprecher und Lobredner derselben in eben dieser Zeitung! So weit hat uns die A. L. Z., nachdem sie uns die Kantische Philosophie, zwanzig Jahre lang, als die einzig wahre angepriesen, in dem Verstehen dieser Philosophie gebracht, daß die neuern Sprecher und Lobredner derselben den ältern, und die ältern den neuern, in der Erklärung derselben widersprechen, und sich wechselseitig den Vorwurf machen, daß sie die Kantische Philosophie nicht verstehen! — Was nun die Sache selbst betrifft, so glaubt Rec., daß H. Reinhold Recht hat, und daß der Rec. in der A. L. Z., indem er behauptet, daß die Vernunftkritik, außer den formalen Bedingungen der Erkenntniß, nichts weiter zu Begründung

derselben annimmt, eine grosse Unkunde der Kantischen Philosophie verräth. Kant setzt ja ausdrücklich das Reale unserer Erkenntniß, oder die materialen Bedingungen derselben in die Empfindung; er spricht so oft von dem Ding an sich, das den subjektiven Formen des Gemüths den Stoff gebe, und dadurch dasjenige hervorbringe, was wir die Erscheinung nennen, daß man ihm unmöglich die Meinung beylegen kann, daß unsre Erkenntniß bloß in den subjektiven Formen des Gemüths gegründet sey. Freylich hat diese Behauptung Kants nicht nur keinen Grund in seiner Philosophie; sondern sie widerspricht auch den Principien derselben. Das beweiset aber nicht, daß Kant so etwas nicht könne behauptet haben; sondern nur, daß seine Philosophie inkonsequent ist. Kant muß auch, wie Herr Reinhold ganz richtig bemerkt, gefühlt haben, wie wenig die Realität unserer Erkenntniß durch seine theoretische Philosophie gesichert ist, da er hernach zu der praktischen Vernunft seine Zuflucht nahm, und alle Wahrheit auf ihre Postulate gründete.

Hr. Reinhold (der zwar anfänglich die Kantische Philosophie für unwiderleglich hielt, dem aber bald darauf bey derselben nicht recht wohl gewesen seyn mag) suchte anfangs den Mängeln der Vernunftkritik, die er als eine blosse Propädevtik ansah (S. 33), »durch seine Elementarphilosophie abzuhelfen; aber er verlor dadurch den Beyfall derjenigen Kantianer, welche jenes Gerüst für das Gebäude selbst ansahen, und in demselben ihre Wohnung aufschlugen. Nur diese allein können und müssen seinen Uebergang zu seiner Elementarphilosophie für einen Abfall vom Kantischen Kriticismus erklären« (S. 34). Indem aber Hr. Reinhold mit Errichtung seines neuen Lehrgebäudes beschäfftigt war, wurde er in seiner Arbeit durch die Einwendungen des Aenesidemus und des Salomo Maimon gestört, deren Stärke er jedoch erst durch Fichte einsehen lernte; (denn bekanntlich ist Hr. Reinhold nie durch seine Gegner von der Unrichtigkeit und Grundlosigkeit seines philosophischen Systems überzeugt worden). Fichte machte ihn erst zum rechten Transscendentalphilosophen, indem er ihn über das empirische Bewußtseyn zu der von Kanten blos geahnten reinen und absoluten Subjektivität erhob, und ihn ein Thun entdecken ließ, welches sich selbst

Sub-

Subjekt und Objekt zugleich ist. So wie er vorher die Wahrheit, durch die absolute Selbstthätigkeit, im Wollen erkannt zu haben rühmte: so glaubte er nun solche, durch die intellektuelle Anschauung, im Thun zu erkennen (S. 36).

Aber, leider! war Hr. Reinhold bey dieser intellektuellen Anschauung nicht lange selig. Es war in seinem Busen eine Ahnung des Absoluten, des schlechthin Ersten, und eine Art von Sehnsucht nach demselben zurück geblieben, die er durch die Fichtische Wissenschaftslehre nicht befriediget fand. Er fieng an, auf seinem neuen Standpunkte zu wanken; und in diesem Zustande (in welchem man so leicht seinen Standpunkt verläßt, um sich auf einen neuen zu stellen.) erschien der Bardilische Grundriß der ersten Logik, wodurch er einsah, daß alle seine bisherige Verirrungen in der Philosophie, so wie die Verirrungen Kants, Fichtens und Anderer, bloß von der Verwechslung des Vorstellens mit dem Denken herrühren. Daß das Vorstellen nur auf das Subjektive, das Denken aber auf das an sich selbst Absolute, als solches in seiner Manifestation, als das Urwahre am Wahren, und des Wahren durchs Urwahre hinweiset (S. 39). — Nun war seine Sehnsucht nach dem Absoluten befriediget, und seine Mühe und Arbeit wurde durch den Uebergang seines mit seinem bisherigen Wissen im Widerspruche gestandenen Glaubens in das Wissen belohnt: »daß das Denken als »Denken in der Anwendung, als solcher, an sich selbst die »Manifestation des Urwahren am Wahren, der absoluten »Intelligenz an der Objektivität, Gottes an der Natur ist.« (S. 41. 42.)

Rec. hat diese Selbstbekenntnisse (confessiones) des Hrn. Prof. Reinholds hergesetzt, weil sein Systemwechseln in mehr als einer Hinsicht merkwürdig ist. Man merkt wohl, wo dem guten Manne, als er der Kantischen und Fichtischen Philosophie zugethan war, der Schuh drückte. Es war das dunkle Gefühl, daß in jener Philosophie unsre ganze Erkenntniß nichts, als ein Phantom, ein leerer Traum ist, und daß besonders von der Realität Gottes darin nicht mehr die Rede seyn kann; ein Gefühl, worüber man sich durch die Spekulation eine Zeit lang betäuben kann; das aber, wenn man daraus nüchtern wird, mit

verstärkter Kraft sich wieder einfindet. Die Bardilische erste Logik führt doch am Ende auf etwas Reelles: Gott, und die Manifestation Gottes an der Natur. — Freylich hätte H. Reinhold Beydes ohne die Bardilische Logik finden können; aber diese Logik war neu und dunkel; Hr. Reinhold konnte darüber brüten; er mußte sie zwölfmal lesen, um sie zu verstehen, d. i. um zu glauben, er verstünde sie; kurz, er mußte sich peinigen, um Etwas zu finden, das ihm schon sein Katechismus gelehrt hatte; und Selbstpeinigung scheint bey Hrn. R. unumgänglich nothwendig zu seyn, wenn er irgend Etwas als wahr annehmen soll. —

Die *Formula fidei et concordiae* für die philosophischen Recensenten in der Jenaischen (nunmehr Hallischen) A. L. Z. (No. V.) kann als eine gedrängte, und (so weit Treue bey einer dunklen und schwankenden Philosophie Statt findet) getreue Exposition der Kantischen Philosophie angesehen werden. Rec. zweifelt aber, daß die Recensenten in gedachter Zeitung, die in der Erklärung der Kantischen Philosophie so sehr von einander abweichen, und sich nicht selten geradezu widersprechen, die Reinholdische Concordienformel unterschreiben werden. Rec. selbst hat einige Stellen gefunden, wo er mit Hrn. Reinholds Erklärung nicht einverstanden ist. So heißt es S. 120, daß die reinen Ideen, eben sowohl als die Kategorieen, nur durch die Beziehung auf die in den Empfindungen bestehenden materialen Bedingungen objektive Realität erhalten. Demnach erhielte die Idee von Gott ihre objektive Realität bloß durch die Beziehung derselben auf Empfindung und Erfahrung. Das war für den Rec. etwas ganz Neues. Er hat bisher immer geglaubt, daß in der Kantischen Philosophie die ganze Objektivität und Realität der Idee von Gott darin besteht, daß man so handelt, als ob Gott existire; wie Hr. R. selbst S. 142 und an mehreren Orten sagt. Oder hat etwa Hr. R. mit seiner Beziehung auf Erfahrung auch nichts anders sagen wollen, als dieses?

S. 142 legt Hr. Reinhold das Geständniß ab, daß »die Ableitung der zur objektiven Realität der formalen Bedingungen für unentbehrlich erklärten Empfindung von außer dem Subjekte vorhandenen Dingen an sich, welche

»gleich-

»gleichwohl alle Vorstellbarkeit durch Vernunft sowohl, als »durch den an die Sinnlichkeit gebundenen Verstand abge»sprochen wird, ein Widerspruch ist, mit welchem der »transcendentale Idealismus in der Eigenschaft des empi»rischen Realismus unheilbar behaftet ist, und welcher »durch keine Theorie des Vorstellungsvermögens zu »heben war.« Was Hr. Reinhold jetzt einsieht, haben unbefangene Denker gleich anfangs eingesehen. Vielleicht wird er nach einiger Zeit auch einsehen, daß man mit den Begriffen von Identität und Nicht-Identität, von Vorstellen und Denken u. s. w. und durch ihre willkührliche Verbindung, kein haltbares philosophisches System errichten kann.

Rec. hätte noch manche Erinnerung über die vorliegenden zwey Hefte des Reinholdischen Journals zu machen. Er glaubt aber, daß das Gesagte hinreichend ist, die neue Reinholdische Philosophie und Art zu philosophiren, zu charakterisiren. Hr. R. philosophirt im Grunde nicht besser, als er ehemals philosophirte. Es ist immer noch das scharfsinnige, dialektische, und nicht selten sophistische Spiel mit Begriffen und Wörtern, worin er allerdings eine bewundernswürdige Fertigkeit besitzt. Die Frivolität dieses Spiels zeigt sich aber nirgends mehr, als da, wo Hr Reinhold, nach seinem Lehrer, Hrn. Bardili, seine Begriffe und Lehrsätze in Buchstaben und algebraischen Formeln auszudrücken sucht. So bezeichnet er (VI. H. S. 94 ff.) die Wirklichkeit durch B, die Möglichkeit durch — B; eine unrichtige Bezeichnung. Denn die Möglichkeit ist nicht gerade Verneinung der Wirklichkeit. Auch das Wirkliche ist möglich; und das Nichtwirkliche kann auch das Unmögliche seyn. B — B soll nun die Unzertrennlichkeit der Wirklichkeit und der Möglichkeit in ihrer Disjunction bezeichnen, in welcher Keines das Andere, aber auch Keines ohne das Andere sey; doch müsse noch das + b hinzu kommen, um die Conjunction der Möglichkeit und Wirklichkeit auszudrücken (S. 74). In der Mathematik des Rec. ist B — B = 0; aber in der Reinholdischen scheint das anders zu seyn. Hr. R. nennt b den Exponenten; ein Kunstwort, das in der Mathematik eine ganz andre Bedeutung hat, als ihm Hr. R. hier giebt. Wenn nun vollends die Unzertrennlichkeit der Wirklichkeit und Möglichkeit durch die Formel

$$\frac{-B + b}{B}$$

ausgedrückt wird (S. 89): was läßt sich hierbey noch ge-denken? Die Mathematiker werden Hrn. Reinhold und Consorten zurufen: Procul, o procul este, profani! —

Daß jedoch Herr R. auch besser zu philosophiren im Stande ist, wenn er sich dem leidigen Spiele mit Begriffen und Wörtern nicht überläßt, beweist der noch nicht vollendete 8te Aufsatz in dem Vten Hefte über den sogenannten praktischen Realismus, wo die Verwirrung aufgedeckt wird, welche Kant durch die Trennung, und man darf wohl sagen, Scission der theoretischen und praktischen Vernunft, in der Philosophie angerichtet hat: eine Verwirrung und Verrückung, von der, leider, wie H. R. (S. 165) richtig bemerkt, wohl nur sehr wenige in dem gegenwärtigen philosophischen Publikum ganz unangesteckt geblieben sind. Rec. empfiehlt diesen Aufsatz dem alten schwachen Ueberreste der Kantianer; doch nur demjenigen Theile davon, den die Anhänglichkeit an das System des Meisters noch nicht zu allem Selbstdenken unfähig gemacht hat.

Aaw.

Chemie und Mineralogie.

Encyklopädie der gesammten Chemie (,) abgefaßt von *Friedrich Hildebrandt*, u. s. w. *Zweyter Theil.* Praxis. *Achtes Heft.* Erlangen, bey Walther. 1803. 172 S. 8. (14 gr.)

Dieses erste Heft des praktischen Theiles der von dem geschickten und gelehrten Hrn. H. angefangenen weitläuftigen Arbeit, ist gleichsam als die Einleitung zu dem ganzen praktischen Theile zu betrachten, indem es nur die allgemeine Belehrung über solche chemische Arbeiten enthält, welche in jedem Theile der praktischen und der angewendeten Chemie nöthig sind. Wir finden hier nämlich folgende Gegen-

stände

stände abgehandelt: Kap. 1. die chem. Verrichtungen überhaupt, Abschn. 1. mechanische Verrichtungen, die mit den chemischen in Verbindung stehen, als: Zertheilung, Vermengen, Formen, Wägen und Messen, Bestimmung des spezifischen Gewichts sowohl mittelst der hydrostatischen Waage, als des Hydrometers (H. H. spricht Aräometer, welcher Ausdruck nicht mehr gebraucht werden sollte.) Abschn. 2. Chemische Verrichtungen, die eigentlich chemisch sind, (man könnte fragen, welche chemische Verrichtungen wohl uneigentlich chemisch seyen?) als: Anwendung der Hitze und Kälte, wo die verschiedenen Arten von Oefen beschrieben werden, Mischung und Scheidung, Ausziehung, Cementation, Fällung, Abdampfung, Destillation und Sublimation. Diese Materien werden sehr genau und umständlich aus einander gesetzt, und die bey den erklärten Arbeiten erforderlichen Geräthschaften so genau beschrieben, als es sich mit bloßen Worten, ohne daß man Zeichnungen dabey zu Hülfe nehmen kann, thun lassen will. Für den, welcher Hrn. H. so nicht versteht, beruft er sich auf Schregers bekanntes Kupferwerk. Allein so geübt Hr. H. auch in Beschreibungen sinnlicher Gegenstände ist, und so unermüdeten Fleiß er von jeher auf die Abfassung von dergleichen Beschreibungen gewandt hat: so ist doch Rec. hierbey eine Bemerkung aufgestoßen, welche er nicht unterdrücken darf. Gerade diejenigen Beschreibungen, welche Hr. am ausführlichsten gemacht hat, und denen man das Bestreben, sie deutlich zu machen, klar ansieht, sind, so lange man sie bloß liest, oft ganz unverständlich, so daß man sie mehrere Male lesen muß, wenn man wissen will, was man gelesen habe. Das Nämliche findet man auch bey den ganz nach der Natur und mit der bewundrungswürdigsten Genauigkeit gemachten Beschreibungen anatomischer Gegenstände in des berühmten Hrn. Verf. Handbuche der Anatomie. Man erstaunt oft, wenn man, mit dem Buche in der Hand, an die Arbeit selbst geht, oder die beschriebene Geräthschaft untersucht, wie man diese, dann so ungemein deutlich werdende Beschreibung nicht früher habe verstehen können. Rec. glaubt, der Grund dieser Erscheinung sey in dem zu großen Wortreichthume zu suchen.

Unsrer bisherigen Gewohnheit getreu, hängen wir dieser Anzeige einige Bemerkungen über Gegenstände an, wel-

che und einer Berichtigung zu bedürfen scheinen. §. 6 sind die einzelnen Theile der angewendeten Chemie genannt; aber es fehlen die Pharmaceutik, Hyalotechnik, die ökonomische Chemie, die Gerbekunst, die Seifensiederey u. a., welche wir den Hrn. Verf. nicht zu übersehen bitten, wenn er, seinem Vorsatze gemäß, etwas Vollständiges liefern will. §. 8. wird gesagt, daß die synthetische und die analytische Chemie sich nicht gut von einander trennen lassen, weil dabey immer Analysen und Synthesen vorkämen. Allein Hr. H. scheint hier den richtigen Gesichtspunkt zu verfehlen. Denn wir haben keine absolute Synthetik oder Analytik in der Chemie; sondern nur in Beziehung auf die Erreichung gewisser specieller Fälle, und mit dieser Rücksicht lassen sich beyde sehr gut trennen. §. 14. Nicht bloß leichtflüssige Metalle, sondern auch sehr strengflüssige, z. B. Kupfer, werden granulirt. §. 16. Das Beuteln durch feinen englischen Flanell hätte nicht vergessen werden sollen. §. 17. fehlt bey der Beschreibung des Schlämmens die Bemerkung, daß der durch diese Arbeit erhaltne Staub desto feiner wird, je länger man die aufgerührte Flüssigkeit stehen läßt. Auch wird daselbst zwar erinnert, daß man nur solchen Staub schlämmen dürfe, welcher im Wasser nicht auflöslich sey; nicht aber, daß dieser Staub so beschaffen seyn müsse, daß das Wasser überhaupt nichts an ihm verändern könne, welches, der Schwachen wegen, auf welche Hr. H. so sehr Rücksicht nimmt, doch hätte geschehen müssen. §. 18. ist die Scheidung mittelst des Scheidetrichters beschrieben, und des bequemen, wie ein Stechheber eingerichteten, aber dickbauchigen Jungferntrichters nicht gedacht. So fehlt auch §. 23. die Beschreibung der von dem Grafen la Garaye erfundenen Rührmaschine, deren er sich bey der Bereitung der nach ihm benannten Extrakte bediente. §. 25. ist das Formen in Sand vergessen. §. 38 - 46. beschreibt Hr. H. das Verfahren, wie man das verschiedene specifische Gewicht der Körper finden müsse; aber unsers Erachtens viel zu weitläuftig, indem er sich sogar §. 46. auf die Anleitung zur Verfertigung der Aräometer (richtiger Hydrometer) mit der Skale, oder, wie er spricht, mit einerley Gewicht, einläßt. Dergleichen gehört wohl in die Physik; nicht aber in die praktische Chemie. Der praktische Chemiker nimmt das Hydrometer aus der Hand des Physikers, und weiß genug, wenn er sich die Gründe seiner Anwendung dieses Instruments

mens entwickeln kann. Ueberhaupt ist Hr. H. oft viel zu weitläuftig, wodurch er seinem Werke großen Schaden thut. §. 45. wird irrig angegeben, Clercy's (richtiger G. G. Schmidts) Hydrometer wiege 1000 Gran. Es wiegt nur 1000 halbe Gran, und die dabey gebrauchten Gewichte sind alle halbe Gran. Nur ist das Gewicht des Ganzen auf 1000 bestimmt, um die Rechnung zu erleichtern. §. 74ff. werden die Oefen und deren Gebrauchsarten beschrieben. Wäre es nicht passender gewesen, wenn hierauf die Lehre vom Abdampfen der Destillation und Sublimation gefolgt wäre. Hr. H. hat diese weiter hinten beschrieben. §. 90. wird bey Gelegenheit des Aussüßens gesagt, es geschehe geschwinder auf dem Filtro. Das wohl nicht, aber die Arbeit ist leichter und ungleich reinlicher. §. 107. hätte bemerkt werden müssen, daß die Tubulatretorten, deren Nutzen Hr. H. nicht vollständig angiebt, in vielen Fällen durch den Gebrauch eines Trichters mit langem, gekrümmten Rohre ersetzt werden.

Oe.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

1. Statistisch-topographische Beschreibung der gesammten Mark Brandenburg. Für Statistiker, Geschäfftsmänner, besonders für Kameralisten. Von F. W. A. Bratring. Erster Band. Die allgemeine Einleitung zur Kurmark, die Altmark und Prigniß enthaltend. Berlin, bey Maurer. 1804. XVIII und 494 S. 4. 4 Rthl. 8 gr.

2. Gerichtsbarkeits-Topographie von der Mittelmark, der Prigniß, der Ukermark und einem Theile der Altmark; entworfen von dem Kammergerichts-Registrator Licht. Erster Theil. 1803. Zweyter und dritter Theil. 1804. 4. Berlin, bey Schöne. 5 Rthl.

Nr. 1. Mit tief empfundener Achtung gegen einen Verfasser, der, nach einem wohlangelegten Plane, mit ungemeiner Sorgfalt, seltener Genauigkeit und eisernem Fleiße ein Werk beginnt, dessen Schwierigkeiten nur diejenigen beurtheilen können, die ähnliche Versuche, auch nur im Kleinen, gewagt haben, schreibt Rec. diese Anzeige nieder. Hr. Bratring kennt seine Vorgänger und die Hülfsmittel, welche, als bewährte Führer, ihn leiten konnten, wo er ihrer bedurfte. Er selbst ist aber nur nach genauer Prüfung ihnen gefolgt; vorzüglich fließen durch ihn die eigentlichen neuesten Quellen aus den Staatspapieren, Akten, Tabellen und andern officiellen Nachrichten. Wo diese irren, fehlt er auch. Jeder Geschäftsmann, dem die Mark Brandenburg und die nähere Kenntniß derselben nicht gleichgültig ist — und sie sollte es billig keinem Einwohner derselben, keinem darin befindlichen Kollegium und ihren Individuen seyn — findet Aufschlüsse und Licht. Wem thut es nicht wohl, hier specielle statistische Angaben, die man vormals zum Theil nicht bekannt machen durfte, zu finden, deren Resultate oft so einflußvoll sind!

Daß der Verf. überhaupt zu einem Unternehmen dieser Art Beruf habe, weiß das gelehrte Publikum aus seiner Beschreibung der Grafschaft Ruppin. Eine frühere, vielleicht nicht hoch genug gewürdigte Anlage, sein Magazin, mußte, leider, unvollständig bleiben. Wer überdieß weiß, mit welchem unerschütterlichen Muthe und mit welcher Aufopferung der Verf. vor einigen Jahren manche Dörfer und Städte der Mark Brandenburg durchwanderte, um an Ort und Stelle sichere Data zum Behufe topographischer und statistischer Notizen einzuziehen, wird dem Rec. beypflichten.

Die Einleitung zur Kurmark begreift im Allgemeinen das, was man überhaupt zur Statistik, der physischen und politischen Geographie rechnen kann. Die speciellern Nachweisungen liefert die Beschreibung der einzelnen Marken.

Man findet daher in der Einleitung, die bis S. 224 gehet, die Bestandtheile der Kurmark angegeben, bey welchen der Verf. sowohl die Beschaffenheit des Bodens, der Gewässer u. s. f. als auch die verschiedenen Einwohner beschreibt. Im 2. Th. der die physische und geistige Kultur des

Landes

Landes enthält, ist von den Naturerzeugnissen, ihr
arbeitung, dem Handel, dem Religionswesen, den
ten zur Beförderung der Wissenschaften u. s. f. di
Der dritte und vierte Theil begreifen die innern und
Staatsverhältnisse. Rec. kann mit gutem Gewissen
pten, daß er Manches, was ihm bekannt war, ve
hat, und fast allenthalben die gründlichste Nach
fand. Der Verf. ist sogar so strenge gegen sich gewes
er da, wo es irgend thunlich war, besonders bey
Tabellen, nicht einmal die neuern Angaben eines
aufnahm, die schon bekannt gemacht waren. Es
sich, daß einzelne Ausnahmen Statt finden. Er v
die Angaben früherer Jahre mit den spätern, wel
lehrreiche Resultate führt, die größtentheils den ver
Betrieb eines Nahrungszweiges, oder sonst die Z
des Wohlstandes in den neuesten Zeiten nachweisen.
lich giebt es auch hierunter Ausnahmen. So ist u
dern der Weinbau in der Mark gesunken. Eben so
es sich mit dem Hopfenbaue, der Bienenzucht und d
denbaue. Die Bierbrauerey sinkt auch in der K
nachdem fremde Getränke so vielen Eingang finden
der Tabelle S. 152 wurden im J. 1719 in den Stä
den Schankkrügen, 107225 Tonnen Bier verzapft;
1800 nur 76892¼ Tonnen. Dagegen ist die Kor
des Branntweins ungeheuer gestiegen. 1719 schen
in den Städten 42234 Quart aus; 1800 aber 1,c
Quart. Ueberhaupt sind die Artikel: Produktion u
del, sehr genau und gründlich bearbeitet worden. D
det auch die Importations- und Exportationslisten,
chen die Tabelle von den durch die Kurmark geführt
sitogütern von 1799.

Rec. kann sich, wegen Beschränktheit des Raum
darauf einlassen, noch Mehreres über Bevölkerung
auszuziehen; will aber dafür, bey der anerkannten
lichkeit des Ganzen, Einiges ausheben, das er der
des einsichtsvollen Vfs. anheim stellt. Er wünscht
Berichtigungen, und erkennt es, daß ein so um
Werk nicht ganz fehlerfrey seyn könne. Rec. vergl
andern die Tabellen der Einwohner und Fabriken
die er einzusehn Gelegenheit hatte, und fand die
Juden vom Jahre 1800 richtig 3322, der Franz

Wallonen 1998, der Böhmen 852. Gleichfalls stimmten vom J. 1799 die S. 146 u. 47 angegebenen Tabellen der Bleystiftfabrik und der Gold- u. Silbermanufaktur in Berlin. Eben so richtig ist die Angabe der Fabrikentabelle Berlins, die sich S. 156 u. 57 mit befindet. Aber beym Siegellacke, dessen Fabrikationsquantum und Debit S. 157 vom Jahre 1799 richtig steht, findet sich S. 149 eine Differenz. Diese Angabe muß irrig seyn. S. 118 wird der unter König Friedrich Wilhelm II. errichteten Immediat-Landseidenbaukommission gedacht. Ist dieselbe nicht aufgehoben worden? Wenn dieß ist, hätte es erwähnt werden können. S. 199. In Berlin liegen das erste und dritte Artillerieregiment; nicht das zweyte, welches nach Breslau verlegt ist. — S. 216. Die geistliche Inspektion Pechüle ist mit der zu Luckenwalde vereinigt. S. 217. Das Oberschulkollegium und dessen Ressort in Hinsicht auf die Lehrerstellen auf Universitäten bedarf wohl, einer spätern Einrichtung zu Folge, einer umgeänderten Beschreibung. — Konnten bey den Regalien S. 267 nicht auch das Strom- und Wasserregal, die Nutzung der Ströme in Hinsicht auf Schleusenbau, Dämme u. s. w. angeführt werden? (Die neuesten Veränderungen, z. E. mit der Brenn- und Nutzholzadministration wird der Verf. selbst bemerkt haben.) Ungeachtet der Verf. bey Aufzählung der Gelehrten, S. 192, nicht Ansprüche auf Vollständigkeit macht: so hätten doch diejenigen ausgelassen werden müssen, die vor dem Drucke schon verstorben, oder nicht mehr in der Kurmark waren. Hiezu gehören: Haff, † 5. März 1802; Hann, Kommissionsrath, jetzt Kommissarius bey der Jenaischen A. L. Zeitung; von Pajon de Moncets, † 24. Jul. 1799. Salzmann, der Hofgärtner in Potsdam, ist todt. Traue, † 5. Jan. 1800; Hirschel Levin, † 26. Aug. 1800; v. Arnim, (unter der Rubrik: Schöne Wiss. und bildende Künste) der von Thalern des Brandenb. Hauses geschrieben hat, † 15. Oktober 1797. — Zwey Berliner Handlungsschulen kennt Vrf. nicht. (S. 185.) Auch führt die unter dem Generalfabrikendep. stehende nicht den Titel Handlungsakademie. Diesen Titel gebrauchte vormals eine ähnliche, von Siede angelegte, längst eingegangene Anstalt.

Mit dem zten Theile beginnt, von S. 225 an, die specielle Landesbeschreibung der Altmark und Priegnitz. In

dem

dem Lande ist eine Einleitung voran geschickt, die in gedrängter Kürze über den Boden, das Areal, die Volksmenge, den Handel und die Nahrungszweige Auskunft ertheilt. Dann folgt die Beschreibung nach den Kreisen, sowohl der Städte, als des platten Landes; bey der Altmark vom J. 1801, eben so bey den Städten der Priegnitz sind auch Angaben vom Jahre 1801; bey dem platten Lande dieser Provinz hingegen von 1800. Die Ortsnamen auf dem platten Lande gehen in alphabetischer Folge. In einigen Kolumnen sind die Qualität, der Zustand, die Feuerstellen, die Menschen- und Hufenzahl, die Besitzer, die kirchliche Verfassung und die Addreßörter angeführt. Rec. kennt einige Städte ziemlich genau, und fand die Beschreibung richtig. Er machte sogar den Versuch, bey einigen Dörfern, die er im Sommer 1802 bereiset, und wo er sich die Seelenzahl rc. hatte angeben lassen, aus seinem Manuskripte Vergleichungen anzustellen, die ziemlich zutrafen. (Die Jahre der Aufnahme waren verschieden.) Kurz, man sieht es dem Ganzen sogleich an, daß es aus authentischen Quellen geschöpft worden ist. Möchten doch recht viele patriotisch denkende Bewohner der Mark dieß Buch kaufen und benutzen, und dadurch den Fleiß des talentvollen Verfs. ermuntern, damit die versprochene Fortsetzung uns nicht so lange vorenthalten bliebe!

Nr. 2. Eine, den Justizbeamten und Postofficianten brauchbare Topographie. Sie hat freylich nicht den innern umfassenden Gehalt, den Nr. 1. hat; es ist aber auch nur der Zweck, daß die Lage der unter der Gerichtsbarkeit des Kammergerichtes in Berlin stehenden Städte, Dörfer, Güter u. s. w. mit dem Namen ihrer Besitzer und der daselbst angestellten Richter deutlich und genau angegeben werde. Daher findet man hier in alphabetischer Folge auf jeder Seite 7 Kolumnen, worin der Ortsname, die Qualität desselben, der Kreis, worin der Ort liegt, die Entfernung von der nächsten Stadt, die Bemerkung, ob ein Ort ein Pertinenz von einem und von welchem Gute sey? der Besitzer, der Name, der Charakter und Wohnort des Richters bemerkt worden ist. Auch bey diesem Werke liegen actenmäßige Nachrichten zum Grunde; daher an der Richtigkeit der Angaben nicht zu zweifeln ist. Freylich ist ein Theil derselben, wie es überhaupt bey den meisten statistischen Nachrichten der Fall ist, von Zeit zu Zeit Abänderungen unter-

wor-

worfen. Der Herausgeber will dieselben aber, so wie es hier schon am Schlusse des zweyten und dritten Theils geschehen ist; nachtragen; und damit, unter fortlaufenden Nummern, mit Hinweisung auf die Seitenzahl des Werks, jährlich fortfahren, so daß diese Veränderungen jedesmal in der Ostermesse erscheinen. Dadurch behält das Ganze, wenn man diese Zusätze zu Hülfe nimmt, auch in der Zukunft Werth und Richtigkeit. Ueberhaupt sind hier die Besitzer zuweilen bestimmter und genauer aufgeführt worden, als im Nr. 1., wo sich die Wohnsitze derselben nicht allemal finden. Wir geben Ein Beyspiel:

Das Dorf Kaslich in der Priegnitz

Besitzer

Bratring, S. 422.	Licht, Th. II. S. 63.
Freyherr von Bredow, von Wartenberg, von Platen, Propr. Rogge.	Baron von Bredow zu Landin und Berlin, der Major vom Lestocqschen Husarenreg. v. Wartenberg, zu Hornstädt in Garnison. Der Karl Ludwig v Wartenberg zu Nebelin, Rittmstr. von Plathen, außer Diensten zu Kuhwinkel. Oberamtmann Rogge zu Dergenthin.

Bratring hat aber auch Namen aufgeführt, die bey Licht fehlen, als Möllendorfshof, ein Vorwerk im Wittstockschen Kreise der Priegnitz, 1803 erbauet; Fährhaus, bey Wustrow an der Elbe.

Of.

Historisches, statistisch-topographisches Lexikon von Frankreich und dessen sämmtlichen Nebenländern und eroberten Provinzen, nach der ehemaligen und gegenwärtigen Verfassung; oder vollständige alphabetische Beschreibung aller vormaligen Provinzen, Gouvernements und Herrschaften, u. s. w. Dritter Band. (Erste Abtheilung.) 1799. 18 Bogen gr. 8. 2 Rg.

Zwey:

Zweyte Abtheilung. Ulm, bey Stettin, 1802. 17 Bogen gr. 8. 16 gr.

Wir beziehen uns bey der Anzeige dieser Fortsetzung auf unser Urtheil über die beyden ersten Bände, (N. Allg. D. Bibl. B. 60. S. 525 f.) und bemerken nur, daß dieselbe sich in Absicht des Inhalts gleich bleibt. Die erste Abtheilung des dritten Bandes geht von Ha (Has) bis Marey (Marry). Die darin vorkommenden neuen Departements sind: D. der Heiden (des landes) 468 französische oder 168$\frac{13}{25}$ geograph. Q. Meilen groß, mit 257,387 Einwohner, 4 Distrikten. Die Hauptstadt ist Mont de Marsar. — Dep. der Ille und Villaine, 347 franz. oder 124$\frac{24}{25}$ geograph. Q. M., 519,169 Einw., 9 Distr. Hauptst. Rennes. — Dep. Indre und Loire, 343 franz. oder 102$\frac{23}{25}$ geogr. Q. M. 272,925 Einw. 7 Distr. Hauptst. Tours. — Dep. Isere, 286 franz. 102$\frac{24}{25}$ geogr. Q. M., 365,380 Einw., 4 Distr. Hauptst. Grenoble. — Dep. Jura, 256 franz. 92$\frac{4}{25}$ geogr. Q. M., 280,200 Einw., 6 Distr., Hauptstädte sind abwechselnd: Los le Saunier, Dole und Poligny. — Dep. Manche, 318 frz. 114$\frac{12}{25}$ geogr. Q. M., 463,320 Einw., 7 Distr., Hauptst. Coutances. — Dep. Loire und Cher, 319 franz. 114$\frac{21}{25}$ geogr. Q. M., 200,900 Einw., Hauptst. Blois. — Dep. der obern Loire, 244 franz. 87$\frac{24}{25}$ geogr. Q. M. 210,000 Einw., Hptst. Puy. — Dep der untern Loire, 352 franz. 126$\frac{14}{25}$ deutsche Q. M., 330,000 Einw., Hauptst. Nantes. — Dep. Loiret, 224 franz. 81 deutsche Q. M., 285,000 Seelen, Hptst. Orleans. — Dep. des Lot (du Lot), 362 franz. 130$\frac{8}{25}$ deutsche Q. M., 450,000 Einw., Hauptst. Cahors. — Dep. Lot und Garonne, 285 franz. 102 geogr. Q. M., 412,000 Einw., Hauptst. Agen. — Dep. Lozere, 260 franz. 93$\frac{3}{4}$ geogr. Q. M. 144,000 Einw., Hauptst. Mende. — Dep. der Maas, 318 frz. Q. M., 270,000 Einw., Hauptst. Bar, (jetzt sur Ornain; vormals Bar le Duc genannt.) — Die übrigen reichhaltigsten Artikel sind: Korsika, Lothringen, Limosin, Isle de France, Languedoc (wegen der mineralischen Quellen und der Seidenwürmer), Kolmar, wo das Pfeffelsche akademische Privatinstitut eingegangen ist; Landau, Lille, (Ryssel), Limoges, Luneville, Longwy, Lyon, Hennegau und Havre de Grace. — Auch trifft man hier einige andre Artikel an, von welchen eine Erklärung gegeben wird, als: Jakobiner, Land der Weisheit, (vormals in Lobsprüchen die

Der

Benennung der Normandie wegen der weisen Gesetze), Lit de Justice, u. a. m.

Die zweyte Abtheilung fängt mit dem Dorfe Margaux an, und geht bis Nyort. Zu den Flüssen gehört hier einer der beträchtlichsten in Frankreich, la Marne. Von den behandelten Departements sind zu bemerken: Marne, mit einem Flächenraume von 450 französ. Q. Meilen, worauf 350,000 Seelen leben. Es hat 73 Kantone und 697 Munizipalitäten, die Hauptstadt ist Chalons sur Marne. — Dep. der obern Marne, Areal 313 franz. Q. M., Seelenzahl 224,000, hat 71 Kantone und 557 Munizipalit., Hptst. Chaumont. — Dep. Montblanc, 500 f. Q. M., 425,000 Einw., Hauptst. Chambery. Jetzt ist ein kleiner Theil dieses Dep. zum Dep. Leman geschlagen. — Dep. der Mosel, 118 geogr. Q. M., 330,000 Einw., Hptst. Metz. — Niederrheinisches Dep. Flächenr. 212 fr. $76\frac{3}{4}$ deutsche Q. M. Im J. 1800 waren daselbst, ohne Fremde, 448,483 Seelen, Hauptst. Straßburg. — Norddepartement, Areal 278 frz. od. $100\frac{3}{4}$ geogr. Q. M., 450,000 Menschen, Hauptst. ist Douay.

Die wichtigsten Artikel sind: die Länder Mömpelgard, Normandie, Navarra und Medoc, bekannt durch seinen Wein. Der berühmteste Wein dieser Art wächst bey dem Dorfe la Fite, unweit der Garonne. Es ist auch merkwürdig, daß die Einwohner hier die Weinberge umpflügen. Die bedeutendsten, hier am ausführlichsten behandelten Städte sind: Marseille, merkwürdig durch Manufakturen, und noch mehr durch ausgebreiteten Handel; Metz, Montauban, Montpellier, Moulins, Nancy, Nantes, Narbonne und Nismes. — Auch kömmt die wichtige Berggruppe Mont d'or mit den drey mineralischen Quellen vor. Zu den hier beschriebenen Hauptörtern eines Kantons gehören Meaux, Melun, Montmorency, Mornas, Mortagne, Mortain, Moulins, Mouzon, Narbonne, Nemours und Noyon. — Das Pfarrdorf Mirabeau im Dep. Rhonemündungen ist deshalb zu bemerken, weil die beyden Brüder Mirabeau, und von besonders der ältere, als der Verfechter der Sache der Freyheit, und als Schriftsteller in den neuesten Zeiten sich einen Namen gemacht hat, davon abstammen. Im 16ten Jahrh. kaufte Johann v. Riquety das Marquisat Mirabeau, von welchem darauf die Hauptlinie des Hauses den Namen führte.

Ww.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Zwey und neunzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Naturlehre.

Abbildung und Beschreibung einer sehr bequemen tragbaren Voltaischen Säule, nach einer durchaus neuen Einrichtung, vorzüglich für die Fälle brauchbar, wo der Arzt täglich mehrere Kranke in verschiedenen Häusern galvanisiren muß, nebst Abbildung und Beschreibung einiger andern zur medizinischen Anwendung des Galvanismus gehörigen Instrumente. Herausgegeben von F. H. Martens. Mit 2 Kupfertafeln. Leipzig, bey Baumgärtner. 1803. gr. 8. 12 K.

Der weitläuftige Titel giebt den Zweck dieser kleinen Schrift, die aus zwey Bogen besteht, hinreichend an. Die Unbequemlichkeit, die mit dem Gebrauch der Voltaischen Säule in mehr als einer Rücksicht verbunden ist, hat schon eine Menge Versuche erzeugt, ihr eine vortheilhaftere Einrichtung zu verschaffen. Die Einrichtung, die hier beschrieben wird, betrifft nicht den Bau der Säule selbst, wie man nach dem Titel vermuthen sollte; sondern nur ihren leichtern Transport, der dadurch bewirkt wird, daß eine Anzahl von 60 bis 70 Plattenpaaren in zwey Säulen zertheilt, und von einer schicklichen Kapsel umschlossen werden. Die Beschwerde des Aufbauens, Aus-

einandernehmens, Reinigens der Platten bleibt auch hier, wie bey den gewöhnlichen Säulen. Uebrigens ist die hier beschriebene Einrichtung, so viel sich aus der Beschreibung urtheilen läßt, allerdings zweckmäßig und Empfehlungswerth.

Lm.

Handbuch der Naturlehre zum Gebrauch für Vorlesungen von G. G. Schmidt, Professor zu Giessen. Zweyte und letzte Abtheilung. Mit 2 Kupfern und 1 Karte. Gießen, bey Heyer. 1803. 17 B. 8. 20 K.

Die erste Abtheilung dieses vorzüglichen Lehrbuchs haben wir schon zu einer andern Zeit mit dem gebührenden Lobe angezeigt (s. B. LXXX. St. 2. S. 380. ff.). Wir können uns daher bey dieser desto kürzer fassen, da sie ein gleiches Lob verdient. Sie begreift die Astronomie, Geographie und Meteorologie. Die Ordnung der Materien ist größtentheils natürlich und zweckmäßig. Nur gegen Einiges möchte Rec. eine kleine Erinnerung machen. Z. B. daß in der Astronomie eine eigene Abtheilung von den Finsternissen und dem Merkwürdigsten, was man durch Fernröhre am Himmel erblickt, gemacht worden ist; da man die Finsternisse auch ohne Fernröhre wahrnimmt, und die Fernröhre keinen Eintheilungsgrund ausmachen können; ingleichen, daß die Wasserhosen zu den Bewegungen auf dem Meere gerechnet werden, da sie doch offenbar zu den Lufterscheinungen gehören. — Desto weniger ist gegen die Behandlung der Materien selbst zu sagen. Ueberall zeigt sich der Verfasser als einen denkenden und einsichtsvollen Naturforscher, der eben so viel Geschicklichkeit in mathematischen Rechnungen, als in physikalischen Versuchen besitzt. Es ist sehr zu billigen, daß er in Anmerkungen öfters mathematische Erläuterungen beybringt, da man wünschen muß, daß die Studirenden sich nicht bloß an physikalischen Versuchen und Erzählungen ergötzen, sondern an den mathematischen Beweisen derselben bilden mögen. — Daß er in der Meteo-

terolologie der neuerlich so berühmt gewordenen Steinre-
gen nur im Vorbeygehen gedenkt, damit kann man nicht
zufrieden seyn. In einer so streitigen Sache würde man
gern seine Stimme gehört haben. — Unter den S. 476
angeführten Instrumenten zum Winkelmessen vermißt man
den vorzüglich schätzbaren Vervielfältigungskreis. Wenn
S. 477 gesagt wird: »Die Gegend des Himmels, wor-
»in die Sonne und alle übrigen Gestirne ihre größte
»Höhe erreichen, heißt Mittag« — so ist dabey der Um-
stand übersehen, daß so wie in manchen Gegenden die
Sonne, so bey uns viele Sterne, ihre größte Höhe im
Zenith, und selbst jenseits des Zeniths nach Norden zu
erreichen. Mittag ist wohl nur eine Gegend des Hori-
zonts; hingegen ist das der Mittagskreis, worin die
Gestirne ihre größte Höhe erreichen. — S. 483 heißt
es: »Die neuesten Sternverzeichnisse enthalten gegen 6000
Sterne« — allein eben die von dem Verf. angeführte
Histoire celeste françoise von Lalande begreift über 50000
Sterne. Als Druckfehler bemerken wir noch, daß zwey-
mal Schubart statt Schubert, und Marum und van
Marum statt Mairan und von Mairan vorkommt.
Es wäre zu wünschen, daß ein Register über beyde Ab-
theilungen hinzugefügt worden wäre.

Pa.

Geschichte.

D. Joseph Milbillers, Churf. geh. Raths und ord.
öffentl. Lehrers der Gesch. zu Landshut, Grundriß
akad. Vorlesungen über die Geschichte der deut-
schen Nation ꝛc. München, bey Lindauer. 1803.
21 B. 8. 1 Rh. 3 Ґ.

Nicht leicht wird es einen öffentlichen Geschichtslehrer
auf einer deutschen Universität geben, der nicht über den
Mangel eines brauchbaren, dem Zweck völlig entsprechen-

einandernehmens, Reinigens der Platten bleibt auch hier, wie bey den gewöhnlichen Säulen. Uebrigens ist die hier beschriebene Einrichtung, so viel sich aus der Beschreibung urtheilen läßt, allerdings zweckmäßig und Empfehlungswerth.

Lm.

Handbuch der Naturlehre zum Gebrauch für Vorlesungen von G. G. Schmidt, Professor zu Giessen. Zweyte und letzte Abtheilung. Mit 2 Kupfern und 1 Karte. Gießen, bey Heyer. 1803. 17 B. 8. 20 K.

Die erste Abtheilung dieses vorzüglichen Lehrbuchs haben wir schon zu einer andern Zeit mit dem gebührenden Lobe angezeigt (s. B. LXXX. St. 2. S. 380. ff.). Wir können uns daher bey dieser desto kürzer fassen, da sie ein gleiches Lob verdient. Sie begreift die Astronomie, Geographie und Meteorologie. Die Ordnung der Materien ist größtentheils natürlich und zweckmäßig. Nur gegen Einiges möchte Rec. eine kleine Erinnerung machen. Z. B. daß in der Astronomie eine eigene Abtheilung von den Finsternissen und dem Merkwürdigsten, was man durch Fernröhre am Himmel erblickt, gemacht worden ist; da man die Finsternisse auch ohne Fernröhre wahrnimmt, und die Fernröhre keinen Eintheilungsgrund ausmachen können; ingleichen, daß die Wasserhosen zu den Bewegungen auf dem Meere gerechnet werden, da sie doch offenbar zu den Lufterscheinungen gehören. — Desto weniger ist gegen die Behandlung der Materien selbst zu sagen. Ueberall zeigt sich der Verfasser als einen denkenden und einsichtsvollen Naturforscher, der eben so viel Geschicklichkeit in mathematischen Rechnungen, als in physikalischen Versuchen besitzt. Es ist sehr zu billigen, daß er in Anmerkungen öfters mathematische Erläuterungen beybringt, da man wünschen muß, daß die Studirenden sich nicht bloß an physikalischen Versuchen und Erzählungen ergötzen, sondern an den mathematischen Beweisen derselben bilden mögen. — Daß er in der Meteo-

teorologie der neuerlich so berühmt gewordenen Steinregen nur im Vorbeygehen gedenkt, damit kann man nicht zufrieden seyn. In einer so streitigen Sache würde man gern seine Stimme gehört haben. — Unter den S. 476 angeführten Instrumenten zum Winkelmessen vermißt man den vorzüglich schätzbaren Vervielfältigungskreis. Wenn S. 477 gesagt wird: »Die Gegend des Himmels, wor»in die Sonne und alle übrigen Gestirne ihre größte »Höhe erreichen, heißt Mittag« — so ist dabey der Umstand übersehen, daß so wie in manchen Gegenden die Sonne, so bey uns viele Sterne, ihre größte Höhe im Zenith, und selbst jenseits des Zeniths nach Norden zu erreichen. Mittag ist wohl nur eine Gegend des Horizonts; hingegen ist das der Mittagskreis, worin die Gestirne ihre größte Höhe erreichen. — S. 483 heißt es: »Die neuesten Sternverzeichnisse enthalten gegen 6000 Sterne« — allein eben die von dem Verf. angeführte Histoire celeste françoise von Lalande begreift über 50000 Sterne. Als Druckfehler bemerken wir noch, daß zweymal Schubart statt Schubert, und Marum und van Marum statt Mairan und von Mairan vorkommt. Es wäre zu wünschen, daß ein Register über beyde Abtheilungen hinzugefügt worden wäre.

Pa.

Geschichte.

D. Joseph Milbillers, Churf. geh. Raths und ord. öffentl. Lehrers der Gesch. zu Landshut, Grundriß akad. Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nation rc. München, bey Lindauer. 1803. 21 B. 8. 1 Rh. 3 gr.

Nicht leicht wird es einen öffentlichen Geschichtslehrer auf einer deutschen Universität geben, der nicht über den Mangel eines brauchbaren, dem Zweck völlig entsprechenden

den, Lehrbuchs der deutschen Geschichte geklagt hätte. Auch Hr. Milbiller gesteht, daß sein gegenwärtiger Grundriß »bloß darum erscheine, weil er keins von allen ihm bekann»ten Compendien zu seinem Gebrauch bequem genug, und »nicht alles das hinein gelegt fand, was er nach seinem »Zweck einer Erläuterung oder weitläufigern Erörterung »für würdig hält.« Er suchte sein Buch so anzulegen, daß es weder ein unfruchtbares Verzeichniß der vornehmsten Begebenheiten darstellen, noch auch alle Fakta so ausführlich erzählen sollte, daß dem Lehrer zur mündlichen Erläuterung gar nichts übrig bliebe. Vorzüglich wollte er auf die Culturgeschichte, die mit der Geschichte der allmäligen Bildung der Staatsverfassung in enger Verbindung stehe, Rücksicht nehmen; jedoch ohne sie mit der politischen oder sogenannten Volksgeschichte zu verweben, aus Gründen, die er in seinem Ideal einer Geschichte der deutschen Nation (Ingolst. 1800) vorgelegt hat; eine Methode, die andere schon vor ihm befolgt haben. Die Perioden, in welche der Verf. die deutsche Geschichte abtheilt, folgen so aufeinander: 1) von den ältesten Zeiten bis auf Chlodwig 486; 2) von Chlodwig bis auf Ludwig den Deutschen 843; 3) bis auf Heinrich IV. 1056; 4) bis auf Rudolf von Habsburg 1272; 5) bis auf Max I. 1493; 6) bis auf Franz II. 1802. Jede Periode ist in zwey Abschnitte getheilt: im ersten wird die Volksgeschichte, im andern die Geschichte der Staatsverfassung und Cultur vorgetragen. Wider diese Abtheilung wird wohl der Kenner nichts Erhebliches einzuwenden haben; bloß bey der letzten Periode ließe sich die gegründete Erinnerung machen, daß sie bey weitem zu lang sey, und daß der westphälische Friede einen wenigstens eben so natürlichen Abschnitt machen müsse, als Maximilians ewiger Landfriede. Unverkennbar hat der Verf. in diesem Handbuche viel geleistet, viel Gutes und Brauchbares, besonders in der Culturgeschichte, zusammengedrängt; aber auch seine Vorgänger, namentlich Heinrichs deutsche Reichsgeschichte und dessen Handbuch der d. Reichsgesch., beynahe zu stark benutzt, und überhaupt wenig oder nichts Neues gesagt. Doch dieß wird ihm wohl kein billiger Beurtheiler übel deuten. Aber das Buch enthält auch häufige Unrichtigkeiten und unbestimmte Ausdrücke; und nicht selten sucht man vergebens nach historischen Angaben, die man in einem

nem solchen Lehrbuche ungern vermißt. Zum Beweise will Rec. nur Einiges anheben. S. 17. heißt es: »Unter »den verschiedenen, zum Theil sehr seltsamen Meinungen »einiger Schriftsteller über die Abstammung der Deutschen, »scheint nur soviel gewiß zu seyn, daß sie aus Asien ka- »men.« Aber was wird mit dem Satze, die Deutschen sind asiatischen Ursprungs, gewonnen? Fühlte der Verf. wirklich nicht, daß der Name Asiater viel zu allgemein und fast unendlich ist? Lieber geradezu gesagt: die Abkunft der Deutschen ist und bleibt völlig unbekannt. Daß die Cimbern bey ihrem Ausbruch nach den weströmischen Provinzen im J. 113. v. Chr. nicht von der Weichsel und den Carpathen her (S. 23. fg.), sondern aus Schleswig und Jütland, oder der cimbrischen Halbinsel, gekommen sind, kann wohl keinem vernünftigen Zweifel unterworfen seyn. Der Name Ehrenfest für Ariovist (S. 25. fg.) ist unrichtig, wenigstens affectirt. Bey dem Zuge der Vandalen, Sueven und Alanen durch Gallien nach Spanien (S. 29.) fehlt die Angabe des Jahres; und bey dem Uebergange der Vandalen und Alanen nach Nordafrika muß, statt des J. 420., 429. gelesen werden. Der westgothische König, der sich mit dem Kaiser Honorius über den Besitz des südlichen Galliens verglich, hätte genannt werden sollen; er hieß Wallia. Daß die Deutschen zu Taciti Zeiten schon die Harfe gekannt haben sollten (S. 39.), ist nicht glaublich. Eben so waren ihnen purpurfarbige Zeuge (S. 40.) damals völlig unbekannt, und viel zu kostbar. Der Ausdruck, daß Pipin der Kurze sich »auf einen vom Pabste Zacharias erhaltenen, ihm »günstigen Ausspruch auf den Thron geschwungen habe,« (S. 50.) ist nicht bestimmt und richtig genug, und kann leicht gemißdeutet werden; es war ein bloßes Gutachten, was Pipin vom Pabste einholen ließ, nicht eine Entscheidung oder Erlaubniß. S. 53. ist das Jahr nicht angegeben, in welchem Karl der Große wider den K. Desiderius zu Felde zog, und dessen Reich eroberte. Die Geschichte Otto's des Größen ist zu kurz und zu mangelhaft; mehrere erhebliche Thatsachen sind ganz übergangen. Eben dieß kann man von der Geschichte Heinrichs II. sagen. S. 146. stößt man auf einen Bischof von Münden, für Minden. Der Ausdruck, »völlige Verwandlung der Reichslehen in erbliches Eigenthum« (S. 163.), ist unrichtig;

 die

die Reichslehen wurden zwar erblich; aber nicht in Eigenthum oder in Allodien verwandelt, u. s. w.

Ob.

Geographisch-statistisch-historischer Ueberblick von Sachsen — mit Tabellen. Voraus Teutschlands Geschichte. Von J. H. M. Ernesti. Hildburghausen, bey Hanisch. 1803. 9 B. 8. u. 5 Tab. in Fol. 20 Gr.

Die vorausgehende kurze Darstellung der deutschen Geschichte nimmt eigentlich das ganze Buch ein; und der sogenannte geographisch-statistisch-historische Ueberblick von Sachsen ist bloß auf den 5 angehängten Tabellen enthalten. Es wäre wohl zweckmäßiger gewesen, wenn der Verf. es umgekehrt, und die Geschichte und Staatskunde von Sachsen in historischer Form; die deutsche Geschichte aber in einer tabellarischen Uebersicht dargestellt hätte. Schwerlich wird ein junger Leser aus des Verfs. Tabellen die sächsische Geschichte lernen; nicht zu gedenken, daß sie sehr mangelhaft und nichts weniger als fehlerfrey sind, ist der Gebrauch derselben so schwer, daß der Anfänger leicht in Verwirrung gerathen kann. Die vorausgeschickte kurze Geschichte von Deutschland ist nicht schlecht gerathen, denn Hr. E. hatte 2 bis 3 gute Werke vor sich, die er epitomirte; nur hat er nicht immer die zweckmäßigste Auswahl der Thatsachen getroffen; auch stößt man oft auf Unrichtigkeiten. Wir wollen nur Einiges ausheben. S. 7. wird der Fluß Iser, statt Isere, genannt. S. 8. ist von der Niederlage der Cimbern bey Vercelli die Rede; es sollte Verona heißen. Hermanns Schlacht (S. 14. fgg.) ist mangelhaft und nicht richtig genug dargestellt. Die dem seel. M. J. Schmidt nachgeschriebene, Behauptung, daß wir es Hermanns Siege zu danken hätten, daß wir noch Deutsche sind (S. 17.), ist übertrieben. Von Slaven in der Provence, die Konrad II. den Deutschen von neuem zinsbar gemacht haben soll, (S. 63.) ist dem Rec. nichts bekannt. Ganz unrichtig und sich selbst widersprechend behauptet der Verf. S. 70, daß der Kaiser Heinrich V. durch das Wormser Konkordat das Recht, die

Bi-

Bischöfe und Aebte in Deutschland zu belehnen, verloren habe. Von den Reichserzämtern und ihrem Ursprunge (S. 93. fg.) hat der Verf. keinen richtigen Begriff. Daß zur Zeit des sogenannten großen Interregni die deutschen Reichsstände größtentheils zum Besitz der völligen Landeshoheit gelangt wären, (S. 91.) ist völlig ungegründet. Einen Kaiser Wenzel (S. 108.) kennt die deutsche Geschichte nicht; er war nur römischer König. Die Geschichte Franz I., Josephs II., Leopolds II. und Franz II. ist zu kurz abgehandelt; sie nimmt nicht viel über 3 Seiten ein. Ein Hauptmangel ist der, daß der Verf. auf die Chronologie gar zu wenig Rücksicht genommen hat; bey den wichtigsten Begebenheiten fehlt die Angabe des Jahres.

Ob.

Geschichte von Salzburg, ein Lesebuch fürs Volk rc. von M. Rumpler. Salzburg, bey Mayer. 1803. 8. 14 B. 8 K.

Der Verf. sagt in der Vorrede, er schreibe nicht für den Gelehrten und eigentlichen Geschichtforscher; sondern für das Volk und die Schulen, und hofft, mit seiner Schrift einen wesentlichen und bisher ganz übersehenen Bedürfniß für das salzburgische Volk und dessen Schulen abgeholfen zu haben. Die Erklärung, daß er nicht für Gelehrte und Geschichtforscher schreibe, hätte er sich ersparen können. Aber auch dem Volk und den Schulen in Salzburg wird sein Buch wenig Nutzen bringen. Es ist so unter aller Critik, so gedehnt und geschmacklos ausgearbeitet, daß es selbst für Salzburger nicht genießbar seyn kann. Von der populären Sprache, in welcher der Verf. zu schreiben glaubt, scheint er gar keinen Begriff zu haben. Zur Probe mag folgende Stelle S. 5. f. dienen: »III. Wie es zugieng, daß wir erst zu dieser Zeit »etwas von diesen Gegenden erfahren. Dieß gieng sehr »natürlich zu. Um dir es erklären zu können, darfst du »es nur von dir selbst hernehmen rc. So geht es auch »mit Völkern und Ländern in ihren ersten Zeiten; so gieng »es auch mit unserm Lande Salzburg. — So gieng

»es zu, daß wir so lange Zeit nichts von diesen Gegen»den wissen. Aber wie gieng es denn zu dieser Zeit zu, »daß wir da auf einmal etwas davon erfahren? Dieß »ist die eigentliche Frage dieses Absatzes. Es gieng aber »dieß so zu. Im Süden von hier, in Italien, ꝛc.« Hierzu kommen noch die sonderbaren Ausdrücke: wenigst, in Bälden, Schankung, der Franzosen-Krieg von 1792. u. dergleichen; der häufigen Unrichtigkeiten in den historischen Angaben, z. B. daß Pipin der Kurze im Jahr 754. die Stadt Rom erobert, und sie, mit dem umliegenden Gebiet, dem Pabste geschenkt habe, (S. 49.) nicht zu gedenken.

Km.

Mittlere, neuere, politische und Kirchengeschichte.

Synchronistische Tafeln der Kirchengeschichte, vom Ursprunge des Christenthums bis auf die gegenwärtige Zeit, zum Gebrauch bey Vorlesungen und bey fortgesetztem Studium, nach den bewährtesten Hülfsmitteln entworfen von Joh. Sev. Vater, ordentlichem Professor der Theologie und Philosophie. Halle, im Waysenhause. 1803. 1 Alph. 1 B. Fol. 1 Rß. 6 ꝛc.

Tabellen über die Kirchengeschichte, welche zur schnellern und zusammengedrängten Ueberschauung ihres äusserst mannichfaltigen Inhalts, für Freunde derselben überhaupt, und zur Wiederholung für Studirende so nützlich, ja unentbehrlich sind, könten nach einer zweyfachen Methode abgefaßt werden; und beyde haben ihre eigenen Vortheile. Die eine, streng und rein chronologisch, stellt, ohne eine andere Unterbrechung, als welche eine neue Periode oder ein neues Jahrhundert nothwendig machen, ohne das Auge des Lesers durch Seitenblicke auf die verschiedenen Classen von Begebenheiten zu zerstreuen, unter jedem Jahre die merkwürdigsten Personen und Begebenheiten so kurz und bündig dar,

dar, daß nicht allein eine Art von zusammenhängender Erzählung, oder doch historischer Anzeige, immer weiter fortrückt, und das Gleichzeitige sich nie aus dem Gesichte verliert; sondern auch die Wirkungen und Folgen der Begebenheiten sich gleichsam von selbst darbieten. Nach dieser Methode haben Semler und Schröckh ihre Tabellen entworfen. Die andere, welche man die synchronistische Realmethode nennen kann, legt zwar auch die genaue Zeitfolge zum Grunde; klassificirt aber nach ihrer Anleitung die Begebenheiten dergestalt, daß nicht nur jede Gattung derselben besonders betrachtet werden kann; sondern auch zugleich alle neben einanderstehend, in ihren gleichzeitigen Zusammenhange erscheinen. Von dieser hat Hr. Prof. Vater das erste sehr wohlgerathene Muster gegeben; denn die Seilerschen sind ihres Werks nicht würdig. Hrn. V. Tabellen, aus vertrauter Bekanntschaft mit der Geschichte gezogen, sind eben so reichhaltig und genau, als zu ihrer Absicht bequem. Jedes Jahrhundert, von denen die meisten mehr als Eine Tafel einnehmen, enthält, ausser den Jahrzahlen an beyden Seiten, in verschiedenen Spalten, folgende Rubriken: (freylich nicht alle gleich von den ersten Zeiten an, wie denn die Rubrik: Römische Päbste, erst um die Mitte des achten Jahrhunderts anfängt,) Kaiser und politische Begebenheiten; Ausbreitung der Kirche; Beschränkung derselben; Verhältniß der Fürsten zur Kirche; Päpste; Verfassung und Kirchenregiment; Lehre, Religionsübung und Gebräuche; Kirchenversammlungen; merkwürdige Kirchenbeamte; merkwürdige Theologen; Häretiker, Mönchthum. Seit dem Jahrhunderte der Reformation ändert sich die Einrichtung der Tabellen, und die Benennung der Rubriken natürlich. Die Reformationsgeschichte hat ihre eigenen Tafeln; eben so auch die Protestantischen Kirchen; ingleichen die Katholische mit der Griechischen verbunden. Da wir diese eben so verdienstliche als mühsame Arbeit mit einiger Aufmerksamkeit durchgegangen haben: so sind uns theils Stellen vorgekommen, die einer kleinen Berichtigung bedürfen; theils Auslassungen merkwürdiger Personen und anderer Gegenstände; wir müßten denn diese letzteren in den unrechten Spalten gesucht haben. Beym J. 70 werden bereits viele untergeschobene Bücher des A. und N. Test. angegeben; welches wohl schwer zu erweisen seyn dürfte. S. 2.

hätte etwas vom wirklichen oder angeblichen Platonismus der Kirchenväter des 2ten Jahrhunderts, so wie überhaupt noch mehr vom Lehrbegriffe der Katholischen, eingeschaltet werden können. S. 4. verdienten einige Meinungen aus dem philosophisch-dogmatischen Werke des Origenes ihren Platz. Eben daselbst treten die Traditores zu früh auf. Dem höchst unglücklich wirksamen Grundsatze des Hieronymus von den Lebensstrafen der Ketzer hätten wir auch eine Stelle eingeräumt. Der beym J. 1214. angeführte Conrad von Marburg war kein Dominikaner, wie ihn der V. nennt. In den neuern Jahrhunderten vermißen wir einen Seb. Castellio, Joh. Musäus, Adam Bernd und Conyers Middleton; und unter den Deisten Mandeville, Demois. Hüber, und Tyßot de Patot. Der Tod des Beza scheint S. 75. ins Jahr 1600 gesetzt zu werden; er starb aber fünf Jahre später. Löscher (S. 87.) war nicht Oberhofprediger, sondern Superintendent und Oberkonsistorialrath. — Doch diese und andere Bemerkungen, welche wir hinzusetzen könnten, betreffen, wie man sieht, größtentheils nur geringfügige Gegenstände; auf einem fast unübersehlichen Felde, das übrigens so geschickt bearbeitet ist, läßt sich Manches von dieser Art kaum vermeiden.

Nr.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Amerika nach seiner ehemaligen und jetzigen Verfassung dargestellt nach den besten Geschichts- und Reisebeschreibungen. Ein Beytrag zur Geographie, Natur- und Völkergeschichte von Westindien. Für Liebhaber der Völker- und Länderkunde herausgegeben von F. Kutscher, Prediger zu Afferde bey Hameln. Zweyter Band. Schleswig, bey Röhs. 1804. gr. 8. 398 S. 1 Rk. 12 K.

Dem

Dem Plane dieses Werks und der Ausführung desselben hat Rec. bey Anzeige des 1ten Bandes in dieser Biblio- thek den verdienten Beyfall ertheilt. Dieser Band ent- hält 2 Abtheilungen. Der erste begreift die Geschichte der ehemaligen Sitten und Gebräuche der großen Völker in den Reichen Mexico und Peru, und der zweyte die Ge- schichte der Entdeckung und Eroberung der Reiche Mexico und Peru in sich. Der bescheidene Vf. hat die angeführten Hülfs- mittel gut benutzt, und die Begebenheiten treu dargestellt. Die dritte Abtheilung, welche von der jetzigen Beschaffenheit, Be- völkerung, Sitten, Naturprodukten u. s. w. der hier be- schriebenen Länder und Völker belehren sollte, verspricht der Verf. nur dann erst, wann Friede und Ruhe in sein Vaterland zurückgekehrt sey.

Ci.

Robert Percival's, Esq., Erdbeschreibung von der Insel Ceylon, enthaltend Nachrichten von ihrer Geschichte, Geographie, Naturbeschreibung und von den Sitten und Gebräuchen ihrer verschiede- nen Einwohner. Nebst dem Tagebuche einer Ge- sandtschaftsreise an den Hof des Königs von Can- dy. Aus dem Englischen mit Anmerkungen und mit einem Zusatze über die Perlenfischerey übersetzt von J. A. Bergk. Mit einer Charte. Leipzig, bey Rein. 1803. 1 Alph. 10 B. gr. 8. 2 Mk. 12 ℳ.

So wie die französische Besitznehmung von Aegypten die glückliche Veranlassung wurde, uns mit so manchen Merk- würdigkeiten und Alterthümern dieses Landes bekannt zu machen, die den Beobachtungen früherer Reisenden ent- gangen waren; und so wie wir der Englischen Eroberung des Caps, Barrows genauere Beschreibung der holländischen Besitzungen im südlichen Afrika zu danken haben: so wür- den wir schwerlich auch unter der bisherigen Regierung eine so vollständige Beschreibung von Ceylon erhalten ha- ben, wenn diese Insel nicht eine Englische Besitzung ge- worden wäre. Der Verf. hat als englischer Offizier von J. 1797 an drey Jahre lang in Ceylon gestanden; die

Neu-

Neugierde und die bisherigen widersprechenden und romanhaften Erzählungen von dieser Insel trieben ihn an, sie zu durchreisen, und über ihren gegenwärtigen Zustand sorgfältige Untersuchungen anzustellen, die vorher die wachsame Eifersucht der Holländer unmöglich machten. Das Resultat seiner gesammelten Nachrichten war die Beschreibung von Ceylon, die er nach seiner Zurückkunft nach England, 1803 in London herausgab, und wovon wir hier die Uebersetzung anzeigen sollen. Wirklich enthält das Buch die vollständigsten und bestimmtesten Nachrichten von Ceylon, die wir bisher gehabt haben, wenn wir gleich nicht leugnen wollen, daß es doch hie und da die Wißbegierde des Lesers nicht ganz befriedigen sollte. Es ist in 18 Kapitel getheilt: 1) Geschichte der Insel. Daß sie die Alten unter dem Namen Taprobane gekannt haben sollten, wird vom V. nicht erwähnt; vom Uebersetzer aber nachgeholt. Die Portugiesen landeten hier zuerst 1505, und 1603 die Holländer, die von Cingalesen als vermuthete Befreyer von den Portugiesen günstig empfangen wurden; aber erst 1656 den Sitz der portugiesischen Regierung, Colombo, erobern, und derselben ein Ende machen konnten. Aber auch hier muß man über das Phlegma der Holländer erstaunen, die mit kaufmännischem Geize, mit gegenwärtigen Gewinn zufrieden, nicht das Mindeste thun, durch bürgerliche Einrichtungen und mehrere Kultur ihre ausländischen Besitzungen zu verbessern, und durch militärische Stärke gegen fremde Anfälle zu sichern; und daher eine nach der andern ohne Widerstand verlieren. Der König von Candy überließ ihnen Anfangs die von den Portugiesen erbaute Stadt Colombo, im Herzen der Zimmtplantage, den Hafen Trincomale, die schätzbarste Station im indischen Meere, nebst den Städten Nigombo und Punta de Gale. In der Folge aber (1766) zwang man den König zu einem Vertrag, nach dem er auch Jaffnapatam mit seinen Baumwollenmanufakturen, und die Perlenfischereyen an die Holländer abzutreten, und seine Unterthanen anzuhalten gezwungen wurde, daß sie Pfeffer, Cardamome, Caffee, Baumwolle, kostbare Steine, und jährlich 50 Elephanten um sehr geringe Preise an sie abliefern mußten. 2) Allgemeine Beschreibung von Ceylon. Das Gebiet der Europäer faßt gleich einem Ringe an der Küste herum die Länder des Königs von Candy allent-

allenthalben an. Trincomale ist der wichtigste Hafen für den auswärtigen Handel, und hat 8° 30' N. B. Das umliegende Land aber ist gebirgig, waldig, und mangelhaft, und ein Aufenthalt für Schweine, Büffel und Elephanten. Das Klima war wegen vieler Sümpfe ungesund, die nun die Engländer ableiten lassen. So vortheilhaft der Hafen ist, so wird doch hier, wegen Unfruchtbarkeit der Gegend, und der Unmöglichkeit, Produkte der Insel aus andern Gegenden der Insel zu Lande dahin zu schaffen, kein Handel getrieben. In Jaffna giebt es eine Menge Goldschmiede, Juwelierer und Tischler; in der Nähe liegen verschiedene kleine Inseln, mit holländischen Städtenamen bezeichnet, die zur Pferde- und Rindviehzucht gebraucht werden. 3. Kap. Die Perlenfischerey, und Gebräuche bey verschiedenen Nationen, die sie besuchen — ein interessantes Kapitel, das ganz gelesen werden muß. Der Uebersetzer hat eine andre, 1797 geschriebene, Nachricht von der Perlenfischerey, aus dem V. Band der Asiatic Researches, zur Bestätigung hinzugefügt. 4) Salzwerke bey Putallom — etwas undeutlich; es scheint, daß das Salz aus Salzlachen, die ein eintretender Seearm bildet, bereitet werde; unter der Englischen Regierung aber wird diese Salzfabrikation vernachlässigt. Nigombo, das größte Dorf auf Ceylon, mit einem Fort zum Schutz der Zimmtschäler, und einem Magazin zu Aufbewahrung des Zimmts, bis er nach Colombo geschafft werden kann. Colombo kann eine lange Belagerung aushalten; ergab sich aber, sobald sich Englische Truppen vor der Stadt zeigten, wegen innerer Uneinigkeit und Ungehorsams der Besatzung. 5) Beschreibung von Colombo — eine regelmäßig erbaute große Stadt, mit einem starken Fort auf einer Halbinsel; vor jedem Hause befindet sich ein großer, offener Raum, mit einem, auf hölzernen Säulen ruhenden Dach versehen. Kaum kann man sich vor den diebischen Affen schützen. Zur Regenzeit dringt der Regen durch alle Ziegel. Der Hafen ist bloß eine offene Rhede, die jährlich bloß 4 Monate lang den Schiffen einen Ankerplatz gewährt; die übrige Zeit aber gar kein Verkehr zur See mit den übrigen Theilen von Ceylon zuläßt. Die Holländer gaben ihre Bevölkerung auf 300000 Seelen an. 6) Das Land südwärts von Colombo. Aus den großen Cocosbaumwäldern wird viel

Ar-

Arrak, und aus einer Zuckerrohrpflanzung, Rum bereitet; der aber dem Westindischen weit nachsteht. Point de Galle ist die dritte Stadt in Ceylon mit einem festen Fort. In der Gegend von Matura wurden 1797, 176 Elephanten gefangen. 7) Schilderung der ceylonischen Holländer, Portugiesen, Malayen. Der Holländer liebt Tabak, Branntwein, ist träg, unwissend, grausam gegen Sklaven, gleichgültig gegen seine Kinder, die er unwissend aufwachsen läßt, und gegen weibliche Gesellschaft. Das Frauenzimmer nachläßig im Anzug und äußerst ungebildet, die sogenannten Portugiesen (eine Mischung von unächten Abkömmlingen der verschiedenen Europäischen Besitzer der Insel mit einheimischen Weibern,) besitzen alle Laster der Europäer und Indier zusammen, ohne eine einzige von ihren Tugenden. Die Maleyen haben einen von den Holländern ihnen eingeprägten tödtlichen Haß gegen die Engländer, und waren die einzigen, die ihnen Widerstand leisteten. 1798 lag ein Englisches Schiff zu Tunor, einer Gewürzinsel, vor Anker. Der holländische Gouverneur ließ die Offiziere zu Tisch bitten. Der Kapitain wurde verhindert zu kommen; der Lieutenant stellte sich ein, und wurde ermordet, worauf der Kapitain die Stadt bombardiren und in Asche legen ließ. 8) Die Ceyloneser ihr Ursprung, ihre Sitten, Sprache, und gesellschaftlicher Zustand. Diejenigen, die unter der Herrschaft der Europäer leben, sind in einem Zustand entehrender Unterwürfigkeit herabgesunken, führen noch ihren ursprünglichen Namen Eingalesen. Die aber in den innern Theilen des Landes leben, die bloß die Oberherrschaft ihrer einheimischen Fürsten anerkennen, nennen sich Candyer. Diese sind schöner, als jene. Die letzten brauchen beym Bau ihrer Häuser keinen Nagel, haben weder Tische noch Stühle, noch Löffel, sind Rach- und Rangsüchtig, leben mit dem andern Geschlechte in dem zügellosesten Umgang, kennen nicht den mindesten Kunstfleiß, und leben in äußerster Armuth; ihre Weiber werden vom 20. Jahre an alt und häßlich. Sie haben häufig den Aussatz, und eine mit keiner andern verwandte Sprache, fangen ihr Jahr mit dem 28. März an, kennen keinen Feldbau, als daß sie etwas Reis bauen, worzu Wasser der einzige Dünger ist. Wenn geschrieben werden muß, so schreiben sie auf Streifen eines Blattes vom Talipotbaum, dem sie mit einem Griffel die Buchstaben eingraben. Schrei-

ben

hen des Königs werden in Umschläge von Gold mit Edelsteinen und Perlen gelegt. Auf dem Adamspik und in den Trümmern ihrer Tempel findet man Aufschriften, die jetzt Niemand versteht. 9) Religion der Ceyloneser. Sie besteht in abergläubischer Furcht vor bösen Geistern und übeln Vorbedeutungen, doch mit Anerkennung eines höchsten Wesens, und eines Erlösers, den sie Buddu nennen; ihre Tempel haben größtentheils die Portugiesen zerstört. Ihr Glaube ist, daß Adam hier sein Paradies gehabt, und vom Adampik über die sogenannte Adamsbrücke nach dem festen Lande gewandert sey. Alle glauben Unsterblichkeit der Seelen, Auferstehung des Leibes, und ein unvermeidliches Schicksal. 10) Charakteristische Kennzeichen, wodurch sich die Cingalesen von den Candyern unterscheiden. 11) Besitzungen des Königs in Candy, und ihre Eintheilung. Er ist von allen Seiten von den Besitzungen der Europäer durch fast undurchdringliche Wälder und Berge getrennt. Die Pässe, die dahin führen, sind äußerst steil und beschwerlich, und selbst den Eingebornen kaum bekannt. Wir überheben uns, unbekannte Namen der Provinzen abzuschreiben. Candy selbst ist mit hohen und steilen Hügeln und Dornhecken eingefaßt. Selbst die Thore sind von grünen, unverbrennbaren Dornen, (so läßt der Ueb. den V. sagen,) die man mit Seilen aufziehen und herablassen kann. Uebrigens ist es ein elender, erbärmlich aussehender Ort, mit einer Lehmmauer umgeben, den die Europäer mehrmals verbrannt haben. Der königl. Pallast ist ein eben so armseliges Gebäude. Das ganze Gebiet des Königs ist eine ununterbrochne Abwechselung steiler Berge und tiefer, sumpfiger Thäler, die jeden Abend Nebel erzeugen, zum Reißbau und zur Viehweide sehr geschickt wären; aber jetzt ein ungesundes Klima machen. Der Anzug der vornehmen Candyer besteht in Umschlägen von Baumwollenzeug, das um den Unterleib gewunden, zwischen den Schenkeln durchgezogen, und auf dem Rücken aufgeschürzt wird. Sie gehen nie aus ohne einen Dolch, einen Beutel mit Betelblättern, Arekanüssen und Taback, und einem Sonnenschirm vom Talipotblatte. Ein Candysches Frauenzimmer hat der V. wegen des wachsamen Argwohns dieses Volks nie zu sehn bekommen. 12) Bürgerliche und militairische Einrichtungen des Königreichs Candy. Es ist ein Wahlreich, ganz despotisch:

obe

obgleich der König zuweilen in einem Aufruhr, oder durch einen Minister, Adigar, entsetzt wird. Was die Unterthanen bauen, oder finden, müssen sie abgeben, und selbst nach Candy bringen; daher denn Kultur und Erwerbfleiß völlig darnieder liegen. Die regelmäßigen Truppen belaufen sich auf 20000 Mann; ausserdem hat der König noch eine Leibwache von Maleyen. 13) Schilderung der Bedahs oder Waddahs. So heißen die wilden Menschen, die in den verborgensten Schlupfwinkeln der ceylonischen Wälder wohnen, bloß vom Wildhonig, der hier in Ueberfluß zu finden ist, und von der Jagd des Rothwildes leben, worzu sie so wohlabgerichtete Hunde haben, daß einmal ein Paar für 400 Thaler nach Surate verkauft worden ist. 14) Thiere auf Ceylon. Die vornehmsten sind Elephanten, zwar kleiner, aber stärker, kühner und gelehriger, als die auf dem festen Lande, und Büffel, die hier ausserordentlich wild und gefährlich sind. Ochsen werden nicht größer, als unsere einjährige Kalben. Eine Art springender Blutigel überfallen Reisende in Wäldern so unwiderstehlich, daß sie am ganzen Leibe Blut verlieren. Weisse Ameisen können in einer Nacht alle Schuhe, Stiefeln und Kofferboden, die ihnen in den Weg kommen, zerstören und auffressen. Doch wir können aus einer so großen Menge merkwürdiger Thierarten, so wie aus dem 15. Kap. von den Gewächsen auf Ceylon, keinen Auszug liefern. Pomeranzen, Citronen, Ananas, Mango, Pisang, Brodfrucht und Cocosbaum, und unzählige andere wachsen im Freyen in den Wäldern von Ceylon. Von dem letzten giebt der V. seiner vorzüglichen Nutzbarkeit wegen eine ausführliche Nachricht. Ueberdem baut man hier Pfeffer, Cardemome, Thee, Caffee, dem Mockakaffee ähnlich, Baumwolle, Zucker von dem Saft eines Baumes, dem Bananosbaum, Reiß, und verschiedene vorzügliche Holzarten. 16) Der Zimmt, die Stapelwaare von Ceylon. Die vornehmsten Zimmtwälder oder Gärten liegen in der Nähe von Colombo. Der beste Boden für das Wachsthum des Zimmts ist ein lockerer, weisser Sand. Das Holz ist weich, leicht und porös, und dem Aeußern nach unsrer Korbweide ähnlich, und wird nach abgenommenen Schaalen hauptsächlich zur Feuerung gebraucht. Aus den auslaufenden Wurzeln aber schießen immer neue dünne Zweige auf, die einen Busch bilden. Das Vorgeben, das so oft nachgeschrieben wird, als wenn man den Zimmt viele Meilen weit von der Insel in der See

rieche,

rieche, ist eine bloße Erdichtung. Der Verf. versichert, mitten in den Wäldern nicht den mindesten Geruch des Baums verspührt zu haben, außer wenn er einige Blätter oder Zweige abbrach. Wenn die zum Abschälen tauglichen Aeste abgerindet sind, ließ man ihn sonst bis auf den Boden niederbrennen. Da schlagen denn aus den Wurzeln lange, gerade Schößlinge aus, wovon man bisher die so hochgeschätzten Zimmtholzspazierstöcke abschnitt; welches aber nun unter Englischer Regierung verboten ist. Es giebt vier Arten von Zimmtbäumen, die abgeschält werden, und alle Curundu heißen. Sonst wuchs der Zimmt auf der Insel ganz wild. Der Holländ. Gouv. Falk fieng an, Zimmtbäume durch Kunst in Gärten zu pflanzen; außer dem Ertrag derselben müssen alle Bezirke, wo Zimmt wächst, eine gewisse Quantität Zimmt liefern. Daher fanden die Engländer bey der Einnahme von Colombo eine ungeheure Menge davon. Das Abschälen geschieht auf diese Art: man schneidet dreyjährige Zweige ab; schabt die dünne äußere Haut der Rinde ab, schlitzt mit der Spitze des Messers die Rinde der Länge nach auf, und löst sie nach und nach subtil vom Zweige ab. Da erscheint die Rinde in Gestalt von Röhren, an der einen Seite offen, wovon die kleinern in die größern gesteckt werden, von der Sonnenhitze getrocknet, sich enger zusammenziehen, und in Bündeln zu 30 Pfunden zusammen gebunden werden. Der beste Zimmt ist biegsam, und darf nicht dicker als starkes Papier seyn; der schlechtere ist dicker, von dunklerer Farbe, und hat einen scharfen, beißenden Geschmack. Zimmtöl zu verfertigen, ist von den Engländern verboten. Der Zimmtbaum gedeiht nur auf Ceylon; in allen andern Theilen Ostindiens, wohin man ihn verpflanzt hat, ist er ausgeartet. 17) Mineralien auf Ceylon. Sie liefert 20 Sorten kostbarer Steine; die Diamanten aber, Rubine und Topase sind minder kostbar als die von Golconda und Brasilien. Die Diamanten sind nicht vollkommen durchsichtig und haben eine Milchfarbe. Die Einsammlung kostbarer Steine wurde sonst an Pächter überlassen. Da man aber fand, daß die in dem Reiche des Königs zu Candy kostbarer waren, als die im holländischen Gebiete: so gab man die letzten auf, und zwang den König zu einer jährlichen Abgabe von Steinen. Neuerlich hat er

 die-

dieses Joch abgeschüttelt, und sogar seinen Unterthanen verboten, kostbare Steine zu sammeln, zu besitzen, und bey Todesstrafe an einen Europäer zu vertauschen. Wer daher einen findet, vernichtet ihn oder wirft ihn weg. Man findet sie zwischen Felsen und an Flußufern. Edle Metalle findet man gar nicht; nur etwas Quecksilber wird gewonnen; auch giebt es eine mineralische Quelle. 18) Allgemeine Bemerkungen — gegenwärtiger Zustand der Insel. Der bisher äußerst vernachläßigte Anbau der Insel ist durch Aufmunterung der Engl. Regierung im Zunehmen; man sucht die Insel, in Ansehung der Lebensbedürfnisse und Kleidungsstücke, vom festen Lande unabhängig zu machen. Unter holländischer Regierung überstiegen gewöhnlich die Unterhaltungskosten die Einkünfte; der Verf. thut Vorschläge, letztere zu erhöhen; hauptsächlich dringt er auf Verstärkung der militärischen Macht, die ehemals nie über 5000 Mann betrug, und auf der ganzen Küste zerstreut war. Als einen Anhang hat die Verf. das Tagebuch einer Gesandtschaftsreise an den Hof von Candy im J. 1800 angehängt, an der er selbsten Theil genommen. Schon im J. 1782 schickte die Regierung zu Madras nach Eroberung von Trincomale eine Gesandtschaft an den König von Candy, um ihm eine Allianz gegen die Holländer anzutragen, welche aber nicht angenommen wurde; und diese Gesandtschaftsreise ist von Boyd beschrieben, und nach der deutschen Uebersetzung B. 77. dieser Bibliothek S. 130 angezeigt worden. Ganz ähnlichen Inhalts ist die gegenwärtige: Beschwerlichkeit des Wegs, bewaffnete Begleitung des Gesandten, (er reisete mit 14 Compagnien Englischer Truppen und einigem Geschütze,) und Gegenbegleitung von Seiten des Königs, gegenseitiger Argwohn, Mangel an Lebensmitteln, angewiesener Aufenthalt des Gesandten vor der Stadt, nächtliche Audienz, sclavisches Ceremoniel, kostbare Geschenke und geringere Gegengeschenke, nicht erreichte Absicht — Alles ist das Nämliche. Der Verf. hält sich zwar nicht für berechtigt, über den Gegenstand der Gesandtschaft Auskunft zu geben; erwähnt aber doch so viel, daß die Englische Regierung verlangt habe, daß der König zur Verbindung der beyden Häfen, Colombo und Trincomale, die bisher nur mit einem großen Umweg zur See statt hatte, eine Straße durch sein Gebiet anlegen möchte, wozu aber der König

durchaus nicht einwilligen wollte. Der Gesandte war übrigens der General Macdonald, und wurde von dem Gouverneur North gesendet, und die Unterhandlung zwischen ihm und dem König geschah durch fünf Mittelspersonen, und in drey verschiedenen Sprachen. Das Tagebuch selbst enthält die gewöhnlichen Tagebuchskleinigkeiten, und außerdem sehr wenig, was zur nähern Kenntniß der Insel diente. Ein andrer Anhang, Verzeichniß der Wege auf Ceylon, der für deutsche Leser nicht den mindesten Nutzen hat, macht den Beschluß. Die Anmerkungen des Uebersetzers sind größtentheils zweckmäßig, berichtigen naturhistorische Namen, oder bestätigen und berichtigen die Angaben des Verf. mit Nachrichten aus andern Reisebeschreibungen. Noch können wir nicht unbemerkt lassen, daß die Uebersetzung einige Härten hat, die bey minderer Uebereilung wohl hätten vermieden werden können.

Gl.

Von Schultes historisch-statistische Beschreibung der gefürsteten Grafschaft Henneberg. Mit Urkunden. Zweyter Band (Erste Abtheilung.) Hildburghausen, in Kommißion bey Hanisch's Wittwe. 1804. 1 Alph. 6 B. 4. 1 Rt. 12 gr.

Des Hrn. Geh. Archivrath von Schultes Beschreibung von Henneberg hat unter den Topographien deutscher Reichslande einen so ehrenvollen Platz, daß sich jeder Freund der Geographie Deutschlands über die Fortsetzung derselben freuen wird. Der Verf. meldet in der Vorrede, daß seine Arbeit das Glück gehabt hat, zu Mainz in das Französische übersetzt zu werden, um dem Gouvernement zu Paris als Muster vorgelegt zu werden, nach welchem die anbefohlnen Departements-Statistiken abgefaßt werden sollen — vielleicht um die französischen Landbeschreiber zu veranlassen, von den vielen ungenutzten Urkunden in ihren alten und neuerworbenen Archiven mehr Gebrauch zu machen, als bisher geschehen ist. In den vier Abtheilungen

des ersten Bandes hatte der Verf., außer der allgemeinen Nachricht von Henneberg, den chursächsischen Antheil, das Gotha- und Coburgische Amt Themar, und das Meiningisch- und Coburgische gemeinschaftliche Amt Römhild, beschrieben. Die letzte Abtheilung war 1799 erschienen, und seitdem war die Fortsetzung unterbrochen worden: und ungerne erfährt man in der Vorrede, daß die Ursache dieser Verzögerung nicht an der abnehmenden Thätigkeit des Verf., sondern an dem geringen Absatz des Werkes liegt, um deßen willen die bisherige Verlagshandlung den fernern Verlag abgeben zu müssen geglaubt, und der Hr. Verf. sich gemüßigt gesehen hat, um seine verdienstliche Arbeit nicht unvollendet zu lassen, diese Fortsetzung auf eigne Kosten drucken zu lassen, und weiter nichts, als Ersatz des Vorschusses davon zu ärndten wünscht. Es ist wirklich traurig, daß so allgemein anerkannt nützliche Arbeiten, als topographische Beschreibungen einzelner Länder sind, meistens so geringen Abgang finden. Sie interessiren freylich hauptsächlich den Bewohner des beschriebenen Landes. Allein sie sollten doch billig auch in keiner, weder öffentlichen noch Privatsammlung geographischer Schriften fehlen; auch könnte wohl, wenn Regierungen ein gemeinnützliches Werk befördern wollten, jede Gemeinde, so wie jedes Civil- und Rentamt, zu Anschaffung einer solchen Landesbeschreibung angehalten werden. Doch ist auch nicht zu läugnen, daß oft die Verleger selbst durch unbillige Preise, und das zu wenige Aeußere, das sie diesen Verlagsartikeln geben, an deren geringen Abgang Schuld haben. Es enthält aber diese neue Abtheilung die Beschreibung des Sachsen-Eisenachischen Antheils an der Grafschaft Henneberg, nämlich die beyden Aemter Lichtenberg und Kalten-Nordheim. Denn das Amt Lichtenberg hat den Namen von einem alten, ohnweit der Stadt Ostheim gelegenen Bergschlosse, wo der Rentbeamte seinen Sitz hat. Dieses ursprünglich Hennebergische Schloß wurde nach mehreren Veräußerungen 1366 von Fulda an die Landgrafen zu Thüringen, und von diesen 1433 an die Grafen von Henneberg-Römhild verkauft. Es betrafen aber diese Veräußerungen bloß das eigentliche Schloß mit den dazu gehörigen anliegenden Waldungen und Feldern, nebst einigen Lehnschaften; nicht aber die, unter Hennebergischer Regierung darzu geschlagenen Ortschaften und Dörfer, welche theils ursprünglich Hennebergisch waren,

ren, theils erst von den Grafen in der Folge acquirirt wurden. Dieß setzt der Verf. wohlbedächtig außer allem Zweifel, weil Fulda sich die Wiedereinlösung vorbehalten hatte, und man also leicht, nach dem Ton unsrer Zeit, durch eine Verwechselung des Schlosses mit dem Amt Lichtenberg, mehr zurück verlangen könnte, als man gegeben hatte, welches auch bereits 1628 geschehen ist, und eine lange Reihe gegenseitiger Deductionen veranlaßt hat. Graf Berthold von Henneberg-Römhild, dem nach dem väterlichen Testamente das Amt Lichtenberg zugefallen war, überließ, von Schulden gedrängt, bekanntlich 1548 seinen Lands-Antheil an seine Schwäger, die Grafen von Mansfeld, und diese 1555 wieder an die drey Brüder, Joh. Friedrich den Mittlern, Joh. Wilhelmen und Joh. Friedrich dem Jüngern, Herzoge zu Sachsen. Nach der Achtserklärung des ersten wurde es 1572 seinen beyden restituirten Söhnen, Joh. Casimir und Joh. Ernsten zugetheilt, nach deren Abgang 1633 und 1638 ihre Lande unter die Weimarsche und Altenburgsche Linie dergestalt vertheilt wurden, daß Lichtenberg dem erstern zufiel, und durch die brüderliche Erbsonderung derselben vom J. 1640 eine Besitzung der S. Eisenachschen Nebenlinie wurde, daher es denn auch noch immer, obgleich nach Verlöschung dieses Hauses 1741, der Regierung zu Eisenach unterworfen ist. Es enthält in 3 □Meilen 6347 Seelen, (in welchem Jahr?) 16019 Acker urbares Feld, 2782 A. Wiesen, und bey 8200 A. Waldungen. Hier nimmt das Rhöngebirge seinen Anfang, dessen Oberfläche ganz von Gehölze entblößt ist; dargegen aber, außer dem Genuße der Viehweide, jährlich gegen 4000 Fuder Heu liefert. Es zieht sich von N. O. nach S. W. Der Inselberg aber und der Schneekopf des benachbarten Thüringer Waldgebirges ist höher. Der Amtsbezirk wird gewöhnlich in das vordere und hintere Gericht eingetheilt, und beyde enthalten, außer der Stadt Ostheim, 3 Marktflecken, Sondheim, Kaltensondheim und Telmershausen, 7 Dörfer, 5 Wüstungen und 4 Höfe. Würzburg aber ist nach einem Receß von 1685, der unter den Beylagen mitgetheilt wird, in der Stadt und 4 Dörfern im Besitz der peinlichen Gerichtsbarkeit. Die Cammeral- und Landschaftl. Einkünfte belaufen sich auf 13559 Thaler, wovon nur 1200 Thaler Ausgaben bestritten werden, und doch gehen beynahe $\frac{4}{7}$ der im Amte befindlichen

lichen Lehnschaften und Abgaben ins Ausland. In dem Umfang der Stadt sind neun mit Mauern umgebene Burgen, als ehemalige adeliche Wohnsitze, befindlich, die nach und nach die freyherrlich Steinsche Familie an sich gebracht hat, und von den darzu gehörigen Gütern und Erbzinsen eine jährliche Revenüe von 4000 Gülden zieht. Der über diese Ganerbliche Verfassung, und die den Freyherrn vom Stein zustehende Gerichtsbarkeit und andere Vorrechte, zwischen dem Herzog von S. Weimar und Eisenach, und den Ganerben 1797 abgeschlossene, merkwürdige Receß wird unter den Beylagen mitgetheilt. Die Stadt selbst hat 500 Wohnhäuser und 2250 Seelen: in der Flurmarkung derselben werden jährlich gegen 200 Malter Lein gesäet, und mehr als 12000 Thaler für Flachs und Lein gewonnen. Sehr berühmt sind im Ausland die sogenannten Ostheimer Kirschen und Kirschbäume, eigentlich eine Zwergart, die aber in gutem Boden auch zu einer ansehnlichen Höhe wachsen. Eine (vermuthlich unverbürgte) Sage läßt die ersten Stämme zur Zeit des spanischen Successionskriegs durch einen aus Ostheim gebürtigen kaiserlichen Feldarzt, aus der spanischen Sierra Morena, nach Ostheim gebracht seyn. Alle Bürger haben die Tranksteuerfreye Brau- und Schankgerechtigkeit, und einen Zweig der Niederjagd. Der Magistrat ist amtssäßig, und hat gegen 2000 Thaler Einkünfte. Das ehemals feste, mit 2 Mauern umgebene, und mit 2 Thürmen, wovon der eine 200 Fuß Höhe und 10 Fuß Dicke hat, versehene Schloß Lichtenberg, das zu verfallen anfängt, bewohnt jetzt, außer Eulen und Käutzchen, blos der Rentbeamte, zur großen Beschwerde für die Unterthanen, die ihr Zinsgetraide bergan schaffen müssen. Das Amt ist schon längst in die Stadt verlegt worden. Es fehlt aber auch der Burg völlig an Brunnenwasser. Die Ortbeschreibung der zum Amt gehörigen Marktflecken und Dorfschaften ist äußerst genau, nach Acker- Häuser- und Menschenzahl, nach ihren zum Theil sehr starken Geld- und Getraidabgaben, Kirchenvermögen, ihren auswärtigen Bedürfnissen und Geschichte der darin liegenden Rittergüter. Ausser der Landwirthschaft ist Weberey ihr stärkstes Geschäfft. Da hier auch der hohe Diesberg liegt, so beweist der Verf., daß auf demselben das alte Schloß Dispargum gelegen habe, das im 5. Jahrhundert der Wohnsitz des fränkischen Königs Clodio war.

mer. Für die diplomatischen Nachrichten von dem zum Amte Lichtenberg gehörigen, aber ausser dessen Bezirk gelegenen Gerichte Maßbach, verdient er Dank, weil dem Hause Eisenach der Heimfall desselben bevorsteht, der vielleicht Streitigkeiten mit Würzburg veranlassen könnte. So wie nun das A. Lichtenberg, als ein Bestandtheil von Henneberg-Römhild durch Kauf an das Haus Sachsen gekommen ist, so ist hingegen

2) das Amt Kaltennordheim, nach Erlöschung der Henneberg-Schleusingischen Linie, vermöge der errichteten Erbverbrüderung, Sachsen zugefallen. Nach der Hennebergschen Landestheilung von 1660 bekam es Herzog Wilhelm zu S. Weimar, und 1671 dessen dritter Sohn, Joh. Georg, Stifter der Eisenachschen Linie. Die größte Merkwürdigkeit dieses Amtes ist das ergiebige Braunkohlenwerk, dessen Geschichte der Verf. mittheilt. Zillbach ist der Sitz des Oberforstmeisters, sonst ein Zubehör der Hennebergschen Aemter Wasungen und Sand. Als 1661 die beyden Brüder Herzog Wilhelm zu S. Weimar und Herzog Ernst zu S. Gotha ihre Hennebergschen Landesantheile theilten, bekam Weimar Kalten-Nordheim nebst der Zillbach und deren sämmtlichen Waldungen in den Aemtern Wasungen und Sand; Gotha aber diese 2 Aemter mit Ausschluß des Gehölzes, jedoch mit dem Vorbehalt, daß die zur Erhaltung der herrschaftlichen Gebäude erforderliche Nothdurft unentgeldlich, und den Unterthanen beyder Aemter ihr Holzbedürfniß, um einen leidlichen Preis, aus den Zillbacher Waldungen überlassen werden sollen. Man dachte damals nicht daran, daß ein so sonderbarer Theilungsvertrag Anlaß zu vielen Mißhelligkeiten geben müsse. Schon 1682 und 1696 wurde er durch neue Recesse eingeschränkt. Nach Aussterben des Eisenachschen Hauses 1741 glaubte das Stammhaus Weimar an diese, ohne seine Genehmigung, abgeschloßene Verträge nicht gebunden zu seyn, und verweigerte die fernere Holzabgabe. Meinungen erhob darüber beym R. Hofrath Klage, und wirkte gegen Weimar ein Mandatum S. C. aus; der Streit aber dauerte, so gar mit Versuch des Rekursus ad Comitia fort, bis er 1785 und 1787 durch mehrere Recesse verglichen wurde, worin sich Weimar verpflichtete, die Deputatshölzer, und was zu herrschaftlichen Gebäuden nach beyderseiti-

stitiger Beschäigung nöthig sey, ingleichen den Unterthanen 1525 Kl. Brennholz und 762 Schock Reißig ferner abzugeben, und zur Entschädigung der Herrschaft 2000, den Unterthanen aber 6000 Carolins zu bezahlen (welche letztere als ein Kapital in die Landschaft genommen wurden, um die Interessen davon den Unterthanen statt der Steuer anzurechnen). Diese merkwürdigen Recesse befinden sich unter den Beylagen. (Ein ähnlicher Rechtsstreit wird jetzt von Coburg gegen Bamberg, wegen ähnlicher Verweigerung receßmäßiger Holzabgaben aus dem Lichtenfelser Forst an Coburgische Unterthanen vorbereitet.) Wie ansehnlich inzwischen die Zillbacher Waldungen sind, erhellt daraus, daß sie in 7 Forstrevieren eingetheilt sind. Das Amt Kaltennordheim begreift, ausser seinen ursprünglichen 9 Ortschaften, durch den 1764 zwischen Weimar und Fulda getroffenen Vergleich noch 3 von dem Amt Fischberg abgerissene Dörfer, Fischbach, Wiesenthal und Arenshausen, und enthält in allem gegen 5000 Menschen. Freunde der Landesgeschichte werden dem Verf. für die hier eingeschaltete Geschichte des langwierigen, durch so viele Deduktionen berühmt gewordenen Fischbergischen Rechtsstreits Dank wissen. Im Stadtflecken Kaltennordheim selbst liegt ein altes Hennebergsches Schloß; das Kammergut ist unter die Unterthanen vertheilt worden. Lesenswürdig ist die Nachricht von der allmähligen Entstehung des gegenwärtig aus 37 Wohnhäusern und 262 Menschen bestehenden Dorfes Zillbach, aus einem vormaligen blossen Jagdhaus. Die Herrschaft besoldet hier einen eigenen Pfarrer. Auffallend aber ist es uns, daß der Verf. nicht mit einem Worte des daselbst in neuern Zeiten errichteten Forstinstitutes erwähnt, das doch im In- und Auslande bekannt genug ist. Auch in diesem Amte wird Barchend- und Leinewebercy vorzüglich stark getrieben. In der Gegend des Dorfes Fischbach findet man viele Versteinerungen, Ammonshörner, Pektiniten und andere Conchylien.

Die Beylagen bestehen aus 25 Urkunden, und sind vorzüglich wegen der vielen zur Kenntniß der Landesgeschichte und Verfassung nöthigen Recesse, die nicht zu Jedermanns Kenntniß gelangen, überaus wichtig. Man kann dem Hrn. V. den öffentlichen Dank nicht versagen, daß

daß er bey seinen nunmehr vermehrten Amtsgeschäfften, der Gleichgültigkeit seines Publikums ungeachtet, nicht ermüdet, seine Sammlungen, und historischen Untersuchungen, die Frucht seines halben Lebens, gemeinnützig zu machen. Wirklich findet der Freund der vaterländischen Geschichte in diesem Bande einen solchen Schatz historischer und diplomatischer Gelehrsamkeit, daß es ein wahrer Verlust wäre, wenn das Werk durch den Undank des Publikums unvollendet bleiben müßte. Wir unsers Theils fordern ihn hiermit sehr auf, die noch übrigen Theile der Hennebergschen Landesbeschreibung, das Weimarsche Amt Ilmenau, und die Meiningschen Aemter, die beynahe die Hälfte von Henneberg ausmachen, den Freunden der Vaterlandskenntniß, die diese Arbeit zu schätzen wissen, nicht vorzuenthalten.

Gl.

Dresden im Profil. Ein Buch zur Ansicht für Jedermann. Freymüthig und bescheiden. Cairo, bey Philipp Bonaparte. 1803. 98 S. 8.

Dem Titel gegen über stellt ein illuminirtes Kupfer einen jungen Mann im Costume nach dem neusten Schnitt mit einer suffisanten Miene in einer gewissen unanständigen Modestellung vor, mit der Unterschrift: Ein Dresdner Engländer. Daß es nicht den Verfasser selbst vorstellen soll, dafür bürgt uns seine Schreibart; denn diese ist nichts weniger, als modisch. Der Titel: Dresden im Profil ist — — ein Titel, der auffallen soll. Ein Buch für Jedermann ist nichts gesagt; denn das würde dem Verleger nicht lieb seyn, wenn nur er und der Verf. es ansehen und lesen dürfte. Freymüthig und bescheiden, wie Dresdner Engländer oft unter einander sprechen mögen. In dem Dinge, das der Verf. statt der Vorrede überschrieben hat, findet man, so klein es ist, doch einen Widerspruch; denn gleich auf der ersten Seite sagt er, es sey nicht seine Absicht zu tadeln, und wenige Zeilen darauf heißt es, man solle ihn nicht falsch beurtheilen, wenn er etwas tadele. — Die

Artikel, die hier in alphabetischer Ordnung nacheinander abgehandelt werden, gleichen einem Ragout, das nicht von dem besten Koche zubereitet worden ist — überall Kanngiessereyen, Plattituden, seynsollender Witz u. s. w. Die Belege darzu wird man dem Rec. gern erlassen, da man aus dem Wenigen, was hier gesagt worden ist, schon einigermaaßen den Geist dieses ganzen Machwerks beurtheilen kann.

Na.

Hacquets Abbildung und Beschreibung der Südwest- und Oestlichen Slaven, nach deren Ausbreitung von dem adriatischen Meere bis an den Pontus. 2s u. 3tes Heft. Leipzig, im Industrie-Comptoir. 1803. gr. 4. 12 B. 5 Rk.

Der Verf. fährt fort, aus seinem reichen Schatze von Erfahrungen seine Bemerkungen über diese Wenden, Illyrer und Slaven, die er durch einen vieljährigen Umgang genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, mitzutheilen. So kurz auch manche Beschreibungen einzelner Völker sind, so reichhaltig sind sie doch zur Vermehrung der Kenntniß des Landes, in dem sie wohnen, und zur Bereicherung der Natur- und Völkerkunde. Das Eigenthümliche und Abstechende dieser Völker in ihrer körperlichen Beschaffenheit, in ihrer Geistes-Ausbildung, in ihren Sitten, Gebräuchen und Religions-Meinungen ist eben so lehrreich, als interessant dargestellt. Das 2te Heft schildert Japoder oder Japider (Ibitsche), die Unterländer oder Dolenzer — hier beweist der Verf., daß diese Dolenzer und die ehemaligen Tholenser im Mecklenburg und Pommern nicht zu einander gehören —; die Wipacher oder Vipauze; die Gotbscheer, Kosascheverie, welche von den Gothen abstammen, aber jetzt schon halb Wenden sind. Der Verf. beschreibt auch dieses letztern Volks eigenthümlichen Kalender, von dem auch vorn eine Abbildung steht. Sie geben als Landbauer den Monaten sehr schickliche Namen, als: trockenen, Gras, Sichelmond, die Blüthe des Korns, den

Mond

Mond des welkenden Laubes. Das Jahr fiengen sie vor Zeiten zu Ende des Märzes an. Ihr Kalender ist figürlich oder hieroglyphisch; von den Heiligen ist oft nur ein Attribut abgebildet, z. B. statt Erasmus ein Bratspieß mit Gedärmen; statt Johannis des Täufers ein Lamm. Dieses Heft schließt mit den Wenden. Das 3te liefert die Abbildung und Beschreibung der Illyrer und zwar der Liburnier (Liburezi), Morlaken und Chrobaten (Kroaten). Von einem jeden Volke befindet sich eine schöne Abbildung eines Mannes und Weibes in ihrer Nationaltracht, und daneben noch bisweilen von einer andern merkwürdigen Sache.

Mm.

Beyträge zur Topographie des Königreichs Ungarn. Herausgegeben von Samuel Bredeczky. Mit Kupfern und einer Karte. Wien, bey Camesina. 1803. 10 B. ohne die Vorrede und Inhaltsanzeige. 8. 1 Rk.

Ungarn, dieses an Merkwürdigkeiten aller Art, besonders naturhistorischen, so reiche Land, ist nicht bloß den Ausländern, sondern gewissermaaßen auch sich selbst noch zu wenig bekannt. An Nachrichten darüber fehlt es nicht, zumal von Ausländern; aber sie sind zu mangelhaft, zu einseitig; und besonders hat ihnen der Nationalismus viel geschadet. Denn Ungarn, sagt der Verf., ist der Sammelplatz so heterogener, an Bildung und Interesse sich ganz unähnlicher, durch Sprache, Religion und Sitten so sehr getrennter Nationen, daß es einem Schriftsteller gar nicht leicht ist, das gegenseitige Verhältniß dieser Völker mit philosophischem Geiste und mit strenger Unparteylichkeit aufzufassen und auseinander zu setzen. Es gehört daher, ausser der Kenntniß der Hauptlandessprachen — der Ungarischen, Lateinischen, Slowakischen und Deutschen — eine vertraute Bekanntschaft mit den Sitten, Gebräuchen, und vorzüglich mit der Bildung und Literatur einer jeden einzelnen Nation, auch mit der Lokalität des ganzen Landes, und ein unpartheyisch prüfender Geist dazu, um ein wah-

wahres geographisch-statistisches Gemälde dieses Landes zu entwerfen. Jenem schädlichen Nationalismus entgegen zu arbeiten, eine kritische Revision der vorhandenen Nachrichten anzustellen; die Lücken in diesen Kenntnissen zu ergänzen, und den Geschmack an denselben zu vermehren; dieses ist die Absicht des Hrn. Br., zu deren Erreichung er hier einen nicht übel gerathenen Anfang gemacht hat.

I. Die Salzsiederey zu Sóvár, (nach Ungarischer Aussprache Schowar,) beschrieben von Hrn. Patzovzky, Königl. Hütten-Adjunkt. Sie befindet sich auf einem Königl. Cameralgute nahe bey Eperies. Bis zum J. 1752 wurde neben dem Salzsud auch der Grubenbau auf Steinsalz betrieben; damals aber wurde die ganze Grube durch häufig eingebrochene Wässer ersäuft, und diese blieben seitdem immer eine vollkommene saturirte Sole, welche 27 von 100 giebt, und keiner andern Vorbereitung bedarf, als daß man sie einige Tage in eigenen Cisternen abliegen läßt. Die erst seit einigen Jahren verbesserte Siedmethode gewährt nicht allein eine jährliche an 2000 Kubik-Klafter reichende Holzersparniß; sondern auch eine schöne große Crystallisation, und eine bewundernswürdige Reinigkeit des neuen Salzes. II. Die Felsen von Szulyo. Es ist eine ungeheuere Reihe kahler Felsen, welche bald in großen ununterbrochenen Maßen, wie schroffe Wände, einige hundert Klaftern emporsteigen; bald von lauter Trümmern zusammengesetzt und auf einander gethürmt zu seyn scheinen; bald erheben sie sich in dünnen Pfeilern, wie ungeheure Obelisken und Thürme zu den Wolken hinauf. Eine Abschilderung derselben von der Dichterinn Theone ist beygefügt. III. Etwas von den Lebensumständen des Hn. Johann Matthias Korabinsky, Verfassers des geographisch-historischen Produkten-Lexikons von Ungarn. Er hat unter sehr widrigen, ihn noch drückenden Schicksalen, für die Verbreitung genauer und gemeinnütziger Kenntnisse von seinem Vaterlande, überaus viel gethan. Eben jetzt ist er mit seinem Lieblingsprojekte, einem Special-Atlas des Königreichs Ungarn in 60 kleinen Karten, die bis auf die letzte Correktur vollendet sind, fertig geworden. Es ist seine letzte Hoffnung, bey der man ihm billig alle Unterstützung wün-

wünschen muß. IV. Beschreibung der Bergstadt Tophau, an der nördlichen Grenze der Gömörer Gespannschaft gegen die Zips hin, von M. Gothard, Prediger zu Iglo. Es ist aber nur etwas über ihre Lage und die Ableitung ihres Namens gesagt. V. Reise von Keszthely im Szalader Comitate nach Veszprim. Der Verf. beruft sich zur Erläuterung auf gewisse Figuren; die wir aber hier nicht antreffen. Es ist Hr. Johann von Asboth, Wirthschafts-Administrator und Professor der Oekonomie am Keszthelyer Georgikon. VI. Oedenburg, vom Herausgeber. Von alten Zeiten her ist hier der Weinbau mit ausnehmendem Fleiße getrieben worden; jetzt fängt die Obstkultur an, dessen Stelle einzunehmen, welches dem Verf. zu einer Zeit, da die Weinpreise um das Dreyfache gestiegen sind, beynahe als ein Räthsel vorkommt. Billig nennt er auch die Kunst, wodurch einige Weinhändler dieser Gegend in ihren Kellern aus ordinärem Wein Ausbruch verfertigen sollen; ein trauriges Surrogat, bey dem sich der Kredit der Oedenburger Weine schwerlich lange erhalten dürfte. VII. Marien-Theresienstadt, von Hrn. v. Asboth. Es wird nur der Umfang ihres Gebiets und die Anzahl der Einwohner im J. 1787 (20000) angezeigt. VIII. Ungarischer Schaafhirt (Juház), vom Herausgeber. Zwey Kupfer stellen eben so viele Gattungen dieser Waldmänner lebendig dar, die ehemals zum Theil den Reisenden furchtbar waren. IX. Das Colonienwesen in Ungarn, von eben demselben. Nachdem er es bedauert hat, daß die Geschichte in Ungarn nicht praktisch genug vorgetragen wird, zeigt er aus derselben, wie wichtig den ersten Ungarischen Königen die deutschen Colonisten an den Grenzen des Reichs gewesen sind, und daß sie dieselben darum in Schutz genommen haben, weil sie treue Hüter sowohl der gedachten Grenzen, als der Person des Königs selbst waren. Auch wird Einiges über den Ursprung der Zipser Deutschen bemerkt, und besonders außer Streit gesetzt, daß die jetzigen Zipser später, als die Siebenbürger Sachsen, nach Ungarn gekommen, und beyde, ihrem Charakter nach, sehr verschieden sind. X. Sammlung einiger Zipser Idiotismen, auch von dem Herausg. Zuletzt steht eine Aufforderung an das bergmännische und mineralogische Publikum in Ungarn, von dem Prof. Matthias

Sen-

warnt hätte; dies geschah in einem gedruckten Aufsatz über die Einrichtung des Central Wahl-Ausschusses von Aug. Wartenburg. Zürich 1801 — äußert er lebhaft seinen Unwillen gegen jede Art von Volksunterdrückung und gegen die Gewaltstreiche der Regenten.

Cl.

Schandau und seine Umgebungen, oder Beschreibung der sogenannten Sächsischen Schweiz, von M. W. L. Götzinger, Diakonus zu Neustadt bey Stolpen. Nebst 8 Kupfern und einer Reisecharte. Bauzen, gedruckt bey Monse. 1804. Zu erhalten bey dem Verfasser, und in Leipzig bey Fleischer. 398 S. 8., 1 Rk. 8 R. Pränumerationspreis — 2 Rk. Ladenpreis.

Die größte Länge der Sächsischen Schweiz beträgt zwar nicht mehr als fünf, und die größte Breite nur vier Meilen; aber die Mannichfaltigkeit, welche die Natur dem Auge des Beobachters darbietet, ist hier so groß, daß man die abwechselnden Naturseenen eines ganzen Landes auf diesen Distrikt concentrirt zu sehen glaubt. Denn auf ihrer Fläche wechseln beträchtliche Berghöhen und kleine Hügelreihen mit einer Menge tiefer und nackender Felsengründe und fruchtbarer und angenehmer Thäler ununterbrochen ab, und machen dadurch jede Ebenheit, die sie hat, zu einem Standpunkte reizender Ansichten. Der Verf. hatte daher nicht nöthig, sich zu entschuldigen, daß er den Namen der Sächsischen Schweiz, den diese Gegend ohnedem schon, und zwar nicht mit Unrecht, führt, beybehalten hat.

Um diese reizende Gegend am besten bereisen zu können, schlägt Hr. G. mit Recht den Weg über Pillnitz vor, weil man da von kleinen Schönheiten und Merkwürdigkeiten zu größern übergeht. Von Pillnitz führt der Weg bey Ober-Poyritz vorbey und durch Kraupe, von welchem Dorfe aus er rechts in eine Allee, und dann bald in ein kleines Wäldchen bringt. Kaum ist man aus diesem Wäldchen

chen herausgetreten, so springen sogleich die Sandsteinwände in die Augen, welche als Vormauern der Gründe und Thäler da stehen, die man eben betreten will. Von der Höhe sieht Liebethal herab, über welches sich das Liebethaler Wäldchen hinauf zieht, und den Hintergrund schließt ein Theil des Lohmner Waldes. Indem man diese schöne Ansicht vor sich hat und immer fortgeht, nähert man sich der Grundmühle, welche als der Schlüssel dieser Felsengründe anzusehen ist, und die mit den etwas rechts von ihr liegenden Dörfern Vorder- und Hinter-Jessen wieder eine angenehme Ansicht giebt. Denn bey dieser Mühle fangen nun die Sandstein-Gebirge, Felsenkuppen, Thäler und Gründe an, sich zu erheben und zu öffnen, deren sonderbare und in mannichfaltigen Riesengestalten abwechselnden Aussenseiten die ganze Gegend so sehr auszeichnen. Sobald man diese Mühle erreicht hat, bekommt man eine ununterbrochene Reihe von Naturschönheiten und Seltenheiten zu sehen, welche an Größe, Schönheit und Umfang immer zunehmen, je weiter man kommt; das Auge findet mehrere Tage hindurch eine Weide, welche für Geist und Herz die schönste Nahrung giebt.

Nun führet der Verf. seinen Leser gleichsam an der Hand durch alle diese Schönheiten hindurch, und macht einen sehr lehrreichen Wegweiser, da er überall aus der Geschichte die merkwürdigsten Gegenstände, welche man da vor sich sieht, zu entwickeln, mit Urkunden zu belegen, und mit eingestreuten botanischen, entomologischen und besonders mineralogischen Bemerkungen zu unterhalten sucht. Ueberdieß scheint das tägliche Anschaun dieser Naturschönheiten seine Sinne nicht durch die Gewohnheit abgestumpft, sondern vielmehr geschärft zu haben; denn er spricht über die sich ihm darbietenden Gegenstände mit theilnehmender Wärme, und mit zwar ungesuchten Worten; aber doch mehrentheils mit einer gewissen Würde im Ausdruck. Kurz, man sieht, daß er auf der einen Seite eben so wenig den bloß kalten Beobachter macht, als er auf der andern Seite von gedankenloser Empfindeley entfernt ist. Seine Sprache ist männlich und Sprache des Herzens, und erregt gewiß auch bey andern Lesern, wie bey dem Rec. den Wunsch, diese Gegend einmal recht mit Muße, mit diesem Buche in der Hand, unter Anführung eines guten

 Weg-

Wegweisers und Begleitung einiger Freunde durchwandeln zu können. — Daß der Verf. oft erwähnt, was man an diesem oder jenem Orte zu essen oder zu trinken bekommen, und wo man die beste Aufnahme finden kann, darf man hier für nichts Ueberflüßiges halten, da dieses Buch die Sächsische Schweiz nicht bloß beschreiben; sondern auch zugleich zum Führer durch dieselbe dienen soll. Denn für einen in hiesiger Gegend Reisenden, der den Durst oft nur mit Quellwasser, und den Hunger mit dürre gewordener Semmel stillen kann, ist es Wohlthat, zu wissen, wo etwas Stärkenderes zu bekommen ist, und wo man bey einfallendem Regen, Gewitter, oder auch unter andern unvorherzusehenden Fällen, einkehren und früher oder später ein Nachtlager finden kann.

Eines Auszugs ist dieses Buch nicht wohl fähig, da sich der Verf. bemüht hat, alles, was Anziehendes und Intrressantes über diese Gegend gesagt werden kann, hier zusammen zu stellen. Aber ein paar Proben, nämlich wie er seine historischen Gegenstände behandelt, und wie er sich ausdrückt, wenn ihn seine Empfindung über Naturschönheiten sprechen läßt, werden unsern Lesern hoffentlich nicht unangenehm seyn.

»Ehe ich den Reisenden aus Wehlstädtel begleite, »sagt er S. 75., muß ich ihn noch vorher in die Ge»schichte der Vorzeit führen. — Die beträchtlichen und »ehrwürdigen Ruinen des Schlosses, welche aus hohen »sehr starken Mauern, Rundungen und Wänden von »Thürmen und Basteyen bestehen, erinnern nicht nur an »das Alter, sondern auch an den ehemaligen großen Um»fang desselben. Denn aller Wahrscheinlichkeit nach ist »dieses Schloß sehr alt und eins der ältesten dieser Ge»gend. In alten Urkunden und Nachrichten findet man »es Wilin oder Wylen geschrieben, und eben dieser Name »zeigt einen Sorbischen Ursprung an, indem die Orte, »deren alte Namen sich auf in endigen, z. B. Dresdin, »Wurzin u. s. w. den alten Sorben ihren Ursprung zu »danken haben. Folglich wäre Wehlen sehr alt, und sein »Alter reichte wenigstens bis ins zehnte Jahrhundert »hinauf. Als es in der Folge, nachdem die Sorbische »Herrschaft in dieser Gegend ihre Endschaft erreicht hatte, »in deutsche Hände kam, ward es wahrscheinlich in eine

»Burg-

»Burgwerk verwandelt, worein man deutsche Besatzung
»mit einem Burggrafen legte, um hier einen festen Ort
»an der Elbe zu haben, und fernere Aufstände der Sor-
»ben zu verhüten. Als aber die umliegende Gegend
»mehr angebaut und auf deutschen Fuß eingerichtet wur-
»de, machte man dieses Schloß zum Hauptsitze der gan-
»zen darzu geschlagenen Pflege, u. s. w. Das Einzige
»will ich noch hinzusetzen, daß schon 1271 Heinrich der
»Erlauchte eine Urkunde hier in Wehlen ausgestellt hat,
»in welcher er dem Kloster zu Dobrilugk gewisse im Dor-
»fe Schakow befindliche Güter schenkte, woraus man sich
»von dem hohen Alter und der schon damaligen Bedeu-
»tung dieses Schlosses überzeugen kann, ꝛc. Ob aber die-
»ser Fürst Wehlen unmittelbar besessen, und ob Thirko
»de Wylin ein Ahnherr des Geschlechts derer von Weh-
»len gewesen, ist nicht eher sicher zu bestimmen, als bis
»man bessere Nachrichten hierüber findet, u. s. w.«

Seine Empfindung bey Betrachtung einer schönen Gegend drückt er unter andern S. 82. flg. auf folgende Art aus: »Wie bezaubert steht man hier! Man ver-
»gißt es, daß man an einem Abgrunde von mehr als
»400 Ellen auf einem schmalen Felsenhorne von etwa 5
»Ellen Breite steht. Wie ein breites hingeworfenes Sil-
»berband sieht man die Elbe unter seinen Füßen sich hin-
»schlingen. Die lachenden Wiesen, welche ihre Ufer be-
»gränzen; die einzelnen Häuser, von fruchttragenden Bäu-
»men beschattet; die langen Furchen, welche hier nur als
»kleine Kähne heraufschimmernde Schiffe in ihren Rücken
»graben; die geschäftigen Menschen, welche hier arbeiten
»und sich von ihr nähren; das hier ganz klein scheinende
»Wehlstädtel mit seinem hübschen Kirchthurme und der
»ehrwürdigen Ruine; darunter das Dörfchen Zeichen, und
»gegen über die Dörfer Pötzscha und Vogelgesang, die in
»langen Reihen an dem Flusse hinunter, wie kleine Gar-
»tenhäuser über die Wipfel ihrer sie umgebenden Frucht-
»bäume hervorragen; linker Hand Rathen mit seiner Ruine,
»und die ganz nahe Felsenburg Neu-Rathen; — das
»Alles bildet ein vortreffliches, liebliches, lebendiges und
»mannichfaltiges Miniaturgemälde dieses schönen Elbthals —
»denn Alles erscheint hier oben im verjüngten Maaßstabe.
»Hebt sich das Auge von diesen tief unter seinen Füßen

»ausgebreiteten zauberischen Ansichten: so folgt es einer
»langen Reihe mit Felsenwänden abwechselnder Berge,
»die von den schönen Elbwiesen und Feldern aus auf bey-
»den Seiten ihr waldiges Haupt hoch erheben. Und doch
»verschwindet ihre Höhe gegen die Felsen der Bärsteins,
»des Rauensteins, der Jungfer, oder des Nonnensteins,
»welche weit über sie heraufsteigen, und auch diese wer-
»den wieder von der Höhe des Königsteins beschämt, der
»mit seinen Gebäuden und mit seinem Walde über Alles
»herabsieht. Der noch höhere Lilienstein steigt in einer
»scheinbaren Nähe in seiner ganzen Schönheit und Größe
»in die Luft, und an ihn schliessen sich die schönen Flä-
»chen von Waltheesdorf und Porschdorf, die prächtigen
»Wände des Forstes bey Hohnstein, das Schloß Hohn-
»stein selbst, und diese ganze Ansicht endigt sich endlich
»mit den Gebirgen, welche die Neustädter Gegend be-
»decken.«

Kupfer und Charte sind dieses Buchs würdig, und selbst der Ladenpreis dieses ganzen Werks ist, wenn man hierauf mit Rücksicht nimmt, äußerst mäßig.

Ha.

Abriß der neuesten Statistik des preußischen Staats von Leopold Krug, Königl. Preuß. geheimen Registrator. Halle, bey Kümmel. 1804. 148 S. kl. 8. 14 gr.

Zwar nur ein Abriß; aber so reichhaltig, so sehr alle Gegenstände, die in diese Wissenschaft hineingehören, umfassend, so belehrend und die Erwartung vollkommen befriedigend, daß Rec. dem Verf. seinen ganzen Beifall schenken muß. Der bescheidene Verf. bestimmte diesen Abriß zu Vorlesungen über diese Wissenschaft; nahm aber auch zugleich auf andere Liebhaber dieser Wissenschaft Rücksicht. In der Form weicht diese Statistik merklich von den ältern vorhandenen ab. In 4 Kapiteln sind alle Gegenstände vorgetragen worden; das erste beschreibt die Beschaffenheit des Staats in Rücksicht auf seinen Grund und Boden

den und seine Bewohner; das 2te die Verfassung; das 3te die Verwaltung, und das 4te die äussern Verhältnisse des Staats. Der Verf. wünscht auf den praktischen Nutzen dieser Wissenschaft mehr aufmerksam zu machen; wünscht, daß man nicht immer bloß Zahlen und einzelne Notizen bekannt mache; sondern diese Notizen auch zu einem Ganzen verarbeiten möge. Er hat selbst eine Probe gegeben, indem er eine Tabelle vom Werthe des Grundes und Bodens hinzugefügt hat; der Verf. erweckt die Hoffnung, zu dieser Tabelle einen Kommentar zu liefern, welchem Rec. mit großer Sehnsucht entgegensieht. Der Verf. hat nicht nur die bekannten Quellen aufs beßte benutzt; sondern auch noch so manche ungedruckte Quellen gebrauchen können. So kurz auch dieser Abriß ist, so übertrifft er doch an Vollständigkeit alle bekannten Statistiken, und dabey sind doch noch kurze Urtheile und Fragen, um die Aufmerksamkeit auf gewisse Gegenstände mehr hinzulenken, angebracht, und hie und da lehrreiche Winke gegeben worden. Rec. hat das Buch mit großer Aufmerksamkeit durchgelesen; einige Bemerkungen, die er machen will, mögen dieß beweisen. Der Verf. führt zwar Brüggemanns Beschreibung des Herzogthums Pommern an; aber er scheint dessen Beyträge zu dieser Beschreibung, von welchen der 2te Theil vielleicht bald erscheinen wird, nicht zu kennen; diese sind, was er an der Beschreibung vermißt, für den Statistiker genügender; in denselben befinden sich viele statistische Tabellen und Verzeichnisse. S. 4. möchte Rec. zu den angeführten Büchern über das Kantonwesen noch (des vormaligen Auditeurs Wilke im Regimente von Rüchel) Handbuch zur Kenntniß des preußischen Kantonwesens, Stettin 1802. hinzufügen, da es zur Uebersicht der ganzen Kantoneinrichtung im Preußischen Staate vorzüglich brauchbar ist. S. 19. bemerkt Rec. in Ansehung der Behauptung — »der Lehnsnexus finde in der Regel nicht mehr Statt« — daß zwar durch die Allodifikations-Urkunde, Berlin 16. Febr. 1787 auch in Hinterpommern und im Fürstenthum Camin der Lehnsnexus zwischen dem Könige und seinen Vasallen aufgehoben sey; daß dieses aber noch nicht in Vorpommern geschehen sey, wo dieser Lehnsnexus noch fortdaure; wiewohl schon viele einzelne adeliche Güter allodificirt sind. S. 22. ist die Behauptung, daß in manchem Dorfe in Hinterpommern kein anderer Mensch, als Adeliche

wohne, so wenig jetzt zu erweisen, als dieß wohl überhaupt je statt gefunden hat. S. 24. verdiente Stettin sowohl wegen seiner beynahe 23,000 Einwohner (das Militair mit eingerechnet), als auch wegen seiner wichtigen Kämmerey-Kasse, welche 179⅚ 45500 Thl. 10 gl, 5 pf. Einnahme hatte, mit aufgeführt zu werden. S. 25. In Stettin giebt es ausser den Eximirten und Bürgern, die unter des Magistrats Jurisdiktion stehen, auch noch Kolonienbürger, die unter der Jurisdiktion des Französischen Koloniegerichts stehen. Daß nach S. 29. in Hinterpommern Bauergüter für 20, 50, 100 Thaler jetzt noch verkauft würden, ist nicht zu erweisen. Bey S. 37. bemerkt Rec.: daß im Frühlinge 1802 bey Zielenzig in der Neumark ein solcher Ueberfluß an erdigen Braunkohlen entdeckt worden, daß Berlin und Potsdam auf 400 Jahre mit der nöthigen Brennwaare versehen werden können. S. 40. Das projektirte Seebad in Colberg wird nicht angelegt, und die dazu bestimmten Gelder sollen zu einer andern Absicht angewandt werden. S. 48. mußte der wichtige Hopfenbau bey Pölitz, 2 Meilen von Stettin, nicht übergangen werden; 1795 wurden 400 Wpl. Hopfen gewonnen, und 26,340 Schfl. mit 91 Thlr. 11 gl. versteuert; er wird häufig ins Ausland nach Stralsund, Meklenburg, Holstein, Dänemark und Schweden verführt. S. 63. Auch in Stettin giebt es Weinessigbrauereyen; im J. 1794 verfertigten 4 daselbst 340 Orhoft. S. 65. verdiente auch die Velthusensche Zuckersiederey in Stettin erwähnt zu werden, in welcher 1796 für 140,000 Thlr. Zucker und Syrup verfertigt wurden. S. 72. Auch in Stettin werden Schlauchspritzen und Eimer von Hanfgarn gemacht. S. 90. Zu den gelehrten Gesellschaften sind noch hinzuzufügen: in Erfurt die Akademie nützlicher Wissenschaften, und in Berlin die philomathische Gesellschaft, die Gesellschaft der Freunde der Humanität, und eine pharmaceutische Gesellschaft. S. 95. Zu den Bildungsanstalten zu bestimmten einzelnen Zwecken gehört auch noch das Königl. Taub-Stummen-Institut zu Berlin, das 1788 gestiftet wurde, und die eben daselbst 1790 errichtete Sing-Akademie. Bey S. 100 und S. 142 bemerkt Rec., daß durch das Patent vom 25. Okt 1803 das Landvogthey-Gericht in Lauenburg aufgehoben, und die bisher der Westpreußischen Regierung, Consistorio und Pupillen-Collegio

legio im Lauenburgischen und Bütowschen Kreise obgelegenen Geschäffte vom 1. Jun. 1804. dem Hofgerichte zu Cöslin übertragen worden. S. 126. füge man noch die Ober=Examinations=Commission zur Prüfung der Medicinalpersonen hinzu — sie wurde in Berlin 1798 gestiftet — und zu den Hebammenschulen, die — in Ansbach, Bayreuth, Neu=Ruppin, Treuenbritzen, Stettin, Hamm, Hattingen, Lingen, Tecklenburg, Bielefeld, Herford, Bialystock und Marienburg. S. 135. Auch in Pommern giebt es noch einen General=Superintendenten; aber wahrscheinlich wird der jetzige der letzte seyn; denn schon ist durch ein Rescript festgesetzt worden, daß nach dessen Tode diese Stelle eingehen, und dessen Gehalt unter die weltlichen Räthe des Consistoriums vertheilt werden soll. S. 146. In Stettin betrug 1798 die Accise=Einnahme 297,780 Thlr., in allen Preußisch=Pommerschen Städten 620058 Thlr. und die Zoll=Licent=Transito=Zettel=Plantage= und Strafgelder in dem Preußischen=Pommern 118,641 Thlr. 12 gl. 1 pf. — 527 Accise=Zoll= und Licentoffizianten sind in der ganzen Provinz.

Mm.

Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmels-Kunde, herausgegeben vom *Freyherrn von Zach*, Herzogl. Sächs. Obersten und Direktor der Sternwarte Seeberg bey Gotha. VIII. Band. 1803. Iulius — December. Gotha, im Verlage der Beckerischen Buchhandlung.

Iulius. 1. *Cosmographische Bemerkungen und Vermuthungen über die Bildung der Gebirge auf unserer Erdkugel. Mit ein paar Beyspielen von der Theorie dieser Gebirgs-Bildung am Euganeischen Gebirge. Von dem K. K. Gen. Maj. und General-Quartiermeister. Anton Freyherrn von Zach.* Der Verf. fängt mit der Ramification der Alpengebirge an, deren letzter Zweig oder Rücken sich bis Monselice erstrecken, und die Verschen

 und

und Euganeischen Berg-Gruppen bilden. Da der Verf. diese Abhandlung in der Akademie der Wiss. zu Padua vorgelesen hat: so vergißt er die geographische Lage dieser Gebirge für deutsche Leser bestimmt anzugeben. Sie stehen in keiner sichtbaren Verbindung, und sind sogar durch eine horizontale Ebene getrennt; der Verf. nimmt aber an, daß eine für uns unsichtbare Verbindung unter der Oberfläche der Erde statt finde, so wie die Hauptketten unter dem Meereswasser ihre Verbindungen haben. Die von den Alpen und Apenninen herabstürzenden Gewässer hätten die Tiefen angefüllt, und den Bergen gleich gemacht. Die Lombardey sey einstens ein Meerbusen des adriatischen Meeres, Padua, Mantua, Pavia und Turin, Seehäfen gewesen; daher komme es, daß die Häfen am adriatischen Meere sich immer mehr verschlämmten. Die isolirt stehenden Berge des euganeischen Gebirgs könne man einen irdischen Archipelagus nennen, da nur die höchsten Punkte derselben aus der Erde, wie Inseln aus dem Meere hervorragten. Uebrigens könnten wohl riesenmäßige Krater im Grunde des Meeres die ersten Materien zu Bildung der großen Bergketten ausgeworfen haben. Zu dieser Vorlesung gehören zwey Zeichnungen, davon die erste die Lage und den Zusammenhang des euganeischen Gebirgs, die zweyte den Lauf und Zusammenhang der Alpen und Apenninen vorstellt. 2) Der gehaltreiche Auszug einer physischen Beschreibung von Ungarn aus Waldsteins und Kitaibels großen Werken wird in diesem und folgendem Stück geschlossen. Ungarn enthält alle, und von den neuentdeckten Metallen, das Braunstein-Molybdän-Metall, das Titanium und Tellurium, welches letzte selbst in Ungarn zuerst entdeckt worden, 5 Arten mineralischer Wasser, mehrere Arten Salze, Versteinerungen aus dem Pflanzen- und Thierreiche, und ganz sonderbare Eigenheiten und Erscheinungen der Atmosphäre ꝛc. 3) Etwas von Hevelius und Harriots Handschriften. De l'Isle kaufte 17 Folio-Bände von Hevelius Briefwechsel zu Danzig, und brachte sie nach Paris, von dannen sie mit Godin 1750 nach Cadix gekommen, und jetzt ein ungebrauchter Schatz des Königs von Spanien seyn sollen, aus denen jedoch Olhoff 1683 einen wenig brauchbaren Auszug geliefert hat. Aber auch der Herausgeber kaufte 1802 Autographa des Hevelius, die meistens aus Brie-

fen

sen an einem gewissen Nabemer besitzen. Er theilt hier ei-
nen astronomischen Inhaltes zur Probe mit, und begleitet
ihn mit Anmerkungen, wie man sie von seiner ausgebrei-
teten astronomischen Gelehrsamkeit erwarten kann. Beson-
ders wichtig ist der Beytrag zur Geschichte der Fernröhre,
den er bey dieser Gelegenheit S. 41. giebt. Es ist aus-
gemacht, daß Simon Marius im Nov. und Dec. 1609.
Ansbach, Galileus den 7. Jan 1610. in Padua, und
Thomas Harriot den 16. Jan. 1610. zu London, zuerst,
so lange die Welt steht, durch Entdeckung der Jupiters-
trabanten, aliquid novi sub sole gesehen. In Paris hin-
gegen zweifelte man noch 1623 an der ganzen Erfindung.
6) Einige allgemeine Tafeln zur Berechnung der geogra-
phischen Längen und Breiten, aus Abständen vom Meridian
und der Perpendikulare eines Ortes in der Hypothese ei-
nes $\frac{1}{331}$ abgeplatteten Erdsphäroids, mit Beyspielen der
Länge und Breite von Duisburg. 19) Verzeichniß des
im Jahr 1803. durch de la Lande und Burgkhardt
verbesserten Maskelyneschen Catalogs von 36 Sternen.
Maskelyne's eigne Verbesserung desselben folgt im Sept.
Stück nach.

August. 10) Ueber den Französischen Metre als
materielles Maaß betrachtet, von dem Chursächs. Legations-
Rath Beigel in Dresden — kaum lesbar für den, der
noch nicht in das Geheimniß des Metre eingeweiht, sich zu-
erst davon unterrichten will. 11) Prof. Wurms in Blau-
beuern fünfte Fortsetzung der Beyträge zu geographischen
Längenbestimmungen — einen Nachtrag von 24 Beobachtun-
gen des Merkur-Durchgangs vom 7. May 1799. und dar-
auf gegründete Längenberechnungen — dann Berechnung
der Länge von Breslau, aus mehreren Sonnenfinsternis-
sen und Sterndeckungen, und mehrere andere. 16) Ver-
mischte Nachrichten aus Briefen von De la Lande. Me-
chain war damals noch mit seinen Instrumenten in Bar-
cellona, weil der Kommandant daselbst noch keine Verhal-
tungsbefehle von seinem Hofe hatte, und kein Schiff nach
Majorca auszulaufen wagte. Hamelin hat sich von Bau-
din getrennt, und ist zurückgekommen; dieser nimmt jetzt
die Küsten von Neu-Holland nautisch auf. v. Humbold hat
die größten Gebirge in Peru bis 3031 Toisen hoch bestie-
gen, und Alles so befunden, wie es die Franz. Akademiken

vor 60 Jahren beschrieben haben. Man sucht für China einen Astronomen; in Peking sind sie ausgestorben. De Lambre hat den neu gemessenen lappländischen Grad auf 10°, der Temperatur, und folglich auf 57197 Toisen reducirt, 222 T. kleiner, als der von Maupertuis, welches mit unsern 45° verglichen $\frac{1}{314}$ Abplattung giebt. Die Bewegung des Ringknotens Saturns ist 19 Minuten in 19 Jahren. Neuerlich vom Himmel gefallene Steine veranlaßten la Place zu glauben, daß sie gar wohl in 2½ Tagen vom Monde bis zu uns gelangen können, wenn sie mit einer sechsmal größern Geschwindigkeit, als die einer Kanonenkugel ist, aus den Mondsvulkanen geworfen würden. De la L. bittet um Beyträge zu den Supplementen seiner Bibliographie. Er bietet Berliner Buchhändlern ein Mscr. von la Beaumelle Leben des Maupertuis, nebst dem Briefwechsel Friedrichs II. mit demselben, an. Auch das National-Institut und Büreau des Longitudes haben ihren Beytrag zur Landung in England geben müssen — aber auch De la L. scheint daran zu zweifeln.

September. Der Herausgeber hatte seines Bruders Abhandlung über die Bildung der Gebirge, noch vor dem Abdruck, mit Verschweigung seines Namens, einem Freund in der Schweiz zur Beurtheilung, und dessen größtentheils beyfällige Bemerkungen wieder seinem Bruder zur Beantwortung zugeschickt. Beyde Aufsätze werden hier Nr. 22. mitgetheilt. Der letzte äußert, daß, seitdem la Place Steine vom Monde fallen lassen, er mit noch mehrerem Muthe sein System von Entstehung unsers Erdballs und der Berge auf demselben, vorzutragen wage. Die Erde, spricht er, hat einst unzählige Monde gehabt; sie haben sich nach und nach mit der Erde vereinigt, und sie vergrößert. Noch einer ist übrig, vermuthlich der größte unter ihnen — (Saturns kleinere Monde haben sich zusammen geballt, und den Ring gebildet.) Der wahre Ursprung der Berge ist die Vereinigung der Monde; vielleicht sey der letzte auf die Schweiz gefallen; aus seinen Trümmern sind die schweizerischen und tyroler Gebirge entstanden. Ein anderer Mond sey vielleicht ins Südmeer gefallen, und habe Amerika gebildet. Das wäre also eine neue Hypothese von Entstehung der Berge. Dem Einwurf, der jedem Leser beyfallen muß, daß eine solche niederstürzende Bombe

das

das Gleichgewicht der Erde und die Gesetze ihres Umschwungs zerstört haben würde, scheint er damit abhelfen zu wollen, daß das zugleich mit herabgeströhmte Meer die Erde auf der andern Seite wieder ins Gleichgewicht gesetzt habe; das adriatische, mittelländische, deutsche, rothe und persische Meer wären vielleicht ausgegrabene Kanäle dieses abfließenden Meeres; Seeprodukte auf hohen Gebirgen, und fremde Thiere ließen sich daher erklären 2c. 25) Der K. K. Hauptmann von Lipszky giebt Nachricht von seiner, mit ganz außerordentlicher Vorsicht und Genauigkeit gezeichneten Karte von Ungarn; sie beträgt neun Blätter, und wartet zum Stich bloß auf Erlaubniß des Hofes, der hoffentlich einer so mühevollen Arbeit nicht versagt werden wird. 26) Ueber den freyen Fall der Körper mit Rücksicht auf die Umdrehung der Erde. Vom Prof. Bohnenberger in Tübingen. 27) Hr. J. R. Niebuhr giebt einige dankenswerthe Anekdoten von den Jugendjahren des in der Folge so berühmt gewordenen Tobias Mayers, die er von ihm, als seinem gewesenen Lehrer selbst gehört hatte. Sie gehen bis auf die Zeit, als er von Franzen nach Nürnberg in die Homannische Offizin gezogen wurde, von da er bekanntlich nachher nach Göttingen kam. Sie beweisen, daß Mayer ganz ohne einige, geschweige gelehrte Erziehung, ganz durch sich selbst der große Mann geworden ist, für den ihn die Welt erkennt. 30) Gavin Lowe aus England giebt eine neue Vorschrift der Methode, den Längen-Unterschied aus beobachteten Monds-Durchgängen durch den Mittagskreis eines Ortes zu finden. 28) Hr. Pr. Rüdiger in Leipzig theilt das Verzeichniß der vom Grafen M. v. Brühl an die dasige Sternwarte gemachten Geschenke mit; sie langten den 4. Jul. 1803 an, und bestehen in 12 astronomischen Instrumenten und 343 Büchern. Uhren und Hadley'sche Spiegel-Sextanten sind nicht dabey; letztere können auch nicht angebracht werden, wenn nicht das Geh. Finanz-Kollegium die anstoßende Bastey der Sternwarte überlassen sollte. Noch ist bey diesem Hefte die vom K. Pr. Gen. Major von le Coq 1801 aufgenommene trigonometrische Karte von einem Theil des Nordwestlichen Deutschlandes.

Oktober. 33) Hr. D. Olbers giebt bey Gelegenheit der Conjunction des Mars und Aldebaran eine Methode

de, die Lichtstärke eines Planeten und Fixsterns zu berechnen und zu vergleichen, und die Weiße (albedo) eines Planeten zu schätzen. 37) Bey Gelegenheit einiger von Hrn. Prof. Heinrich zu St. Emmeran mitgetheilten astronomischen Beobachtungen erklärt sich Hr. v. Z. über den Vorzug der Meridiankreise vor den Mauerquadranten. Zugleich versichert dieser würdige Observator, daß die Stifterumwälzung im Reich auf ihn beynahe gar keinen Bezug habe, daß er zuversichtlich an Ort und Stelle seine Tage zu schließen hoffe, und seine physikalischen und astronomischen Arbeiten fortsetze. Dieses Beyspiel von Mäßigung beym Genuß der bewilligten Entschädigungen war freylich von einem weisen und gerechten Dalberg zu erwarten, wenn so manche andere würdige und gemeinnützig thätige Männer aus andern gelehrten Klöstern, z. B. aus Banz, den Wanderstab ergreifen mußten! 41) Die von dem K. Pr. Major v. Stein 1795 bis 1798 aufgenommene Karte von Neu-Ostpreußen soll mit Bewilligung des Königs in 16 Blättern, das Blatt zu 20 Groschen, herausgegeben werden. 42) Hr. Geh. Kriegsrath Davisson, ein Abkömmling Hevels, theilt einige literarische Nachrichten von Hevels (eigentlich Hevelke) gelehrtem Nachlaß und von seltenen Exemplaren seiner hinterlaßnen Werke mit. 44) Piazzi giebt in seinem 1802 zu Palermo herausgekommenen kostbaren Werke: Praecipuarum stellarum inerrantium positiones mediae, ineunte saeculo XIX. — ein Verzeichniß mehrerer von Hipparch, Flamstead und andern in ihre Sternverzeichnisse eingetragenen, seitdem aber fruchtlos wieder aufgesuchten Sterne. Dieses wird hier mitgetheilt, und weil es zu manchen neuen Aufschlüssen führen kann: so soll hinführo die Untersuchung aller bisher vermißten oder versetzten Sterne einen stehenden Artikel der M. C. ausmachen; wie denn D. Gauß einen von Piazzi vermißten, und von D. Olbers in Verdacht eines Planetismus gehaltenen Stern, auf der Sternwarte Seeberg, durch Hülfe der Mayerschen Original-Beobachtungen seines Sternverzeichnisses, wieder in seinen rechten Ort eingesetzt hat.

November. 48) Ein abermaliger Nachtrag zu den Nachrichten von Hevels gelehrtem Nachlasse — Handschriften, gedruckte Exemplarien und Kupferplatten — in Briefen von seinem gewesenen Gehülfen Colbe. 49) Pas-

Pasquich über die (Ungewißheit der) Krümmungs-Ellipsoide für die nördliche Hälfte unserer nördlichen Halbkugel, aus der Ungleichheit der bisher gemessenen Meridiangraden. 50) Der K. K. Rittmeister von Lipsky meldet, daß er, nach erhaltener Bewilligung des Hofs, anfange, seine von Ungarn aufgenommene Karte, blattweise dem Grabstichel zu übergeben, und theilt hier den, auch außer der Karte sehr nutzbaren, Conspectus generalis partium politico-militarium regni Hungariae, in einer Tabelle mit. Man findet hier, nach der Reihe der Komitate, die Zahl aller Städte, Flecken und Dörfer, mit ihren verschiedenen Namen, und Längen- und Breitengraden. 51) Reymanns Generalkarte von einem Theil des russischen Reichs ist nun mit dem neunten Blatte vollendet. Hr. v. Zach beklagt, daß bey dieser, unter Autorität der Regierung herausgegebenen Karte, die auf Befehl derselben veranstalteten geographischen Ortsbestimmungen so gar nicht benutzt worden sind, und belegt dieß mit mehreren Beyspielen. 53) Vermischte Nachrichten, aus Briefen von De la Lande. Er hat dem ersten Konsul bey Uebergebung seiner Bibliogr. astronomique vorgeschlagen, den republikanischen Kalender abzuschaffen, aber keine Antwort erhalten; sein Bruder Lucian aber hat versprochen, mit ihm davon zu sprechen. Die Steine, die gegen 2 bis 3000 den 26. Apr. 1803 zu Aigle vom Himmel gefallen sind, waren wirklich Folge eines Feuerballs, der über der Stadt mit dem Getöse eines Kanonenschusses zerplatzte. Biot hat Alles auf der Stelle untersucht. Die Steine waren heiß, auf der Oberfläche verbrannt, sehr zerbrechlich, und hatten sich nur nach der Erkältung verhärtet; hatten auch einen starken Schwefelgeruch, und waren in der Richtung des magnetischen Meridians gefallen. Uebrigens wollen doch die Pariser Chemiker nicht zugeben, daß die vom Himmel gefallenen Steine sich als Folge der Explosion eines Feuerballs in der Luft gebildet haben. La Place ist Kanzler des Senates geworden. 54) Ueber Liebknechts sidus Ludovicianum. Liebknecht in Gießen glaubte 1722 einen neuen wandelbaren Stern im Schwanz des Bären entdeckt zu haben; de la Lande verlangte darüber Auskunft von dem Herausgeber, und dieser macht es so deutlich, daß Liebknecht eine optische Täuschung erfahren habe, und daß sein von ihm benanntes sidus Ludovicianum

nichts

nichts anders als der kleine Gefährte von ζ im großen Bären, alcor, gewesen sey. 57) Ueber neue Jupiters-Tafeln und über die Maße des Saturn von la Place. Er hat sie auf $\frac{1}{3512}$ (die Maße der Sonne zur Einheit angenommen,) berechnet, also um $\frac{1}{22}$ kleiner, als la Grange sie gefunden, der schon Newtons Angabe um $\frac{1}{18}$ vermindert hatte.

December. 60) Hr. Wagner in Utrecht giebt Nachricht von einer neuen astronomisch-trigonometrischen Landes-Vermessung der Batavischen Republik vom Obersten von Krayenhoff, nebst einem alphabetischen Verzeichniß geographischer Ortsbestimmungen aus dieser trigonometrischen Vermessung. 61) Beweis, daß die Oesterreichische Gradmessung des Jesuiten Liesganig sehr fehlerhaft, und zur Bestimmung der Gestalt der Erde untauglich sey. Da alle vorhergegangenen Gradmessungen der angenommenen allmähligen Abplattung der Erde nicht entsprechen wollten: so schlug P. Boscowich, der schon unter Benedikt XIV. zwey Meridiangrade von Rom bis Rimini gemessen, und eine gleiche Messung in Pensylvanien und Piemont bewirkt hatte, der K. K. Maria Theresia vor, eine solche Messung durch Oesterreich, Mähren, Steyermark und Ungarn vornehmen zu lassen, und dieses geschah durch den Jesuiten Liesganig im J. 1760. Und auch dieser soll nun Messungs- und Rechnungsfehler begangen, ja sogar seine Original-Beobachtungen verfälscht haben. (Liesganig maß von 46 bis 48° und fand sie 56881 bis 57086 Toisen. Uns ist keine Erweiterung unserer Kenntnisse unangenehmer, als wenn man Resultate mühsamer Anstrengungen, die man als ausgemachte Principien zu weiteren Berichtigungen in das Fachwerk seines Wissens eingetragen hatte, wieder ausmerzen soll, wie es neuerlich auch mit der nordischen Gradmessung des Maupertuis geschah). 62) Hr. D. Olbers giebt eine andere Berichtigung von Liebknechts angeblichem Ludwigsstern. L. soll nicht den Alcor, sondern einen ganz gewöhnlichen Stern achter Größe in dessen Nähe gesehen haben. 66) Cagnoli, jetziger Präsident der cisalpinischen Societät der Wissenschaften in Modena, hat ein neues Sternverzeichniß in dem 10. Band della Società italiana delle Scienze herausgegeben. Aus der Insel Zante gebürtig, stand er vorher in Verona, wo ihm

ihm 1797 bey der Belagerung sein Haus und Sternwarte sehr beschädigt wurde; auf la Lande's Empfehlung wurde er von Bonaparte reichlich entschädigt, und zum Präsidenten der gelehrten Gesellschaft ernannt, die Anfangs nach Mayland, und hernach nach Modena verlegt und besser dotirt wurde.

Außer diesen enthält dieser Band noch mehrere fortlaufende Artikel. Die scharfe Kritik über den nun vollendeten Meyerschen Schweizer-Atlas wird beschlossen. Ueber Ceres und Pallas werden verschiedene mühsame Beobachtungen und Berechnungen von Olbers, Piazzi, Oriani, Gauß, Meßier, David und Bürg mitgetheilt. Burckhardt hat die Umlaufszeit der Pallas auf 1681,9 Tage reducirt, und D. Gauß seine Elemente der Planeten Bahn der Ceres zum neuntenmal verbessert, die im Okt. Heft mitgetheilt werden. Der K. Pr. Generalmajor von Lecoq giebt von der durch ihn mit zum Theil mangelhaften Werkzeugen unternommenen trigonometrischen Aufnahme von Westphalen Nachricht. Er hat dazu die höchsten Thurmspitzen erstiegen, und hat sich sogar einmal zehn Fuß hoch über das Thurmdach durch eine am höchsten Balken befestigte und halb über das Dach hinausgehende Leiter, mit einem Sextanten in der Hand, gewagt, um einen gewissen hinter einer vorliegenden Erhöhung liegenden Kirchthurm zu erreichen. Er hat über 1690 Triangel zur Bestimmung der direkten Entfernungen und gegen 2000 zur Bestimmung der Entfernungen vom Meridian zu Oldenburg berechnet, und dadurch die Hauptverbindung der Dänischen, Oldenburgischen und Bremischen Dreyecke mit den Cassinischen am Rhein zu Stande gebracht, und theilt zuletzt eine trigonometrische Karte mit Tabellen und Beylagen mit. D. Seezen hatte sich ein halbes Jahr in Konstantinopel aufgehalten, und daselbst viel Merkwürdiges für sein einst herauszugebendes Reisediarium gesammelt. Er hatte an einer achttägigen Verstandesverwirrung und Hydrophobie (aber nur gegen eine Wasserfahrt) gelitten, und schreibt zuletzt aus Smyrna, und meldet, daß er für den jetzigen Herzog von Gotha eine große Menge literarischer (an arabischen, persischen, armenischen Handschriften), naturhistorischen und technischen Merkwürdigkeiten, zum Theil um hohe Preise eingekauft habe; beklagt und berechnet die Kostbarkeit seiner Landreisen, rühmt die Bereitwilligkeit des Franz. Ge-

sand-

fündten, seine Absichten zu befördern, gegen die Unthätigkeit des Englischen. Er berichtet aus dem Munde des Türkisch-Kaiserl. Astronomen, Achmed Effendi, daß er alle Jahre im Monat März dem Kaiser eine Tabelle überliefern müsse, worin alle merkwürdige Begebenheiten und politische Veränderungen, die sich in dem bevorstehenden Jahre zutragen müßten, vorhergesagt werden; war aber nicht dahin zu bringen, eine Abschrift davon mitzutheilen.

Gl.

Kriegswissenschaft.

Allgemeines Wörterbuch der Artillerie, welches die Erklärung aller verschiedenen Kunstwörter, Begriffe und Lehrsätze der Geschützkunst in theoretischer und praktischer Hinsicht, nebst der Geschichte der wichtigsten Erfindungen in derselben, enthält. Von J. G. Hoyer, Churfürstl. Sächsisch. Pontonnier-Hauptmann. 1. Theil. A—E. Tübingen, bey Cotta. 1804. VI. und 273 S. gr. 8. Nebst 7 Kupfertafeln. 2 Rh.

Der Verf. des vorliegenden Wörterbuchs, dessen Fleiße wir außer dem ersten systematischen Werke deutscher Sprache über das Pontonwesen, auch eine Geschichte der Kriegskunst zu verdanken haben — erwirbt sich durch dieß allgemeine Wörterb. d. Artill. gewiß ein sehr reelles Verdienst um jeden praktischen Artilleristen nicht sowohl, als um jeden, der sich gern mit dem neuesten Zustand des ganzen Artilleriewesens vertraut zu machen wünscht. Besonders da bisher noch gar kein ähnliches Werk existirte; und — dasjenige abgerechnet, welches in allgemeinen Wörterbüchern der Kriegswissenschaft sich befand — der Rathbedürftige doch immer in manchem alten und neuem Werke verschiedener Sprachen nachschlagen und aufsuchen mußte, was er hier in gedrängter Kürze zusammengestellt findet.

Daß der Verf. überall die neuesten Theorien anführt, und die heutigen Erfahrungen einer bessern Chemie und Me-

Metallurgie erwogen und zweckmäßig benutzt hat, und ihm hierin nicht leicht Etwas entgangen ist: dieß ließ schon allein von seiner ausgebreiteten literarischen Kenntniß sich erwarten.

Am vollständigsten bearbeitet sind die Artikel: Bahn der Kugel, Batterie, Belagerungstrain, Bewegung des Geschützes, Bomben, Dauer der Flugbahn der Projektilen — so wie noch einige andere Hauptgegenstände. Auch die merkwürdigste Literatur ist gehörigen Orts angezeigt.

Der Verf. will Alles, was die Minirkunst betrifft, ebenfalls alphabetisch geordnet; diesem Wörterbuche der Artillerie als Anhang folgen lassen; und dann mit einer Angabe der wissenschaftlichen Ordnung seiner Artikel, und einem Index der sich auf die Geschützkunst beziehenden französischen Kunstwörter, dieß Werk beschließen.

Wir läugnen nicht — da dieses Buch Alles enthalten soll, was den Gebrauch des Pulvers im Kriege betrifft — daß es uns für den allgemeinern Gebrauch vortheilhafter geschienen, wenn der Verf. statt jener Absonderung der Minenlehre — zugleich die unterirdische Anwendung des Pulvers und deren Wirkung mit abgehandelt hätte.

Hr.

Finanz- Kameral- und Policey-wissenschaft.

Ueber die Verwaltung der Policey in den Mediatstädten, von Heinrich Stenger, Königl. Preuß. Kriminalrath. Posen und Leipzig, bey Kühn. 1804. 96 Seit. 8. 10 gr.

Diese kleine Schrift beziehet sich, ohngeachtet ihres allgemeineren Titels doch nur eigentlich auf die Städte in Süd-Preußen. Man findet daran einen recht gutgemeinten, aber ziemlich unbedeutenden und mittelmäßigen Beytrag zu Illustrirung der in Rede stehenden Materie, einer Materie, welche für sehr wichtig gehalten, also Viel darüber geschrie-

ben und diskutirt wird, ohne daß man dadurch auf recht allgemein passende und nachhaltige Grundsätze zu kommen vermocht hat. Diese Grundsätze werden auch durch diese Schrift schwerlich aufgestellt; denn sie enthält außer den, an sich unvollständigen, und in Rücksicht der älteren, nicht mehr gültigen Reskripte, ganz überflüssigen Allegate, nur einige triviale Bemerkungen, aus denen kein rechter Zweck oder Standpunkt zu abstrahiren ist, und denen man es zu sehr, wie mehreren ähnlichen Aufsätzen des Verf. ansiehet, daß er den eingeschränkten Gesichtspunkt seines Wirkungskreises für einen allgemeinen hält. Auch sollte er alles Unnöthige weglassen, und weniger Worte machen. Wozu z. B. eine Stelle wie S. 5 dienen mag, oder was damit eigentlich gesagt werden will:

„Jenes, mundus vult decipi, und dieses fiat justitia, „pereat mundus, wollen nur richtig verstanden seyn, um „auch in ihnen die Vereinigungspunkte menschlichen „Wohlseyns zu finden: in wahrer Erkenntniß und richti„ger Anwendung ihrer, mit dem perfer et obdura zum „Leuchtstern, liegt der Stein der Weisen, die einzig richtig „praktische Lebensweisheit, bey der wir, von uns den „Terenz mit seinem Homo sum etc. nicht vergessen, und „von Andern Wahrheit und Irrthum vermuthen, über „jene lauter uns freuen, über diesen weniger uns küm„mern!!“

Was kann S. 44 bis 51 uns die weitläuftige, und dennoch nicht einmal vollständige Erzählung der bekannten Pflichten und Gegenstände der Obsorge eines Magistrats, wohl in aller Welt helfen! u. dergl. mehr.

Gr.

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der bisherige Königl. Preußische Hofrath und Professor des Staatsrechts zu Erlangen, Herr **Klüber**, geht als Geheimer Referendarius des Kurfürsten von Baden, und als Lehrer des Kurprinzen, nach Karlsruh.

Der kürzlich aus Braunschweig nach Wittenberg berufene Herr Professor **Horn**, geht nun von da, in gleicher Qualität nach Erlangen.

Der bisherige Professor der griechischen Literatur zu Rostock, Herr M. **Dahl**, ist nach dem Abgange des Konsistorialraths **Martini**, zum Herzogl. Professor der Theologie, und zum Direktor des theologischen Seminariums daselbst, ernannt worden.

Herr **T. G. Voigtel**, bisheriger außerordentlicher Professor der Philosophie in Halle, ist mit Gehaltszulage zum ordentlichen Professor ernannt worden.

Der Kurfürstl. Hessische Regierungsrath, Herr **B. C. Duysing** zu Rinteln, Verfasser eines chronologischen Verzeichnisses Hessischer Urkunden, ist Ober-Appellations-Gerichtsrath geworden.

Herr Prof. **B. Merrem** zu Duisburg, ist an des, nach Heidelberg abgegangenen Herrn Hofraths **Jung** Stelle, nach

Marburg, als Professor der Oekonomie, Finanz- und Kameralwissenschaft, berufen worden, und hat diesen Ruf angenommen.

Herr Dr. Eschenbach, Professor der Rechte zu Rostock, hat wegen Ablehnung eines auswärtigen Rufs eine Gehaltszulage von 200 Thlrn. erhalten.

Der bisherige Rektor und Professor des Gymnasiums zu Schwäbisch-Hall, Herr Leutwein, ist Stadtpfarrer daselbst geworden.

Herr J. Wolf, erster Lehrer der Knaben-Industrieschule zu Nürnberg, durch naturhistorische Schriften bekannt, hat von der Universität Erlangen das Diplom eines Doktors der Philosophie erhalten.

Der bisherige Syndikus der Universität und Privatdocent zu Göttingen, Herr Dr. J. A. L. Seidensticker, ist Professor der Pandekten in Jena geworden, und hat von dem Herzoge von Sachsen-Weimar den Charakter als Hofrath erhalten.

Der Privatdocent und außerordentliche Beysitzer des Schöppenstuhls und des Spruchkollegiums der juristischen Fakultät zu Jena, Herr Dr. J. C. Gensler, ist daselbst Professor des Lehnrechts mit dem Prädikat eines Herzogl. Sachsen-Koburgischen Justizraths geworden.

Die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, hat den Herrn Professor Bugge in Kopenhagen zum Ehrenmitgliede ernannt.

Herr Professor Gilbert zu Halle, Herr Bergrath Matthiä zu Blankenburg, Herr Professor Römer zu Zürich, und Herr Hofrath Parrot zu Dorpat, sind von der Gesellschaft der Wissenschaften in Harlem zu auswärtigen Mitgliedern erwählt worden.

Die Königl. Maler- und Bildhauerakademie zu Kopenhagen, hat die Frau von Helwig geb. von Imhof, (als deutsche Dichterinn rühmlich bekannt,) zum Mitgliede erwählt.

Der

Der außerordentliche Professor der Medicin, Herr Dr. Froriep aus Jena, geht in gleicher Qualität nach Halle, wo er jedoch mit Besoldung angestellt wird.

Herr Professor Meinert in Prag, hat für ein, dem Prinzen Maximilian von Sachsen übersandtes Gedicht auf den Tod der verwittweten Herzoginn von Parma, ein verbindliches Danksagungsschreiben, und die auf die Vermählung der Prinzessinn Caroline von Parma geprägte goldene Medaille erhalten.

Der Lehrer an der Zellwegerschen Unterrichtsanstalt zu Trogen im Kanton Appenzell, Herr Mag. C. F. Hiller, ist von der Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwedens, zum korrespondirenden Mitgliede aufgenommen worden.

Der berühmte Geschichtschreiber der Schweiz, Herr Johann Müller Edler von Sylfelden, wirklicher Hofrath und erster Kustos der K. K. Hofbibliothek in Wien, ist mit dem Charakter eines Königl. Geheim. Raths und Historiographen in Königl. Preuß. Dienste getreten, auch von der Berliner Akademie der Wissenschaften, deren auswärtiges Mitglied er seit 16 Jahren war, zum ordentlichen Mitgliede erwählt worden.

Herr Dr. Arens in Gießen, bisheriger Privatdocent daselbst, ist außerordentlicher Professor des Kirchenrechts, und Assessor bey der Juristenfakultät cum voto decisivo, geworden.

Todesfälle.

1804.

Am 24sten Mai starb zu Berlin Herr J. D. K. Pirscher, ehemaliger Hauptmann beym Königl. Preuß. Ingenieur-Korps, Verfasser mehrerer militairischer Schriften, 63 Jahre alt.

Im Junius zu Peterzell, auf dem Wirtembergischen Schwarzwalde, Herr C. M. Klemm, Pfarrer daselbst, im 49sten Jahre seines Alters.

Am 7ten Jun. zu Weimar, Herr C. J. Wiedeburg, Herzogl. Sachsen-Weimarischer Hof- und Regierungsrath, 77 Jahre alt.

Am 17ten Jul. zu Weißenburg im Nordgau, Herr J. S. Preu, Archidiakonus, Konsistorialis und Scholarch daselbst, 74 Jahre alt.

Am 22sten Jul. zu Annaberg, der Archidiakonus an der Hauptkirche daselbst, Herr Mag. H. R. Rabenstein, 71 Jahre alt.

Am 24sten Jul. zu Wigandsthal in der Oberlausitz, Herr G. Fröhlich, Dr. der Arzneygelahrtheit und Physikus der von Gersdorfischen Güter, Meffersdorf, Schwerta und Volkersdorf, im 70sten Lebensjahre.

Am 25sten Jul. zu Heidelberg, Herr A. F. Hose, erster Registrator bey dem reformirten Kirchenrathe daselbst, 68 Jahre alt.

Am 2ten August zu Baireuth, Herr T. C. Ellrodt, Dr. der Philosophie, Subdiakonus zu Baireuth, Bibliothekar der Königl. Kanzley-Bibliothek, Mitglied des Instituts der Moral und der schönen Wissenschaften zu Erlangen, und Ehrenmitglied der botanischen Gesellschaft zu Regensburg, im 38sten Lebensjahre.

Am 19ten August zu Breslau der Pater Jonathas, Provinzial des schlesischen Kapuzinerordens, und Prediger der hohen Domstiftskirche zum heil. Johannes dem Täufer daselbst, im 75sten Lebensjahre.

Am 11ten September zu Berlin, Herr C. L. Conrad, Königl. Hof- und Domprediger, 66 Jahre alt.

Am 12ten September zu Frankfurt an der Oder, Herr Johann Friedrich Zöllner, Probst zu Berlin, und daselbst Konsistorial- und Schulrath, im 52sten Jahre.

An eben dem Tage zu Kalisch, Herr Johann David Nicolai, erster Direktor der dortigen Kriegs- und Domainen-Kammer, im 35sten Jahre. Er ist durch verschiedne technologische und ökonomische Schriften bekannt, hatte auch einigen Antheil an der A. D. Bibl. gehabt.

Den

Den 15ten September zu Berlin, Herr Johann Wilhelm Andreas Rosmann, Professor bey der Artillerieschule zu Berlin, im 45sten Jahre.

Chronik deutscher Universitäten.

Marburg. 1804.

Am 5ten Jun. feyerte die Universität das Geburtsfest des Kurfürstens Wilhelms I., wozu Herr Professor Chr. Rommel durch ein Programm: de styli quibusdam virtutibus, ad orationem ornandam necessariis, zur Anhörung seiner Rede einlud.

Am 30sten Jun. erhielt Herr J. F. L. Frank, nach Vertheidigung seiner Dissertation: de morbo coxario, die Würde eines Doktors der Medicin.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

1804.

Zur Feyer des Geburtstages Sr. Maj. des Königs von Preußen, hielt die Königl. Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Frankfurt an der Oder, am 9ten August, als ihrem Stiftungstage, eine öffentliche Versammlung im großen Hörsaale der Universität. Herr Dr. Schwarz hielt eine Vorlesung „über Kultur der Menschheit, als den erhabensten Zweck eines weisen Regenten,“ und Herr Dr. Hartmann „über den Einfluß der Zugluft auf den menschlichen Körper.“ Der Adjunkt, Herr Reinhardt, beschloß die Sitzung mit einer metrischen Uebersetzung der 8ten Satyre des Juvenal. — Herr Professor Hausen als Präses der Gesellschaft, hatte durch eine besondre Schrift: „von der „Bildung des Kurfürsten Johann Georg auf der Frankfurter Universität, seinen unsterblichen Verdiensten um die-

 „selbe,

„selbe, und einigen charakteristischen Zügen aus seinem Le„ben," zu dieser Feyerlichkeit eingeladen.

Anzeige kleiner Schriften.

Unsere Dorfschule 1804. Von M. Chr. E. W. Wagner, Kaiserl. gekr. Dichter, Prediger zu Großrückerswalde, Vorsteher des Waysenhauses zu Marienberg 2c. Zum Besten des Waysenhauses zu Marienberg. Marienberg, gedruckt bey Christ. 64 Seit. 8.

Bey den vielen, und leider! nicht ungegründeten, Klagen über die schlechte Beschaffenheit der Landschulen und ihrer Lehrer, ist es eine erfreuende Erscheinung, in der angezeigten Schrift die Beschreibung einer musterhaften existirenden Landschule und ihres trefflichen Lehrers zu finden. Die Darstellung des Verfassers von der Einrichtung, den Lehrgegenständen, der Lehrart und der Disciplin in dieser Schule, ist werth, von Predigern und Schullehrern mit Aufmerksamkeit gelesen und benutzt zu werden. Er stellt übrigens kein zu hoch getriebenes von Wenigen zu erreichendes Ideal auf. Es kommt bloß darauf an, daß man des Verfassers und seines Schullehrers Berufstreue nachahme: so wird man es eben so weit, und vielleicht unter günstigern Umständen in manchen Dingen noch weiter bringen.

Es gereicht dem Verfasser auch zur Ehre, daß er die Bereitwilligkeit hat, jungen Schulkandidaten, die sich an ihn wenden wollen, zu ihrer Bildung behülflich zu seyn.

Drey Reden, bey feyerlichen Veranlassungen gehalten, von Christian Heinrich Paufler, Rektor an der Kreutzschule in Dresden. Dresden, in der Arnold'schen Buch- und Kunsthandlung. 1804. 32 S. 8.

Diese drey Reden sind 1) seine Abschiedsrede in der höhern Bürgerschule zu Neustadt bey Dresden, gehalten im Monat Jul. 1804. 2) Eine lateinische Rede bey der feyerlichen

lichen Einführung desselben als Rektor auf der Kreuzschule, und 3) eine Rede an die Schüler der ersten und zweyten Klasse beym Antritt des Rektorats an derselben Schule. Sie empfehlen sich alle drey durch einen angenehmen und fliessenden Vortrag, durch Wärme und Herzlichkeit, und lassen auf der einen Seite sehr deutlich sehen, daß er an der Anstalt, die er verließ, geschätzt und geliebt wurde, so wie der Eindruck, den die beyden Reden auf der Kreuzschule ohnfehlbar gemacht haben müssen, ihm die angenehme und frohe Hoffnung eröffnen, daß er auch seine neue ihm anvertraute Stelle mit Glück und Segen verwalten werde.

Deutsche Reichstagsliteratur.

Nr. 124. Schreiben des Königl. Brittischen und Kur-Braunschweigischen Komitial-Gesandten von Reden. d. d. Regensburg, den 28. Jun. 1804. Dictatum Ratisbonae, die 30. Jun. 1804. 1 Bog. Fol.

Nr. 125. Schreiben Wilhelm, Grafen zu Leiningen an die allgemeine Reichsversammlung. d. d. Billigheim, den 7. Jun. 1804. Dictatum Ratisbonae, die 2. Jul. 1804. ½ Bog. Fol.

Nr. 126. Declaration Sr. Kurfürstl. Durchlaucht zu Baden, abgelesen in Circulo den 2. Jul. 1804. ½ Bog. Fol.

Nr. 127. Kur-Böhmische Aeusserung in Circulo am 2. Jul. 1804. ½ Bog. Fol.

Nr. 128. Kur-Brandenburgische Aeusserung in Circulo den 2. Jul. 1804. ½ Bog. Fol.

Nr. 129. Schreiben Leopoldinen, verwitweten Fürstinn von Windischgrätz, gebornen Prinzess von Aremberg, an die Reichsversammlung. d. d. Tachau in Böhmen, am 8. Jun. 1804. Dictatum Ratisbonae, die 13. Jul. 1804. ½ Bog. Fol.

Nr. 130. Schreiben Grafen Wilhelm zu Leiningen an die Reichsversammlung. d. d. Billigheim, den 5. Jul. 1804. Dictatum Ratisbonae, die 13. Jul. 1804. 1 Bog. Fol.

Nr. 131. Pro Memoria Namens Sr. Kurfürstl. Durchlaucht zu Hessen in Bezug auf die, zu unleidlicher Präjudiz des, Höchst-Derselben Kurfürstl. Hause zu stehenden, Privilegii de non appellando illimitati, beym Reichs-Kammergericht in Sachen von Boyneburg-Hoensteinischer Allodial Erben contra Procuratorem fisci in Kassel puncto nullitatum ergangener Verfügung. Kassel. 64 Seit. Fol.

Nr. 132. Schreiben Kurfürsten Wilhelm IX. zu Hessen an die allgemeine Reichsversammlung. d. d. Kassel, den 16. Jan. 1804. Dictatum Ratisbonae, die 20. Jul. 1804.

Nr. 133. Erklärung der Kur-Sächsischen Gesandtschaft in Circulo. 16. Jul. 1804. ½ Bog. Fol.

Nr. 134. Abstimmung der Kur-Braunschweig-Lüneburgischen, und der Herzogl. Bremischen Gesandtschaft im Kur-Kollegio und im Reichsfürstenrath den 20. Jul. 1804. ½ Bog. Fol. — Freytags in Collegio Electorali. S. 1 et 2, und im Reichsfürstenrathe S. 1 et 2.

Nr. 135. Landgräflich-Hessisches Promemoria.

Nr. 136. Erste Fortsetzung des Protokolls im Reichsfürstenrath. Freytag, am 27. Jul. 1804.

Nr. 124. Ist die zweyte officielle Erwähnung am Reichstage über die Okkupation der Hannöverischen Kurlande, nachdem solche über ein volles Jahr bereits gedauert hatte. Mit Recht ist die Tendenz dieser Note ganz auf die Nothwendigkeit und zugleich auf die Verbindlichkeit berechnet, in welcher sich die Landmächte und Reichsstände befinden, um eine längere Fortdauer dieser Okkupation zu verhindern. Daher ist darin von dem Kriege zwischen Frankreich und England gar keine Rede; sondern bloß von dem Lüneviller Frieden. Daß man aber diesen Zeitpunkt zu einer Vor-

Vorstellung am Reichstage wählte, beruhet darauf, daß die Verlaßnehmung über einen ähnlichen Fall nach der russischen Note vom 6ten Mai bevorstand.

Nr. 125. Betrifft die Ehescheidungsklage der Gemahlinn des Grafen Leiningen bey den französischen Gerichtshöfen. Es bittet der Graf die Reichsversammlung, durch ein Reichsgutachten die Sache dahin einzuleiten, daß die Regierung von Frankreich ihren Tribunalien untersage, ihn und seines Gleichen in einer bloß persönlichen Sache vor ihr Forum zu ziehen, die Proceduren und Urtheile kassiren lasse, und, daß sie, wenn sich seine Frau schlechterdings von ihm scheiden lassen wolle, dieselbe als Klägerinn an denjenigen Richter verweise, welchen sein Stand, seine Geburt, und sein Domicil ihm bestimmen.

Nr. 126 — 128. Betreffen den Ettenheimer Vorfall vom 15ten März, und die russische Note vom 6ten May — Nr. 126. ist die, von der französischen Gesandtschaft längst angekündigte, Kur-Badensche Erklärung, deren Abfassung in Karlsruhe sehr viele Deliberationen veranlaßte. Am 23sten Jun. kam sogar nach Regensburg eine, von der vorliegenden sehr verschiedne, Deklaration, nach welcher die Verlaßnehmung über die russische Note schwerlich hätte umgangen werden können; allein sie wurde durch einen Kurier von der vorliegenden verdrängt, und ist daher in den öffentlichen Blättern nicht bekannt geworden. Auch dieses ist eine historische Merkwürdigkeit, daß diese Note anders in die Regensburger Blätter (namentlich in die historischen Nachrichten bey Keyser) kam, als sie im Reichsrathe verlesen wurde. Statt des Ausdrucks: Französisches Gouvernement und dessen erhabener Chef, wurde nämlich die neue Würde des französischen Kaisers eingeflochten. — Nr. 128 ist dem Geiste und Sinne der russischen Note fast noch mehr entgegen, als Nr. 126; dagegen läßt Nr. 127 noch immer die Thüre zu einer Reichstags-Deliberation offen.

Nr. 129. Abermals ein Gesuch um Virilstimme, und zwar für den minderjährigen Fürsten Alfred von Windischgrätz, dessen neues Reichsfürstenthum übrigens in der Geographie keine große Rolle spielt.

Nr. 130.

Nr. 130. betrifft den aus Nr. 125 bekannten Scheidungsprozeß des ehemals Pfalzbaierischen Staatsministers Grafen von Leiningen, welcher bittet, ihn vor den weitern Anmaaßungen der französischen Gerichte zu schützen.

Nr. 131 und 132. betreffen einen Kur-Hessischen Rekurs gegen das Reichs-Kammergericht wegen angemaaßter Jurisdiktion in einer Erbschaftssache. Mit dem Oberhofmarschall **Johann Karl Diedrich von Boyneburg**, genannt **Hoenstein**, welcher im December 1792 zu Kassel das Zeitliche verließ, erlosch zugleich dessen Mannsstamm, und die nächsten Verwandten des Verstorbenen waren die Wittwe des Rittmeisters **von Baumbach**, seine Schwester, und die **von Eschwege**, seiner Schwester Kinder. Dieses ist der Lehnsfall, in welchen man sich zu Wetzlar wegen angeblich unstatthafter Nichtigkeits-Beschwerden mischte. Die Deduktion ist in 15 §§. abgetheilt, welchen sechs ausführliche Beylagen folgen. Den neuesten Nachrichten zu Folge, ist diese Rekurssache verglichen, nach welcher wirklich das Kur-Hessische Privilegium de non appellando verletzt zu seyn scheinet.

Nr. 133. kündigt eine Beschwerde von Kur-Sachsen gegen Kur-Baden an, welche die Hanau-Lichtenbergischen Reichs-Mann-Lehn-Aemter, Lichtenau und Willstädt, betrifft. Diese Angelegenheit wird nun vom Reichstage an den Reichshofrath gedeihen.

Nr. 134. giebt das Beyspiel einer, durch die Nebenumstände merkwürdigen, Protokoll-Abstimmung. Schon die Eröffnung des Protokolls konnte wegen der Stimmung der mehresten Reichstags-Gesandten, als welche sogar durch persönliches Abreisen sie zu verhindern strebten, nur mit grosser Mühe erhalten werden. Die Ablesung geschah auch ohne den gewöhnlichen Aufruf, welcher wenigstens bis an Bremen hätte geschehen können, auch ohne eine Proposition des eigentlichen Deliberationsgegenstandes, nämlich der Verletzung des Reichsgebiets. Ueberdem fehlte es auch an der Förmlichkeit, daß das Votum ohne Sitznehmung, und vielmehr stando in Circulo, abgelesen wurde. In wiefern es daher ein wirkliches Reichstags-Protokoll ausmache, möchte hin und wieder als problematisch angesehen werden.

Nr. 135.

Nr. 135. ohne Unterschrift und Datum, wurde von dem Landgräfl. Hessischen Komitial-Gesandten von Türkheim in einer geringen Anzahl von Abdrücken am 24sten Jul. ad aedes ausgetheilt. Schon vorher übergab es die Hessisch-Darmstädtische Kreis-Gesandtschaft in Frankfurt mit schriftlichen Empfehlungsnoten an das dortige Kreis-Personale und Corps diplomatique. Diese Schrift, welche zunächst gegen Kur-Hessen gerichtet zu seyn scheinet, enthält ein Gesuch des Herrn Landgrafen, um Theilnahme an dem Con-Directorio der rheinischen Kreise, wozu der Grund besonders von dem Besitze des Hochstifts Worms hergeleitet werden will. Da es indessen nur die Reste von diesem Hochstifte sind, welche der Herr Landgraf bekommen, und übrigens noch an keine Organisation dieser Kreise sobald gedacht wurde: so hat der Reichstag auch in dieser Angelegenheit dermalen nichts beschließen können.

Nr. 136. enthält die Abstimmung von Vorpommern über die russische Note. Unter Erwähnung der Garantie des westphälischen Friedens, ist sie weniger heftig gegen Frankreich, als man wohl vermuthen möchte. Das *Quibus discessum*, folgt sogleich auf diese Abstimmung, daher Rec. dieses Fürstenraths-Protokoll nicht, so wie bey andern Materien, von den übrigen officiellen Schriften der Reichsliteratur trennen mögen.

Nr. 137. Wie sind deutsche Reichsfürsten verbunden, die Handlungen ihrer Regierungs-Vorfahrer zu vertreten, mithin die bey Antritt der Regierung noch unbezahlte (n) Schulden zu tilgen? 1803. 86 S. 8.

Erschien am Reichstage erst im Sommer 1804 aus der Feder des Hofraths Wedekind zu Mannheim. Aus allen Quellen wird hier umständlich das Resultat hergeleitet, daß deutsche Stammguts-Grundsätze einen Regierungs-Nachfolger nicht befreyen können, die Regenten Handlungen seines Vorfahrers zu vertreten; mithin die erweislichen und redlichen Schulden desselben zu bezahlen.

Nr. 138. Der neue deutsche Zuschauer, oder Archiv merkwürdiger Vorfälle, welche auf den Lüneviller Frie-

Frieden und die Vollziehung des Hauptschlusses der ausserordentlichen Reichsdeputation vom 25. Hornung 1803 Bezug haben. Erster Band. I. Heft. 1804. XV 84 S. 8.

Eine Fortsetzung des, leider! mit dem sechsten Hefte zu früh unterbrochenen, Winkoppschen Zuschauers, welche aber ausschließlich den (gegenwärtigen) Kaiserl. Reichs-Subdelegations- und Exekutions-Kommissions-Verhandlungen des Kur- und Oberrheinischen Kreises zu Frankfurt am Main gewidmet ist, mithin einem so allgemein gefaßten Titel nicht entspricht. Als Herausgeber werden Hofrath Wedekind und Hofgerichtsadvokat Schieß in Mannheim bekannt. Aus der Vorrede ersieht man, daß die Subdelegations-Kommissarien nicht allein diese Bekanntmachung ihrer Verhandlungen genehmigten; sondern sogar die Protokolle mittheilten, daher das persönliche Lob S. 31 sich leicht erkläret. Es ist also gleichsam eine officielle Schrift. Die neun Nummern, welche das erste Heft enthält, betreffen hauptsächlich die Pensionirung der Staatsdiener und die Befriedigung der Staatsgläubiger in der Rheinpfalz. Außerdem findet man hier die Sitzungsprotokolle von dem ersten am 8ten März an, bis zu dem 9ten, vom 17ten und 20sten April. In der Folge wird man solche nur auszugsweise geben.

Nr. 139. Prodromus, oder Kaiser Karl der Fünfte, mit sich selbst, mit seinen Vorfahren und Nachfolgern in Frieden und Eintracht. Mit Anlagen A. B. C. Nürnberg, im Julius 1804. 27 S. 4.

Bezieht sich auf die in der Reichsliteratur A. D. Bibl. 91. Bd. 2. St. S. 403. sub Nr. 117. recensirte Schrift, welche Pfalzbaiern zur Rechtfertigung seines Benehmens gegen die Reichsritterschaft in den Druck gab. Hier wird die Authenticität der Urkunde von Karl dem V. vom 21. Sept. 1531 in Zweifel gestellt, und sodann deren Inhalt analysiret. Der ungenannte Reichsritter stellt eine Parallele an, zwischen jener Urkunde und Kaisers Karl V. Requisition an Grafen, Herren und Ritterschaft im Lande zu Franken, um eine Türkenhülfe d. a. 1532, mit welchen er dann die Kaiserl. Verordnungen wider die ungerechte

rechte Landsäßigkeit in Franken von den Jahren 1559, 1609, und 1718 in Verbindung bringt. Etwas schief ist der Ausdruck, (S. 6. §. 3.) daß die Baierischen Schriftsteller das Brüsselsche Privilegium von 1531 zur Welt befördert hätten.

Nr. 140. Von Hertwich: Abhandlung für den August 1804. 12 Seit. Fol.

Als Fortsetzungen sind in diesem Hefte vier Aufsätze zu betrachten: des Erzherzogs Karl Verdienste in der Eigenschaft des Kriegs-Ministers; der Kriegsausbruch zwischen England und Frankreich; des Grafen von Leiningen Beschwerde über französische Jurisdiktionsanmaaßung in der Ehescheidungssache seiner Gattinn, und der französische Einfall in das Kur-Badensche Gebiet. Dagegen sind neu, und sehr interessant a) die Vorfälle mit der Grafschaft Bentheim-Steinfurt. Der Verf. sieht darin ein Beyspiel, wo ein minderer Reichsstand gegen den größern die Zeitverwirrung benutzt; sich aber desto größerer Gefahr einer thätigen Rüge, und des Verlustes der Einlösungssumme aussetzt. Bey Gelegenheit der Reichstagsabstimmungen wird die deutsche National-Ehre wider den schimpflichen Vorwurf zu retten gesucht, als wäre das Reich so muthlos, daß es nicht einst das Wagestück sich erlaube, eine gerechte Beschwerde der französischen Regierung glimpflich vorzulegen. — b) Die Kurfürstl Reichs-Erzkanzlerische Konferenz in Frankfurt, die Vertheilung der Staatsschulden des ehemaligen Mainzer Kurstaats und Ausgleichung anderer Punkte. Man findet hier die Substanz der höchst merkwürdigen Direktorial-Proposition des Grafen von Spauer mit dessen persönlichem Lobe, worin äußerst wichtige Data für die deutsche Staatskunde und die neuesten Entschädigungsverhältnisse enthalten sind. Das Benehmen von Preußen gegen den Kurerzkanzler wird darin gelobt. — c) Das Virilstimmengesuch des Fürsten von Windischgräz.

Wer-

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Wir haben von Schiller ein neues Trauerspiel „Attila“ zu erwarten.

Der bekannte Legationsrath Herr J. P. Fr. Richter, sonst Jean Paul zu Koburg, soll im Begriff seyn, seinen sehr unästhetisch benannten Flegel-Jahren eine „Vorschule der Aesthetik“ auf dem Fuße folgen zu lassen. Wirklich scheint er sich noch in den Vorhöfen der Aesthetik umherzutreiben.

In Wien wird alle Sonnabende und Sonntage, in einem der Universität gehörigen Saale, ein populärer Unterricht zur Rettung verunglückter, vorzüglich ertrunkener und erstickter Personen gegeben.

In Paris wird die Sprach-Reinigungssucht, durch welche einige unsrer Gelehrten sich gerne auszeichnen möchten, auf den höchsten Grad getrieben. So übersetzte einer dieser Nachtreter des Herrn Campe *discrèt* durch verbirgsam, z. B. derjenige, der, was er bemerkt hat, zu *verbergen* weiss, ist (discret) *verbirgsam*. Risum teneatis! —

Herr von Türk, Mecklenburg-Strelitz. Kanzleyrath, reist nach Burgdorf, um sich mit Pestalozzis Lehr- und Unterrichtsmethode bekannt zu machen.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Zwey und neunzigsten Bandes Erstes Stück.
Viertes Heft.

Erziehungsschriften.

Neue Unterhaltungen und Sittengemälde für Kinder von 12 bis 16 Jahren. Zweytes Bändchen. Leipzig, bey Weigel. 1804. 184 (eigentlich nur 173) S. kl. 8. 14 gr. geb.

Nichts ist gewöhnlicher, als daß in unserm lieben Deutschlande — unbedeutende und alltägliche Schriften und Schriftchen — fortgesetzt werden: ein Beweis, daß das Gewöhnliche immer noch seine gutmüthigen stumpfsinnigen Leser, wenigstens Leserinnen findet, und daß der Buchhandel mit schlechter Waare nicht — der schlechteste seyn mag. Rec. findet sich durch nichts bewogen, sein Urtheil über dieses äußerlich schön aufgeputzte, aber innerlich trockene und mattherzige Büchlein (N. A. D. B. Bd. 85 S. 548) umzustimmen. Der ungenannte Herausgeber, den wir kaum für einen gelehrten halten möchten, — besitzt doch durchaus nichts Vorzügliches, — nicht einmal Mittelmäßiges, zum unterhaltenden Kinder- und Jugendschriftsteller, so glänzend auch sein kupferner Titel von neuen Unterhaltungen und Sittengemälden redet. Der Vortrag ist vernachlässigt, oft gemein, Zeitungsstyl, und das Gesagte schon tausendmal besser gesagt. — Die Absicht des Verf. kann, wie wir gern glauben wollen, recht gut seyn; allein nur das macht den bessern Schriftsteller, wenn er seine edeln Absichten mit einer einladenden und geistrei-

chen Ausführung zu verbinden weiß. Das anziehendste Stücklein in diesem 2ten Bändchen ist das Gemälde menschlichen Elends aus dem Leben des bekannten unglücklichen Kandidaten Jsock, der durch den barbarischen Schnitt eines unwissenden Barbiers seiner Lippe beraubt wurde, und erst nach mehrern Jahren unter zahlreichen Leiden sein höchst trauriges Leben endete.

Wr.

1) Bilderbuch für Kinder, von *F. J. Bertuch.* No. LXIII. bis LXXIV. 4. 1802. bis 1804. Jedes Heft hat 5 Kupfertaf. u. 10 Blätter Text, Deutsch, Französisch, Italiänisch und Englisch, kostet mit illum. Kupf. 18 gr. mit schwarzen Kupfern 9 gr.

2) Ausführlicher Text zu diesem Bilderbuche. No. LXIII—LXXIV. Jeder Heft des Textes 4 bis 6 gr. Sächs. Cur.

Heft 63. Hat ein amerikanisches Vogelgeschlecht, das man unter der Benennung Manakins kennt. Diese halten sich nur in den dichtesten Wäldern auf. Es sind hier sechs Arten abgebildet. Eine Tafel liefert einige Fische von sonderbarer Gestalt, u. a. den Drachenkopf und den zu demselben Geschlecht gehörenden Füllhornträger. Von den Amphibien finden sich der Kaiman und das Ganges-Krokodil, und aus dem Pflanzenreich die gemeine Pfirsche und Aprikose. Mit diesem Hefte beginnt auch die Abbildung der Rosenarten, und zwar der rothen und weißen Centifolie. Diese liebliche Blumenart sollte nunmehr in jeder Nr. eine Tafel einnehmen, bis die Sammlung des Herausgebers vollendet wäre. Dieses Versprechen ist aber nicht erfüllt worden; denn man findet in Nr. 65. 67. 68. u. a. keine Rosen.

Heft 64. Entenarten; einige deutsche Flußfische zur Lachsgattung gehörig; unschädliche Schlangen; nämlich die französische Natter, die Aeskulapschlange und die vierstreifige Natter; Himbeeren, Brombeeren, und von den Rosen die gelbe Centifolie und die gefüllte Purpurrose.

Heft

Heft 65. enthält eine Tafel aus dem Geschlecht der Vögel, Motacillen oder Sänger genannt, von den Schellfischen den Dorsch, Wittling, Köhler und Zwergdorsch; von den amerikanischen Früchten den Guajavabaum, den Flaschenbaum und den Breyapfel. Die letzten beyden Tafeln stellen die unterirdische Stadt Herculanum und das ausgegrabene Pompeji dar. Sie wurden im Jahr Christi 79 unter Titus Regierung verschüttet, und erst im vorigen Jahrhundert wieder entdeckt. Ueber Herculanum steht jetzt Portici, wo der Königl. Neapolitanische Pallast und ein Museum ist, das die aus der Tiefe geholten Haus- und Opfergeräthe und Statüen aufbewahrt. Letztere sind von Bronze oder Marmor. Der Kommentar liefert eine Beschreibung der merkwürdigsten Stücke, die der König von Neapel besitzt. Dieses Museum ist das Wichtigste, was man in dieser Art hat.

H. 66. liefert ausländische Spechte, 3 Tafeln mit Schmetterlingen und ein paar Rosenarten. Die Schmetterlinge werden bey den kleinen Sammlern derselben vielen Beyfall erhalten; besonders da sie einländisch sind. Unter den Dämmerungsfaltern befindet sich auch der merkwürdige und sonderbar gezeichnete Todtenkopf. Es ist zur nähern Kenntniß dieser Insekten gut, daß sich bey jedem Schmetterling zugleich die Raupe und die Puppe abgebildet findet. Die dargestellten Rosen sind die kleine Centifolie und die Tapetenrose.

H. 67. setzt die Reihe der einheimischen Tagschmetterlinge fort, zwey Tafeln mit Vögeln liefern Würger, Horn- und andere ausländische Vögel; eine Tafel hat zwey bekannte Arzneypflanzen, die Sennesblätter, Cassie und die bittere Quassia; und eine andere drey nach Rom gebrachte und daselbst noch befindliche ägyptische Obelisken.

H. 68. Hier finden sich ein paar Dämmerungsfalter, zwey fremde Vögelarten worunter die prächtige Männra aus Neuholland sich befindet; von den Handlungspflanzen das glatte Süßholz und der Johannisbrodbaum. Ferner sieht man zwey berühmte Grotten im untern Italien; ingleichen eine Abbildung des englischen Wettrennens zu Pferde. In diesem Heft verdient der Gegenstand aus dem Naturreiche, die Hundsgrotte bey Neapel, ausgezeichnet zu wer-

 den;

gen; der Name rührt daher, weil man seit langer Zeit und noch jetzt darin Versuche anstellt, Hunde zu ersticken. Der Dunst, der am Boden der Grotte sich zeigt, macht, daß ein Hund binnen 2 Minuten unter Verzuckungen unbeweglich liegen bleibt; sich aber an der freyen Luft wieder erholt. Setzt man den Versuch über 2 Min. fort, so bleibt das Thier todt. Vögel sterben sogleich.

H. 69. Einige Baumläufer und Kolibris; von den Handelspflanzen die Cichorie und Pfeffermünze; einige Polypen; die halbgefüllte Purpurrose, die sich bey vollem Sonnenschein offen aufgeblüht zeigt; gegen Abend hingegen ihre Blätter zusammenfaltet, und in den sogenannten Pflanzenschlaf fällt. (Eine prachtvolle Abbildung.) Ein Blatt enthält zwey merkwürdige Naturgegenstände, die Solfatara (von sulphurata terra) in der Gegend von Neapel. (Denn es giebt noch eine Naturseltenheit dieses Namens, ein Gewässer unweit Tivoli.) Es ist ein Thal, dessen Boden theils warm, theils brennend ist, und aus welchem dicke Dämpfe aufsteigen. An den Wänden der Oeffnungen setzt sich Salmiak und Schwefel an, besonders der letztere. Man hat dort eine Salmiakfabrik. Von diesem Producte erhält man jährlich ungefähr 2 bis 4 Centner; aber der Ertrag des Schwefels wird jährlich auf 900 Centner gerechnet. Der zweyte Gegenstand ist die Ansicht der kleinen Liparischen Insel Stromboli, die fast ganz aus einem kegelförmigen feuerspeienden Berge besteht. Die Insel hat etwa 1500 Einwohner. Auf derselben wachsen vortreffliche Muskat- und Malvasierweine.

H. 70. Zwey Tafeln mit Pflanzen, worunter wir den bey der Malerey und als Arzneymittel wichtigen arabischen Gummibaum auszeichnen; vier gepanzerte Fische (der Knochenhecht, das Runzelmaul, der Ribbenfisch und der punktirte Küraßir) sechs Gattungen von Ammern, wohin auch der für lüsterne Gaumen so wichtige Fettammer oder Ortolan gehört. Ein schönes Blatt stellt das Wettrennen bey den alten Römern, den Circus des Caracalla und eine Denkmünze mit dem Sieger im Wagenrennen dar.

H. 71. Einige Vögel, besonders Bienenfresser; vier Makrelenarten; aus dem vegetabilischen Reiche die Manna-Esche und Sassaparille. Ein Blatt beschäfftigt sich mit Gegen-

genstånden des Alterthums, und liefert sieben verschiedene Kronen, womit man den Sieger krönte. Da findet man die Strahlenkrone für den Feldherrn, die Lorbeerkrone für den Kämpfer, Wettrenner, Dichter und Künstler, die Bürgerkrone aus Eichenlaub für einen Edlen um das gemeine Beste verdienten römischen Bürger, die Belagerungskrone und Mauerkrone, für den, der eine belagerte Stadt befreyet, oder die Mauern einer feindlichen zuerst erstiegen hatte. Die Lagerkrone und Schiffskrone. Jene für den Krieger, der zuerst ins feindliche Lager eindrang; diese für den siegenden Admiral. Das letzte Blatt bildet die Telegraphen auf dem Louvre zu Paris und zu Ryssel ab.

H. 72. Sumpfvögel und ein paar Giftpflanzen. Zwey Blätter zeigen Alpengletscher und ein Blatt liefert Schneegebirge. Die hier vorgestellten Gletscher sind das Eismeer am Berge Montanvert und das höchst merkwürdige Thal von Chamouny. Das Schneegebirge enthält den gleichwichtigen Montblanc, den höchsten Berg der alten Welt, den D. Paccard ein Arzt in Chamouny am 8. Aug. 1786 zuerst, und nach ihm Hr. v. Saussure und a. m. erstiegen. Diese drey Blätter gereichen dem Bilderbuche, über dessen innern Gehalt wir schon mehreremal unser Urtheil gefällt haben, zu einer vorzüglichen Zierde.

H. 73. Chinesische Insekten, besonders einige Käfer, die sich durch ihre grelle Farbe auszeichnen. Eine Tafel zeigt einige seltne Vögel Deutschlands, mehrentheils Sumpfvögel, nämlich den Strandreuter, den Wasserfäbler und den kleinen Rohrdommel. Der vierte Vogel auf diesem Blatte ist die rosenfarbige Drossel oder Amsel (turdus roseus) von welchem noch wenig bekannt ist. Die schöne Zeichnung dieses Thieres giebt ihm ein treffliches Ansehen. Eine Tafel liefert die Erdmandel, ein Gewächs, das man seit einigen Jahren als Surrogat des Kaffee's empfiehlt, und dessen Anbau man jetzt mehr als vormals betreibt. Zwey Tafeln stellen musikalische Instrumente der alten Griechen und Römer dar, als Klappern, Pfeifen, Cymbeln, Leiern und Cithern.

H. 74. Die Hydrangea, eine aus Japan und China stammende schöne aber geruchlose Blume, die jetzt in mehrern deutschen Gärten gezogen wird. Zwey Rosenarten,

 die

die Basilica-Rose und die einfache gelbe Rose. — Eine Tafel stellt den braunen Atlas, einen prächtigen großen chinesischen Schmetterling dar; eine andere einige deutsche Raubvögel, die zum Eulengeschlecht gehören. Wir führen aus dem Text hier nur an, daß der Hühnerfalke, den man sonst für eine eigene Gattung hielt, nichts anders als ein einjähriger und zweyjähriger Stockfalke sey. — Auch enthält eine Tafel Gegenstände aus dem Alterthum, und zwar Masken der Alten. Man sieht hier tragische Masken für das Trauerspiel, komische für das Lustspiel, und Bacchische für die satyrischen und Hirtenspiele.

Df.

Neues Elementarbuch zum Gebrauche bey dem Privatunterrichte. Herausgegeben von C. P. Funke. Zweyter Theil, welcher einen Sittenspiegel für die Jugend enthält. Mit 12 Vignetten. Berlin, bey Voß. 1800. 310 S. 8. 1 Rg. 12 gr.

Auch unter dem Titel:

Sittenspiegel für die Jugend, herausgegeben von C. P. Funke.

Neues Elementarbuch, u. s. w. Dritter Theil. Erste Hälfte, welche eine Vorbereitung zur Naturgeschichte enthält. Mit 26 Kupfertaf. Ebend. 1804. VIII. und 198 S. 8. 1 Rg. 12 gr.

Mit dem besondern Titel:

Vorbereitungen zur Naturgeschichte. Herausgegeben von C. P. Funke.

Der erste Theil, welcher in zwey Hälften abgesondert erschienen, ist von einem andern Rec. beurtheilt worden. Rec. bezieht sich auf die Anzeigen, welche man in der Biblioth. B. 41. S. 166 ff. und B. 42. S. 531 findet, und bemerkt nur noch, daß einem Buchhändlerverzeichnisse zufolge die erste Hälfte des ersten Theils in der Mich. Messe 1799 eine neue verbesserte und mit einem Anhange vermehrte Ausgabe erlebt hat.

Der

Der vorliegende zweyte Theil enthält Rec. Ueberzeugung nach einen Reichthum von psychologischen Wahrnehmungen, richtigen Schilderungen und treuen Charakterzeichnungen der menschlichen Unarten und Abweichungen von dem Sittengesetz. Die mannichfaltigen Fehler und Verdorbenheiten der menschlichen Natur werden von ihrem Entstehen an entwickelt, gründlich und größtentheils richtig bestimmt, ihre Aeußerungen, dem Wesen derselben gemäß, theils allgemein, theils in Beyspielen anschaulich gemacht und ihre traurigen Folgen zur Warnung vor denselben dargestellt. Dieser Theil hat zwey Hälften, deren erstere bis S. 170 geht, und die zweyte bis zum Schlusse fortläuft. Diese beyden Hauptabschnitte sind willkührlich angenommen, um vielleicht eine Pause zu veranlassen. Unter einzelnen Ueberschriften — man trifft in der erstern Hälfte 27 und in der zweyten 25 — sind die Gemüthsfehler behandelt worden. Man lieset daher der Ungeschliffene — Ungezogene — Zieraffe — Blöde — Komplimentenmacher — Rechthaber — Windbeutel — Sonderling — Schwätzer — Murrkopf — Geheimnißvolle — Bequemliche — Zärtling — Empfindliche — Scheinheilige — Niederträchtige — Unbillige und Ungerechte — Zänkische, u. s. w. Mancher Stoff gab dem Verf. zu einer ausführlichen Bearbeitung und Beleuchtung von mehrern Seiten Anlaß; bey einigen Untugenden faßte er sich kürzer. Die Materie sowohl als die Form gefällt uns als ein Sittenspiegel für Junge und Alte; doch ist jene schon für die heranwachsende Jugend. Als moralisches Elementarbuch betrachtet, scheint mir der Ton des Vortrags sowohl als manche Beläge und Beyspiele für die zartere Jugend nicht allenthalben zweckmäßig zu seyn; aber der gebildetere mit manchen Vorkenntnissen, die man dem kleinern Alter nicht zutrauen darf, versehene Schüler wird hier Befriedigung und Lehre finden. Unter den mehresten Ueberschriften sind auch die entworfenen Schilderungen nur aus dem Gebiete der reifern Jugend, ja größtentheils des männlichen Alters genommen. Die Gestalt des verdorbenen Menschen giebt dieser Spiegel treu zurück.

Zu den Gemälden, die dem Seelenmaler am besten gelungen sind, gehören nach meinem Gefühl u. a. der Vorwitzige und Wagehals S. 52. Einige zur Warnung ausgehobene Beyspiele sind aus der Sphäre des Knabenal-

ters entlehnt. (Es ist in der That zu verwundern, daß der jugendliche Vorwitz, den man besonders in volkreichen Städten oft wahrnimmt, nicht öfter traurige Folgen hat.) Der Leichtgläubige, S. 110. Eine richtige Zeichnung. Der Leichtgläubige glaubt alles, was man ihm sagt, ohne im geringsten darüber nachzudenken und die Sache zu untersuchen; die Unwahrheit müßte denn gar zu handgreiflich seyn. Als Seitenstück das Gemälde des Abergläubischen, der die Erscheinungen in der sichtbaren Welt nur von den Wirkungen in der unsichtbaren herleitet, und allem Uebel nur durch geheime Künste entgegenarbeiten und abhelfen will. Der Mißtrauische. Eine Zeichnung, die herzerhebend, und mit Begeisterung und Wärme entworfen ist. Der Scheinheilige und Heuchler. Die Farben zu diesem Gemälde sind ebenfalls trefflich gewählt. — Zur richtigen Unterscheidung mancher Wörter, die im Sprachgebrauch zuweilen nicht gehörig angewendet werden, hat Hr. Funke treu mitgewirkt. So setzt er die Bedeutung der Ausdrücke ungeschliffen und grob; allzugefällig und schmeichlerisch aus einander, und zieht mit scharfen Strichen die Gränzlinien. Am Schlusse jeder Hälfte ist das liebenswürdige Gemälde eines Mannes, den der Verf. Ariston nennt, aufgestellt. An den einzelnen Zügen erkennt man einen Mann von Bildung und feiner Lebensart sowohl, als von unbescholtenen Sitten und einer bewährten Rechtschaffenheit.

Bey der Schilderung des Zerstreuten S. 118 ff. ist Rec. mit dem Verf. nicht ganz einverstanden. Er sagt: »der wirklich Zerstreute läßt sich von einer einzigen Vorstellung so sehr einnehmen, daß er alles Andre vergißt, »u. s. w. — Der Zerstreute ist beständig nur mit Einer »Vorstellung beschäfftigt und verfolgt sie mit seiner ganzen »Aufmerksamkeit.« Ich würde von einem Menschen, der nur auf eine Einzige Sache denkt, sagen: Er ist in Gedanken. Der Zerstreute hingegen denkt an mehrere andere Dinge zugleich und hinter einander; nur nicht an das, woran er denken sollte. — Das Benehmen des Ungeschliffenen, der nach S. 6 heimlich Nadeln mit den Spitzen aufwärts in den Sitz steckt, auf welchem sich Jemand setzen will; oder der den Stuhl hinterwärts fortzieht, wenn man sich niederlassen will, erzeugt sicher auch

in

in einer gesitteten Gesellschaft nicht bloß Mitleiden oder Lachen; sondern ebenfalls Aerger und Unwillen. — Diese kleinen Bemerkungen sollen dem Werth des Ganzen nicht Eintrag thun. Rec. wünscht aus Ueberzeugung, daß viele Familien in diesen Spiegel sehen und bemerken mögen welche Flecken noch aus ihrem Bilde zu vertilgen seyn werden. Die Vignetten sind sauber gearbeitet, und beziehen sich auf einen Theil des Inhalts der Schrift.

Des dritten Theils erste Hälfte liefert eine Vorbereitung zur Naturgeschichte und ist für die Jugend als Lesebuch brauchbar. Der Verf. hat die gewöhnliche Eintheilung zum Grunde gelegt, und behandelt also das Thierreich nach den bekannten sechs Klassen. Er will überhaupt den Satz recht durchführen, daß die Natur in ihren Zwecken einfach, und in den Mitteln unendlich mannichfaltig sey. Bey den Thieren, die er namhaft gemacht, giebt er ihre Gestalt und ihre Kunsttriebe an, durch welche sie geleitet werden, ihre Nahrung und ihren Aufenthalt zu bekommen. Einige Merkwürdigkeiten und Eigenthümlichkeiten der einzelnen Thiergattungen sind hier mit guter Auswahl vorgetragen. Vom Fuchse liefert der Verf. noch ein Paar bisher ungedruckte, aber begründete Anekdoten, zum Beweise der List dieses Thieres. Von den Vögeln giebt er nach Blumenbach auch die Farbe und Kennzeichen der Eier jeder Gattung an, welches hier vielleicht für den Zweck zu umständlich ist. Er führt auch die gewöhnlichen Formen der Nester an; aber zugleich ein Paar ungewöhnliche, z. E. des kleinen Madenfressers, oder Ani. Er bauet in Afrika in Gesellschaft mehrerer seines Gleichen auf einer Gattung des Sinnbaums (mimosa) unter einem Dache. Die Zahl der Zellen oder Nester belief sich nach Patterson (vergl. dessen Reisen in das Land der Hottentotten und Kaffern, übers. von Forster. Berlin, Voß 1790. S. 135) auf 800 bis 1000. — Das Gewächsreich ist ebenfalls lehrreich behandelt, und besonders ist der Nutzen angegeben worden, den wir vom Saamen, den Knospen, Blättern, Wurzeln, u. s. w. der Gewächse haben. Das Mineralreich ist zuletzt nach der gewöhnlichen Eintheilung in vier Klassen vorgetragen. Diese Naturgeschichte ist der Jugend als Einleitung zum weitläuftigen Studium derselben zu empfehlen. Die Kupfertafeln stellen die behandelten Gegenstände aus den drey Naturreichen dar.

Of.

Ueber Schulbibliotheken und Schulkabinette. Einladungsschrift von Chr. L. Lenz, Dir. und Bibliothekar des Nordhäuser Gymnasiums. Leipzig, bey Reineke. 1804. 45 S. 8. 2 gr.

Der hülfsbedürftige Zustand der Nordhäuser Gymnasiums-Bibliothek, über welche schon ehmals zwey verdienstvolle Nordhäuser Rektoren, Goldhagen und Fabricius, geschrieben haben, veranlaßte den Verf., der seit zwey Jahren der dortigen gelehrten Schule vorsteht, zunächst zu dieser Schrift, deren Gegenstand und Inhalt von nicht geringem Interesse für Pädagogen und Freunde des Schulwesens ist. Es kann in unsern Tagen des Lichtes und der Aufklärung keine Frage mehr seyn, ob eine Schule ohne allen Apparat von Büchern, Werkzeugen und andern Sammlungen blühen und gedeihen könne. Nur in den wenigen Städten, wo ehedem bedeutende öffentliche Bibliotheken und Museen sind und zu allgem. Gebrauch offen stehen, kann man vielleicht Schulbibliotheken und Schulkabinette, wo nicht ganz, doch zum Theil entbehren; an allen übrigen Orten machen sie eine conditio, sine qua non des Flors und des innern Wohlstandes einer Schulanstalt aus. Daher man jetzt in jeder dem Genius und den Ansprüchen des Zeitalters angepaßten Anstalt, unter andern in den preussischen Staaten, dieses große Bedürfniß zu Herzen nimmt, wie in den vom Verf. zusammengestellten Thatsachen zu Tage liegt.

Der Schulmann, der nicht mit seinem Zeitalter fortschreitet, und sich keine vollständige Kenntniß von dem Umfang, der Beschaffenheit und den Fortschritten der Sprachstudien oder Künste und Wissenschaften, in denen er Unterricht zu geben hat, aus den wichtigsten Werken alter und neuer, ja neuester Zeit erwerben kann, wird nur einen höchst unvollkommenen und lückenhaften Unterricht zu geben im Stande seyn. Daß er sich aber selbst aus eignen Mitteln alle diese literarischen Hülfsmittel, wozu auch theure Kupferwerke, Abdrücke und Abgüsse von Büsten, Gemmen, Münzen u. dgl. gehören, anschaffe, ist am wenigsten in unserm Zeitalter zu erwarten, wo die Preise der Bücher ungeheuer gesteigert, die Fluth der neu erschienenen Werke so groß, und wo die Gehalte der Schullehrer nicht im Verhältniß zu den vermehrten

Be-

Bedürfnissen und den erhöhten Preisen der Dinge vermehrt worden sind.

Die Schulbibliothek muß alle Fächer, die zu einem allseitigen Schulplan gehören, umfassen, und vorzüglich auf die wichtigern, klassischen Schriften Rücksicht nehmen. Von Zeit zu Zeit müssen die Mitarbeiter der Anstalt ihre Wünsche und Vorschläge, wegen der für den Schulgebrauch anzuschaffenden Bücher dem Schulvorsteher und Bücheraufseher mittheilen. Die Bibliothek zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erstre soll zunächst dem Lehrer Hülfsmittel beym Unterricht und zum eignen Fortstudiren darbieten, für die alte und neue Literatur, für Künste und Wissenschaften, für einen encyklopädischen Unterricht der klassischen Literatur und des Alterthums überhaupt, der in den höhern Klassen zu geben ist, wobey vorzüglich auch Kupferwerke, Abdrücke von Gemmen, Münzen u. s. w. nöthig sind, (auch wohl für einen Kursus einer Encyklopädie der Wissenschaften, wie man ihn wenigstens hie und da erfordert, und zu welchem noch einiger andre Apparat erforderlich wäre;) ein Unterricht in der Bücherkunde sollte in den Bibliothekzimmern selbst gegeben werden. Außer den wichtigsten Werken muß die Bibliothek ein paar vorzügliche gelehrte Zeitungen, die lehrreichsten theoretischen Schriften über Erziehungs- und Schulwesen und die wichtigsten Zeitschriften aus dem Gebiet der Schulwissenschaften halten. Zeitungen und Journale können auch unter andern Einwohnern, gegen einen Geldbeytrag zum Besten der Schule, umlaufen. Die zweyte Abtheilung der Schulbibliothek ist eigentlich für die Schüler, zum Vorbereiten, Nachlesen und zum eignen häuslichen und selbstständigen Studiren. Sie soll, nach dem Vf., enthalten 1) wissenschaftliche und Sprachwerke, für das eigentliche gelehrte Studium. 2) Werke des Geschmacks und der Unterhaltung, wie sie sich für Gebildete und Bildungsfähige schickt, jedoch mit strenger Auswahl und Rücksicht auf Unschuld und Reinheit des Herzens und der Einbildungskraft. Sie soll daher (der Verf macht daraus eine eigene Nummer, ob es gleich mit der vorigen in Eins zusammenfällt) die Stelle einer ordentlichen deutschen Leih- und Lesebibliothek vertreten. Endlich soll sie auch eine Armenbibliothek enthalten, d. h. mehrere Exemplare von allen Autoren und Kompendien, die in der Schule gebraucht werden, und welche mittellosen Schülern aus derselben geliehen werden. Dadurch macht

man

man es möglich, manche Bücher in den Schulen einzuführen, die sonst aus Rücksicht auf die Armuth eines Theils der Schüler, uneingeführt bleiben müßten.

Der zweyte Abschnitt dieser kleinen Schrift betrifft die Schulkabinette oder Geräthschaften für den anschaulichen Unterricht. Für verschiedene Künste, für Naturbeschreibung, Natur- und Größenlehre, Gewerbkunde u. s. w. sind durchaus Werkzeuge, Modelle, Nachbildungen oder natürliche Körper, kurz ein Apparat nöthig.

Noch manche nützliche Bemerkungen enthält diese Schrift über die Mittel und Fonds, aus welchen der Schulen die fehlenden Hülfsmittel verschafft werden könnten, wenn man nur guten Willen und Betriebsamkeit hat, über die Art, wie Schulbibliotheken verwaltet und möglichst nutzbar gemacht werden können.

Ch.

Haushaltungswissenschaft.

Unterricht über den Flachsbau für Böhmen, Mähren und Schlesien. Herausgegeben von der königl. ökonomisch-patriotischen Gesellschaft in Böhmen, und in deren Verlage, im Jahre 1804. 28 S. 8.

Dieser kurze, und doch deutliche Unterricht, auf 28 S. nebst einer Kupfertafel, wird für Böhmen unentgeldlich ausgetheilt, so auch an manche Orte im Auslande. Wir haben lange Zeit her keinen so richtigen Unterricht in solcher gedrängten Kürze gesehen; daher wir das Ganze, ohne etwas auszuziehen, als Auszug zu lesen, und nachzuahmen empfehlen können. Die dabey befindliche Kupfertafel enthält über ein Haus mit einer Flachsdörre und einem Gemeindebackofen die Ansicht, (den) Grundriß, und (die) Durchschnitte von 2 Seiten; auch diese Zeichnungen sind deutlichst erkläret worden. Nur manche Provincialismen hätten wir weggewünscht; z. B. S. 7 Leitbane — st. Flachsseide? und e. d., so wie S. 8, 12 u. m. O. erziegeln, st. erziehen oder erzeugen; wie auch S. 9. das letzte Wort ein-

nismal richtig vorkommt; S. 27, Brechlerin, st. Brechelerin; S. 28 Thürl st. Thürchen.

Va.

Die Kunst, die Zwergobstbäume, und unter diesen besonders den Spalierbaum zu erziehen und zu behandeln. Ein auf die Natur der Bäume und auf langjährige Erfahrung gegründeter Unterricht, von A. Rochoe, Groß-Gerichts-Aktuarius zu Sorst. — Mit einem Kupfer. Leipzig, im Industrie-Komtoir. 1803. 47 S. 8. 8 gr.

Bey den gehäuften Anweisungen zur zweckmäßigen Behandlung der Spalierbäume, welche wir zeither theils in einzelnen, theils in größern, das Ganze der Obstbaumzucht umfassenden Werken erhalten haben, blieb nur noch das Verdienst übrig, die Sache auf allgemeine Grundsätze der Vegetation zurück zuführen, deren Kenntniß für diesen interessanten Theil der Gartenkunst um so wichtiger ist, je weniger die mannichfaltigen Veränderungen des Baumes durch äußere und innere Ursachen, ja selbst die verschiedenen Absichten des Eigenthümers besondere Regeln zulassen, welche für jeden vorliegenden Fall hinlängliche Auskunft geben; je weniger demnach der Baumerzieher durch bloße Routine geleitet werden kann.

Rec. muß bedauern, daß hierauf in der vorliegenden Abhandlung durchaus keine Rücksicht genommen ist; ob man gleich nach der Ankündigung hauptsächlich eine auf die Natur gegründete Behandlungsart des Gegenstandes zu erwarten berechtigt war. Vielmehr wird der Vf. durch eine sehr auffallende Unbekanntschaft mit den wichtigsten, in diesem Fache vorliegenden Beobachtungen und Erfahrungen zu bedeutenden Irrthümern in den Vorschriften selbst verleitet. So wird S. 11 behauptet: »Die auf Pflaumen veredelten Pfirschen können den ihnen nöthigen Schnitt besser vertragen, weil ihre »Wurzeln stärker sind.« Es ist eine längst bekannte Sache, daß Zweige und Wurzeln in einem gegenseitigen Verhältnisse stehen; daß demnach schwache Wurzeln einen stärkern Schnitt erlauben, indem dadurch das Gleichgewicht zwischen Zweigen und Wurzeln hergestellt wird; starke Wurzeln hingegen aber

dar-

darnach in eine Unthätigkeit versetzt werden, welche ihre Zerstörung und am Ende den Tod des Baumes selbst nach sich zieht. Die Vertheilung und Aufhaltung des Saftes durch kleine und schwache Zweige, welche man zu diesem Zweck in möglichster Menge beybehält, und ein längerer Schnitt der starken Zweige sind das einfache Mittel, dem zu frechem Triebe Einhalt zu thun. Eine genaue Erwägung dieser Regel würde auch der Behauptung vorgebeuget haben, daß alle süssen Kirschensorten zum Spalier untauglich sind. Rec. hat die trefflichsten Bäume der Art gesehen und selbst gezogen, wenn nur das Geländer die gehörige Ausdehnung hat.

Wir wollen nun noch einige Proben der praktischen Bemerkungen ausheben. Zu Spalierbäumen des Kernobstes räth der Verf. vorzugsweise diejenigen zu wählen, welche in der Schule einen schwachen Trieb verrathen. — Immer sehr bedenklich. Der schwache Wuchs kann durch einen Fehler bey der Veredlung, durch einen innern Schaden und dergleichen verursacht seyn. Sicherer ist es, die zum Spalier bestimmten Sorten auf Wildlinge zu impfen, welche aus Kernen schwach wachsender Obstsorten gezogen sind: z. B. Passe-pomme rouge, Pigeon bey Aepfeln, Verte-longue, Bergamote d'été bey Birnen. Der Verf. zieht die Gabelform, welche den Baum in zwey gleiche Theile theilt, allen übrigen Arten des Spalierzuges vor, und beschränkt darauf seine Anweisungen. Das zum Grunde gelegte Kupfer ist, wie wir finden, aus Sickler's Obstgärtner B. 7. Taf. 4 entlehnt. Nur haben die mittlern, fast senkrecht stehenden Zweige eine Stärke erhalten, welche sie in keinem gut gezogenen Spalierbaum ohne Nachtheil des Ganzen haben dürften. Ueberhaupt läßt es sich nicht billigen, wenn der Verf. sich fast allein auf den seltenen Fall beschränkt, daß der Baum so wachsen will, wie es seinem Erzieher gefällt; ohne sich auf die mannichfaltigen Bestrebungen einzulassen, wodurch er seinen natürlichen Wachsthum anzunehmen und der beschränkten Lage des Geländers zu entweichen sucht. Eben so wenig finden wir eine zweckmässige Anzeige der Hülfsmittel, dem gebildeten Baum seine Form zu erhalten, und den veralteten zu verjüngern, worüber neulich Forsyth sehr nutzbare Vorschriften gegeben hat. Um das Kahlwerden der untern Theile des Baumes zu verhüten, will der Verf. die Holzzweige lang, die Fruchtzweige hingegen kurz geschnitten haben. Schwerlich wird die unbedingte

An-

Anwendung dieser Regel einen solchen Baum gegen das Kahlwerden schützen. Rathsamer ist es, daß man die obern Zweige, welche den Gesetzen der Vegetation zu Folge am stärksten treiben, über den schwächern Trieben zurückschneidet; in den untern Theilen hingegen die stärksten Zweige vorzugsweise beybehält, und dadurch den Baum gegen seine natürliche Neigung zwingt, an den untern Theilen eben so stark, als an den obern zu treiben. Die Abhandlung schließt mit einer kurzen Anweisung über die Zucht der Busch- und Pyramidenbäume. Aber auch hier wird der Geübte nur das längst Bekannte und der Anfänger zu wenig Befriedigendes antreffen.

St.

Ausführliche theoretisch- und praktische Beschreibung der Korbbienenzucht, ihrer Dauer und ihres Nutzens (,) ohne Künsteley (,) nach ausgemachten Gründen der Naturlehre und langer eigener Erfahrung (,) von M. J. E. Spitzner, Veteran der ersten Oberlausitzschen Bienengesellschaft. Zweyte, ganz umgearbeitete, verbesserte und mit einem Kupfer vermehrte Ausgabe. Leipzig, bey Junius. 1803. 344 S. 8. 1 Rg. 8 gr.

Wenn Männer, die seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren ihrem Lieblingsgeschäffte sich gewidmet, Celebrität darin haben, von dem literarischen Egoismus frey sind, und nicht eigensinnig wider ihre Ueberzeugung einmal behauptete Sätze vertheidigen, noch am Abende ihres Lebens als Schriftsteller auftreten, und eine ihrer frühern Schriften verändert und verbessert dem Publikum mittheilen: so hat man ein vorzügliches Zutrauen zu ihnen und zu ihren literarischen Produkten. Aus diesen Gründen ergriff Rec., der übrigens mit dem Verf. in keiner Verbindung steht, und ihn nicht einmal persönlich kennt, mit vieler Begierde die vor ihm liegende Schrift, versprach sich durch dieselbe Lektüre eine angenehme Unterhaltung, und hoffte neue, wenigstens nicht allgemein bekannte Bemerkungen, Beweise und Bestätigungen bestrittener und vertheidigter

Wahr-

Wahrheiten; aber auch zurückgenommene Meinungen, und demnach wahre Verbesserungen darin zu finden; und er muß bekennen, daß er in seiner Erwartung, so viel als die Korbbienenzucht betrifft, nicht getäuscht worden ist; denn Klotzbeutenzucht lehrt der Verf. gar nicht: mithin haben wir in dieser Schrift auch fürs Allgemeine hierüber nichts zu erwarten, und wollen diesen letzten Unterricht immer gern in Riems 3ter Auflage Fundamental-Bienenpflege, dessen Bienenvater zweyten Auflage, als auch in desselben Vollkommensten seiner Bienenzucht 1sten Auflage nebst der Lagerkastenpflege, suchen.

In verschiedenen Stücken nähert sich nun der Verf. in der Schrift selbst seinen ehemaligen Gegnern, und hat Manches aufgegeben, das er in der ersten Auflage als zuverlässig gewiß ausgab, und aus langer Erfahrung wissen wollte. Es macht ihm daher Ehre, daß er sich im hohen Alter nicht schämte zu wiederrufen, wo er irrte. Und so hoffen wir auch ferner um so mehr, daß er bey längerm Leben, und bey fortgesetzten Untersuchungen, in manchem Uebrigen seine Meinung, die er jetzt mit Wärme vertheidigt, abändern wird; denn wir müssen offenherzig gestehen, daß wir immer noch Vieles nicht billigen können. Z. B. daß die kleinen Drohnen, nach S. 63, Mißgeburten seyn sollen, und daß es keine Drohnenmütter unter den Arbeitsbienen gäbe; sondern diese, nach S. 55 geschlechtslos seyen u. d. m. Dagegen können wir wieder darin dem Verf. unsern Beyfall nicht versagen, daß er Hübnern, Riom und andere mehr, die von ihm in Meinungen abweichen, humaner behandelt, und nicht in der starken Sprache mit ihnen redet, in welcher man ihn ehedem manchmal reden hörte.

Den Besitzern der ersten Auflage zu Gefallen wollen wir das, was in dieser 2ten abgeändert, oder hinzugefügt worden ist, kürzlich anzeigen. Wenn in der ersten Auflage der Verf. den Drohnen das Männerrecht absprach: so läßt er ihnen hingegen in der neuen Gerechtigkeit wiederfahren und erkläret sie für Männchen der Mutter. Ueber die Begattung selbst giebt er durch eigene Beobachtung, eine nähere Bestätigung an, die denen, welche sich vom Beschränkungssystem begeistern ließen, z. B. einem Vogt, Lukas und Matuschka, nicht gefallen werden. Doch in Ansehung der Begattungsart bleibt er seiner alten Theorie immer

immer noch getreu, nach welcher sich das Männchen auf
das Weibchen setzen, dieses aber seinen Begattungs- und
Legekanal auslassen, und in das auf ihm sitzende Männ-
chen einstecken soll. Wir wollen darüber weiter nicht mit
ihm streiten; können aber nicht bergen, daß wir den Lege-
kanal nicht auch zugleich für den Begattungskanal halten
können; müssen jedoch hier unsere Bedenklichkeiten, der Weit-
läuftigkeit wegen, verschweigen. Eben so wenig können wir
uns auf die übrigen Streitigkeiten des Verf. mit Hübern
einlassen; zumal dieser allen deutschen Bienenfreunden mit Er-
läuterungen über Matuschka's Einwürfe gegen seine, und
seines Sekretärs Beobachtungen, für ein- und allemal durch
seine Gattinn antworten lassen, (m. s. Riems Halbjahr-
Beyträge oder neue Sammlung 1803, im 1. Liefr. S. 240-
245.) wodurch zugleich die Existenz des Herrn Hüber's,
daran Herr Spitzner ehemals so sehr zweifelte, erwiesen
wird; und merken nur dieses an, daß wir uns sehr wundern,
wie Herr S. nach S. 28 die Oeffnung, in welcher nach Pö-
sels und Hübers Beobachtung das männliche Glied stecken
bleiben soll, unter dem Stachel der Mutter gesucht hat, da
er sie über demselben, nach Hübers Methode, der die
Mutter nicht wie der Verf. in ihrer sitzenden oder fliegen-
den, sondern in einer auf dem Rücken liegenden Lage
observirte, hätte suchen sollen. Gesetzt, Hr. Hüber oder
sein Sekretär Burnens, hätte hierin unrecht gesehen und ge-
zeichnet: so mögen dieses die drey Herren unter sich ausmachen,
und können einen Irrthum um so leichter gegen einander auf-
heben, als Hr. Spitzner ehemals auch die Wulst, am
Hintertheile des Stachels, unten statt oben, gesehen und
gezeichnet hat; welches man nun in Riems ökonomischen
Paterheften im 6. St. oder in desselben Vollständigsten
seiner Bienenzucht, S. XXVI f. berichtigt, und derselben
beyde Zeichnungen daselbst, in Tab. IX. Fig. 3. A und B
befindet. Auch ists falsch und wider die Physik, wenn der
Verf. die Arbeitsbienen S. 31 für Geschlechtsbienen
hält. Ob die Königinn zu gewissen Zeiten, um sich zu reini-
gen, aus ihrem Stocke heraus gehe, wie er ehedem glaub-
te, oder ob sie beständig darin verbleibt, wie er nunmehr
S. 33 behauptet, indem er sagt: »sie bliebe, so lang ihre
Eierlage dauere, immer im Korbe, (wie auch Staudt-
meister will,) und nur alsdann, wenn sie eine gesunde
Mutter sey, gienge sie mit den andern Bienen aus, wenn

sie schwärmten, jedoch auch hier so, daß sie von den [illegible]-gebienen, gleichsam mit Gewalt fortgerissen würde;« — lassen wir unberührt. Recht ist von ihm, daß er den Königinnen d. i. Mutterbienen nicht mehr das Legen der Drohneneyer abspricht. Bey seinen Körben aber hat er eine Abänderung getroffen; denn er läßt sie, nach S. 97, länglichtrund verfertigen, und sie enthalten 16 Zoll in der Weite; in der Mitte ist das Flugloch. Die runden sind, nach S. 94, 20 Zoll hoch und unten eben so breit. Die Strohrollen an den Körben und Untersätzen, hat er 4 Zoll dick angegeben; aber es sind diese unstreitig allzudick, und es ist hierbey gewiß eben so unökonomisch, mit dem Stroh umgegangen, als man mit dem Holze hierin bey Klotzbeuten verfährt. Da Herr Spitzner in der Druckfehlerliste nichts von dieser 4 zolligen Dicke angeführt hat: so kann man es im Ernste so verstehen. Wir halten indeß 1½zollige Dicke für hinlänglich. Daß ein jeder Korb ein besonderes Standbrett bekommt, hatte der Verf. in der vorigen Auflage nicht empfohlen; empfiehlt solches aber in der gegenwärtigen. Auch lebt nach demselben die Königinn nicht mehr verschiedene Jahre, sondern nur, nach S. 170, so lang, als ihre bestimmte Eyerlage dauert; wenn diese zu Ende ist — welches bald früher, bald später geschieht — dann geht sie ab und stirbt; ihre Kinder aber erbrüten sich eine andere, welches endlich Anlaß zum Schwärmen giebt? Dieses letztere hat auch der nach dem Verf. nächste Veteran der pfälzischen, schlesischen und sächsischen Bienenwirthe, [illegible] meinen Riem, behauptet und selbst von dem Verf. sich müssen widersprechen lassen. Wir freuen uns daher um so mehr, daß er sich hierin mit diesem — wiewohl stillschweigend — vereiniget hat. Jedoch kann sich Rec. nicht überzeugen, daß die Bienen, nach S. 59, eine Mutter, deren Eyerlage zu Ende ist, verstoßen sollten. Warum verstoßen sie nicht fehlerhafte Mütter, z. B. die nur Drohneneyer legen? Behalten sie diese nicht oft wider unsern Willen, wenn wir ihnen, auch selbst bey dem Mangel an Stoffe, hiezu mehrmals Eyer und kleine Maden zulegen? Nach S. 218 ist Honig die beste Fütterung für die Bienen, und 5 Pfund Zucker ernähren sie nicht länger als 2½ Pf. Honig. Mischt man denn aber nicht 1½ Pf. Honig zu 3 Pf. Zucker, (zu den Zeiten, wenn Honigmangel ist,) oder auch Malzsafft, hinzu; wie besonders die Lüneburger im Großen, (m. s. [illegible]

ferner

ler's Korbbienenzucht Anh. 3, S. 151 : 154 und die Riemschen Schriften, besonders die Zugabe zu des letztern Bienenvater 2 Aufl.) das letztere thun? In Thüringen sagt man: 100 Stöcke ernährten einen Mann, welches der Vf. mit gewisser Einschränkung zugestebt, doch den Gewinnst noch bestimmter angiebt, daß in einer guten Gegend ein Bienenstand, nach Abzug der Kosten, auf 12 Procente zu benutzen sey. Das Kapitel: vom Honigthaue, hat er weggelassen. Noch merken wir an, daß der Verf. die Magazinbienenzucht und allgemeine Bienenstände, nicht, wie ehemals, gänzlich verworfen hat.

Außer den am Ende der Schrift angezeigten Druckfehlern haben wir nur noch wenige gefunden, die jeder Leser selbst zu verbessern wissen wird. Doch kommen S. 93 Z. 21, die Worte: ich habe seit 12 Jahren meinen Körben ꝛc. wiederum S. 97 Z. 15 vor. Bey 25 und 27, S. 245. Z. 18 hätte der Monat sollen angezeigt werden; und die 3 Kupfertafeln sollten numerirt seyn.

Man siehet aus allem, daß sich Hr. Pastor Spitzner vor seinem Ende noch verträglich und sehr brav mit seinen Gegnern ausgeglichen hat; daher ist für deutsche Schriftsteller nur vom Hn. Schulmeister Lukas zu wünschen übrig, daß er ein Beyspiel hieran nehmen, und dem Herrn Prediger nachahmen möge; ja wir rufen ihm mit Wärme zu: gehe hin und thue desgleichen.

Va.

Franz Anton von Resch über die besten und wohlfeilsten Leuchtstoffe und vortheilhaftesten Gewinnungsarten derselben. Erfurt, bey Kayser. 1808. 3 ℳ.

Diese, ohne die Dedikation u. Vorrede, zwey Bogen haltende Schrift wurde durch eine Preisfrage der Landesverbesserungs-Deputation zu Aschaffenburg veranlaßt. Die Frage war: Welches sind die besten Surrogate statt der Leuchtspäne für den Landmann auf dem Spessart? und die gegenwärtige Schrift erhielt das Accessit. Der schätzbarste Theil derselben sind die eignen Erfahrungen des Verf.

über

über den Ertrag verschiedener Gewächse in Rücksicht des dar- aus zu gewinnenden Oels und über die Sparsamkeit verschie- dener Oele beym Verbrennen. Eine am Ende beygefügte Ta- belle giebt eine Uebersicht, wie lange 1 Pfund von verschiede- nen Arten Oel brennt, und wie hoch ungefähr der jährliche Aufwand dafür zu rechnen ist.

Lm.

Anzeigen der Kurf. Sächsischen leipziger ökonomischen Societät von der Ostermesse des Jahres 1801. Mit Kupfern. — Von der Michaelis M. 1801. Mit Kupfern. Dresden, bey Gerlach. 1801. 8.

Die Anzeigen von der Ostermesse sind beurtheilt in der Re- cension der ersten Lieferung der Neufortgesetzten Sammlung vermischter ökonom. Schriften von Hn. Riem aufs Jahr 1800. Die Anzeigen von der Michaelismesse haben die gewöhnliche Einrichtung. Wir zeichnen zuvörderst aus den Abhandlungen, welche bey der Societät eingesandt und den 1 Okt. 1801 bey der Leipziger Provinzialversammlung zum Vortrage gekommen sind, hie und da etwas Merkwürdiges aus. — Der Frucht- wechsel wird vom Hrn. Prof. Weber für ein gutes Mittel ge- halten dem Unkraute zuvorzukommen. Nach dem Rathe der Engländer soll man nicht viele Jahre nacheinander auf dem Acker solche Früchte bauen, die nur dünne und gerade in die Höhe stehen; sondern mit solchen Früchten abwechseln, die das Erdreich bedecken, oder durch öfteres Behacken und Auf- lockern das Unkraut ersticken, als Erbsen, Wicken, Kraut, Rüben, Toback rc. Nach dieser Regel wählen sie folgenden Fruchtwechsel: Kohl und Rübenfrüchte fürs Vieh, Hülsen- früchte, Hafer oder Gerste, Klee, Waizen. Dieser Frucht- wechsel würde auch dem deutschen Landwirthe um mancherley angeführten Ursachen willen, vortheilhaft seyn. — Von einer neuen Art Diemen- oder Feimengerüste für Stroh, Klee- heu oder Getreide, die nicht so kostbar ist, als die vom Geh. R. Schubart von Kleefeld und dem Oberamtmann Holzhau- sen. — Zweytens aus den, von der Wittenberger Provin- cialversammlung, überschickten Verhandlungen, merken wir Folgendes an. Bemerkungen über die Witterung und ihren nachtheiligen Einfluß auf den Ackerbau 1800 bis 1801 vom Herzoge von Holstein-Beck, worin besonders gezeigt wird, wie

als nöthig zu seyn, mit dem Futter im Winter regelmäßig und sparsam umzugehen, damit man bey solchen Wintern, wie der vom Jahre 1800–1801 im Frühjahre, wenn es sich, wie damals verspätet, nicht Mangel leide. Der Herzog ließ auf seinen Gütern alles Stroh zu Häcksel schneiden, um das Vieh damit zu futtern, welches Rec. in seiner kleinen Wirthschaft auch sehr nützlich gefunden hat. Es wird dadurch viel Stroh erspart, weil das Vieh nicht so viel in den Mist ziehen kann, als wenn es rauh und ungeschnitten verfuttert wird. — Man soll bey der Saat der kleinen Gerste am besten thun, wenn man bey trockner Zeit den Acker völlig zur Saat bestelle und egget, nicht eher als bey mehr zu hoffendem Regen säet, die Saat einwalzet, und wenn das Land vom Regen festgeschlagen worden, es mit der Egge luftet. — Da in dem Jahre 1800 zur Zeit der Erndte regnicht Wetter war, welches den Kleeheu Gewinnst sehr erschwert hat: so wird die Klapmeyerische Methode, den Klee in Haufen durch die Gährung und Entzündung zu trocknen, sehr empfohlen, weil man nach dieser Methode den Klee trocken machen kann, den man sonst in regnigten Zeiten auf dem Felde verfaulen sehen muß. — Vorschläge zur Befestigung der Obstbäume. Man soll einen etwa 6 viertel langen Pfahl beym Pflanzen des Baums, in die feste Erde eintreiben, daß er etwa 5 Zoll über die Wurzel am Stamme des Baums die in Höhe reicht. Alsdann soll man gleich über der Wurzel Baum und Pfahl mit einer Weide festbinden, die Wurzeln mit Wasser recht einschlemmen, und endlich mit der ausgeworfenen Erde das Loch völlig zuwerfen und die Erde etwas antreten. Die kurzen Pfähle kommen auf diese Art mit unter die Erde und die Wurzeln bleiben völlig in Ruhe, welches bey langen Pfählen nicht so gut zu erreichen ist; der Baum wird nicht vom Pfahle beschädigt, und kann dadurch am Wachsthume nicht gehindert werden. Diese Methode wird von dem Herrn Hofgärtner Seidel unter gewissen Einschränkungen gebilliget. — Fernere Versuche die Winterpferdehaare zu nützlichen Fabrikaten anzuwenden. — Ueber die künstliche Bienenfütterung durch einen wohlfeilen Honigsurrogat, in kalten und regnigten Sommern, nämlich durch Syrop aus teiggewordenen Holzbirnen. — Allerley Vorschläge zur Verbesserung der hölzernen Magazin-Kästchen von der Christischen Erfindung. — Benutzung des Schlammes auf Alaunwerken, um daraus rothe Farbe zu bereiten.

8.

Vermischte Schriften.

Theogonie. Untersuchungen über den Ursprung der Religion des Alterthums von K. D. Hüllmann, Prof. z. Frankf. a. d. Oder. Berlin, Realschulbuchhandlung. 1804. 302 S. 8. 1 Rk. 8 gr.

Der gelehrte Verf. geht von den Grundsätzen aus, daß die Uebereinstimmung aller kultivirten Völker des Alterthums in Ansehung der Grundlage ihres mythisch-religiösen Systems zu genau sey, so wie die Einheit und Haltung in den Haupttheilen zu groß, als daß sich annehmen ließe, die Gottheiten, Dogmen, Gebräuche und Symbole, welche zusammen den Grundstoff des Ganzen ausmachen, wären in verschiedenen Gegenden einzeln und von einander unabhängig entstanden, wovon der Grund in der Natur des Menschen liege, welche unter gleichen Umständen überall darauf führe; ein allgemeiner Austausch wäre mit der Zeit vorgegangen, und das Ganze daher weiter nichts, als ein Aggregat verschiedenartiger künstlich zusammengefügter Theile. Seiner Meinung nach haben vielmehr die Grundzüge des Systems, der wesentliche Theil desselben, gleichsam die Kardinalmythen, woran sich alle Nationalvorstellungen und Lokalmythen mittelbar oder unmittelbar anreiheten, unverkennbar einen positiven und einmaligen historischen Ursprung. Die Geschichte des Ursprungs der positiven Religion sey zugleich Geschichte der ältesten bürgerlichen Verfassung, ja überhaupt älteste Geschichte des Menschengeschlechts. So sparsam und leise die Winke der frühesten Urkunden zur Lösung der Räthsel des höchsten Alterthums auch wären: so ergebe sich doch aus einer sorgfältigen Vergleichung derselben das einfache, der menschlichen Natur am meisten angemessene Resultat, daß die erste Veranlassung der Begriffe von höhern Wesen unter den Urvölkern in der Niederlassung einer gebildeten Herrenkaste unter einem ganz rohen Volcke liege. Theokratie, Staat in der Kirche, sey die bürgerliche Urverfassung, Vorderasien die Wiege der frühesten Kultur und Schreibkunst; so wie die Genesis die früheste Sammlung historisch mythischer Aufsätze, welche die ältesten schriftlichen Urkunden des Menschengeschlechts enthalte, also auch als Quelle der ältesten Reli-

Religionsgeschichte für den historischen Ursprung der Religion mit benutzt werden müsse. Vor der wunderbaren Ankunft überlegner Fremdlinge, deren Nachkommen zur Priester- und Herrenkaste wurden, sey keine positive Religion vorhanden gewesen; denn so sehr auch eine moralische Religion Bedürfniß der Menschen heissen müsse, so wenig sey es eine positive und historisch mythische Religion. Nur aus dieser Entstehungsart der positiven Religion sey die in alten und neuen Zeiten so allgemeine innige Verbindung derselben mit dem Staate völlig und ungezwungen erklärbar. In den frühesten Zeiten wären Staat und Religion, Priester und Oberherren überall Eins gewesen, wie noch jetzt im Kirchenstaate und in Tibet. Daraus wären hier früher, dort später jene wichtigen Revolutionen entstanden, wodurch sich neben der Priestermacht eine besondere Fürstenmacht bildete; eine Veränderung, die in den frühesten Mythen von jubilirten Priestern als Ursprung des Bösen dargestellt werde, und von welcher sich in der eigentlichen Geschichte noch Spuren fänden, wie z. B. an dem hebräischen Hohenpriester, dem muhamedanischen Chalifen und dem japanischen Dayro. — Nachdem sich der Verf. auf diese scharfsinnige Weise den Weg zu einer durchaus historischen Erklärung des Ursprungs der positiven Religion gebahnt hat, stellt er die ältesten Thatsachen, welche dem Religions- und Mythensysteme zur Grundlage gedient haben, in folgender Geschichte auf. »In einer fruchtbaren Gegend Vorderasiens hatte sich einst ein überlegener fremder Stamm niedergelassen, der in Vergleichung mit den vorgefundenen wilden Urbewohnern einige Kultur besaß, und sich durch edlere Formen unterschied. Da sich die Urbewohner nicht vorstellen konnten, daß eine so ausgezeichnete Gattung auf der Erde entstanden seyn könne: so gewann die Meinung Eingang: die Fremden seyen vom Himmel herab gestiegen; es seyen höhere Wesen. Ehrfurcht und Unterwürfigkeit von Seiten des unwissenden Urvolks, Anmaaßung und Herrschaft von Seiten der Ansiedler, waren die natürlichen Folgen der Kulturverschiedenheit. Die Kolonie dieser Fremdlinge bestand größtentheils aus Männern. Daher hielten sich die neuen Oberherren Gattinnen aus dem Volke, und zeugten Kinder mit denselben, woraus sich eine mittlere Kaste zu bilden anfing. Der Herrenstamm eignete sich gewisse Grundstücke eigenthümlich zu, auf denen er Getraide- und Weinbau trieb, dessen Kenntniß er aus der Heimath mitgebracht hat-

»te. Die gröbern Erzeugnisse des Landes ließ er den Ein-
»wohnern; an die beyden edlern Früchte aber sollte sich, stren-
»gen Verboten zu Folge, Niemand wagen. Einst ward um
»die Aerndtezeit von dem Emir ein Mann aus der mittlern
»Kaste in Gesellschaft eines Jünglings und eines Mädchens
»von gleicher Herkunft als Wächter des Getreide- und Wein-
»feldes angestellt. Lüstern nach den anvertrauten Früchten,
»verführte der Wächter seine jungen Gesellschafter, in sein
»betrügerisches Vorhaben einzugehen, gemeinschaftlich einen
»Theil der köstlichen Früchte zu entwenden, und heimlich an-
»zubauen. — Den beyden jungen Leuten glückte es, einen
»Theil der Früchte auf die Seite zu schaffen. Nach dem er-
»regenden Genusse der Weintrauben fühlten sie gewisse Trie-
»be, deren Befriedigung sie näher an einander knüpfte. Sie
»verbanden sich auf immer, legten eine kleine Kolonie an,
»und bestimmten nach dem Beyspiele der Herren, ihrer vä-
»terlichen Ahnen, einen Theil des Getreides zur Aussaat, und
»die entwendeten Reben zum Anpflanzen. Aber der Neid
»des vormaligen Wächters, den sie von der Beute ausge-
»schlossen hatten, verfolgte die jungen Kolonisten. Entschlos-
»sen, sein Recht der Theilnahme geltend zu machen, überfiel
»er sie räuberisch; ward aber so nachdrücklich empfangen, daß
»er im Kampf mit den jungen Kolonisten das Leben verlor.
»— Das Kolonistenpaar hatte ein Beyspiel von Beleidi-
»gung der Ehrfurcht gegen die Herrenkaste, von verwegner
»Theilnahme an deren köstlichen Früchten, gegeben, welches
»durch den günstigen Erfolg allzu verführerisch war, um nicht
»in kurzer Zeit nachgeahmt zu werden. Das Bewußtseyn der
»edlern Abkunft von väterlicher Seite erwachte in den Glie-
»dern der mittlern Kaste, und eben damit das Trachten nach
»Gleichheit des Standes, der Besitzungen und Rechte mit
»den stolzen Gebietern. Mit der Sklavenkost des dritten
»Standes nicht länger zufrieden, und des Zustandes der Ab-
»hängigkeit überdrüßig, erlaubten sich allmälich die Meisten
»aus der mittlern Kaste Gewaltthätigkeiten gegen die obern;
»aufgewiegelt von den Müttern, bemächtigten sie sich eines
»Theils von den vorbehaltenen Früchten des Herrenstammes;
»säeten und pflanzten; erfanden bessere Werkzeuge zum Ge-
»traide- und Weinbau, und wurden Stifter von Kolonien,
»die bald zu kleinen von den Priestern politisch unabhängigen
»Staaten anwuchsen. Als erst der Glaube an die Unverletz-
»lichkeit des Priester- und Herrenstandes, die einzige Schutz-
»wehr

»cht besselben, erschüttert war, mußten in dem ungleichen
»Kampfe zwischen gemächlichen, durch heilige Trägheit ver-
»zärtelten Despoten, und abgehärteten, um Freyheit und
»Eigenthum kämpfenden Männern, die letztern entschieden
»die Oberhand gewinnen. Die höhere Kaste ward auf das
»Priesterthum eingeschränkt; behielt aber unverändert den stol-
»zen und herrschsüchtigen Charakter, und vererbte die Klagen
»über den Verlust der Alleinherrschaft auf die Nachkommen.
»Aus der zweyten oder mittlern Kaste ward ein Krieger- und
»Herrenstand. Nach geraumer Zeit entstand durch das Aus-
»treten der Flüsse dieser Gegend eine grosse Ueberschwemmung;
»ein Unfall, den die gedrängten Priester mit jenen Empörun-
»gen in Verbindung brachten, und als göttliche Bestrafung
»der Ruchlosigkeit vorstellten. Einige sowohl von ihnen als
»von der mittlern Kaste flüchteten auf Kähnen, und wurden
»in andere Gegenden geführt, wo sie sich anbaueten, und das
»Andenken an jene Vorfälle auf die Nachkommen fortpflanz-
»ten. Weiter hin verbreiteten sich diese Sagen durch Kolo-
»nien in die meisten morgenländischen, und in viele abend-
»ländische Provinzen.« Aus diesen ältesten Thatsachen der
Geschichte erklärt Hr. H. alsdann sowohl die Mythologie der
Asiaten, der Griechen und Römer in sieben Hauptsätzen, als
auch am Ende den Thierkreis. Von der Erklärung selbst
wird Rec. hernach noch einige Proben geben; zuvor aber sei-
ne Meinung über das Ganze sagen, wovon er bis jetzt dem
Leser einen Ueberblick zu geben gesucht hat. — Es hat gar
keinen Zweifel, daß die historische Erklärung der alten My-
thologie von dieser Seite versucht, originell ist, und daß der
Verf. dabey einen Scharfsinn, eine Gelehrsamkeit und eine
glückliche Kombinationsgabe angewandt hat, die nicht genug
gerühmt werden kann, und immer achtungswerth bleiben wird.
Allein die Hypothese selbst, welche Hr. H. zum Grunde legt,
dürfte um so mehr dem Zweifel ausgesetzt seyn, je einseitiger
sie ist, und je weniger Spielraum sie dem räsonnirenden Er-
findungsgeiste des Menschen übrig läßt. Sie ist allerdings
historisch möglich; aber nicht so sehr psychologisch und mora-
lisch; sie läßt sich auch sehr gut durch einzelne Partieen der
Mythologie hindurchführen, wie es hier wirklich geschehen ist;
aber nicht wohl ohne Zwang durch alle. Indessen auch ange-
nommen, daß der Ursprung der alten positiven Religion und
Mythologie durchaus rein historisch wäre: so bliebe es doch
noch immer zweifelhaft, ob wir auch noch die wahren Thatsachen

 her-

heraus bringen könnten? Wir müßten um so mehr in Gefahr seyn, ganz falsche zu ergreifen, je mehr sie mit einer herrschsüchtigen Priesterpolitik in Verbindung gestanden hätten, die eine authentische Fortpflanzung schon verhindert haben würde. Aber warum sollte der menschliche Geist nicht eben so gut manche Fäden zu seiner Religion und Mythologie räsonnirend aufgenommen haben, und warum sollte es nicht eben so gut philosophirende Mythen geben, die aus der Betrachtung der Natur der Dinge und des Menschen entstanden wären? Der Philosoph wird immer eher annehmen, daß die früheste Religion und Mythologie ein Naturprodukt sey, wovon ebenfalls die sichtbarsten Spuren in der ältesten Geschichte der Religion liegen, und daß die historische Darstellung derselben als Thatsache größtentheils eine bloß symbolische Form sey, welche die Kindheit des menschlichen Geistes wählen müßte, weil eine abstrakte Darstellung noch ausser seiner Sphäre lag. Dessen ungeachtet dürfen aber wirkliche Thatsachen aus der alten Religion und Mythologie nicht ausgeschlossen werden; denn es ist sehr begreiflich, daß wenn die älteste Religion und Mythologie vorzüglich von der Natur und dem Menschen ausgegangen ist, auch Thatsachen, die in der Natur und mit dem Menschen vorgiengen, mit in dieselbe eingeflochten worden sind. Daher dürfte es noch immer wahrscheinlich bleiben, daß physische, anthropologische und historische Mythen zusammen den Hauptstoff zur alten Mythologie geliefert hätten, wie man bis jetzt angenommen hat. Ueberhaupt dürfte aber der Ursprung der Religion zuverläßiger auf dem psychologischen als historischen Wege aufgesucht werden können. Es giebt einen allgemeinen Menschencharakter, der sich auch allgemein auf eine ähnliche Weise äußert, und nur durch Klima, Lebensart u. s. w. verschieden modificirt wird. Daher die Aehnlichkeit der Religionen und Mythologien unter den verschiedensten und entlegensten Nationen, die nie mit einander in Verbindung standen, bey denen also auch keine historische Fortpflanzung angenommen werden kann. In so fern aber jede entstehende Religion in Verbindung mit religiösen Gebräuchen tritt, wird sie schon eben dadurch positiv, und ein Priesterorden, ist erst die Folge von diesen Gebräuchen, deren Depositärs die Priester werden. Mit ihnen entstehen zwar erst die Orakel und Offenbarungen; allein diese sind auch schon früher da als Schrift, welche in der Folge bloß dazu dient, sie schriftlich fortzupflanzen. Was endlich die Gegend betrifft, wo die Wiege der frühe-

frühsten Kultur und die früheste schon etwas ausgebildete positive Religion zu suchen seyn möchte: so dürfte sie eher am Ganges in Indien und Tibet liegen, als in Vorderasien. — Diese Bemerkungen des Rec. sollen übrigens bloß dazu dienen, auf einige Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, welche der Hypothese des Verfs. entgegen zu stehen scheinen, um sie in ihrer ganzen Ausführung annehmlich zu finden. Diese hindern aber gar nicht, einzelne Partieen für sehr glücklich entwickelt zu halten, wohin Rec. unter andern besonders die schönen Bemerkungen über den Getraide- und Weinbau rechnet, die eine Hauptrolle in der alten Mythologie spielen, welche sich nur historisch erklären läßt; wenn gleich Rec. sich nicht überzeugen kann, daß gerade die Thatsachen dabey zum Grunde liegen sollten, die Hr. H. so speciell angiebt, weil sie ihm gar zu speciell zu seyn scheinen. Unstreitig hat die Erzählung der Genesis die ersten Fäden zu der Geschichte geknüpft, die der Verf. so speciell als ursprüngliche Thatsache angiebt; allein es bedarf dennoch sehr vieler Kunst, die Erzählung hiernach zu erklären. Der Verf. sieht sich daher selbst genöthigt S. 41 zu bekennen, daß erst in der zweyten Urkunde Gen. 2, 3. auch der Mütter Erwähnung geschehe, die er zu seiner Geschichte bedarf, und dagegen nur von einem Vater, dem Emir oder Stammhaupte (Jehovah-Elohim), wenn gleich die erste Urkunde Genes. 1 von mehrern Vätern (Elohim) redete. Freylich kann die Kunst auf diese Weise, der Urgeschichte des Verf. gemäß, aus beyden Urkunden mehrere Väter und Mütter herausbringen; allein wenn man bedenkt, daß Moses erst den Namen Jehovah für die Einheit Gottes erfand: so dürfte schwerlich ein Uremir darunter zu verstehen seyn. Eben so wenig kann sich Rec. überzeugen, daß unter dem Erdstoffe oder Staube, woraus der erste Mensch nach der Genesis gebildet seyn soll, weibliche Urbewohner, weibliche Mitglieder der niedern oder Pariakaste S. 42 verstanden werden müßten. Rec. betrachtet die ersten Kapitel der Genesis als kosmogonische, geogonische, anthropogonische und moralische Versuche, um den Ursprung der Welt zu erklären, so wie das goldne Zeitalter der Urwelt zu beschreiben, woraus eine von dem gelehrten Verf. ganz verschiedene Ansicht entsteht, mithin auch sehr natürlich eine ganz verschiedene Meinung über den eigentlichen Inhalt derselben, wobey er sich also nicht länger aufhalten will. Nur erlaubt er sich noch die Bemerkung, daß die Verähnlichung der verschiedensten Perso-

so-

sonen und Namen vermittelst der Alliteration ein sehr irre
leitendes, täuschendes Mittel in der Hand des Geschichtfor-
schers ist, und wünscht, daß der Verf., der seinen Ruhm als
Geschichtforscher so solide begründet hat, diesen Weg nicht
weiter betreten möge. Einige Beyspiele werden zeigen, daß
dieser Wunsch hinlänglich motivirt ist S. 59, 61. »Im Je-
»hovah sind Jupiter und Saturn enthalten. 1) daß Jeho-
»vah mit Jupiter gleich bedeutend ist, erhellet schon aus dem
»Namen. Augenscheinlich ist das hebräische Wort Jehovah
»einerley mit dem etruskischen Iuve oder Iuve pater, wor-
»aus Iupiter geworden ist. Iuve, Iuvah gedehnt Iehovah
»heißt der Höchste, [im Hebräischen heißt es das nicht] also
»Jupiter — der höchste Vater. Nach glücklich überstande-
»ner Wassergefahr opfern Noah dem Jehovah, und Deuka-
»lion und Pyrrha dem Iupiter Phyxius 2) die Identität
»Jehovah's mit Saturn, schon eine Vermuthung römischer
»Gelehrten, geht aus zwey Umständen hervor, dem Sab-
»bathtage und den Menschenopfern. Unser Sonnabend ist
»dem höchsten Wesen, dem Obersten der Gestirne, gewidmet,
»bey den Hebräern genannt Sabbath d. i. Tag des Jehovah
»Zebaoth [allein Sabbath heißt im hebr. Ruhetag] also des
»Jupiter; bey andern Völkern aber Tag des Saturn. — —
»Die ältesten Hebräer brachten auch ihrem Jehovah zuwei-
»len Menschenopfer, worauf der Mythus von Abraham auf
»Moria führt.« Da der Name Jehovah dem zweyten Bu-
che Mosis zu Folge erst vom Moses erfunden, und hernach von
den hebräischen Geschichtschreibern auch in die frühere Perio-
de hinaufgerückt wurde: so kann jene Vergleichung nicht wohl
statt finden; denn der älteste Name der Gottheit war bey den
Hebräern, so viel wir wissen, Elohim. Am frappantesten
scheint aber Rec. die Alliteraldeduktion der Identität des grie-
chischen Ophis mit dem hebräischen Cherúb oder Scheráph
S. 160. 61. »Beydes heißt Seher d. i. Aufseher. Von
»Cherúb oder Scheráph ist Gryp oder Gryph eine bloße Mu-
»tilation; denn eigentlich muß das hebräische Wort geschrie-
»ben und ausgesprochen werden Chrúb. Schlaffe und ge-
»mächliche Sprachorgane haben hier einen Hülfsvokal einge-
»schoben, wie dieß so häufig geschieht z. B. Kanut statt Knut.«
Darauf folgt die Darstellung der Identität von Ophis und
Chrub, Gryp, Gryph, Greif, Schraph. »Stammsylbe
»Oph. Modifikationen Uph, Yph, Eiph etc. 1) Mit
»dem Suffixum is — Ophis; 2) mit dem Praefixum Chr

»oder

»oder Gr a) Chruph, Chrub b) Gryph, Gryp, Greiph,
»Greif, Griffon c) Schraph.« Freylich wenn man sich die hebräischen Worte כְּרוּב und שָׂרָף nobilis (im Arabischen Scheriff (شريف) denkt: so kann man beyde schwerlich für gleich halten; indessen möchte man über diese Allegation noch wohl wegkommen, wenn man nur nicht noch οφις damit vergleichen müßte, wobey Rec. alle Hoffnung der Ausgleichung aufgiebt. Dagegen gesteht er um so lieber, daß Hr. H. treffliche Bemerkungen über das Symbol der Schlange im Alterthume gegeben hat. Psychologisch ist es leicht zu erklären, wie ein scharfsinniger Gelehrter, der eine fein ausgedachte Hypothese mit Lebhaftigkeit ergreift, nun auch allenthalben Bestätigungen dieser Hypothese findet, wo der kalte Beobachter dergleichen nicht finden kann. Dieser muß deßwegen dasselbe Mißtrauen in seine Meinung setzen, als jener, wenn er billig seyn will. Daher hütet sich Rec. auch sehr, hier absprechen zu wollen, weil die Behauptungen des Verf. eine weitere Prüfung verdienen, als hier angestellt werden kann. Allein dieß darf er doch wohl als ausgemacht annehmen, daß die Neigung zur Vergleichung und Verähnlichung den Verf. über die Gränzen der Wahrscheinlichkeit hinausgeführet hat. Es ist dieß um so mehr zu verwundern, da deutsche Geschichtschreiber von Kritik in der neuern Zeit sich davor zu hüten gewußt haben. Um dieses Urtheil zu bestätigen, sieht sich Rec. genöthigt, noch Einiges anzuführen, was er hieher rechnet. S. 167 entdeckt der Verf. auch die Identität der morgenländischen Greifen mit den ältesten deutschen Gräven oder Grafen, wobey die Kenner der deutschen Geschichte noch viel zu erinnern haben werden. Nach S. 175 sind in Adam und Eva Osiris und Isis nicht zu verkennen (?). S. 132 33. wird der Raub der Frucht im Paradiese nicht bloß mit dem Raube der goldenen Aepfel der Hesperiden; sondern auch mit dem Raube des goldenen Vließes zu Kolchis verglichen, und zwar auf folgende Weise. »Das goldne Fell d. i. Fell mit »goldenen Früchten, ein lederner Getraidesack, sind der »Schatz, dessen Raub dem unternehmenden jungen Manne »gelingt. Die verbotenen zwey Bäume, so wie die goldenen »Aepfel, befinden sich in einem Garten; der Schlauch mit »den goldenen Früchten in einem Haine. Der Verführer ist »entweder zugleich Drache (Wächter) oder es ist ein besonderer Drache über den Schatz gesetzt.« — Doch Rec. muß abbre-

abbrechen, weil er schon zu weitläuftig geworden ist, und die Beurtheilung der Vorstellungen des Verfs. von der griechischen und römischen Mythologie Andern überlassen. Wenn er gleich voraus sieht, daß die Hypothese des Hrn. H. vielen Einwendungen ausgesetzt seyn wird; so bleibt doch diese Schrift immer so originell und so reich an neuen Ideen, daß sie kein Mytholog ungelesen lassen darf, weil sie ihm Stoff genug zum Nachdenken liefern wird. Beyläufig bemerkt Rec. noch, daß der Verf. nach S. 8. Salomon für den wirklichen Urheber des Predigers zu halten scheint, womit die neuern Untersuchungen über dieses Buch nicht übereinstimmen, welche es mit mehrerem Rechte in ein viel späteres Zeitalter setzen.

H.

Philosophische Prüfung verschiedener Meinungen über den Eid, nebst einem Anhang über Matth. 5, 33 ff. Theologen, Juristen und Philosophen zur Prüfung vorgelegt von K. G. Anton, Adjunkt der philos. Fak. zu Wittenberg. Leipzig, bey Feind. 1803. VIII. u. 51 S. 8. 5 gr.

Der Verf. spricht hier über die Meinung, daß der Eid überflüßig, daß er unerlaubt, daß er unentbehrlich, daß er pflichtmäßig, daß der Meineid erlaubt und daß der Meineid höchst strafbar sey. Er bescheidet sich in der Vorrede, nichts Neues gesagt zu haben, und Rec. hat weder etwas Eindringendes, noch Wichtiges gefunden, wie sich auch aus dem von dem Verf. S. 30 selbst aufgestellten Resultate der ganzen Abhandlung ergiebt. »Wer durch den Eid (heißt es) die Pflicht, die Wahrheit zu sagen, zu bekommen glaubt, ist abergläubisch; wer aber den Eid als eine nachdrückliche Erinnerung an jene Pflicht betrachtet, der würdigt ihn nach seinem wahren Werthe. Es kann also wohl eine Zeit kommen, wo er überflüßig seyn wird; jetzt aber ist er unentbehrlich, und kann und muß folglich auch von dem Aufgeklärtesten geleistet werden.« Der S. 5. in Vorschlag gebrachten Eidesformel: »das versichere ich bey Gott, dem Allwissenden und Gerechten, der meine geheimsten Gesinnungen kennt, und freventliche Unwahrheiten unausbleiblich straft« scheint allerdings der

Vor-

Vorzug vor der alten zu gebühren. Uebrigens ist es zwar sehr lobenswerth, daß der Verf. die in seinen Vorlesungen gethane Aeußerung: »daß derjenige, welcher sich durch einen Eid verbindlich glaube, die Wahrheit zu sagen und Wort zu halten, abergläubisch sey; indem diese Verbindlichkeit schon von selbst bey Jedermann statt finde:« zu erläutern und gegen Mißverständnisse zu verwahren gesucht hat; doch wäre es wohl noch lobenswerther gewesen, wenn er sich über diesen wichtigen Gegenstand gleich in den Vorlesungen mit Bedacht und Genauigkeit ausgedrückt hätte.

Ag.

Beyträge zur Bibliopoele in praktischen Anmerkungen für Schriftsteller und Verleger. Ein Versuch von M. Dan. Gotth. Jos. Hübler, Konr. am Gymn. zu Freyberg. Leipzig, bey Schäfer. 1803. XII und 93 S. 8. 10 gr.

Vor mehrern Jahren schon hatte Herr H. einen Theil dieser Bemerkungen mit andern gleicher Art und Absicht an den seitdem verstorbnen Breitkopf für's damals erscheinende Magazin des Kunst- und Buchhandels ꝛc. eingeschickt; die B. auch so brauchbar fand, daß in gedachtem Journal ein eigner Abschnitt für dergleichen Beyträge von ihm angelegt wurde. Herr H. indeß fand in der Folge den Raum zu beschränkt, und überhaupt, daß für Gegenstände, worunter manche doch im Zusammenhange benutzt seyn wollen, so vielerley umfassende und meist Alles zerstückelnde Zeitschriften nicht der passende Ort wären. Eben deßhalb nahm er auch Anstand vom Erbieten des Hrn. Friedr. Nikolai, der übrigens Sammlungen solcher praktischen Wahrnehmungen für allerdings nützlich hielt, und ein andres, größern Spielraum verstattendes Journal dazu vorschlug, Gebrauch zu machen, und gab die weitere Ausführung der Idee vor der Hand wenigstens auf. Nicht bloß seine eigene Bemerkungen in Umlauf zu bringen, war ihm hierbey Hauptzweck gewesen; sondern durch diesen Versuch auch andre Sachkenner zu Mittheilung ihrer Erfahrungen und Einsichten zu bewegen; und wer wird in Abrede seyn, daß die Vereinigung Mehrerer, bey Dingen besonders, wo es

so

so verschiedene Seiten zu beobachten giebt, welche auch hier sehr erwünscht wäre? Mehr als ein Jahrzehend strich indeß seit vorüber, und die ehemaligen Anlässe zu dergleichen Bemerkungen, Klagen auch wohl und Rügen, hatten sich eher vermehrt als vermindert; noch jetzt also entschloß sich Herr H. wieder Hand an's Werk zu legen, und was er längst schon gesammelt gehabt, der Nachdrucker- und Buchmacherwelt von neuem zur Beherzigung vorzulegen.

Auch dießmal würde der mit Ehren ergraute Mann, und schon deßhalb gern hinter dem Vorhange geblieben seyn, weil mancher Schriftsteller und Verlegername sich nicht umgehen ließ, ohne den etwanigen Tadel ganz fruchtlos zu machen. Sein eigner Sosias aber nöthigte ihn dieses Inkognito aufzugeben; als der zum Verlage sich nur unter der Bedingung verstand, daß der Autor sich nennen würde; denn ohne diese Bürgschaft fänden sehr viele Bücher (ernsthaften Inhalts vermuthlich) jetzt gar keine Käufer! — Die ganz natürliche Folge unbefugter Schriftstellerey; mit der es in unsern Tagen bekanntlich bis zum Skandal gestiegen ist, und wovon für Literatur und Geschmack noch weit schlimmere zu befürchten stehn! Die während jenes Zeitraums vom ehemaligen Abbé Denina noch in Italien (1776) und in seiner Muttersprache geschriebene Bibliopoeie war unserm Landsmann keinesweges unbekannt geblieben; wie denn auch ihr Hauptinhalt gleich im Beginnen der Vorrede von ihm angegeben wird; und unsere ältere A. D. B. eben so wenig unterlassen hat, die 1783 vom Prof. Ulrich zu Jena veranstaltete Uebersetzung im 59. Bande anzuzeigen. Kaum aber sechs Blätter nur, und das am Schlusse des Werks, hatte der Italiänische Gelehrte den Ansichten solcher Forderungen eingeräumt, die man nicht bloß an Autoren, sondern auch an Verleger und Druckofficinen mit Recht zu machen hat, wenn das von ihnen besorgte Druckstück den möglichst nützlichen und bequemen Gebrauch desselben befördern soll. Kein Zweifel mithin, daß Herr H. gar nichts Ueberflüssiges unternahm, einen Theil wenigstens dieser, auch in Denina's Werke sehr unzureichend behandelter Rubriken von neuem ins Auge zu fassen. Freylich sind die meisten, auch vom Freyberger Beobachter gemachten Ausstellungen und Vorschläge, einzeln schon oft genug gethan worden; selten aber mit der nöthigen Rücksicht auf's pro und contra; oft nur sehr beyläufig; oder

in

in Recensionen und Büchern, die einen eben so flüchtigen Eindruck hinterließen, und auf keinen allgemeinen Umlauf rechnen durften.

Daß übrigens Herr H. den Gegenstand weder hat erschöpfen wollen, noch können, und also zu Ausfüllung der Lücken noch mancher Nachtrag erforderlich seyn wird, sind Dinge, die, dem Werth des Traktätchens unbeschadet, sich von selbst verstehn. Größtentheils ist von Begehungs- sowohl als Unterlassungssünden darin die Rede; nirgend also durften Belege fehlen; und diese wurden meist von Druckstücken geliefert, die im historischen, geographischen und lexikographischen Fache seit ein paar Dutzend Jahren zum Vorschein gekommen sind, noch jetzt cursiren, und dieß vielleicht noch häufiger thun würden, wäre für bequemere Einrichtung derselben gleich bey'm Abdrucke gesorgt worden. Auf unrichtige Angaben, Chikane, Parteylichkeit und dgl. ist Rec. nirgend gestoßen; und wenn er in Betriff eben dieser von Hrn. H. gewählten Belege an's kleine Buch selber verweis't, geschieht dieß bloß deßhalb, weil auch von ihnen Bericht erstatten zu wollen, viel zu weit führen würde. Hier also nur die Anzeige der XII Rubriken, worunter Herr H. für dießmal seine Wünsche, Bemerkungen und Vorschläge zu stellen rathsam fand. Sind sie nicht alle von gleicher Erheblichkeit: so liegt dieses ebenfalls in der Natur der Sache; genug, daß es dem hier Vorgetragenen weder Ungrund noch Zwecklosigkeit vorzuwerfen giebt! Gleich die erste Numer enthält Anfragen, deren Beantwortung gar nicht leicht ist: Wie es nämlich mit Verbesserung übersetzter ausländischer, z. B. historischer Schriften zu halten sey? Gemeiniglich läßt man das Original ungeändert abdrucken, und erinnert das Nöthige in Anmerkungen, die unter den Text gesetzt werden; was dann nicht selten zur Folge hat, in diesem sich von neuem umsehen zu müssen. Noch unangenehmer, wenn man mehrere Blätter desselben in voller Sicherheit wegliest, und endlich auf Seiten lange Berichtigungen stößt, die das Vergleichen mit dem für fehlerhaft nunmehr erklärten Original höchstbeschwerlich machen! Eben so wenig Vertrauen zur Urschrift und Uebersetzung erweckt es, wenn die Arbeit in andrer Herausgeber Hände fiel, die mit den Anmerkungen ungleich sparsamer haushielten. Hier wird eine der Uebersetzungen von Gibbon's berühmtem Werke angeführt, in deren erstem Bande es 130 (meist nöthige) Anmerkungen

zu lesen gab, im zweyten noch 25, im dritten nur 2, im vierten und fünften gar keine mehr; obgleich auch hier es Stoff genug dazu gegeben hätte, und die Titelblätter noch immer Anmerkungen versprechen. Nicht minder auffallend und anstößig bleibt es, wenn der Uebersetzer die Fehlerhaftigkeit des Originals freywillig eingesteht, und wohl gar dagegen warnt; die Berichtigungen aber den Einsichten des Lesers selbst anheim stellt. Rec. ist hier der unvorgreiflichen Meinung, daß Bücher; wo es so ungeheuer viel zu verbessern giebt, entweder gar nicht zu übersetzen, oder geduldig ganz umzuschmelzen, und wo wesentliche Zurechtweisungen nicht häufig sind, diese gleich im Text angebracht werden müssen; der Uebersetzer aber vorläufig, oder am Schlusse des Werks, und in wenig Worten, sein Verfahren zu rechtfertigen hat. — Nothwendigkeit der Abtheilungen in etwas starken Büchern. Etwas so durchaus Unentbehrliches, daß man die Vernachlässigung desselben kaum glauben sollte, wenn nicht jede Messe uns vom Gegentheil überzeugte! — Ueber Mangel der Inhaltsanzeigen, Kolumnentitel, Marginalien und Register. Alles höchst wesentliche Erfordernisse bey Büchern, die nicht bloß zur Zerstreuung oder zum Zeitvertreibe gelesen werden; sondern deren Werth sich erst erprobt, je öfter man sie befragt und sich mit ihnen vertraut macht! Von je her war es dem Rec. unbegreiflich, wie Schriftsteller, die keine Mühe gescheut, Bücher dieser Art zu schreiben, es dennoch an solchen Erleichterungen für den Leser konnten fehlen lassen! Was Register, besonders die der Sachen betrifft, wo dergleichen nämlich gar nicht gemißt werden können, muß ein Autor, dem es darum zu thun ist, seiner Arbeit die möglichste Brauchbarkeit, und das auf immer, zu verschaffen, sich dieser Mühwaltung im Nothfalle selbst unterziehn. Ihm den Frohndienst zu erleichtern, schlägt Herr H. vor, die, der etwa noch stehen gebliebenen Druckfehler wegen, dem Autor doch gewöhnlich zugeschickten sogenannten Aushängebogen auch dazu zu benutzen, daß er, der Verfasser, Alles darin unterstreiche, was in's Register kommen soll; welches dann vor dem Drucke selbst, noch füglich von ihm berichtigt werden könnte. Freylich bleibt dieses Hülfsmittel nicht mehr brauchbar, sobald Autor und Officin gar zu weit auseinander sind.

Ueber stillschweigende Kontrakte zwischen Schriftstellern und Lesern bey Werken von vielen Theilen. Wo nämlich

lich der erste Theil für eine Probe der folgenden gilt, auf die die Käufer billig sollten bauen können; nicht aber, wie oft genug geschieht, die Fortsetzung ganz anders behandelt finden. Jahre lang vergeblich drauf warten, das Ende vielleicht gar nicht erleben, oder vom fernern Ankaufe ganz abgeschreckt werden. Höchst sonderbar war z. B. das Benehmen eines deutschen Gelehrten, der um 1782 eine Geschichte des Ursprungs und Fortgangs der Wissenschaften herauszugeben anfing; nur bey den zwey ersten Theilen es aber bewenden ließ, und die Fortsetzung (noch bis diesen Augenblick ist keine erschienen) unter andern Scheingründen auch deßhalb verschob, um durch den Vortrag so gleichförmiger Materien seinen Styl nicht gar zu monoton zu machen!! da der Mann doch seitdem nicht aufgehört hat über verwandte Gegenstände zu schreiben, und alle seine Vorträge wie ein Ey dem andern ähnlich geblieben sind! — Ueber zu weitläuftig angelegte Plane mancher Werke. Ein der deutschen Schriftstellerey von jeher anklebender, und von jetziger Bücherfabrik so unzertrennlicher Fehler, daß er nicht mehr unter die Ausnahmen gehört. — Der Schriftsteller bleibe in seinem Berufe. Lasse z. B. nicht bereits angefangene und als wichtig anerkannte Arbeiten liegen, um an weit entbehrlichere, oft in ihm fremde Fächer einschlagenden, seine Zeit zu versplittern. — Ueber fertige Werke, die erst nur zum Gebrauch bey Vorlesungen ausgegeben, aber nach der Verfasser Tode dem Publikum doch vorenthalten werden. Hier scheint Herr H. für dergleichen noch nicht publici juris gewordne, meist nur relativ-köstliche Nachlasse doch wirklich, und das vielleicht aus specieller Liebhaberey ein wenig zu ängstlich besorgt. Sind z. B. die für's Mittelalter und die Völkerwanderungen vom unlängst verstorbenen Gatterer entworfenen Landcharten noch nicht erschienen: so hat diese Verzögerung schwerlich einen andern Grund, als den sehr triftigen, daß dergleichen Arbeiten nicht im Geschmacke des Zeitmomentes sind. — Vom besondern Abdruck der bey neuen Auflagen gemachten wenigen Zusätze und Veränderungen der ersten Ausgaben. Natürlich sind dergleichen, wo es der Mühe werth war, besonders veranstaltete Abdrücke mit größtem Dank anzunehmen, und daher auch den Verlegern aufs angelegentlichste zu empfehlen. — Ueber zu lange Zeilen. Leider aber sind diese nunmehr oft genug nur gar zu kurz; zum Glücke jedoch meist in Schriften nur und Schriftchen, die am Ende sich füglich ganz entbehren lassen. — Ueber

P 2 die

die Mode, Bücher schon geheftet auszugeben. Hier trat das audiatur et altera pars ein; weshalb Herr H. auch von Seiten der Buchhändler die Rechtfertigung dieses Heftens nicht verschweigt; am Schlusse aber dennoch wünscht, die Bücher ungeheftet, wie sonst, ausgegeben zu sehen; denn mit der Kautel, aufgeschnittene Broschüren nicht wieder zurückzunehmen, hat es doch in der That eine sehr anstößige Bewandtniß! Wie Rec übrigens nicht anders weiß, ist dieses Heften noch bey weitem nicht allgemein, und gleichfalls meist nur auf Schriften eingeschränkt, bey denen es ziemlich gleichgültig bleibt, ob man in ein rohes oder geheftetes Exemplar flüchtige Blicke wirft. — Ueber Proben der herauszugebenden Werke. Nur zu oft sind jene entweder sehr unzulänglich; oder die Ausführung selbst entspricht ihnen desto weniger! — Ueber typographische Schönheit und Eleganz. Denen heut zu Tage unverantwortlicher Weise so manches ungleich wesentlichere Bedürfniß aufgeopfert wird; ohne daß man noch darüber aufs Reine gekommen, was unter dieser S. und E. zu verstehen sey; und wie weit sie gehen dürfen, wenn kein ausschweifender, das heißt mit deutschen Geldbeuteln ganz unverträglicher Luxus daraus entstehen soll. Eben so wenig ist es zu verzeihen, wenn von wichtigen, so unnöthig verzierten Büchern keine wohlfeilen Ausgaben zu gleicher Zeit besorgt werden. Unter andern Grillen, deren H. H. in diesem Abschnitte gedenkt, erwähnt er auch der bey vielen Druckstücken jetzt fehlenden Norm, oder des sogenannten Wurms auf der ersten Seite des Bogens, deren Abwesenheit doch oft genug schon Verwirrungen muß verursacht haben! In Hinsicht auf die durch irgend eine andere Letternform zu ersetzende, Vielen so mißfallende Schwabacherschrift bezieht Hr. H. sich auf die Vorschläge eines Kunstfreundes im IX. Bande der N. A. D. Bibl. S. 363; hat aber noch nicht in Erfahrung gebracht, ob seit dem Jahre 1794, da solche schon mitgetheilt worden, irgend ein Letternschneider davon Gebrauch gemacht? Auch den durch die Ungleichheit ihrer Größen dem Auge widerlichen Ziffern wünscht er endlich eine gefälligere Form, findet in Hrn Ungers neuem Drucke diese Ungleichheit noch auffallender; in andern, hier gleichfalls angegebenen Impressen aber sie schon glücklicher vermieden.

Des angehängten, nur ein halbes Dutzend Mißgriffe berichtigenden, Erratenblatts erwähnt Rec. nicht etwa bloß

deßwegen, weil es sich mit ein paar andern, wiewohl unerheblichen, noch vermehren läßt; sondern hauptsächlich darum, weil der Kustos, oder Wink, daß ein solches Erratenblatt vorhanden sey, (was z. B. in vorliegendem Druckstücke nicht geschehen) doch wirklich auch unter die keineswegs zu vernachläßigenden Nebendinge gehört. Wie oft fehlen dergleichen unangezeigt gebliebene Erratenblätter den Exemplaren, ohne daß der Käufer ihr Daseyn vermuthen darf; was dann nicht selten der Reputation des Autors selbst nachtheilich werden kann. — Nicht Druck- sondern Gedächtnißfehler sind es ohne Zweifel, wenn z. B. Herr H. den unlängst zu Königsberg gestorbenen Mangelsdorf in Frankfurt an der Oder geglaubt, oder das im Jahr 1795 erschienene Probestück einer neuen Ausgabe des Terenz dem Herrn Döring statt Hn. Böttiger zugeschrieben hat. In diesem Jahre wenigstens kann nur das viel versprechende Specimen aus dem Schreibepulte des letztern zum Vorschein gekommen seyn; auch wissen die Meßverzeichnisse gedachten Jahres von keinem andern.

B.

Aussprüche der Minnegerichte. Aus alten Handschriften herausgegeben und mit einer historischen Abhandlung über die Minnegerichte des Mittelalters begleitet von *Christophor* Freyherrn *von Aretin*, Churfürstl. Baierischen General-Landesdirectionsrath — und Aufseher der Münchner National- und Hofbibliothek. München, bey Scherer. 1803. XII u. 163 S. gr. 8. Mit einem niedlichen Titelkupfer von Sinzenich, Amor als Richter. 18 Kr.

Die Minnegerichte (Cours d'Amour), ein Charakterzug von der Galanterie des Mittelalters, seiner Denkart und seiner Sitten, verdienten allerdings eine Untersuchung, und daß ein Geschichtforscher zusammenlas, was davon in verschiedenen Schriftstellern zerstreut vorkömmt. Der Freyherr von Aretin in München, der seine rühmliche literarisch-historische Forschbegierde schon öfter gezeigt hat, liefert hier, unterstützt durch die Schätze der Münchner National- und Hofbibliothek, das Resultat

seiner Untersuchungen in der vorangeschickten historischen Abhandlung über gedachten Gegenstand. Die drauf folgenden Gesetze der Minne und XXI Aussprüche der Minnegerichte sind aus dem alten deutschen Drucke: das Buch Ovidii von der Liebe — 1482 genommen. (Im Vorbeygehen erinnern wir, daß in dem Buche nicht das Mindeste aus des Ovidius Büchern de arte amandi u. s. w. angetroffen wird. Der Rec. hat eine Ausgabe dieses Buches vor sich mit dem Titel: Hie hebet sich an das Buch Ovidii von der Liebe zu erwerben, auch die Liebe zu verschmehen, als Doctor Hartlieb von Latein zu teutsch gebracht — Gedruckt vnd vollendet in der kaiserlichen Statt Augspurg durch Anthon Sorg — 1484. Fol.)

Wegen der Sprache des Originals ist Hr. v. A. zweifelhaft, ob es die lateinische oder italiänische sey. In München besitzt man in jener Sprache eine Handschrift von 1451. Eine italiänische, nicht zum Druck gekommene und in dem Vocabulario della Crusca angeführte, ist von 1408. Da man nun einen gewissen Brescianischen Rechtsgelehrten Albertanus für den Verfasser dieses Traktats hält, der im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts berühmt gewesen seyn soll: so muthmaaßet H. v. A. die Grundsprache sey wahrscheinlicher die lateinische gewesen, weil die italiänische damals noch in der Wiege gelegen habe. (Aber das vierzehnte Jahrhundert war ja bereits das Secolo d'oro der letztern, als in welcher Dante, Petrarca und Boccaz schrieben; und gesetzt auch, die Prosa sey zu Anfang jenes Jahrhunderts noch roher gewesen, als sie im Manuskript von 1408 erscheint: so konnte ja Boccaz, der die Schrift sicher kannte, Verbesserungen mit dem Styl vorgenommen haben, da er, nach dem hier mitgetheilten Fragment aus Crescimbeni zu urtheilen, mit dem Boccazischen nicht wenig Aehnlichkeit hat.) Die Münchner Bibliothek besitzt zwey Handschriften der deutschen Uebersetzung, und die lateinische Original-Handschrift des D. Hartliebs wird in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien aufbewahrt, weil er das Werk für den Herzog Albrecht von Oesterreich übersetzt hatte.

Hr. v. A. hat um so mehr sich berechtigt gefühlt, die Gewißheit der Existenz jener Liebesgerichte noch einmal zu untersuchen, da deren Spuren dunkel und wenigen Gelehrten bekannt sind. Sie werden von einigen in Zweifel gezogen, von andern

andern nur als Spiele des Witzes angeführet; allein sie waren oft ernsthaft; (hat man denn nicht oft Kleinigkeiten ernsthaft behandelt? in den Fächern der ehrwürdigsten Wissenschaften spukte ja bekanntlich Jahrhunderte durch der Kleinigkeitsgeist, und an kindische Fragen knüpfte man Bann und ewige Verdammniß an) wenn gleich zugegeben werden kann, daß sie oft nur scherzhaft gewesen seyn können. Vorzüglich gute Nachrichten findet man über diesen Gegenstand in Roland recherches sur les prèrogatives des Dames chez les anciens Gaulois, sur les Cours d'amour, u. s. w. Paris 1788. 8. Sie herrschten um die schönste Blüthenzeit der provenzalischen Dichter, als die limosinische Sprache die gemeinschaftliche Mutter der französischen, spanischen und italiänischen Schriftsprache über Languedoc, Provence, Arragonien, Valencia, Murcia, Majorka, Minorka, — ausgebreitet war. Wäre das Eingangs genannte alte Buch von der Liebe (lateinisch: de judiciis amoris) nicht so selten und unbekannt geblieben: so hätte man weniger an der Wirklichkeit der Minnegerichte gezweifelt. Die bey ihnen angestellten Räthe, Prokuratoren und Subalternen waren aus den ersten Familien Frankreichs. Könige und Fürsten sprachen, nachdem die Stimmen gesammlet waren, die Sentenz; mehr Gewicht aber hatten die Aussprüche der Damen. — An der Spitze der Aussprüche der Minnegerichte (arrêts d'amour) stehet ein Mährchen von einem Ritter aus Britannien, der von einer Dame Minne begehrte; welche ihm aber nur unter der Bedingung versprochen wird, wenn er von König Artus Hofe ihr ein gewisses Kleinod bringen würde. Er brachte es; aber freylich nach bestandenen fürchterlichen Abentheuern, wo es mit Riesen so viel zu kämpfen gab, daß einem die Haut schauert. An das erbeutete Kleinod war ein Zettel geschnürt, auf dem die Regeln der Liebe standen. Diese waren, scheint es, die Basis der Minne-Aussprüche. Wir wollen von letztern einige Proben hersetzen.

Der achte Ausspruch. Da eine reine wohlgestalte Mayd einem Manne ward vermählt, da wollte sie ihrem Buhlen keine Freude noch Wollust mehr erzeigen. Derselben Frauen unbesonnene Thorheit und ihre unziemliche Sache widersprach die edle Fürstinn Narda von Narbon also: da das neue Gelübd der Heyrath aufstund, da ward die erste Liebe nicht vertrieben, es wollte dann die Frau hinfür von aller Liebe lassen.

Der neunte Ausspruch. Einer fragte von derselben Frau, ob die Liebe größer sey zwischen zweyen Eheleuten oder zwischen zwey Buhlen. — Die Antwort der Dame war, daß zwischen Eheleuten keine rechte inbrünstige Liebe seyn noch wesen mag. So lautet es auch in dem

siebzehnten Ausspruch, daß eine Frau, die ihrem Buhlen sich zum Eheweib anbot, und nachher einen andern Buhlen verabschieden wollte, dazu nicht befugt sey; denn die Gräfinn von Champanien habe mit rechtem Urtheil bewiesen, daß zwischen Eheleuten keine rechte Liebe noch Minne sey. —

Es scheint also, daß in dieser Liebeskasuistik etwas jesuitische Kasuistik mit unterläuft. — Doch meint die vorgedachte Fürstinn von Narbon, im funfzehnten Ausspruch, ein Ritter könne von seiner Dame deßhalb nicht verworfen werden, wenn er seiner Glieder eins — z. B. ein Auge oder eine Hand — verloren hätte.

Als Anhang ist der lateinische Text der judicia amoris und das Fragment des Italiänischen aus Crescimbeni istoria della volgar Poesie beygefügt.

Fr.

Beytrag zu des Herrn Predigers Hahnzog Abhandlung über die Aufklärung der Bauern. Von D. W. A. Teller. Berlin, bey Unger. 1804. 63 S. 8.

Die Erscheinung dieser kleinen Schrift war uns sehr angenehm, weil wir glauben, daß die treffliche Abhandlung des Hrn. Predigers Hahnzog: über Volksaufklärung rc. (Siehe den LXXXVI. Band dieser Bibl. S. 550.) durch dieselbe bekannter werden, und überdieß diese wichtige Angelegenheit durch die Empfehlung eines so allgemein verehrten Mannes, wie Hr. D. Teller ist, noch mehr Interesse erhalten wird. Herr T. scheint zwar den Begriff enger genommen zu haben, als Hr. H. indem jener nur von einer Aufklärung der Feldbauern (dieses Wort scheint ihm nämlich der Sache ange-

ge-

gewissener zu seyn, als das Wort Bauern, welchem ein Nebenbegriff von Grobheit und Ungeschliffenheit anhängen soll) dieser aber überhaupt von Volksaufklärung redet. Aber es scheint nur so. Denn es ist vielen Städtern eigen, alle Landleute Bauern zu nennen, worunter man doch auf dem Lande bloß die Besitzer der Bauerhöfe zu verstehen pflegt. So scheint es ebenfalls, wie Hr. T. bemerkt, daß die Untersuchung der beyden Fragen: ist die Volksaufklärung nützlich? und: ist sie rathsam? welche Hr. Hahnzog aufwirft, um deßwillen überflüßig sey, weil sie nicht bezweifelt werden können, sobald die Hauptsache — die Nothwendigkeit — entschieden sey. Hr. H. hatte aber wohl die Hauptgegner der Volksaufklärung im Auge, welche sich einbilden, die Untersuchung über die Nothwendigkeit der Sache beseitiget zu haben, wenn sie mit grossem Geschrey zu behaupten suchen, daß sie weder nützlich noch ausführbar sey. Wie denn auch wirklich die Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer gehörig bestimmten Volksaufklärung von den verständigsten Männern anerkannt und bewiesen ist; gleichwohl aber durch ihre, aus leicht zu begreifenden Gründen, hartnäckigsten Gegner wegen vorgegebener Schädlichkeit und Unausführbarkeit verschrieen wird.

Nun aber zur Sache selbst. Auf die Frage: was ist Aufklärung in dem Menschen überhaupt gedacht? antwortet Hr. D. Teller: »sie ist Bildung zur Menschheit. Oder genauer: Bildung des Verstandes, um Herz, Willen und das ganze Verhalten darnach zu regeln, damit jeder den Zweck seines Daseyns sich gemäß verhalte.« Dieser vollkommen richtige Begriff faßt nun aber sehr viel in sich. Mit Recht sagt daher der Herr Verf.: »es muß die zweyte Frage hinzukommen: was ist des Menschen Bestimmung?« Um aber bey der vorhabenden Materie zu bleiben, beantwortet er sie nicht im Allgemeinen, daß der Mensch alle seine Kräfte kennen lernen, entwickeln und zu den besten Zwecken anwenden soll, welches auf ein sehr weites Feld geführt haben würde; sondern geht gleich auf die bürgerliche Bestimmung des Landvolks. Nun ist zwar, wenn die Volksaufklärung mit dem frühesten Jugendunterrichte anfangen soll, nicht so ganz gewiß entschieden, was aus den Kindern einst werden wird. Und wenn sie Bildung zur Menschheit erhalten sollen: so darf man bey ihrer frühen Bildung den Gesichtspunkt nicht bloß auf den Stand ihrer Aeltern einschränken. Aber wenn durch den Unterricht

terricht die Entwickelung der Verstandesfähigkeit nicht gänzlich oder doch größtentheils verfehlt werden soll: so muß das Bemerken und Urtheilen des Kindes, auf dem Lande oder in der Stadt, gleichviel — an dem geweckt und geübt werden, wovon es umgeben ist, was es seit dem frühesten Erwachen der Perception gesehen und gehört hat, und womit es täglich umgeht. Wer von Jugend auf geübt worden ist, das was er sah und hörte, recht zu sehen und zu hören, die nächsten Umgebungen genau zu bemerken und zu beobachten, sie nach ihrem relativen Werth, wie auch ihrem rechten Gebrauch und Mißbrauch, kennen zu lernen, sie zu unterscheiden und zu vergleichen, der hat sich gewöhnt, überall aufmerksam zu seyn und sein Nachdenken zu brauchen. Ein so geübter und gewöhnter Mensch kann in der Lage, worin er sich befindet, glücklich und brauchbar seyn, und es kann ihm nicht schwer werden, sich eben so gut auch in jede andere Lage zu finden, worin er in der Folge kommen möchte. Diese früh angefangene und beständig fortgesetzte Uebung der Aufmerksamkeit und der Denkkraft ist wohl die eigentliche Menschenaufklärung. Dabey muß es denn auch um so leichter werden, den Willen zum Guten zu lenken, gegen alles Schändliche Abneigung, dagegen aber Zuneigung zur Sittlichkeit zu erwecken.

Das Alles vorausgesetzt kann es eben so wenig schwer werden, sich über die Frage zu vereinigen, worin die Jugend des Landvolks unterrichtet werden soll? Denn wenn die Uebungen der Aufmerksamkeit und der Denkkraft zweckmäßig seyn sollen: so müssen sie beständig auf das gerichtet seyn, was den jungen Menschen zunächst umgiebt, und ihn folglich auch am meisten interessirt. Zur Leseübung gehören Volksschriften, zu den Rechenübungen Exempel von den dem Landvolk vorkommenden Gegenständen, zu den Schreibeübungen Vorschriften von leichtverständlichen praktischen Regeln und Anweisungen über vorkommende Verhältnisse und Geschäffte, u. s. w. Auch im übrigen Unterricht darf dieser Gesichtspunkt nie verlassen werden. Denn es ist dem denkenden und brauchbar seyn sollenden Menschen unentbehrlich, gewöhnliche Naturerscheinungen und Naturkräfte, das rechte Verhalten um gesund bleiben oder Krankheitsanfällen begegnen zu können, ein gesetzmässiges Betragen in seinen bürgerlichen Verhältnissen zu kennen. An diese jedem verständigen in seiner Lage möglichst glücklich seyn sollenden Menschen unentbehrlichen Kenntnisse, schließt sich zunächst

zunächst das an, was er von seinem Vaterlande, von seinem Regenten und von seiner Unterobrigkeit zu wissen braucht. Nur daß dabey nie über die oben angegebene Grenze hinausgegangen werde.

Hierbey kann über eine zu weit hinausgehende Aufklärung keine gegründete Besorgniß entstehen. Denn ein richtig denkender und gut gesinnter Mensch paßt in jede rechtliche Lage, wendet seine Leibes- und Seelenkräfte zu gesetzmässigen und nützlichen Zwecken an.

Hr. D. Teller sagt daher mit Recht, daß es nicht sowohl auf die Frage ankomme, wie weit die Aufklärung gehen soll, als vielmehr worauf sie gerichtet seyn soll. Es läßt sich wahrlich kein Ziel stecken, wie weit der denkende Mensch kommen soll; die Umstände, das Maaß seiner Fähigkeiten, der eigene Gebrauch führen ihn so weit, als er kommen kann. Dafür aber muß gesorgt werden, daß er ein verständiger und gut gesinnter Mensch werde. Darauf also müssen die Vorbereitungen und die Instruktionen künftiger Schullehrer gerichtet seyn. Sie müssen verständige und gutgesinnte Menschen seyn: dann werden sie auch ihre Schüler dazu machen können. Auch ist zu wünschen, daß es kein in den Wind geredtes Wort seyn möge, was der Herr Verf. den Gutsbesitzern zu beherzigen giebt, welches auch den königl. Beamten gesagt seyn mag, daß sie an ihrem Theile auch eine aufgeklärte Denkungsart und Gesinnung gegen das Landvolk beweisen möchten. Dann würden ja wohl auch ihre Wirthschaftsverwalter und Aufseher besser werden müssen; denn durch diese kann sehr viel Gutes gehindert und sehr viel Böses befördert werden. Welche beyde Fälle leider auch häufig vorkommen.

Uebrigens verweisen wir unsere Leser an die lesenswerthe Schrift des Hrn. Verf. worin, wie von ihm zu erwarten war, dieser wichtige Gegenstand auf eine Art beleuchtet und abgehandelt worden ist, die ihn seinem Zwecke viel näher bringt, als er in manchem grösseren Buche gebracht worden ist.

D.

1. Denk-

1. Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichte der Preussischen Staaten. Fünfter Band. Jan. bis Jun. 1803. 516 S. Sechster Band. Jul. bis Okt. 1803. (ist nicht weiter herausgekommen) 312 S. 8. Berlin, bey Belitz. Jedes Stück einzeln 8 gr. oder der Jahrgang auf Druckpapier 4 Rthl. 8 gr. auf Schreibpap. 5 Rthl.

2. Brennus. Eine Zeitschrift für das nördliche Deutschland. Dritter Band. Jan. bis Jun. Vierter Band. Jul. bis Oktober 1803. 8. (mehr ist nicht erschienen) Berlin, bey Braun. 1180 S. Mit Kupfern.

Nr. 1. Die Jahrgänge 1801 und 1802 sind B. 77 S. 319 unsern Lesern angezeigt worden. Das Journal, das sich immer mehr vom Plan und Zweck entfernte, konnte bey dem lesenden Publikum nicht Interesse genug erzeugen, und daher ist dieser Jahrgang unvollendet geblieben. Daß es dem Herausgeber an zweckmäßigen Beyträgen gefehlt hat, sieht man daraus, daß Abhandlungen philosophischen und satyrischen Inhalts vorkommen, die zu den Denkwürdigkeiten der Preuß. Staaten durchaus nicht gehören. Wer sucht in dieser periodischen Schrift Aufsätze über folgende Gegenstände: Ueber die Verbesserung der Kunst zu fluchen. — Ueber die Verdienste des Lügners um die Wahrheit. — Ueber die Moden. — Einige Abhandlungen werden dem Statistiker hingegen willkommen seyn, u. a. die Bratringschen Nachrichten vom Kloster Lehnin und der Aufsatz über das Oderbruch. Der Versuch einer skizzirten Regierungsgeschichte Friedr. Wilhelms des dritten (März) enthält eine weitschweifige Einleitung über die Lage eines Schriftstellers, welcher es unternimmt die Regierung eines lebenden Regenten zu schildern und darauf etwas über die Verfassung Frankreichs und Rußlands. Von dem Regenten, von dem in der Ueberschrift die Rede ist, kömmt nur wenig vor. Dieser Aufsatz, von welchem die Fortsetzung folgen sollte, ist unvollendet geblieben. Einige biographische Darstellungen verstorbener preuß. Gelehr-

ten finden sich hier am rechten Orte. Dahin rechnen wir die Nachrichten von Burgsdorf, u. s. w.

N. 2. Dieses Journal nimmt auf Wissenschaft, Volksbildung und Kultur, Künste, Gewerbe und Literatur im nördlichen Deutschland Rücksicht. Es hat einige stehende Rubriken, als Genius des preuß. Staats. Man findet unter dieser Ueberschrift neue Verordnungen, Taxen, Einrichtungen. Miscellen und Theater enthaltend ein Tagebuch über das königl. pr. berlinische Nationaltheater mit einer Beurtheilung der gegebenen Stücke und einigen Anmerkungen über die Darstellung derselben auf der Bühne. Ferner sind in jedem Heft die im Laufe eines Monats vorgefallenen Veränderungen und Avancements bey der kön. preuß Armee angezeigt worden. Uebrigens stehen unter der Ueberschrift Nekrolog in einigen Stücken biographische Nachrichten von einigen verdienten verstorbenen Männern, vom Staatsminister von Heinitz, vom Generallieutenant von Günther, vom Oberkonsistorialrath Gedike und dem Hofr. und Prof. Tiedemann in Marburg. Einige Aufsätze historisch statistischen Inhalts betreffen Ostfriesland, und die darin belegene Stadt Emden; die Stadt Goslar, und das Krankenhaus in Paderborn. Aus der bey Matzdorf in Berlin 1803 erschienenen Schrift: Denkwürdigkeiten der Stadt Rathenow hat der Verf. derselben, Hr. Pred. Wagner, (Jun. und Jul.) einige Bruchstücke, den Kurf. Friedr. Wilhelm den Großen von Brandenburg betreffend, abdrucken lassen. Wir haben im 89 Bde. 2 St. S. 299 ff. der N. A. Deutsch. Bibliothek unser Urtheil über das ganze Werk gefällt, auf welches wir uns beziehen, vornehmlich in Hinsicht auf den bey Fehrbellin erfolgten Tod des Stallmeisters Froben, und den Schimmel, welchen er dem Kurfürsten gegeben haben soll. Die Anmerkung, welche Wagner (Jul. S. 731) bey dieser Gelegenheit macht, kann den Geschichtsforscher nicht befriedigen. Dieser sucht Wahrheit in der Historie, unbekümmert ob die ästhetische Schönheit gewinne oder verliere? Uebrigens ist es pflichtmäßig, genau zu forschen, besonders in der Geschichte, wo man so oft Legenden findet. —

Ww.

An-

Annalen von Deutschland, enthaltend ein interessantes Gemälde der Lage, Verhältnisse, Kultur, ihrer Vor- und Rückschritte in Deutschland nach authentischen Quellen dargestellt. Erstes Heft. Mainz und Hamburg, bey Vollmer. 300 S. 8. 12 gr.

Die in dem Vorbericht erklärte Absicht des Verf. dieser Zeitschrift, das Wichtigste neuer Erfindungen, Begebenheiten und Veränderungen innerhalb Deutschland, koncentrirt, einfach, faktisch darzulegen, um die Uebersicht des neuen Zuwachses zu erleichtern, und den Freunden der Wissenschaften und ihrer fortschreitenden Ausbildung, auch in denjenigen Fächern, welche ausser ihrem Hauptstudium liegen, einen allgemeinen Ueberblick derselben zu gewähren, verdient Beyfall, wenn nur der Plan, nach welchem die Ausführung dieses an sich selbst gemeinnützigen Unternehmens in diesem ersten Heft angefangen ist, besser und zweckmäßiger wäre. Um den Standpunkt, von welchem die Vor- und Rückschritte der Kultur übersehen werden mögen, zu fixiren, wird ein kurzer chronologischer Abriß der Geschichte Deutschlands in politischer und literarischer Hinsicht nach den Hauptepochen, seit Max I. Zeit, vorangeschickt. Dann folgt unter der allgemeinen Rubrik: gegenwärtiger Standpunkt, eine Reihe ungeordneter, unvollständiger, in rapsodischer Form hingestellter Fragmente und kurzer Auszüge neuerer Schriftsteller in den verschiedenen wissenschaftlichen Fächern, welche weder ein Ganzes bildet, noch in den einzelnen Abtheilungen dazu geeignet ist, den Zweck des Unternehmens, ein bestimmt gezeichnetes und vollständiges Gemälde von dem Zustande der Literatur Deutschlandes zu liefern, zu erfüllen. — Die Zeitschrift ist bloß als ein spekulatives Verleger-Unternehmen anzusehen, das wahrscheinlich mit so vielen ähnlichen gleiches Schicksal haben, und gleich im Anfange wieder aufhören wird.

Rp.

Handbuch nützlicher Rathschläge und Mittel für Künstler, Fabrikanten, Landwirthe und Handwerker.

Herausgegeben von C. L. Seebaß, Prof. der Philosophie und Lehrer der Mathematik zu Leipzig. Leipzig, bey Baumgärtner. (Ohne Jahrzahl.) 376 S. 8. 1 Rk. 12 gr.

Der Herr Prof. Seebaß, der sich seit einiger Zeit als ein sehr rüstiger Sammler zeigt, glaubt durch die Herausgabe dieses Handbuchs etwas Gemeinnütziges zu thun. Es fehlt indeß an Sammlungen solcher Hausmittel keinesweges, die selten das leisten, was sie versprechen, wovon Rec. in seinem Standpunkt nur zu oft Erfahrungen hat. Rec. kann daher ein blosses Zusammenstoppeln solcher Rathschläge und Mittel aus Journalen, Magazinen, Zeitungen u. s. w. ohne alle eigene Prüfung und Berichtigung nicht billigen, da selten die prüfenden Versuche verständiger Chemiker, Technologen, Landwirthe und Künstler, die sie in ihren Laboratorien und Werkstätten anstellen, öffentlich bekannt werden.

Wer indeß Liebhaber solcher aufs Gerathewohl hingegebener Hausmittel ist, der findet in dem vorliegenden Handbuch eine große Zahl derselben; vorzüglich um zu vergolden, lakiren, färben, kitten, u. s. w. Auch sind allerley Anweisungen zum Besten der häuslichen und ländlichen Oekonomie angehängt. Selbst der Zahnschmerz und Schlangenbiß ist in dieser Kompilation nicht vergessen, wovon noch ein zweyter Band erfolgen soll.

Mb.

1. Schwedisches Museum. Herausgeg. von *Karl Nernst*. *Erster Band Erstes Heft*. Stockholm und Leipzig, bey Ulrich. 1804. 6 $\frac{1}{8}$ B. gr. 8. Der Jahrg. aus 4 Quartalheften bestehend 3 Rk.

2. Hercynisches Archiv. Herausgegeben von Philip Holzmann (zu Goslar) 1804. Erster Band Erstes Stück. 4$\frac{3}{4}$ B. gr. 8. 16 gr.

Nr. 1. wird von dem Herausgeber, der in Stockholm Schullehrer ist, in Verbindung mit mehreren deutschen, in Schweden

den sich aufhaltenden Gelehrten herausgegeben, und ist belletristischen, historisch-statistischen und literarischen Inhalts. In diesem ersten Hefte verdienen erwähnt zu werden: Eine Abhandlung von dem bekannten schwedischen Schriftsteller Leopold über das Romanhafte; Züge zu einem Gemälde von Stockholm von Schulz von Schulzenheim; der Anfang einer in die fabelhafte Urzeit zurückgehenden Geschichte der Königinnen von Schweden; von Franzèn, und ein recht artiges Gelegenheitsgedicht von E. M. Arndt. Alles recht lesbare gute Sachen, aber nichts Hervorstechendes. — Leopold sagt über das Romanhafte nichts, das nicht in Deutschland von J. A. Eberhard, Blankenburg u. a. m. besser und vollständiger gesagt wäre; Schlözer, Gatterer, Gebhardi u. a. haben mehr Licht über die altwendische Geschichte und Fabellehre aufgestellt als Franzèn; und Arndts Gedichte sind stets aus Schillerschen Reminiscenzen zusammengestoppelt.

N. 2. scheint uns ein verdienstliches Unternehmen zu seyn. Mehrere verdiente Gelehrte, von denen wir nur Hrn. H. R. und Bibl. Bruns in Helmstädt, Hrn. Prof. Dominikus in Erfurt, Hrn. Diac. Kinderling zu Calbe a. d. Saale, Hrn. Kanonikus Wolf in Nörten, Hrn. Dr. Steger, Lehrer am Braunschw. Carolinum, Hr. Hofkappellan Schmidt in Wernigerode nennen wollen, sind zusammengetreten, um die Naturgeschichte der am Harze liegenden Länder aufzuklären, ihre Vorgeschichte zu erörtern, ihre verschiedenen Verhältnisse unter einander und zu andern Staaten zu bestimmen, ihre physische Beschaffenheit zu erforschen, ihre merkwürdigsten und verdientesten Gelehrten und sonstigen schätzbaren Bewohner bekannt zu machen, wichtige Urkunden durch den Druck aus ihrem Dunkel zu ziehen, u. s. w. In dem vorliegenden Hefte ist ein sehr glücklicher Anfang gemacht. Die Skizze einer Oryktographie des Harzes nach der Klassifikation des G. Ob. B. R. Karsten ist als Versuch sehr dankenswerth; des Forstschreibers Wächter Aufsatz über die Fichte in Hinsicht auf den Harz, ist ein interessanter Beytrag zu einer Forstmonographie des Harzes, und die Auseinandersetzung der Gräfl. Stolbergschen Ansprüche auf Blankenburg verdient die Aufmerksamkeit der Diplomatiker. Kleine Aufsätze übergehen wir, und wünschen dieser Zeitschrift thätige Aufmunterung und Unterstützung.

X. Mitt-

Mittlere, neuere, politische und Kirchengeschichte.

Leben Peters des Großen, von G. A. von Halem. Zweyter Band. Münster und Leipzig, bey Waldeck. 1804. 425 S. gr. 8. ohne die Inhaltsanzeige. Nebst einer auf dem Titel abgedruckten Schaumünze. 2 Rk.

Der fünfte Zeitraum von dem Leben dieses berühmten Fürsten, der von dem Siege bey Poltawa bis zu dem Hushier-Frieden, 1709 1711. geht, eröffnet den gegenwärtigen Band. Hier erkennt es der Verf. für eine minder großmüthige Politik Peters, daß er das von ihm eroberte Liefland nicht wieder an Polen zurückgegeben hat. Seine Sorge für die weitere Ausbildung von St. Petersburg wird genau beschrieben. Katharina, seine nachmalige Gemahlinn. Vor neun Jahren war sie, als ein sechzehnjähriges Waisenmädchen, bey der Zerstörung von Marienburg in die Hände der Russen gerathen. Die Geschmeidigkeit, womit sie sich in die Launen der Menschen zu schicken wußte, empfahl sie dem Zar besonders; sie wurde ihm immer unentbehrlicher. Sie übersah seine häufigen Liebeshändel. Ihre Unterwürfigkeit, ihr unnachläßiges Bestreben, sich ihm gefällig zu machen, ihre äußerste Sorgfalt für seine Gesundheit, machten sie zur einzigen Beherrscherinn seines Herzens, und Niemand mißgönnte ihr das Glück, das sie genoß; denn nie mischte sie sich in Geschäffte, und nur zum Wohlthun nützte sie die große Gewalt, die sie sich über des Zaren Gemüth zu erwerben wußte. Schon früh hatte er sie mit dem Namen Ossudarga (gnädigste Frau) beehrt. Sie wußte sich trefflich in den neuen Stand zu finden. Schnell lernte sie die russische Sprache, und ihre Muttersprachen, die Deutsche und Esthnische, schien sie ganz vergessen zu haben. Lesen und Schreiben aber lernte sie nie. Im Jahr 1703 trat sie zur griechischen Kirche über. Heimlich ließ sie sich der Zar schon im Jahr 1703 antrauen, nachdem sie ihm bereits mehrere Töchter geboren hatte. Er würde sie längst öffentlich als seine Gemahlinn anerkannt haben, hätte ihn nicht die Besorgniß abgehalten, daß

der Schritt, während des Lebens seiner verstoßenen Gemahlinn zu einer zweyten Ehe zu schreiten, und ein Frauenzimmer von so niedriger Herkunft auf den Thron zu erheben, allgemeinen Anstoß geben würde. Endlich überwog die Betrachtung, daß die Erbfolge auf dem Leben eines einzigen kränklichen Sohns beruhe, und daß gerade für diesen Sohn, der bey allen Gelegenheiten sein Mißfallen an des Vaters Neuerungen zu erkennen gab, dessen zweyte Heyrath eine ernste Warnung werden, und ihm die Möglichkeit zeigen könne, die Erbfolge zu verwirken; diese Betrachtung überwog jede Bedenklichkeit, und im März 1711 wurde öffentlich bekannt gemacht, daß Catharina Alexiewna des Zaren wahre und rechtmäßige Gemahlinn sey. Der unglückliche Feldzug am Pruth, S. 33-71. In den Anmerkungen, welche zur Unbequemlichkeit der Leser ganz am Ende des Bandes stehen, nimmt es der Verf. (S. 355.) nur als eine allgemeine und wahrscheinliche, nicht widersprochene Sage an, daß Catharina die Gesandtschaft an den Großvezier zur Friedensstiftung mit ansehnlichen Geschenken begleitet habe.

Mit dem sechsten Zeitraum (S. 72 fg.) wird die Geschichte vom Hußier Frieden bis zum Siege bey Twere-münde, und bis zur Eroberung Finnlands, (1711-1714.) fortgeführt. Vorläufig wird hier das Schicksal des unglücklichen Alexei aus seiner wahren Quelle hergeleitet. Die Ungnade, welche seine Mutter erfuhr, wirkte bey dem Vater auch einige Gleichgültigkeit gegen den Sohn; man ließ ihn unter Weibern und Pfaffen ohne Bildung aufwachsen. War es zu verwundern, daß Mißtrauen gegen den Vater, der ihn vernachläßigte, mit ihm aufwuchs? Daß er des Vaters Neuerungen mit der Pfaffen Auge betrachtete? Peters Feldzug in Pommern. Seine ungerechte Härte gegen den schwedischen ehemaligen Minister, Graf Piper. Ihm wird dagegen von seinem eigenen Admiralitäts-Collegium die gesuchte Beförderung zum Vice-Admiral versagt, weil er sich auf der See noch nicht genugsam ausgezeichnet habe. Aber nach dem Siege bey Twerminde erhielt er diese Würde.

Siebenter Zeitraum, (S. 129 fg.) von der Eroberung Finnlands, bis zum Anfange des Alandischen Friedenskongresses, 1714-1717. Peter steuert den Be-

ders.

drückungen des Landvolks durch Bestrafung mancher Großen und vieler niedrigern Beamten, die daran Antheil hatten. Seine Händel mit den Roskolniks. Er schränkt den Ketzereifer des Erzb. Jaworsky ein. Mehrere Aufnahme von St. Petersburg mit Schnelligkeit bewirkt. Die von ihm angestellte Maskerade, in welcher sein 84jähriger Jugendlehrer, Sotow, den er zum Papst erklärt hatte, eine Hauptrolle spielte. Er erklärt seinen Russen, selbst Geistlichen, die Ursachen einer einfallenden Sonnenfinsterniß, die sonst dem Aberglauben reichliche Nahrung gab. Sein fortgesetzter Krieg mit Schweden; er wird Befehlshaber von vier vereinigten Flotten. Seine Absichten auf den Besitz von Meklenburg. Sein Aufenthalt in Holland zu seiner Belehrung, und bald darauf in Frankreich, wo er von der Sorbonne vergebliche Anträge zur Vereinigung der R. kathol. und russischen Kirche, erhielt. Ausführliche Erzählung von dem Proceß und der Verurtheilung des Prinzen Alexei. Nach unserm Vf. (S. 254.) starb er an den Folgen eines Schlagflusses. In den Anmerkungen (S. 389 fg.) führt er zwar die Sagen von dem gewaltsamen Tode desselben, aber mit Gegengründen an; auch Büschings Behauptung, daß der General Weide dem Prinzen mit einem Beil den Kopf abgeschlagen habe, nennt er mit Befremden. Die strengste Bestrafung der Großen, die an seinem Verbrechen Theil genommen hatten. Viele treffende Anstalten Peters, die Handelschaft bey seiner Nation in Aufnahme zu bringen. »Wenn sie nicht den erwarteten Erfolg hatten, sagt Hr. v. H.: (S. 263.) so lag der Grund da»rinn in dem Charakter der Nation, die zu großen Handels»Unternehmungen wenig aufgelegt ist.«

In den achten Zeitraum (S. 272 fg.) vom Alandischen Friedenskongreß bis zum Nystädter Frieden, 1717-1721. fallen außer jenen mißlungenen Unterhandlungen, und den fürchterlichen Verwüstungen, welche Peter in Schweden anrichten ließ, seine Zwistigkeiten mit dem Wiener Hof, an den er sich durch die Vertreibung der Jesuiten aus Rußland rächte, von welchen er in seiner Ukase sagte, daß sie neben der Abwartung des Gottesdienstes, auch Briefwechsel unterhielten, und sich gern in Geschäffte mischten, die sie nichts angiengen. Wichtig war die Errichtung der heil. Synode, und die sehr glückliche Wahl des Theophanes Prokopowitsch, um seinen Clerus zu reformiren. Dieser bestand auf

Q 2 die

die Ernennung eines Patriarchen; eben Peter, der einen geistlichen Monarchen verabscheute, schlug sich auf die Brust, und sagte: hier euer Patriach! und die versammelte Geistlichkeit schwieg. Er schließt den Nystädter Frieden, freylich mit Aufopferung der Ansprüche und Vortheile des Herzogs von Holstein, seines bestimmten Schwiegersohns; aber kriegerische Besorgnisse von Seiten der Türken nöthigten ihn damit zu eilen. Er ward nun Admiral, und bald darauf nahm er auf den Antrag des Senats und der heil. Synode den Kaisertitel an. Zuletzt folgen die Anmerkungen, von S. 344 an.

Man hat also noch einen dritten Band zu erwarten, indem zwar nur wenige Jahre von der Regierung Peters noch übrig sind; aber von seinem großen Wirkungskreise noch genug. Auch im gegenwärtigen Bande ist die Schreibart edel und lebhaft; nur bisweilen für einen historischen Ausdruck fast zu schön.

Kz.

Erziehungsschriften.

Grundriss zur Organisation allgemeiner Stadtschulen. Entworfen von *B. C. L. Natorp.* Duisburg, bey Baedeker. 1804. 290 S. u. XII S. Dedikation, Vorrede u. Inhaltsverzeichniß, gr. 8. 1 Rg.

Diese wohlgerathene Schrift verdanken wir einem Auftrage, welchen Herr Prediger Natorp nebst seinem Amtskollegen und den beyden obersten Lehrern des bisherigen lutherischen Gymnasiums zu Essen von der königl. preuß. Organisations-Kommission erhielt, über die Fehler der Schulanstalten seiner Gemeinde zu berichten, und Vorschläge zur Verbesserung zu thun. Denn diese Schulanstalten waren in den größten Verfall gerathen, wie überall, wo man versäumte, die Schulen nach dem jedesmaligen Bedürfnisse der Zeit und des Orts gehörig zu modificieren. Der Verf. schlägt demnach vor allem vor, das bisherige ganz verödete Gymnasium, da nur selten junge

junge Leute dieser Stadt sich den Fakultätsstudien widmen, in eine Bürgerschule oder allgemeine Stadtschule umzuändern, welche allen Unterricht in Kenntnissen und Fertigkeiten, die bloß zu irgend einem besondern Stande und Berufe erforderlich sind, ausschließt; welche folglich bloß den Menschen im Menschen ausbildet und Vorbereitungsanstalt für jeden künftigen Beruf ist. Der Verf. theilt nun seinen Grundriß einer solchen allgemeinen Stadtschule in 3 Abschnitte: vom Stoffe des Unterrichtes, von der Schuldisciplin und von der Schulpolicey. Zum Stoffe des Unterrichts rechnet er 1) philosophische Einsichten: allgemeine Rechtslehre, Pflichtenlehre und Religionslehre. 2) Historische Kenntnisse: Geographie, Naturkunde, d. h. Naturbeschreibung und Physik, Technologie, allgemeine Menschengeschichte, Kenntniß der Landesverfassung und der Landesgesetze. 3) mechanische und artistische Fertigkeiten: Sprechen, Rechnen, Zeichnen, Messen, Lesen, Schreiben, Musik. 4) logische Uebungen, oder formelle Hülfsmittel des Denkens und Lernens: Sprachkunde, (nämlich bloß deutsche und französische) Mathematik, praktische Logik, praktische Anleitung zur Lektüre. Hiezu kommt noch 5) physische Bildung oder Bildung des Körpers, S. 46. Es versteht sich von selbst, und der Verf. beantwortet es ausdrücklich, daß die Schüler nicht in jeder der angegebenen Wissenschaften einen ordentlichen Kursus machen; sondern daß nur das Nöthige und für die allgemeine Bestimmung des Menschen und Bürgers Nützliche daraus genommen werden solle. Die Bestimmung des wieviel und wiewenig, welche sehr schwierig ist, giebt er bey dem Unterrichtskursus nach 5 Klassen an. Und in der verschiedenen Bestimmung des wieviel und wiewenig, nicht in der Verschiedenheit der Unterrichtsgegenstände, bestehe auch der Unterschied zwischen einer allgemeinen Schule für die Landjugend und einer allgemeinen Schule für die Stadtjugend. Dieß verdiente eine eigene Untersuchung; in welche der Verf. aber nicht eingegangen ist. In Absicht der Religionslehre in Schulen ist der Verf. der Meinung, welche Rec. ebenfalls längst hegte, daß der Unterricht in Schulen sich bloß auf die Wahrheiten der allgemeinen Religion beschränken und durchaus alles vermieden werden müsse, was den Anhängern irgend einer kirchlichen Sekte anstößig seyn und Sektengeist und Intoleranz begünstigen könnte. Ein sicherer Beweis der freyen und aufgeklärten

Denkungsart des Verf., als eines ächtprotestantischen oder ächtchristlichen Predigers! Die Realisirung dieses Vorschlags, die jeder protestantische Minister des Kirchen- und Schulwesens angelegentlichst betreiben sollte, würde nicht nur zunächst dahin führen, daß künftig von der kirchlichen Konfession bey Lehrerwahlen für Schulen nicht mehr die Frage wäre; sondern sie würde auch noch weitere erfreuliche Aussichten eröffnen. Eben so einsichtsvoll erklärt er sich über die Religionslehrbücher S. 58. 59. — Unter der zweyten Rubrik, Schuldisciplin, worunter er im weiteren lateinischen Sinne des Worts, die ganze Einrichtung des Schulwesens versteht, handelt er von der Klasseneintheilung, vom bestimmten Kursus des Unterrichts für jede Klasse, von der Ertheilung des Unterrichts in der gehörigen Folge, von zweckmässigen Lehrbüchern, von der tauglichen Methode, vom wohlanzulegenden Lektionsplan und von der weisen Schulzucht. Dieß ist der ausführlichste Abschnitt S. 50-225. Ueberall verräth Herr Natorp gründliches Nachdenken und reife Einsichten im pädagogischen Fache, und auch die dahin gehörige Literaturkenntniß. Wir wollen Einiges auszeichnen, ohne jedoch diejenigen Punkte zu übergehen, worin wir nicht ganz mit dem Verf. einig sind. S. 51 äußert der Verf. die Meinung, mehr als 20 Schüler in eine Klasse aufzunehmen, sey nicht rathsam. Rec. möchte dieß bloß auf die untersten Klassen beschränken, in welchen die Kinder noch nicht an freywillige Aufmerksamkeit gewöhnt sind; obwohl gerade diese in den Schulen immer die stärksten sind. S. 54. Nachdem der Verf. richtig bemerkt, daß kein Lehrer an eine Klasse ausschließlich gebunden sey; aber die verschiedenen Klassen in einander greifen und zusammen ein Ganzes ausmachen müssen, setzt er hinzu: »Es muß den Lehrern aber frey stehen, sich nach ihren individuellen Kenntnissen, Talenten und Neigungen in den Unterricht zu theilen, und sie müssen hierüber bey Gelegenheit jedes neu zu entwerfenden Lektionsplans in der Session des Schulvorstands freundschaftliche Absprache nehmen. — Kann aber wegen persönlicher Umstände eine solche freundschaftliche Absprache um Vertheilung des Unterrichts unter den Lehrern nicht statt haben: so müssen freylich die feststehenden Klassen, wie sie es meistentheils sind, zwar beybehalten; aber es muß dann vom Schulvorstande sorgfältig darauf gesehen werden,

den, daß kein Lehrer den Plan des Ganzen störe oder Lücken lasse, und daß ein jeder gerade da fortfahre, wo sein Vorgänger aufgehört hat, u. s. w. So bliebe also bey dieser Alternative das alte äußerst nachtheilige Klassensystem, nach welchem die Kinder den ganzen Tag denselben Lehrer behalten? Allein nach des Rec. Dafürhalten, welches auf lange Erfahrung gegründet ist, kann man es bey der Klassenvertheilung nicht allein auf bloß freundschaftliches republikanisches Einverständniß der Lehrer ankommen lassen; sondern der Direktor muß, freylich immer wieder unter Aufsicht seiner Vorgesetzten, die Lektionen unter die Lehrer, den Kenntnissen derselben gemäß vertheilen; sonst folgen sie nicht immer der Pflicht, sondern geben auch wohl einmal der Kaprice und andern kleinlichen Leidenschaften oder Rücksichten Raum; und so wäre der Mangel an Einverständniß bey der Lektionenvertheilung ein unzulänglicher Grund für die Beybehaltung des alten Klassensystems. S. 55 ist gut ausgeführt, daß es in einem Schulinstitut keine Ober- und Unterlehrer geben; sondern daß alle einander koordinirt seyn müssen. Wir setzen hinzu, was der Verf. vielleicht aus Mangel eigener längerer Schulerfahrung, aus der Acht gelassen hat; daß aber die gesammten Lehrer einem Direktor, der zugleich erster Lehrer seyn kann, subordinirt seyn müssen, der im eigentlichen Sinne des Worts Direktor ist, die Klassen stets inspizirt, die Methode der Lehrer beobachtet und leitet u. s. w. Ohne einen solchen geht das ganze Triebwerk nicht regelmäßig, und wenn man den besten Plan entworfen hat. Ihn muß man sorgfältig auswählen, und dann dem praktischen Manne die möglichste Macht und das größte Ansehen ertheilen; jedoch so, daß er selbst immer unter Oberaufsicht stehe. Der Verf. spricht freylich von äußerst fleißiger Aufsicht des Schulvorstandes; worunter er nach S. 226 einen Schulrath versteht. Mit diesem ist die Sache bey weitem nicht ausgerichtet, da er oft aus der Sache wenig Kundigen oder doch aus solchen Männern besteht, die durch die Geschäffte anderer Aemter an der täglichen Aufsicht behindert werden. Eine Schule und Schullehrer muß Niemand dirigiren wollen, als wer im Schulfach gelebt und gewebt hat, und noch lebe und webe. — Ueber Methode und Schulzucht, freundlich-ernsten Umgang der Lehrer mit den Schülern u. s. w. ist viel Durchdachtes und Treffliches gesagt. Belohnungen verwirft der Verf. ganz, statt vorsichtigen und behutsamen Gebrauch derselben anzura-

then! Mit der Kantianischen Moral kann man ja doch bey der Erziehung des jungen sinnlichen Kindes nicht anfangen; man muß bey dem zum Manne erwachsenen Jünglinge damit schließen. Von S. 88 an giebt der Verf. den Unterrichtskursus an, und entwirft den Lektionsplan für alle fünf Klassen der Bürgerschule; schlägt dabey die erforderlichen Bücher und übrigen Lehrmittel vor, und deutet hie und da durch kleine Winke die Methode des Unterrichts an. Mit dem Unterricht im Lesen will der Vf. nicht geeilt wissen; er schließt ihn von der untersten Klasse ganz aus und ordnet in dieser nur Verstandesübungen, Unterricht im Sprechen, Zeichnen und Singen an. Die verordnete Sprechübung, um die Sprachorgane zu üben und jeden Laut der Sprache richtig, deutlich und angenehm aussprechen zu lehren, und die Kinder zur richtigen Benennung ihrer erworbenen Begriffe und zum richtigen Ausdruck ihrer Gedanken anzuleiten, so wie auch die Uebung im Singen, um Deutlichkeit und Anmuth der Stimme und richtige Deklamation zu befördern, verdient die Beherzigung aller Schullehrer. Des Recensenten ganzen Unwillen hat es immer erregt, wenn er bemerkte, wie wenig die Lehrer der untersten Klassen auf so etwas ihr Augenmerk richten. Daher denn auch die Menge undeutlich u. kauderwälsch sprechender Menschen. Auch billigt Rec. die Vorschrift des Verf. nur kleine und kurze Lehrbücher in Schulen einzuführen gar sehr, damit der Schüler desto aufmerksamer auf den Vortrag des Lehrers seyn lerne, und durch das Buch weniger zerstreut werde. S. 139 erklärt sich der Verf. mit guten Gründen gegen den frühen Gebrauch der Bibel und ihrer Historien in den Landschulen. Er that es schon vorhin in Gutsmuths Bibliothek 1803. Maistück; wogegen sein Freund Busch im ersten Stück des Westphälischen Predigerjournals die Beybehaltung der Bibel als eines Lehr- und Lesebuchs in den Landschulen in Schutz nahm. Der Rec. ist mit dem Verf. einverstanden, daß man zum Tempel der Weisheit und Tugend in Deutschland nicht erst durch den Vorhof Judäas einzugehen brauche. Aber wenn in biblischen Historien und Sittensprüchen nichts vom eingeschränkten oder in Symbolen und Bildersprache sich darlegenden Jüdischen Geiste bemerkbar ist: so begreift er doch auch nicht, warum wir jetzt schon jene so ganz und auf einmal aus dem jugendlichen Unterrichte entfernen, und die noch schwachen Väter gegen uns aufbringen wollen. Jedoch aus andern

Stel-

Stellen z. B. S. 181 sieht man, daß sein Vorschlag sich nur auf die untersten Klassen beschränke. Besonders schätzbar ist es, daß der Vf. überall auf die Ausbildung des Charakters und der Sitten und moralischer edler Gesinnungen der Jugend, und überhaupt auf strenge Verbindung der Erziehung mit dem Unterrichte dringt, S. 217 f. — Uebrigens bemerken wir noch, 1) daß der Verf. mit seiner allgemeinen Stadtschule auch eine Industrieschule verbunden wissen will, so daß man, jedoch nur in den untersten Klassen, die eine Abtheilung um die andere (denn jede Klasse theilt er in zwey Abtheilungen) abwechselnd zur Beschäfftigung in denjenigen Stunden, wo sie nicht direkte unterrichtet wird, kleine Handarbeiten treiben lasse, z. B. stricken, nehen, Schreibebücher für die obern Klassen heften, Netze machen, Körbe, Strohhüte, Pantoffeln flechten, Pinsel machen, Uebung in Plastischen Arbeiten, S. 124 und 221. In höhern Klassen will er die Uebungen in Industriearbeiten nicht statt finden lassen, um nicht den Unterricht und das darauf zu verwendende ungetheilte Nachdenken zu beeinträchtigen. Wir sind jedoch mit ihm der Meinung, daß beyde Arten des Unterrichts nicht wohl in derselben Anstalt zu gleicher Zeit mit einander bestehen können, wenn man den Zweck einer jeden ganz erreichen wolle, und daß folglich die Industrie-Anstalt eine eigene Anlage, eigene Lehrer und eine eigene Organisation erfordere, wenn sie nicht einen bloßen Nothbehelf, hin und wieder einen Theil der Schüler einstweilen zu beschäfftigen, abgeben soll. In jener Gegend, für welche der Verf. schreibt, würde eine praktische Anleitung zum Gartenbau, zum Feldbau und zur Obstbaumzucht den wichtigsten Gegenstand einer solchen Industrieanstalt ausmachen. 2) Nicht so einverstanden sind wir mit dem Verf. S. 223 f. darin, daß die Unterweisung der Knaben mit der Unterweisung der Mädchen verbunden werden könne, weil dieß der Sittlichkeit bey weitem nicht so gefährlich sey, als manche Pädagogen glaubten, indem Knaben und Mädchen auch im gemeinen und häuslichen Leben beysammen wohnten, und weil eine besondere Mädchenschule auch einen eigenen Schulfonds und eigene vorzügliche Lehrerinnen und Lehrer erfordern würden. Allein ohne die erforderlichen Fonds und Lehrer wird ja überall aus einer Schulverbesserung nichts herauskommen, und was die Unschädlichkeit für die Sittlichkeit betrifft: so kann es ja einem Prediger nicht unbekannt seyn, wie leicht da, wo Knaben und Mädchen zusammen zur Konfirmation durch

Unterricht vorbereitet werden, sich die ersten kleinen Liebeshändel und Briefwechsel zwischen ihnen anspinnen. Das häusliche Zusammenleben macht hier keine gegründete Instanz. — Kürzer handelt der Verf. den dritten Hauptabschnitt von der Schulpolicey ab, S. 226 : 233. wozu er alles rechnet, was zur Beförderung der äußeren und innern Ordnung des Schulwesens gehört, nämlich Bestimmungen über den Schulvorstand, über die Aufnahme der Kinder in die Schule, über das Alter der Aufzunehmenden, über die Zahl der täglichen Unterrichtsstunden, über die Schulgesetze, über die Ferien, über die Schulkonferenzen und über die für die Schule nöthige Aufwartung. Wir wünschten, der Verf. hätte über diese wichtigen Punkte sich mehr im Detail erklärt, als über die Klassenorganisation wo er sich oft hätte kürzer fassen können. Denn über alle diese Punkte gerade verräth sich der durch die Praxis gebildete und erfahrene Schulmann. Vielleicht, daß die königliche Kommission hierüber ein Mehreres in dem Gutachten der beyden obern Lehrer des bisher bestandenen Gymnasiums zur Benutzung findet. Gleich im ersten Paragraphen stießen wir an. Der Schulvorstand soll aus dem Schul-Rendanten, dem Schulrath, und aus den sämmtlichen Lehrern bestehen. Der erste gehört gar nicht in diese Kategorie, sondern muß unter dem Rektor oder unter dem Schulrath stehen; und die letzteren mit zum Schulvorstand rechnen, heißt doch nichts anders, als die Lehrer über sich selbst setzen. Und dann soll dieser Schulvorstand, d. h. also die Lehrer mit eingeschlossen (denn den Rendanten kann Herr N. doch unmöglich hier mit begreifen, ungeachtet er ihn ausdrücklich nicht ausnimmt) bey Schullehrerwahlen die Subjekte vorschlagen und eine Stimme haben; das möchte doch manche üble Folgen haben. Bloß der Mann muß Mitwählender seyn, der von dem Mißgriff die übeln Folgen auszudulden hat, weil er darum der vorsichtigere seyn wird, das heißt der Direktor. Und dieser muß kein im Predigtamte stehender Geistlicher; sondern selbst Schulmann seyn. Nur darum geht es in Leipzig mit den Bürgerschulen gut von statten, weil wackere Direktoren bestellt sind. — Die Aufnahme der Kinder macht der Verf. S. 228 weitläuftiger, als nöthig ist; die Aeltern und der ganze Schulvorstand sollen — bey der Aufnahme in dem Schulzimmer zugegen seyn. — Bey den Schulprüfungen und Promotionen soll der Schulrath die darnach anzufertigenden Listen nicht nur in der Schule öffent-

öffentlich verlesen; sondern auch durch die Prediger öffentlich von den Kanzeln verlesen lassen. Das Letztere müssen wir aus mehrern Gründen gänzlich mißbilligen. Eben so, daß die monatlichen Specialkonferenzen der Lehrer als eine Art von Kränzchen bey den Lehrern umgehend gehalten werden sollen. Die Schulkonferenzen müssen mit Ernst und Würde in einem dazu bestimmten Zimmer gehalten und von dem Rektor als Präses dirigirt werden, dem bey gleichgetheilten Stimmen die Entscheidung zustehen muß; widrigenfalls werden sie bald in eine Anarchie oder in eine geschwätzige Dispüte ausarten, wovon das Ende ist, daß nichts geschiehet oder doch jeder thut, was ihm gut dünkt. Diese Bemerkungen sollen jedoch keinesweges den Werth dieses Buchs herabsetzen; vielmehr giebt der Rec. dem Vorschlage und der Ausführung desselben in diesem Buche im Ganzen seinen ganzen Beyfall, wenn er auch behauptet, daß einzelne Punkte einer Prüfung bedürften; und er erkennt mit Freuden in dem Verf. einen einsichtsvollen, denkenden, für das Wohl der jungen Menschheit eifrig arbeitenden und pädagogisch gelehrten Mann. — Aber wie nun? Soll der Staat für die Vorbereitung der jungen Studirenden in jener Stadt und Gegend gar keine Sorge tragen? Der Verf. antwortet S. 220: diese könnten von zweyen Lehrern der Bürgerschule, die den gelehrten Studienkursus gemacht hätten, zur Akademie durch Privatunterricht vorbereitet werden; und an einer andern Stelle schlägt er dazu das in Essen befindliche Kapucinerkloster vor. Den zweyten Vorschlag können wir nicht beurtheilen, da wir von jenem Kapucinergymnasium gar keine Kenntniß haben; wir überlassen daher andern zu beurtheilen, ob die dortigen Kapuciner auch in den gelehrten Schulwissenschaften mit dem neuern Zeitalter fortgeschritten sind, und ob ihnen die Hierarchie diejenige Lehrfreyheit verstattet, die auch jeder Philolog haben muß, wenn sein Unterricht für das folgende Leben mehrseitig frommen soll. Wäre dieß der Fall: so wäre es immer ein bemerkenswerthes Phänomen! Was aber den ersten Vorschlag betrifft: so finden wir ihn manchen Schwierigkeiten unterworfen; werden immer zwey in dem zu jenem Endzweck erforderlichen Grade gelehrte Lehrer an der Bürgerschule angestellt seyn? Können diese beyden von mensa an bis zum Tacitus, und Sophokles und Jesaias alles leisten? können sie bey ihren öffentlichen Arbeiten in der Bürgerschule nebenher die jungen Studirenden täglich in fünf bis sechs Stunden unter-

terrichten? Rec. ist immer der Meinung gewesen, daß Studirende einem Gymnasium anvertrauet werden müssen, wo für jedes Hauptfach der Schulwissenschaften ein besonderer Lehrer lebt und arbeitet. Er giebt zu, daß für jede Provinz ein einziges gelehrtes Institut genüge; und daß folglich alle übrige jetzt noch bestehenden lateinischen Schulen zu Bürgerschulen umgeformt werden sollten; aber er wünscht auch, daß mit den Bürgerschulen aller Mittelstädte eine abgesonderte Klasse verbunden werden möchte, worin die sich zum Studieren bestimmenden (wenn auch nur zwey oder drey) Knaben täglich in einer oder zweyen Stunden öffentlich unterrichtet und für das gelehrte Gymnasium vorbereitet würden. Denn die Vorbereitung durch den kostbaren Privatunterricht können nur wenige Väter beschaffen; und oft fehlt es auch selbst an Gelegenheit dazu. Der Staat sollte also hier mit seiner Sorge ins Mittel treten, und dieß für einen Theil des Salariums achten, womit er seine nicht reichlich besoldeten Diener in den Mittel- und kleinen Städten, deren Söhne Talent und Neigung für gelehrte Studien haben, belohne. Nicht zu gedenken, daß wenn diese Gelegenheit zur Vorbereitung auf das Gymnasium in den mittlern und kleinen Städten vom Staate nicht veranstaltet ist, so mancher sich auszeichnende Kopf der ärmern Volksklassen gar nicht zum Studiren gelangen kann. — Wir möchten wohl den Bericht der beyden obern Schullehrer mit dem Natorpschen haben vergleichen können; vorausgesetzt, daß jene nicht Männer sind, welche in alten Vorurtheilen grau geworden sind.

Kb.

Kriegswissenschaft.

Die Feldfortifikation aus theoretischen und praktischen Gründen hergeleitet, oder ausführliche und deutliche Anweisung, wie man Feldverschanzungen zweckmäßig anordnen und einrichten kann, von einem Ingenieurofficier. Halle, bey Schimmelpfennig und Komp. 1804. X und 636 S. gr. 8. nebst XXII

XXII Kupfertafeln in Querfolio besonders geheftet 4 Rℳ.

Freylich dürfte man wohl beym Erscheinen eines neuen Werks über Feldverschanzung — bey der beträchtlichen Anzahl schon vorhandener — bey der großen Brauchbarkeit so mancher unter diesen (um hier nur den 2ten Th. von Scharnhorsts Handbuch — Zachs Vorlesungen über die Feldbevestigung — den 1ten Th. der Struenseeschen Anfangsgr. d. Kriegsbauk. und selbst Tielkens Feldingenieur zu nennen) — dürfte man wohl zuerst fragen: giebt dieses Werk uns neue Ansichten — bereichert es die alte Wissenschaft?

Wenn indeß dieses auch, wie hier der Fall, eigentlich verneint werden muß: so darf Rec. dennoch bezeugen, daß der Verf. Dank verdient von jedem Militär, der, ohne Kenntniß der besten Quellen und ohne eine Bibliothek oder einen kritischen Lehrer zu besitzen, doch sich selbst vollständig über diesen Zweig der Kriegswissenschaft belehren möchte. Er findet hier alles plan, äußerst faßlich und in zweckmäßiger Folge zusammengestellt. Vermuthlich hat der Verf diesem Werke seine Hefte zum Grunde gelegt — wornach er die Wissenschaft vorträgt, und hieraus sind die mannichmal zu weitläufigen Erläuterungen und die gehäuften Figuren zu erklären — die der eignen Abstraktion des Lesers nichts überlassen wollen; so z. B. von S. 44 — 58 nebst 9 hierzu gehörenden Figuren allein über Cremaillairen und deren mögliche und unmögliche Anwendung und Konstruktion. Beym Himmel! wir dächten auf 2 Seiten ließe sich schon alles erschöpfen, was über diesen Gegenstand verdient gesagt zu werden. Eben so über Kommandement und übers Defilement der Feldwerke — an sich sehr belehrend ausgeführt — nur bis zur Erschöpfung belehrend!

Die S. 223 angegebene zweckmäßigere Bekleidungsart mit Faschinen, wo 3 bis 4 Stück übereinandergelegt und durch einen wenigstens 1 Fuß durchgreifenden Pfahl zusammengehalten und so durch kleinere Pfähle an die Böschung befestigt — wo also 4 Faschinen nur 2 Pfähle erfordern, die nach der gewöhnlichen Art bey einer verbeugt, und dadurch die Böschungen so locker gemacht werden, daß sie oft zerreißen — verdient

Em-

Empfehlung. Rec. der bey Anordnung von Feldschanzen öfters von dieser besseren Art des Verbindens und Verankerns Gebrauch gemacht hat, legt seine Erfahrung zu der Meinung des Verf.

Noch hat der Verf. die Anwendung der Fladderminen sehr befriedigend ausgeführt. Der Verf. verspricht in einem andern Werke den Bau der Feldschanzen und die Verfertigung aller dabey vorkommenden Arbeiten abzuhandeln. Nach diesem vor uns liegenden Werke zu urtheilen, hat das militärische Publikum gewiß ein sehr brauchbares Buch auch über diesen Gegenstand von ihm zu erwarten, und wir unserer Seits können nicht anders als den uns unbekannten Vf. gern dazu aufmuntern.

Dt.

Finanz- Kameral- und Policeywissenschaft.

1. Beytrag zur Untersuchung über die Zulässigkeit und den Nutzen der gänzlichen Dismembration adlicher Gü er in Schlesien. Von F. T. Merkel, königl. Hof- und Kriminalrath und schles. General-Landschafts-Syndikus. Breslau, in Kommission bey Gehr. 1803. XVI und 80 S. 8.

2. Die Schrift des Hrn. Merkel über etc. nach dem Geschäftsleben, und den Verhältnissen betrachtet, in denen wir nun einmal uns befinden, vom Major v. Posen. Glogau. 1803. 104 S. 8.

Durch N. 1. zeigt der wohlunterrichtete Verf. in Kurzem die erheblichen Nachtheile an, welche eine gänzliche Dismembration der adlichen Güter in Schlesien nothwendig haben müßte.

Es ist nun zwar eine gänzliche Dismembration so leicht nicht zu besorgen, indessen auch nicht zu läugnen, daß die Lust der Gutsbesitzer dazu sehr zunimmt, daher ein Wort darüber wohl zu seiner Zeit kömmt.

Die

Die hauptsächlichsten Argumente, derer sich der Verf. bedient sind folgende.

Schwierigkeiten an vielen Orten, solche wohlhabende, und solide Annehmer zu finden, daß sie das Einstandsgeld und die Einrichtungskosten der ihnen überlaßenen Stellen aufbringen und in der Folge die Prästanda allzeit gehörig leisten können und werden.

Besorgniß, daß durch gänzliche Vertheilung großer Oekonomien, diejenigen Vortheile für die allgemeine und besondere Landeskultur verloren gehen, welche nur durch größere (Dominial-) Wirthschaften, der Natur der Sache nach, oder wegen der Kombination erzielt werden können, wohin insbesondere die Poussirung der Schaafzucht, der wohlfeilere Betrieb der Getränkfabrikation, Anstellung von gewagten Versuchen, die nur der gebildetere und reichere Gutsbesitzer machen kann und will, und dergl. gehört.

Gefährdung der auf Schlesischen Gütern ingrossirten Pfandbriefsbesitzer als Specialgläubiger; Gefährdung der ganzen Landschaft und des Publikums, weil erstere die Garantie, die sie dem Publikum durch die vereinigte Substanz der Güter gewährt, schwächt, und letzteres also mit leidet, wenn Güter dismembriret, und also in der Substanz (da es das Erbstandsgeld dabey nicht abzugehen pflegt) verringert werden.

4. Verringerung der Erwerbszweige für den Adel; Besorgniß eines unverhältnißmäßig hohen Preises der wenigen übrig bleibenden Dominialwirthschaften, welche alsdann lediglich von dem reichen Adel acquirirt werden würden.

Diese Sätze, von welchen die beyden letztern indessen eigentlich nur in dem nicht leicht denkbaren Fall gänzlicher Dismembration volle Kraft haben würden, erstere aber auch bey einer häufigen Dismembration erheblich sind, lassen sich in der That schwer widerlegen. Hiezu tritt noch, daß bey der erleichterten Gelegenheit für Anbauer, urbares Land zu erhalten, der Trieb zur Urbarmachung von bisher ungenutzten Grundstücken, deren es doch überall noch mehr oder weniger giebt, unstreitig geschwächt wird.

Es ist daher gewiß der Rücksicht werth, den Abbau der adelichen Güter nicht allzusehr von Staatswegen zu begünstigen. Dies schließt nicht aus, daß man Familien zur Handarbeit mit [illegible] Morgen Land ansetze; daß man Ausländern, oder wohlhabenden Einländern Gelegenheit verschaffe, neue Stellen zu bil-

den;

den; letztere mögen aber lieber Brüche entwässern, oder Strauchwerk auf entbehrlichen Gemeindehütungen, oder in holzreichen Wälder ausroden; dann werden sie mehr Nutzen stiften, und die Produktion wird mit der vermehrten Konsumtion im günstigen Verhältniß bleiben; eine Rücksicht, die besonders in Schlesien, das so viele nicht produzirende Einwohner hat, wirklich erheblich ist. Bey einer allgemeinen Dismembration, und nach Verhältniß bey einer nur häufigen läßt sich der gewiß sehr üble Fall, daß für die Konsumtion in mittlern und schlechten Jahren Verlegenheit entstände, gar wohl denken, und diesen soll und muß der Staat, auch in der weitesten Entfernung abzuwenden trachten.

Einige häßliche Druckfehler hätten vermieden werden sollen, z. B. S. 8.: Alivention statt Alienation, S. 12 und 14 Hoferheede statt Hofrheede. S. 68. Ahjudikation statt Adjudikation.

Nr. 2. ist ein zwar nicht zugegebener, aber, wie offenbar daraus hervorgehet, beabsichtigter Versuch, zur Widerlegung und Entkräftung der vorstehend erwähnten Schrift. Dieser Versuch ist aber schlecht gelungen, und ohne Ordnung und System nur eine Sammlung hingeworfener gewöhnlicher Bemerkungen, in einer warmen fast leidenschaftlichen Schreibart, die sogar von einer bittern Stimmung des Verf. zu zeugen scheint. Dieß ist aber auch kein Wunder. Denn Hr. M. stellt, unter andern den Grundsatz auf, gegen welchen doch wohl jeder Unbefangene schwerlich etwas einwenden kann, daß die Landschaft befugt und veranlaßt sey, die Pfandbriefe auf dismembrirten Gütern zu kündigen. Den Hrn. v. P. würde dieß, wenn es in Absicht seines vor Kurzem dismembrirten Gutes Hohndorf geschähe, allerdings sehr geniren; daher tadelt er diese Maaßregel sehr lebhaft, u. nimmt nebenher Gelegenheit unter öfteres Meldung der ihm beywohnenden Lebenspraxis, u. wie sauer er sichs habe werden lassen, um etwas zu erwerben, seine Dismembration von Hohndorf als wohlgerathen zu berichten, u. daraus den Schluß auf die Nützlichkeit der Dismembration überhaupt, zu ziehen. Man findet in diesen Resultaten der von Hrn. v. P. sich selbst beygelegten Lebenserfahrung in der That gar nichts Neues, und eben so wenig eine Widerlegung der allerdings mehr theoretischen, aber ihrem größten Inhalte nach, durch andere Praktiker wohlbewährten Sätze des Hrn. M.

Gr.

Intel-

Intelligenzblatt.

Berichtigungen.

In dem 67sten Blatte der dießjährigen Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung, wird mit einer Uebersicht der Reichsliteratur der Anfang gemacht. Die erste Zeile besteht aber in dem Richterspruche, daß bisher keines unter den periodischen Blättern solche vollständig geliefert habe. Da sich nun die Vollständigkeit jenes Unternehmens aus einem einzigen Blatte nicht wohl beurtheilen läßt: so wird der Herr Recensent hiermit vorläufig um eine belehrende Mittheilung desjenigen ersucht, was der A. D. Bibl. seit dem Komitial-Jahre 1803 an der Vollständigkeit der Reichsliteratur abgegangen wäre!

Der Recensent der Reichsliteratur in der N. A. D. Bibl.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Herr Professor W. G. Becker in Dresden, ist von dem Kurfürsten zu Sachsen zum Hofrath und Aufseher des grünen Gewölbes mit Beybehaltung der Oberaufsicht über die Antikengallerie und das Münzkabinet, ernannt worden; die Unterinspektion bey letztern hat der Bibliothek-Sekretär Semmler, erhalten.

Der berühmte Frank, so wie auch dessen rühmlich bekannter Sohn, verlassen nun dennoch Wien, (obgleich im 92. Bd. 1. St. S. 64 das Gegentheil berichtet ist,) und sind bereits nach Wilna abgereiset, wo sie bey der dortigen Universität, unter sehr vortheilhaften Bedingungen angestellt sind.

Herr Hofrath und Professor Feuerbach zu Landshut, hat, wegen Ablehnung eines auswärtigen Rufs, eine Gehaltszulage erhalten.

Der bisherige ausübende Arzt zu Leipzig, Herr Dr. F. H. Martens, ist außerordentlicher Professor der Medicin in Jena geworden.

Herr Hofrath Eichstädt in Jena, ist bey der Universitäts- und Buderschen Bibliothek zum Ober-Bibliothekar, und Herr Dr. Ph. Walch, zum Bibliothekar ernannt worden.

Die Herren Professoren Hegewisch und Niemann in Kiel, haben wegen Ablehnung eines Rufs nach Landshut, beträchtliche Gehaltsvermehrungen erhalten.

Herr Hatl in Berlin, hat von dem Kurfürsten von Würtemberg, für die demselben übersandte Schrift: „Deutschlands neueste Staats- und Kirchenveränderungen," eine Dose 25 Louisd'or an Werth, nebst einem huldreichen Schreiben erhalten.

Todesfälle.

1804.

Am 15ten Jun. starb zu Dünkelsbühl, Herr J. A. Dräßlein, Huf- und Waffenschmidt, Kirchenpfleger, Mitglied des evangelischen Raths der obgenannten Stadt, 69 Jahre alt. s. Meusels gel. Deutschland Th. II. S. 109.

Am 4ten September zu Potsdam, der Königl. Preuß. Kirchenrath und Hofprediger, Herr J. P. Bamberger, im 83sten Lebensjahre.

Im

Im Anfange des Septembers zu Berlin, Herr J. A. Riemer, Dr. der Medicin, Königl. Preuß. Geheimer, wie auch Ober-Medicinal- und Sanitätsrath, und Oberfeldstaabs-Medikus, 56 Jahre alt.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Die ökonomischen Aufgaben der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, sind 1) für den November 1804: „die beste Bearbeitung und Charakteristik derjenigen „Arten und Abarten des Kohls (Brassica L.), welche in „Europa gebauet werden, nebst ihren Namen in den verschiedenen europäischen Sprachen. 2) Für den Jul. 1805. „Die beste Geschichte der Benutzung der Domainengüter von „den ältesten Zeiten bis auf die neuesten. 3) Für den November 1805. Welchen Einfluß, oder welche Wirkung haben die verschiedenen Arten der Steuern auf die Moralität, „den Fleiß und die Industrie des Volks?“ Der Termin zur Einsendung der Abhandlungen ist für Nr. 2. der Monat Mai, für Nr. 3. der September 1805.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Auf dem blauen Umschlage des 3ten Stücks des 2ten Bandes eines Magazins aller neuen Erfindungen rc. für Fabrikanten, Manufakturisten rc., welches in der Baumgärtnerschen Buchhandlung in Leipzig herauskommt, wird gesagt: „Dieses Magazin solle an die Stelle des mit „dem 6ten Jahrgange geschlossenen Almanachs der Fortschritte neuester Erfindungen und Entdeckungen von G. C. „B. Busch, treten; aber weit vollständiger werden.“ Der Recensent, welcher in der N. A. D. Bibl. 89. Bds. 2. St. S. 452 den 2ten und 3ten Band des Baumgärtnerschen Magazins recensirte, konnte kein Bedenken finden, diese Nachricht für wahr anzunehmen. Hierüber beschwert sich der Verleger des Almanachs, Herr Keyser zu Erfurt, in einem eben nicht in anständigem Tone abgefaßten Aufsatze,

 den

den er in das Intelligenzblatt der zu Halle herauskommenden Literaturzeitung einrücken ließ. Er versichert, der Buschische Almanach werde ferner fortgesetzt, und beschuldigt den Buchhändler Herrn Baumgärtner, daß er „durch „arglistige Kunstgriffe den Debit, dessen sich Busch's Al„manach bisher erfreue, auf sein Magazin aller neuen Er„findungen überzutragen suche." Sollte dieß der Fall seyn: so wäre es freylich sehr tadelnswürdig; aber Herr Keyser hätte sich dieserwegen bloß an Herrn Baumgärtner halten, und nicht den Verdacht der Parteylichkeit auf den Recensenten werfen sollen, welcher wohl befugt war, einer gedruckten Nachricht zu trauen, und auch jetzt noch dahingestellt lassen muß, ob Herr Baumgärtner sich wirklich so tief sollte erniedrigt haben, wissentlich die Unwahrheit zu verbreiten, daß der Buschische Almanach geendigt sey, oder ob er sich bey dieser Bekanntmachung nur irrte. Uebrigens ist der Recensent, welcher bloß sich auf Beurtheilung der Bücher einschränkt, und nichts mit den Verlegern zu thun hat, der Meinung, daß beyde nützliche Werke sehr wohl neben einander bestehen können, daß beyder Fortsetzung zu wünschen ist; daß aber das Baumgärtnersche Magazin, wegen der lehrreichen Kupferstiche von Maschinen und andern Erfindungen, dem Fabrikanten und Handwerker unstreitig unmittelbar brauchbarer wird gefunden werden, so wie hingegen das Buschische Magazin dem Gelehrten und demjenigen, welcher sich von der Geschichte neuer Erfindungen vollständig unterrichten will, nützlicher seyn wird.

Md.

Neue allgemeine
deutsche
Bibliothek.



Des XCII. Bandes Zweytes Stück.
Fünftes bis Achtes Heft.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1804.

Verzeichniß

der

im 2. Stücke des zwey und neunzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Rechtsgelahrheit.

III. Arzneygelahrheit.

Be=

Auch

IV. Weltweisheit.

V. Naturlehre.

VI.

VI. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte

VII. Gelehrtengeschichte.

VIII. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

IX. Biblische, hebr., griech. und überhaupt orientalische Philologie.

X. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

XI. Erziehungsschriften.

XII. Finanz - Kameral - und Policeywissenschaft.

XIII. Vermischte Schriften.

Register

über das Intelligenzblatt

zum zweyten Stücke des zwey und neunzigsten Bandes.

1. Ankündigungen.

2. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

3. Todes-

Schrei-

8. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Zwey und neunzigsten Bandes Zweytes Stück.

Fünftes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Theologische Abhandlungen von D. W. C. L. Ziegler, Professor der Theologie zu Rostock. Zweyter Band. Göttingen, bey Dieterich. 1804. XVI und 256 S. 8. 1 Rthlr.

Erschienen gleich seit 1791, dem Datum des ersten Bandes der theologischen Abhandlungen des Verf., mehrere Aufsätze desselben in andern Zeitschriften: so darf man doch nicht glauben, es sey bey der Fortsetzung der Sammlung seiner Abhandlungen nur auf einen neuen Abdruck der vorher einzeln gedruckten Aufsätze abgesehen. Der Verf. verspricht vielmehr, in jeden Band der Abhandlungen nur eine oder die andere schon gedruckte, aber in einer vollendetern Gestalt, und nachdem er die letzte Hand daran gelegt habe, aufzunehmen, und so enthält auch dieser Band zwey bisher ungedruckte, und nur eine zwar schon gedruckte, hier aber größtentheils umgearbeitete Abhandlung; damit man nicht dasselbe zweymal zu kaufen brauche, wie es jetzt, (bemerkt der Verf.,) zum Nachtheil der Oekonomie des Käufers gar nicht ungewöhnlich ist.

Die erste Abhandlung in diesem Bande ist eine Einleitung in die Briefe an die Korinther. Diese Briefe bedürfen desto mehr der Beleuchtung, welche die Geschichte der Zeit, worin sie entstanden, und der Umstände, wodurch sie veranlaßt und gebildet wurden, ihnen geben kann, je mehr ihr In-

Inhalt sich auf besondere Umstände der Zeit und des Orts bezieht, und dem, der diese Umstände und Beziehungen nicht kennt, nothwendig dunkel bleiben muß. Storrs Notitiae historicae leisteten viel für diesen Zweck, und der Verf. würdigt sie überall als eine vorzügliche Schrift; sie umfaßt aber theils nicht alle Punkte einer vollständigen Einleitung in diese Briefe; theils dehnt sie den Einfluß der 1 Kor. 1, 12. erwähnten Parteyen zu weit, und fast auf alle Unordnungen in Korinth aus. Dadurch und durch einige andere Behauptungen jener Schrift schien dem Verf. dieser neuen Einleitung eine unrichtige Ansicht mancher einzelnen Punkte entstanden zu seyn, die nicht weiter fortgepflanzt zu werden verdiente. Der Vf. beschreibt erstlich die Lage und den Zustand der Stadt Korinth, vor ihrer Zerstörung durch Mummius, und nach ihrer Wiederherstellung, aus den Zeugnissen der bewährtesten Geschichtschreiber, die in der Ursprache beygedruckt sind. Diese Beschreibung der in dieser reichen und üppigen Stadt herrschenden Verdorbenheit der Sitten erklärt den Umstand, daß auch die Christengemeine zu Korinth verhältnißmäßig verdorbener war, als andre der Zeit. Auch die gewinnsüchtigen griechischen Sophisten trieben zu Korinth ihr Wesen, und der Verf. hat es sehr wohl bemerkt und dargethan, daß die Worte σοφοι, σοφια, πειθω σοφιας u. s. w. sich besonders auf solche Sophisten und auf ihre Sophistik beziehen, wie Mosheim schon bemerkt, und nach ihm Schultz beybehalten hat; was man aber seitdem übersah, besonders weil man 1 Kor. 2, 6. 8. σοφους und αρχοντας του κοσμου τουτου nicht unterschied. Denn freylich müssen die letztern Juden seyn, weil es von ihnen heißt, sie haben Christum gekreuzigt; aber die erstern sind σοφοι ἑλληνες σοφιαν ζητουντες, wie Rec. immer behauptet hat.

Dann wird von der Stiftung der korinthischen Gemeine durch Paulus, und von deren Befestigung durch Apollos gehandelt, und gezeigt, daß Apollos als mit Paulus einig, nicht als Gegner desselben anzusehen sey; vielmehr das fortgesetzt habe, was Paulus angefangen hatte. Es ist um desto nützlicher, daß dieß hier so deutlich erwiesen werden konnte, da erst neuerlich die Vermuthung geäußert wurde, Apollos sey zu Paulus Gegnern zu rechnen, und der Brief an die Philipper beziehe sich auf ihn. Doch scheint diese Vermuthung dem Verf. noch nicht bekannt geworden zu seyn; wenigstens erwähnt er ihrer nicht. Aber auch in diesem Briefe sind, die Apollos anhiengen, als freyer denkende paulinische Christen, nicht

nicht als Gegner der Pauliner zu betrachten. — Von Paulus erstem uns nicht aufbehaltenen Briefe an die Korinther handelt §. 3. und dann folgt die besondere Einleitung zum ersten Briefe, wo zuerst §. 4 die Veranlassung zu diesem Briefe, theils durch die Antwort der Korinther auf Paulus Brief, theils durch mündliche Nachrichten von dem zu ihm gekommenen Hausgenossen der Chloe, und die Beschaffenheit der Gemeine vor der Abfassung dieses Briefes, ins Licht gesetzt ist. Scharfsinnig werden aus dem Briefe selbst alle Veranlassungen zu demselben aufgesucht, und einzeln angegeben, und dann wird §. 5. bewiesen, daß der Brief wahrscheinlich zu Ephesus im J. Ch. 56 oder 57 nicht lange vor Pfingsten geschrieben, und an alle, nicht bloß an die Paulinischen, Christen zu Korinth geschrieben sey. Die dunkeln Worte 1 Kor. 1. 2. εν παντι τοπῳ αυτων τε και ἡμων versteht der Verf. so: sie mögen sich bey euch oder bey mir aufhalten, und zieht ἡμῶν darauf, daß die Ueberbringer des Briefes aus Korinth, den er beantwortete, Abgeordnete der Gemeine bey Paulus gewesen seyn. Darin kann Rec. dem Verf. nicht beystimmen. Der Verf. findet es selbst wahrscheinlich, daß jene Abgeordneten diesen Brief nach Korinth mit zurückgenommen haben. Dieß vorausgesetzt dürfte man wohl nicht annehmen, daß Paulus sagen wolle, auch für diese Abgeordneten erflehe er Segen von Gott; denn wenn der Brief gelesen wurde, waren sie ja, wie Paulus wußte, nicht mehr bey ihm. Rec. möchte lieber die Worte αυτων τε και ἡμων, von den Worten εν παντι τοπῳ trennen, und als eine nähere Bestimmung der Worte του κυριου ἡμων Ιησου Χριστου nehmen; so daß sie vollständiger hätten heißen sollen: του Κυριου αυτων τε και ἡμων. Eben so möchte Rec. unter den 1 Kor. 1, 18. genannten απολλυμενοις nicht mit dem Verf. bloß Heyden verstehen; sondern Nichtchristen, oder vielmehr Juden und Heyden, die die Lehre von Christo dem Gekreuzigten verspotteten, wie sie IX, 21. ὁ κοσμος heißen, welches IX, 22. durch Ιουδαιοι και Ελληνες erklärt wird. Auch dürfte σοφια zwar vorzüglich auf griechische Sophistik; aber nicht bloß auf diese; sondern auch auf jüdische Sophistik zu beziehen seyn, nach 1 Kor. 1, 20. 21. — Der Verf. vermuthet §. 6. daß Paulus das Evangelium der Hebräer bey sich gehabt habe; weil Paulus so bestimmt unterscheide, über welche Fälle Christus etwas verordnet oder nicht verordnet habe, und weil er in dem Geschichtlichen, was er anführt, z. B. daß Christus nach

seiner Auferstehung mehr als fünfhundert Christen auf einmal u. dem Jakobus erschienen sey, nicht mit unseren Evangelien, sondern mit dem Evangelium der Hebräer übereinstimme. Zudem habe Paulus Bücher mit sich geführt, wie aus dem Auftrage 2 Tim. 4, 13., ihm sein Büchersutteral zu schicken, erhelle. So sehr der Rec. des Hrn. Dr. Z. Gelehrsamkeit und Scharfsinn ehrt, so hält er doch diese Gründe nicht für entscheidend. Mag Paulus allerdings Bücher bey sich gehabt haben: so folgt doch aus den übrigen Gründen nicht, daß er gerade eine Geschichte des Lebens Jesu bey sich geführt habe. Nirgends citirt er eine solche Schrift als Quelle, woraus er schöpfe. Er beruft sich nur auf das, was er selbst von Jesus Christus Geschichte berichtet hatte. Wenn er 1 Kor. 7. genau angiebt, was Christus verordnet, oder nicht entschieden habe, und wenn er des Abendmals Einsetzung und die Auferstehung Jesu, und die Erscheinungen desselben nach der Auferstehung anführt: so konnte er das Alles aus dem Gedächtniß, als aus der Tradition ihm bekannt, anführen, ohne gerade ein geschriebenes Evangelium bey sich haben u. nachsehen zu müssen. Hätte er ein solches geschriebenes Evangelium bey sich gehabt, und dasselbe als eine zuverlässige Urkunde der Geschichte Jesu angesehen, und wäre dieß das Evangelium der Hebräer gewesen: so ließe sich es kaum begreifen, wie ein solches Evangelium nicht auch von ihm den Gemeinen, welche er stiftete, hätte mitgetheilt, und von diesen auf Paulus Ansehen, als ein vor allen andern zuverläßiges Evangelium angenommen seyn sollen. Gerade das Faktum, daß die geschichtlichen Nachrichten in Paulus Briefen nicht aus unsern Evangelien geschöpft seyn können, und nicht genau mit dem Inhalt derselben übereinstimmen, zeigt, daß zu Paulus Zeit diese Evangelien entweder noch gar nicht vorhanden waren, wie der Verf. auch annimmt; oder daß sie doch, wenn sie vorhanden gewesen wären, Paulus nicht bekannt geworden seyn, und daß die Geschichte Jesu damals noch vorzüglich durch die mündlichen Nachrichten der Apostel von Jesu erhalten und ausgebreitet sey, welche mündlichen Nachrichten als hinlänglich zuverlässig und völlig befriedigend geachtet wurden, da es bey der Geschichte nur auf die wichtigsten Thatsachen ankam, und die Lehre der Apostel, daß Jesus der Messias sey, durch diese wichtigsten Thatsachen auf eine völlig genügende Weise bestätigt wurde.

Zuletzt handelt der Verf. §. 6. von der Ursprache des ersten Briefes an die Korinther, und zeigt, daß diese die griechische

chische Sprache sey; indem er zugleich Boltens Meinung, daß Paulus aramaeisch geschrieben oder diktirt, und sein Amanuensis das Aramaeische ins Griechische übersetzt habe, gründlich widerlegt. Er zeigt, daß Paulus nach dem Zeugniß der Geschichte Reden in griechischer Sprache gehalten hat, also auch griechische Briefe diktiren konnte; ferner, daß die Unterschriften der Briefe von Paulus Hand in Verbindung mit dem von Paulus eigenhändig geschriebenen Briefe an die Galater es bestätigen, daß die griechische Schreibart in den Paulinischen Briefen ächtpaulinisch sey, und endlich, daß sich die Aramaeismen in diesen Briefen leicht erklären lassen, weil Paulus Muttersprache die neuhebräische oder aramaeische, und also auch sein Griechisch aramaeisch Griechisch war. Endlich ist §. 7. die Eintheilung und der Inhalt des Briefes sehr ausführlich angegeben, S. 69-96. 1 Kor. 15, 29. wird nach Nösselts Vorgang so übersetzt: »Was würden die für »Vortheil davon haben, die sich ins Elend versenken, um zu »sterben, (und nicht wieder aufzuleben,)? Wenn schlechter»dings keine Auferstehung der Todten statt findet: warum ver»senken sie sich ins Elend, um zu sterben, (und nicht wieder »aufzuleben)?« Auch für diese Erklärung findet Rec. keinen hinreichenden Grund. Luc. 12, 50. ist βαπτισθηναι nicht calamitatibus immergi, sondern baptizari, wie das dabey stehende βαπτισμα zeigt. Nie wird im N. T. auch sonst βαπτιζεσθαι schlechthin in der Bedeutung: sich in Leiden versenken, gesetzt. Die Redensart ὑπερ των νεκρων für ὑπερ του ειναι oder γινεσθαι νεκρους ist auch ohne Beyspiel. Hebr. 6, 17. διαθηκη επι τοις νεκροις βεβαια beweiset nichts; denn διαθηκη επι τινι heißt eine sich auf etwas beziehende Anordnung Hebr. 8, 6. βαπτιζεσθαι ὑπερ των νεκρων ist soviel als: sich taufen lassen, um Verstorbenen anzugehören, wie βαπτιζεσθαι ὑπερ του ονοματος των νεκρων. So ließen sich Proselyten des Judenthums taufen, um Abraham, Isaak und Jakob einst zur Auferstehung anzugehören; so die Christen um Christo anzugehören. 1 Kor. 15, 29. hängt mit 1 Kor. 15 19. zusammen. Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, schrieb Paulus da: so sind wir die elendesten unter den Menschen! Aber Christus ist auferstanden, davon sind alle Christen überzeugt, 1 Kor. 15, 20-28. Denn wie thöricht wäre es, sich taufen zu lassen, um Verstorbenen anzugehören, (von welchen nichts weiter zu hoffen wäre)? Wenn die Todten überall nicht auferstehen: warum ließe sich Jemand

taufen, um den Todten anzugehören? Es ist kein neuer Glaube, will Paulus sagen, daß die Todten auferstehen. Es gab unter den Christen zu Korinth gewiß auch ehemalige Proselyten des Judenthums, wie Justus Ap. Gesch. 18, 7. Diese hatten sich taufen lassen, um Abraham, Isaak und Jakob anzugehören, und einst zur Zeit der Auferstehung an der Glückseligkeit, welche die Juden erwarteten, Theil zu nehmen. Diese erinnert Paulus stillschweigend, daß ja selbst die Juden schon den Glauben an Auferstehung hatten, und sie diesen Glauben schon als Proselyten des Judenthums bekannten, wie die Christen, und sie als Christen getauft von neuem, diesen Glauben durch die Taufe bekannten. Denn es war nichts Neues sich taufen zu lassen, um Verstorbenen anzugehören. Dann beruft er sich auf die Thatbeweise seines Glaubens an Unsterblichkeit, die er durch den Muth gebe, womit er allen Gefahren um des Christenthums willen trotze, und warnt sie, lieber solchen guten Beyspielen des Glaubens, als schlechten Beyspielen des Unglaubens nachzuahmen.

In der speciellen Einleitung zum zweyten Briefe an die Korinther ist §. 8. Veranlassung, Zeit und Ort der Abfassung des Briefes und wer ihn überbracht habe, gezeigt. Dann wird §. 9. das Eigenthümliche der schwerfälligen, oft abgebrochenen und sich oft wiederholenden, Sprache und Schreibart dieses Briefes, sehr gut aus den Umständen erklärt, unter welchen Paulus den Brief, auf der Reise in Macedonien, in großer Gemüthsunruhe, unter vielen Geschäfften und öfteren Unterbrechungen schrieb: so daß man namentlich auch keinen Grund hat, mit Semler und Weber anzunehmen, daß mit dem neunten Kapitel ein neuer Brief anfange. Im §. 10. ist endlich der Inhalt des Briefes nach allen Beziehungen angegeben. Den Pfahl im Fleisch hält auch der Verf., wie Rec. für eine empfindliche, den Apostel seiner Selbstmacht beraubende, mit Krämpfen verbundene, periodische Krankheit. Auch zeigt er, daß nicht von einer blutschänderischen Ehe mit der Stiefmutter; sondern von Unzucht des Blutschänders mit derselben, (πορνεια) die Rede sey.

Die zweyte Abhandlung, über die Johannestaufe, als veränderte Anwendung der jüdischen Proselytentaufe, und über die Taufe Christi, als Fortsetzung der Johannestaufe, bestätigt zuerst das hohe Alter der Proselyten-

selytentaufe der Juden, theils durch die Bemerkung, es sey nicht denkbar, daß die Juden, um den verhaßten Christen nachzuahmen, die Proselytentaufe eingeführt haben sollten, und Johannes Taufe scheine den Juden nichts Neues und an sich Befremdendes gewesen zu seyn. Es befremdete sie nur, daß er taufe, wenn er nicht Elias, oder ein Prophet, oder Christus sey. Theils werden Zeugnisse beygebracht, aus Arrian in Epictet. 2, 9. aus der aethiopischen Version Matth. 23, 15. und aus dem Talmud Cod. Ievamoth fol. 46. a. b. wo Lehrer aus dem ersten christlichen Jahrhundert angeführt werden, welche die Proselytentaufe als einen uralten Gebrauch beschrieben. Nach dem Traktat Kerituth S. 9. gehörte zu einer vollständigen Proselytenbeschneidung Taufe und Opfer. Letzteres konnte nur gefordert werden, als der Tempel noch stand. Die Proselytentaufe ist also älter, als die Zerstörung des Tempels zu Jerusalem. Die Gründe, welche die Juden bewogen, die Proselytentaufe einzuführen, begreift man leicht, da theils viele Nichtjuden schon beschnitten waren, und es bey diesen, und bey allen Frauenzimmern, eines andern Weihegebrauchs, als der Beschneidung bedurfte; theils da man auch denen, welche die Beschneidung scheuten, den Uebergang zum Judenthum gern erleichtern wollte; theils endlich, da schon Moses, Abwaschung mit Wasser als religiöse Reinigung und Weihe zur Theilnahme an der Verehrung Jehovens angeordnet hatte. Dem Argument, welches die Gegner vom Stillschweigen der dem Zeitalter Christi gleichzeitigen jüdischen Schriftsteller hernehmen, ist völlig befriedigend durch den Beweis begegnet, daß daraus nichts wider das Daseyn des Gebrauchs der Proselytentaufe gefolgert werden könne.

Durch diese schöne Abhandlung können nun wohl die Akten der Streits über die Frage, ob die Proselytentaufe älter sey, als die Taufe Johannis und die christliche Taufe? als geschlossen angesehen werden. Historisch läßt sich übrigens freylich nicht beweisen, daß die Proselytentaufe älter, als das babylonische Exil, oder gar schon zur Zeit der Patriarchen, wie die Rabbinen behaupten, gewöhnlich gewesen sey. Aber zum Beweise, daß ein Verehrer anderer Götter, wenn er an Jehovens Verehrung Theil nehmen wollte, nicht bloß seinen Göttern entsagen; sondern sich auch vorher waschen und reine Kleider anlegen mußte, dient doch schon 1 B. M. 35, 2. Daß Johannes Taufe, obgleich Nachahmung der Proselyten

Taufe, doch von derselben wesentlich in Absicht ihrer Zwecke verschieden gewesen sey, zeigt der Verf. deutlich. Darin aber kann ihm Rec. nicht beystimmen, daß die Apostel vor Christus Auferstehung nur auf einen künftigen Messias, nicht bestimmt auf Jesus Messias Namen getauft hätten. Denn theils hatte sich Jesus den Aposteln deutlich für den Messias erklärt, die also auch die zur Taufe Kommenden, Jesum als Messias zu bekennen, aufforderten; theils zeugte Johannes der Täufer bestimmt von Jesus Messias; und daraus, daß Jesus nicht gerade überall öffentlich sich für den Messias erklärte, darf wohl nicht geschlossen werden, daß er sich auch denjenigen nicht als Messias bekannt machen ließ, die sich von seinen Schülern nach Joh. 4, 1. 2. um Bekenner seiner Religion zu werden, taufen ließen.

Die dritte Abhandlung enthält eine kurze Geschichtsentwickelung der Vorstellungen der Hebräer von Fortdauer, Leben und Vergeltungszustand nach dem Tode bis auf Christus, worin dasjenige, was der Verf. bey seiner Uebersetzung der Sprüche Salomons über das Scheol der Hebräer geschrieben hatte; und die in Henke'ns Magazin B. V. St. 1. erschienene Abhandlung an vielen Stellen umgearbeitet und erweitert ist. In dieser Abhandlung kann Rec. sich von manchen Behauptungen nicht überzeugen. Es dürfte überhaupt nicht unbedingt von der Geschichte der Vorstellungen der Hebräer von Fortdauer, auf andere Völker geschlossen werden können; da vielleicht bey den Hebräern der Eifer Moses wider den Hang zur Nekromantie ihn bewog, ihre Hoffnung auf Vergeltung nur auf dieß Leben zu beschränken, und die folgenden Lehrer bis auf die Zeiten der Mackabäer veranlaßte, hierin das Beyspiel Moses nachzuahmen. Eine Beschränkung, welche, wenn von Vergeltung mit äußern oder Glücksgütern die Rede ist, sich vor dem Urtheil der Vernunft wohl rechtfertigen läßt! Es ist nicht erweislich, daß die Hebräer vor dem Exil sich die Abgeschiedenen im Scheol in träger Ruhe dachten, oder als leblose Bilder. Hiob IV, 16. kann nichts beweisen, denn da ist nicht von einem Abgeschiedenen die Rede; auch nicht Hiob III, 12 f. wo nur Befreyung von den Uebeln des Lebens geschildert wird. Dachten doch auch andere ungebildete Völker es sich so, als setzten die Todten jenseits ihre im Erdenleben geliebten Beschäfftigungen fort: warum sollten die Hebräer nicht auch das gedacht haben? Wie sollte der Glau-

be

be an Nekromantie bloß Glaube an Hervorzauberung eines Bildes eines Todten gewesen seyn? Samuel soll ja dem Saul weissagen, wie während seines Erdenlebens! Wenn Hiob klagt, daß kein Aufleben des Todten zu hoffen sey: so nennt er ausdrücklich seinen Ort, sein Haus auf der Erde, wohin der Todte nicht wiederkomme. Auferstehung glaubte er nicht; aber selbst Hiob 6, 10. findet sich ein Wink, daß Gehorsam gegen Gott im Tode getrost macht. Nach Ps. 49 hat der Glücklichste der Erde ohne religiöse Weisheit nichts vor dem Thier voraus; aber Ps. 49, 16 der Verehrer Gottes traut seiner Rettung auch im Tode, da Gott ihn zu sich nimmt. Da ist ein Unterschied zwischen dem Irreligiösen und Religiösen im Tode fast unverkennbar bezeichnet. Kaum dürfte man also die Idee an ein verschiedenes Loos des Bösen und Guten nach dem Tode den Hebräern vor dem Exil ganz absprechen! Die dawider zu streiten scheinenden Stellen reden nur vom Erdenleben; aber freylich die herrschende Vorstellung war die von Vergeltung auf der Erde, theils während des Lebens eines Menschen, theils an seinen Nachkommen, die noch Lohn oder Strafe wegen der Vorfahren erhielten.

Mit frohen Erwartungen sieht er der vom berühmten Verf. versprochenen Fortsetzung dieser Sammlung entgegen.

Sta.

Einfältiger Hausvater-Bericht über die christliche Religion an seine Kinder. Nach der heiligen Schrift. Von Matthias Claudius. Hamburg, bey Perthes. (ohne Jahrzahl.) 66 S. 8. 8 gr.

Mag es mit oder ohne Absicht geschehen seyn, daß diesem seynsollenden christlichen Religionsunterricht keine Jahrzahl vorgedruckt worden ist: so kann man doch in sofern es loben, weil diese kleine (obgleich im Jahr 1804 gedruckte) Schrift kein Produkt unserer Tage, sondern aus den Zeiten der Jacob Böhme und Konsorten zu seyn scheint. Man kennt zwar die Art des Verf., über die Religion zu deraisonniren, schon lange; aber hier findet man das Aggregat von Dunkelheit und Verworrenheit der Begriffe, wobey, wie zu erwarten war,

eben die selbstgefällige Rechthaberei sichtbar ist, wie in manchen längst bekannten Aeußerungen des Hrn. Cl. über Gegenstände, deren richtiges Verstehen er absichtlich zu vermeiden scheint. Wenn dem Hausvater die Absicht gelingt, seine Kinder in das Dunkel seiner Religionstheorie einzuweihen: so mag es ihm Freude machen, wir wollen es ihm nicht mißgönnen; aber wir wünschen, daß die Celebrität, die er sich erworben hat, nicht auch andere ehrliche Hausväter verleite, sich dieses angeblichen Religionsunterrichts zu bedienen. Denn er hilft nicht dazu, der Jugend deutliche Begriffe über den Inhalt und das Wesen des Christenthums beyzubringen; sondern die Köpfe zu verwirren, und die Herzen in die dunkeln Labyrinthe phantastischer Träumereien zu versenken. Da es, wie die Erfahrung lehrt, eine vergebliche Arbeit seyn würde, mit dem Verf. über seine Religionstheorie zu disputiren: so enthalten wir uns auch alles weiteren Raisonnements darüber. Aber um den Leser in den Stand zu setzen, unser obiges Urtheil zu prüfen, halten wir es für Pflicht, den Ideengang des Verfassers, und ein paar Proben aus seiner Schrift darzulegen.

Er geht davon aus, daß der Mensch ohne die H. Schrift — »das Buch aller Bücher, worin wir Nachrichten und »Worte finden, die kein Mensch sagen kann, ꝛc.« von seiner Bestimmung gar nichts wisse, und folgt nun, nach seiner eigenthümlichen Ansicht, der Bibel, als ob sie ein solches Ganzes wäre, das vom Anfange bis zum Ende mit systematischer Anordnung und zu einem bestimmten ganz einfachen Zwecke verfaßt wäre, wo alle Theile unter sich einen nothwendigen Zusammenhang hätten. Hier hält er sich nun völlig an die typische Theologie. Nach dem verlornen Stande der Unschuld, »in wel»chem die Menschen gut, weise und heilig waren wie Gott,« wurden die Menschen »hinausgetrieben auf den, um ihrent»willen, verfluchten Dorn- und Distelacker, im Schweiß ih»res Angesichtes ihr Brod zu essen, und sich darauf zu nähren »mit Kummer ihr Lebenlang.« Ob sie nun gleich »voller »Schaam und Reue und über ihren Verlust untröstlich wa»ren: so war doch für sie und alle ihre Kinder kein Rath; »oder ihr Wesen mußte wieder durch den Geist Gottes belebt »und mit Gott vereiniget werden.« Dazu war aber kein anderes Mittel, als daß »das Wort, das bey Gott und das »Gott war, Fleisch werden sollte.« »Diese Veranstaltung

»ist

»ist gleich den ersten Menschen zu ihrem Troste« (man möchte denken, wenn sie sich des Trostes bedürftig fühlten, wenn sie über das begangene Unrecht mit Schaam und Reue erfüllt und über den Verlust des Paradieses untröstlich waren, daß sie auf die ersten Pfade hätten zurückkehren können; aber ein so natürlicher Weg ist wider die typische Theologie,) »verkündiget und die Hoffnung der Herstellung und des Herstellens als ein heiliges Geheimniß, von Vater auf Sohn, »auf die Nachkommenschaft fortgepflanzt worden.« Hr. Cl. gesteht zwar, daß die Schrift von dem Gebrauch, den die Väter von diesem Geheimnisse gemacht hätten, wenig Nachricht ertheile; findet es aber bedeutend, daß gleich vom Anfang an von Altar und Opfer die Rede sey. Um die Regierung Gottes zu rechtfertigen wird angenommen, daß die Väter, denen das Geheimniß anvertrauet war, »in der Welt »geleuchtet und die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen auf sich »gezogen haben.« (Denn außer dem Geheimniß von dem Wiederhersteller war an keine mögliche Wiederherstellung zu denken.) Aber um jene geheimnißvolle Veranstaltung zu einer allgemeinern Kenntniß zu bringen, mußte die Sache einem ganzen Volke anvertraut werden, »das zum Schauspiel allen »Völkern der Erde ward, als dessen großer Heerführer öffent»lich und vor aller Welt Augen (nämlich in der Wüsten) »ein Wunder nach dem andern that.« Der »herrliche »Gottesdienst aber, den Moses nach Gottes Anweisung ein»führte, war sonderlich figürlich, und sollte mit seinen Rei»nigungen und Opfern durch seine Figuren und äußere Cere»monien auf das wahrhaftige Opfer und die wahrhaftige Rei»nigung hindeuten, die zukünftig waren; als ein heiliger »Fingerzeig, und als die vollkommenste Weissagung von dem »Erlöser und dem Erlösungswerk, den Sinn und Verstand »der Menschen beschäfftigen und gängeln, und die Idee des »großen Heils in ihrem Herzen lebendig erhalten.«

Bey der nachherigen Verdorbenheit des Volks hatte Gott aber einen Saamen übrig bleiben lassen, der das Geheimniß von dem Erretter heilig bewahrte. »Endlich als die Zeit er»füllet war, erschien das Leben hier auf Erden rc.« Schlägt »euch nicht das Herz? redt hier Hr. Cl. seine Kinder an. »Man wünscht sich die zwey Flügel der Seraphim des Jesai»as, mit denen sie ihr Antlitz bedeckten.«

Man

Nun kommt der Verf. weiter auf die durch Christum veranstaltete Erlösung von der Sünde. Wenn er es über sich gewinnen könnte, die dunkle, von unsern Zeiten und von unserer ganzen Vorstellungsart so weit entfernte jüdische Bildersprache in deutlichen Begriffen und Worten darzustellen: so würde er die Sünde durch das Uebergewicht der Sinnlichkeit über Vernunft und Gewissen beschrieben haben, und veranlaßt worden seyn, die Wiederherstellung des Menschen dem Verstande seiner Kinder begreiflich, und es ihnen möglich zu machen, den Kampf zu wollen und zu beginnen; aber sein Hang zum Mysticismus, worin er, wie es scheint, ein Verdienst sucht, läßt es ihm nicht zu. So ists denn auch eine sonderbare Vorstellung, das Principium der Sinnlichkeit an sich, bloß weil es in uns vorhanden ist, »die Erbsünde, das »natürliche Verderben des Menschen, den geistlichen Tod« zu nennen. War denn dieses Principium im Stande der Unschuld nicht auch schon da? Aber der dunkle Mysticismus, dem es nicht genügt, daß der Mensch »tugendhaft werden kann.« (S. 30. 31.) verlangt etwas Geheimnißvolles und Unbegreifliches. Nach ihm bedarf es »eines Brodts vom Himmel, ei»nes übernatürlichen« Mittels, das sich mit dem Geist des gefallenen Menschen, oder der göttlichen Natur in uns, vereinigen und sie wieder frey machen könnte.« (S. 32.) Als ob durch dieses Mittel das Principium der Sinnlichkeit geradezu zerstört, die geistige Natur des Menschen davon völlig isolirt worden wäre. Das veranlaßt aber die Theosophen, weil sich nämlich »der Mensch den fleischlichen Sinn nicht »nehmen kann« (als ob die sinnliche Natur an sich selbst schon der verdammliche fleischliche Sinn wäre) zu behaupten, daß er nichts thun könne, als »in sich schlagen, dem fleischlichen »Sinn den Rücken wenden, und die Hände nach Gott aus»strecken.« Lauter dunkle Redensarten, wodurch man nur auf ein träumerisches Hingeben und Erwarten einer übernatürlichen Einwirkung verleitet wird, weil man nicht unterrichtet wird, wie man es anfangen müsse, um das Gleichgewicht zwischen der sinnlichen und geistlichen Natur herzustellen, der Vernunft und dem Gewissen über die schädlichen Einflüsse der Sinnlichkeit den Sieg zu erringen. Mag man nun dieß mit dem Verf. Buße und Glauben, worin die ganze Heilsordnung bestehe, oder anders nennen: es kommt Alles darauf an, daß die Vorschriften zu der nothwendigen Sinnesänderung, oder nach dem Verf. Wiedergeburt, (denn er

braucht

braucht durchaus lieber bildliche als allgemein verständliche Redensarten) dem gesunden Menschenverstande faßlich und den Gesetzen des Denkens und Wollens analog dargestellet werden. Freylich hat eine solche deutliche Anweisung kein so salbungsvolles mysteriöses Ansehen, wie das Geschreibe der Mystiker, welche lauter bildliche Ausdrücke an einander reihen und sich einbilden, den Beweis durch eine Menge von biblischen Geschichten und Sprüchen, die aber größtentheils für uns erst weitläuftiger Erklärungen bedürfen, aufs bündigste geführt zu haben.

Wo steht man denn nun also, wenn man diesen seyn sollenden Religionsunterricht mit angestrengter Aufmerksamkeit gelesen hat? — Man hat weiter nichts gelernt, als daß der arme sündige Mensch nichts ist, nichts weiß und nichts kann; sondern alles von dem »Geisttröster« erwarten muß. Die Wege soll er zwar dem Herrn bereiten, das wird ihm vorgeschrieben; aber wie ers thun soll, das lernt er nicht.

Wir setzen zur Probe von dem Tone des Verf. das Ende seines Unterrichts her. »Wenn der Mensch nun mit einem solchen Glauben zu dem erhöheten Menschensohn aufsieht, »und mühselig und beladen« (das sollen auch Kinder thun?) »— seine Brust schlägt: so hat er das Seinige gethan, und »der Geisttröster thut das Uebrige. Wenn er so sich selbst aufgegeben und alle eigene Stützen von sich geworfen hat, und »nun zu versinken und in die Leere und Oede zu fallen glaubt: »so fällt er wieder in die Arme des, der aller Wesen Stütze »ist, und der ihn nur fahren ließ, weil er sich selbst stützen wollte; dessen Arme aber ewig für jeden reuigen und wiederkehrenden Sünder offen stehen. Höret das holdselige Gleichniß vom verlornen Sohne aus dem Munde Christi rc. Seht, »lieben Kinder: so fängt die Wiedergeburt an, und der das gute Werk angefangen hat, der setzt es, wenn ihn der Mensch »nicht hindert,« (sich beyleibe nicht selber stützen, nicht auf eigenen Füßen gehen lernen will;) »auch fort und vollführt »es. Nach unserm Glauben berufet der heilige Geist, erleuchtet und heiliget. Aber der Mensch kann auf mancherley Weise im Wege und hinderlich seyn; auch, da er das »Sausen des Windes nur hört, und nicht weiß von wannen »er kommt und wohin er fährt, sehr leicht in Abwege gerathen, und das armselige Feuer seines Heerdes für Feuer vom

»Him-

»Himmel halten.« (Wenn doch die Mystiker sich orientiren wollten, ob sie nicht das düstere Licht ihrer Phantasie und ihres Dünkels für himmlisches Feuer halten.) »Und das »schadet ihm und Andern. Dieser einfältige Weg der Buße »und des Glaubens heißt die Ordnung des Heils, lieben »Kinder, und ist der wahre und einzige Weg zum Leben. »Sie haben auch andere Wege; die aber können dahin nicht »führen.« Das mögen wir uns gesagt seyn lassen, wie andern. Nur Hr. Claudius kennt, hat und weiset den rechten Weg. Wer es so gut haben will wie er, der nehme die Vernunft unter den Gehorsam des Claudiusschen Glaubens gefangen; werde nicht nur, sondern bleibe auch in den Gesetzen des richtigen Denkens, Prüfens und Verstehens unwissend, und lasse sich ja in seinen süßen Träumen nicht irre machen.

Hb.

Ueber die christlich protestantische Freyheit. Vier Predigten von D. Joh. Casp. Häfeli, Prof. der Theologie und Prediger zu St. Ansgarii in Bremen. Bremen, bey Seyffert. 1804. 148 S. 8.

Mit eben so gründlicher Schätzung des Geistes der protestantischen Freyheit, als mit edler Wahrheitslieb- und kraftvoller Darstellung handelt der Verf. den wichtigen Gegenstand über die allen vier Predigten zum Grunde gelegten Worte Gal. 5, 1. »so bestehet nun in der Freyheit, damit uns Christus be»freyet hat, und lasset euch nicht wieder in das knechtische »Joch fangen« ab. Die erste und zweyte Predigt handeln von dem Inbegriff und Werth der christlich-protestantischen Freyheit; die dritte und vierte über die Erhaltungsmittel derselben. Wir wünschen diesen Predigten viele Leser, um sich von dem drückenden Zustande zu überzeugen, woraus die Christenheit durch den Protestantismus befreyt worden ist, und von dem Glücke, wozu er ihr geholfen hat, und wobey er sie erhalten will und kann, wenn die trefflich ausgeführten Erhaltungsmittel recht erkannt und benutzt werden. Es ist wahrlich jetzt ein Wort zu seiner Zeit geredt, wo theils Gleichgültigkeit gegen diese unschätzbare Wohlthat, theils eine finstere Schwärmerei, wodurch man sich selbst unter das alte knechti-

sche

sche Joch zu beugen anfängt, und Manchen zwar Gutmeinenden aber zu wenig Unterrichteten unter dasselbe zu fangen bemüht ist, immer mehr einreißt. Es ist auch sehr lobenswerth, daß Hr. H. von dem äußern Unterschiede der beyden protestantischen Kirchen nichts einfließen läßt; sondern nur von den allgemeinen Grundsätzen redet, worauf sie beyde gegründet sind. Dieß ist das beste Mittel zu wahrer geistiger Glaubensvereinigung, wenn beyde Kirchen, der in äußeren Formen und zeitlichen Besitzungen bestehenden Verschiedenheiten ungeachtet, an den wesentlichen Grundsätzen des Protestantismus fest halten.

Beyträge zur Verbreitung eines religiösen Sinnes, in Predigten von J. C. Gaß, Feldprediger des K. Pr. Infanterieregiments von Borke und Garnisonprediger in Stettin. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Stettin, bey Leich. 1804. 260 S. 8.

Recensent hat die erste Auflage dieser Predigten nicht gesehen: er kann also über die Verbesserungen und Vermehrungen derselben keine Rechenschaft geben. In der Vorrede wird bloß gesagt, daß der erste Abdruck nur sieben Predigten enthalten habe; die neue Auflage aber liefert zwölf Predigten.

Was nun aber den Inhalt und Werth derselben anbetrifft: so hat, nach unserer Ueberzeugung, der Verfasser die Materien eben so gut gewählt als trefflich ausgeführt. Es muß allerdings in unsern Tagen ein Hauptzweck des Religionslehrers seyn, den leider so sehr erschlafften religiösen Sinn wieder zu wecken und zu beleben, und Hr. G. hat es auf eine Art gethan, die eben so weit von den der dunkeln Gefühlsschwärmerei, als von kraftloser Trockenheit entfernt ist. Man findet hier auch nicht bedeutungslose, wortreiche Deklamationen; sondern bestimmte und deutliche Begriffe und Darstellungen, daß also nicht die Phantasie erhitzt, sondern dem Nachdenken Nahrung gegeben und der Wille in Thätigkeit gesetzt wird. Hiernächst sind diese Predigten in einer schönen kraftvollen Sprache geschrieben, wobey man etwa nur einwenden könnte, daß sie für vermischte kirchliche Versammlungen zu blü-

blühend und kunstreich sey; darüber hat sich aber der Verf. am Schluß der Vorrede hinlänglich gerechtfertiget, indem er daselbst sagt, daß er beym ersten Koncipiren seiner Predigten mehr auf die Hörer, beym Abschreiben derselben mehr auf die Leser Rücksicht genommen habe.

D.

Privatkorrespondenz des Herrn D. Teller, Königlicher (n) Oberkonsistorialrath (s) in Berlin und Herrn J. A. de Lüc, Vorleser (s) der Königinn von Großbritannien, Professor (s) der Philosophie und Geologie in Göttingen u. s. w., von leztern mit Bewilligung des erstern herausgegeben. Aus dem Französischen übersetzt. Braunschweig, in der Waisenhaus-Buchdruckerey. 1804. 447 S. gr. 8.

Man findet hier die ganze Privatkorrespondenz über den bekannten Streit zwischen beyden auf dem Titel genannten Gelehrten, die vom 6 April 1801 anfieng, und von Seiten des Hrn. Teller, als Hr. de Lüc in seiner Unerträglichkeit zu weit gieng, den 22ten May 1802 schnell abgebrochen wurde, mit einer einleitenden Geschichte zu derselben und unendlichen Anmerkungen begleitet; so daß die Weitläuftigkeit, die Hr. de Lüc dem Ganzen durch ewige Wiederhohlungen zu geben gewußt hat, den Leser völlig ermüdet, und eine höchst unangenehme Lektüre gewährt. Rec. der bis jetzt ein stiller Zuschauer dieses Streits gewesen ist, wird sich jetzt bemühen, ein ganz unparteyisches Urtheil darüber zu fällen.

Um aber diejenigen Leser, welche mit dem Anfange des Streits und dem Hauptinhalte desselben nicht recht bekannt seyn sollten, gehörig zu orientiren, bemerkt Rec. vorläufig, daß es das Sendschreiben der jüdischen Hausväter an Hrn. Teller (1799 N. A. D. B. LXII B. S. 275.) war, welches Hrn. de Lüc ganz unerwartet veranlaßte, dieses an ihn nicht gerichtete Schreiben zu beantworten, (Lettres

aux

aux Auteurs Iuifs d'un memoire addressé à Mr. Teller. 1799. N. A. D. B. LVII. Bd. S. 287.) ehe noch Herrn Tellers Antwort erschienen war, und daß Hr. de Lüc nach der Erscheinung der Tellerschen Antwort (a. a. O. S. 478.) und dessen »Zeichen der Zeit« (N. A. D. B. LVI. B. S. 41.) seine *Lettres sur le Christianisme* (N. A. D. B. LXIX. Bd. S. 24. LXXXVIII. B. S. 13.) an Hrn. Teller addressirte, wovon er ihm ein Exemplar mit dem Wunsche einer mündlichen Unterredung zusandte. Dadurch wurde die Privatkorrespondenz zwischen beyden Gelehrten schon eingeleitet; allein die öffentliche dauerte nebenher auch noch fort; denn Hr. Teller beantwortete jene Briefe durch seine Schrift »Ueber die neue Schriftauslegung in Antwort auf die an ihn gerichteten Briefe des Hrn. de Lüc« (LXIX. Bd. S. 25.) worauf Hr. de Lüc noch eine öffentliche Antwort (Lettre à Mr. Teller N. A. D. B. LXXIX. B. S. 303.) drucken ließ, und sich alsdann mit der Fortsetzung der Privatkorrespondenz begnügte. Der Hauptpunkt aber, wofür Hr. de Lüc so heftig streitet, besteht darin, daß das erste Buch Mosis und besonders die ersten Kapitel desselben eine wörtlich inspirirte unmittelbare Offenbarung und keine Mythologie enthalten, woraus er alsdann die Folgerung zieht, daß derjenige, der dieses nicht annimmt, die ganze Bibel als Offenbarung verwerfe. Den Beweis für die unmittelbare Offenbarung führt er aus der genauen Uebereinstimmung seiner eignen Theorie von der Entstehung der Erde mit der Mosaischen Schöpfungsgeschichte, weil es unmöglich sey, daß ein Mensch im hohen Alterthume diese wahre Entstehungstheorie, wozu so viele physikalische, mineralogische und besonders chemische Kenntnisse gehören, aus sich selbst habe herausbringen können. Hr. Teller läßt sich dagegen nicht gerade zu auf den Punkt der unmittelbaren Offenbarung ein; hält aber doch die ersten Kapitel des ersten Buchs Moses theils für Allegorie, theils für Hieroglyphe. —

Sobald man unbefangen über diesen ganzen Streit urtheilt: so muß es befremden, daß ein Mann, der zwar als Meteorologe und Physiker nicht unrühmlich bekannt, aber kein Theologe ist, sich ganz unberufen in theologische Diskussionen einmischt, die ihn nichts angehen, und sich gewissermaaßen zum theologischen Lehrer in Deutschland aufwerfen, deutsche Theologen meistern und respektive verdammen will, ohne einmal

der deutschen Sprache mächtig zu seyn. Welch ein unabsehbares Feld von Mißverständnissen ist hier eröffnet, und wie läßt sich nur ein günstiger Ausgang für Hrn. de Lüc aus dem Labyrinthe erwarten, worin er ohne allen Beruf sich verirret hat? Gesetzt ein deutscher Nichttheologe fienge in England oder Frankreich einen theologischen Streit mit einheimischen Theologen an, ohne einmal die Landessprache, die Sprache worin die Bücher geschrieben sind, die er zu bestreiten unternimmt, zu verstehen: was würden Engländer oder Franzosen dazu sagen, und wie würde er ohne Persiflage herauskommen? Giengen aber seine Bemühungen noch oben drein auf niederträchtige Verketzerungen aus, wie es hier der Fall ist: so würde er der Verachtung kaum entgehen können, und die mindeste Strafe würde seyn, daß man sich gar nicht um ihn bekümmerte. Was gieng Hrn. de Lüc, der nach seinem eigenen Geständnisse in geologischer Absicht will gereiset seyn, das Sendschreiben der jüdischen Hausväter an Hrn. T. an? und wie konnte er ohne Indiskretion sich überwinden, es früher zu beantworten als Hr. T., da es ja an ihn gar nicht gerichtet war? Wie konnte er es ferner mit einiger Bescheidenheit wagen, eine theologische Frage, die eine vielfache theologische Erwägung erfoderte, entscheiden zu wollen, da er kein Theologe war, und auch nie einer werden wird, weil dazu ganz andere Kenntnisse gehören, als er besitzt? Wie konnte er sich endlich ohne große Selbstgefälligkeit erkühnen, als Nichttheolog einen in der Gelehrsamkeit seines Fachs berühmt und alt gewordenen Theologen belehren, oder wohl gar bekehren zu wollen? Gewiß ohne große Zudringlichkeit, die man von einem Hofmanne nicht erwarten sollte, ohne Eigendünkel und ohne Hang, allenthalben ein bedeutender Mann seyn zu wollen, konnte so etwas nicht geschehen. Bedenkt man nun noch die allenthalben hervorscheinende Sucht, gehässige Konsequenzen für die deutsche Theologie überhaupt, und besonders für die des Hrn. Tellers zu ziehen, und sie wo möglich zu verketzern: so geschieht Hrn. de Lüc eben nicht Unrecht, wenn man in Deutschland über dieses ohnmächtige Unterfangen lacht, und zu seiner Ehre wünscht, daß er bey seiner Wissenschaft bleiben möchte, worin er doch auch noch so viel zu thun hat, wenn er, bey den Riesenschritten, welche sie seit 15 Jahren thut, nicht etwa auch zurückbleiben will.

Damit man nicht glaube, Rec. gebe Hrn. de Lüc. etwas
Schuld, welches von seiner christlichen Liebe sehr entfernt sey,
will er eine Stelle aus den Gegenvorstellungen an Hrn. Tel-
ler hersetzen S. 275. »Ich fühle, daß ich Sie beunruhige.
»In Wahrheit, es geht mir nahe! Aber es ist mir Pflicht,
»und also thue ich es, ohne mir — selbst in Hinsicht auf Sie
»— Vorwürfe zu machen. Wahrlich, Sie haben die See-
»lenruhe vieler Menschen gestört, indem Sie ihnen,
»ohne irgend eine wahre Ursache, das Vertrauen auf die
»göttliche Offenbarung genommen haben.« (Woher weiß Hr.
de Lüc das? und ist eine solche Beschuldigung ohne Beweis
nicht grobe Verläumdung?) »Und Ihr System geht dar-
»auf hinaus, die Ruhe der menschlichen Gesellschaft
»zu stören« (hört den häßlichen Zeloten!) »da Sie den Men-
»schen zur Beherrschung ihrer Leidenschaften und zum Ver-
»wahrungsmittel gegen die Ausschweifungen derselben nichts
»lassen als ihre Vernunft!« (Als wenn es ausser vernünfti-
gen Vorstellungen möglich wäre, eine tugendhafte Gesinnung
hervor zu bringen!) »Diese Betrachtung ist in meinen Augen
»von der alleräußersten Wichtigkeit. Zugleich aber denke ich
»auch an Ihre eigene Person. Ich kann mir nicht vorstellen,
»daß Sie ihren eignen Zustand gewahr werden!?
»Und gleichwohl müssen wir alle dem allerhöchsten Richter von
»unserm Betragen Rechenschaft geben,« (nur nicht Ein
Mensch dem andern, am wenigsten der gelehrte Theologe Tel-
ler dem schwachsinnigen zudringlichen de Lüc,) »zumal wenn
»dasselbe auf das Verhalten anderer Menschen und auf ihr
»Glück Einfluß gehabt hat. Um so mehr geht mir Ihr Zu-
»stand nahe, da ich, wie schon gesagt, nicht glaube, daß
»Sie ihn bemerken.« (Gerade ein solcher Ton, wie ihn
ein Kapuziner im Beichtstuhl gegen einen armen Sün-
der zu führen pflegt!) »Viele andere aber bemerken ihn so,
»wie ich; und ich konnte, ohne wider mein Gewissen zu han-
»deln, nicht schweigen« (die gewöhnliche Phrase aller Inso-
lenten und Intoleranten Zeloten und Verketzerer!) »Man giebt
»sich ja doch alle mögliche Mühe, diejenigen zu wecken, die
»man von großer Kälte erstarrt schlafend findet. Oft muß
»man zu gewaltsamen Mitteln schreiten« (wie z. B. zum
Feuer!) »um sie zu retten, weil ihnen diese Art des Schlafs
»so sehr süß ist. Indessen thut man es, und es betrifft am
»Ende denn doch nur die Erhaltung dieses bald vorüberge-
»henden Lebens! Könnte ich so glücklich seyn, Sie aus Ih-

»ver Betäubung (!?) zu wecken: so würden Sie nicht klagen, »daß ich Ihre Ruhe gestört hätte! Und wenn Sie alsdann Ih»re Jahre betrachteten: so würden Sie dieselben eben so an»sehen, als ich mein Alter ansehe. Es läßt uns keine Zeit »zum Verlieren übrig. Wir müssen uns zum Uebergange in »ein andres Leben bereit halten. Selbst ihr Amt fodert Sie »dazu noch viel kräftiger auf, u. s. w.« Kein Wunder daß Hr. T. nach solchen Impertinenzen die Korrespondenz schnell abbrach, »weil Hr. de Lüc ihn wahrlich als einen Knaben aus der untersten Klasse eines Schulmeisters behandle«, und Hrn. de Lüc nur noch bat, daß er seine Briefe im Fall des Drucks dieser Korrespondenz mit abdrucken lassen möchte. Besser würde Hr. Teller gesagt haben »da Hr. de Lüc nicht wie ein Ge»lehrter zu dem andern mit ihm rede; sondern wie ein Kapu»ciner im Beichtstuhle mit seinem verwahrlosten Beichtkin»de.« Dieß ist nämlich das wahre Verhältniß, worin sich jener Stelle zu Folge Hr. de Lüc zu Hrn. T. setzte.

Aber, — untersteht sich der Rec. zu fragen; — warum ließ sich H. T. mit einem unwissenden Mann wie de Lüc ein, da er es vermeiden konnte? Dieß ist, wie Rec. glaubt, sein Fehler. Er hätte ihn gleich als einen Unberufenen und Unkundigen zurückweisen müssen, da er schon aus Hrn. de Lüc's Schrift gegen die Juden sehen konnte, weß Geistes Kind dieser Mann sey, und da ihm seine genaue Verbindung mit dem so schwachen als intoleranten berlinischen Hermes wahrscheinlich auch schon bekannt war. Es ist eine übel verstandene Humanität, zu glauben, daß man sich mit jedem unberufenen Schreyer einlassen müsse, wenn man gleich voraussieht, daß man mit ihm nicht aus der Stelle kommen wird. Ließ sich aber Hr. Teller einmal mit ihm ein: so wünscht Rec. Hr. Teller hätte seinem Gegner die mündliche Unterredung zugestanden, warum dieser mehrmals bat. Es hätte dadurch vielleicht diese ganze unnütze Korrespondenz vermieden werden können. Lag der Grund von dieser Verweigerung in der Unbekanntschaft des Herrn de Lüc mit der deutschen Sprache, also in der Schwierigkeit der mündlichen Konversation: so hätte dieser Grund wohl angegeben werden können; welches aber nicht geschehen ist. Auf der andern Seite durfte nun auch die Korrespondenz von Seiten des Hrn. Teller, nachdem er sie fortsetzte, nicht mehr so kurz und unbefriedigend seyn, als man sie hier erblickt; sondern es mußten alle

Punk-

Punkte, die Hr. de Lüc berührte, gründlich beantwortet werden, welches nicht geschehen ist. Hr. T. versparte dieß, wie es scheint, für seine öffentlichen Schriften; allein alsdann wäre es besser gewesen, sich die Korrespondenz ganz zu verbitten. So kann man es z. B. für keine hinlängliche Auskunft halten, wenn Hr. T. dem Hrn. de Lüc seine Inkompetenz in der streitigen Sache dadurch zu verstehen zu geben sucht, daß dieser die orientalischen Sprachen nicht verstehe. Darauf kam es hiebey so sehr nicht an, als vielmehr darauf, daß Hr. de Lüc gar keinen Sinn für den Geist des Alterthums und besonders des Orients hat; daß er in der Philosophie so weit zurück ist, und mit seinem Baco die ganze Philosophie erschöpft zu haben glaubt; daß er kein Psycholog und kein sonderlicher Mathematiker ist, wie z. B. Kästner, der in seinen vermischten Schriften ganz anders und weit richtiger über die Schöpfung urtheilte.

Hr. de Lüc ist an keine strenge Philosophie gewöhnt, und vermischt daher die ersten Begriffe in dieser Materie. Er unterscheidet nicht eigentliche Schöpfung und Bildung, und scheint gar keine Idee von einer unmittelbaren Schöpfung zu haben. Er hält eine Erklärung der Mosaischen Schöpfungsgeschichte für befremdend, und bedenkt nicht, daß er ohne dieselbe die eigentliche Vorstellung dieser Fragmente gar nicht herauszubringen vermag. Was heißt z. B. im Anfang? heißt es vor der Schöpfung oder bey der Schöpfung? und ist eines von beyden der Fall: wie läßt sich denn eine eigentliche Schaffung Gottes in der Zeit denken u. s. w.? Allein dieß sind lauter Fragen, wodurch die Unkenntniß und Unphilosophie des Hrn. de Lüc gar nicht inkommodirt wird. Er spricht vielmehr wie der Blinde von der Farbe, und die Idee von Fragmenten in den ersten Kapiteln des ersten Buchs Moses ist ihm beynahe gotteslästerlich. Dennoch ist das Fragmentarische in diesen Nachrichten so sonnenklar, daß man gleichsam darauf gestoßen wird, so bald man nicht von Vorurtheilen eingenommen ist. Doch was würde es helfen, dieß hier zu zeigen, da unter Sachverständigen gar kein Zweifel darüber statt findet, und man nur auf die Kommentare von Rosenmüller und Vater verweisen darf? Ueberhaupt würde es vergebene Mühe seyn, alle seltsame Behauptungen des Hn. de Lüc hier einer Kritik zu unterwerfen; z. B. daß die Juden bloß deßhalb unter den Christen geduldet würden, weil sie

das A. T. als göttliche Offenbarung annähmen. (Es ist in der ganzen Welt bekannt, daß sie vorzüglich ihres Geldes wegen geduldet werden.) Daß er mit der veralteten Theologie noch ein Protevangelium im Paradiese annimmt, welches kein gesunder Exeget darin finden kann. Daß er die ganze Bibel inspirirt seyn läßt, ohne zu bedenken, ob man dieses ohne Absurdität behaupten kann, z. B. von der Zeitgeschichte, die der Schriftsteller selbst erlebte? Daß er den Unterschied zwischen Religion und Theologie verkennt, und den ungereimten Satz aufstellt, die Vernunft könne keine Religion begründen, wonach es also gar keine natürliche Religion geben müßte; wenn gleich Paulus in den ersten Kapiteln des Briefes an die Römer das Gegentheil versichert. Solche Seltsamkeiten und Unhaltbarkeiten darf man schon von einem Unkundigen erwarten, und Rec. begnügt sich damit, Hrn. de Lüc's Beweis für die unmittelbare Inspiration oder Offenbarung der ersten Kapitel Mosis kurz zu widerlegen. Wenn die vorher angeführte Schlußfolge des Hrn. de Lüc nur einigermaaßen erträglich seyn sollte: so müßte zuvor angenommen werden, daß seine Theorie von der Entstehung der Erde die einzig wahre sey, und daß die Erde ursprünglich unmöglich auf eine andere Art habe entstehen können. Daran zweifeln aber nicht nur sehr verständige Mineralogen und Chemiker, welche behaupten: Hr. de Lüc. sey in seiner eigenen Wissenschaft noch sehr zurück, und wisse oft nicht, was er rede. Aber gesetzt und nicht zugegeben, daß Hrn. de Lüc's Theorie der Entstehung der Erde richtig wäre: so ist dennoch dadurch das noch nicht gewonnen, was Hr. de Lüc will; denn der Schluß würde nun eigentlich so lauten: Die Theorie des Hrn. de Lüc ist die einzig wahre und mögliche von der Entstehung der Erde, die Mosaische Erzählung harmonirt damit: also ist sie inspirirt, und deßhalb die einzig wahre. Wie? könnte sie nicht dennoch sehr wohl menschliche Vorstellung oder Erfindung seyn? Hr. de Lüc macht einen Sprung im Schließen, wenn er durch einen Zwischensatz, der nicht in der Schlußfolge liegt, zur unmittelbaren Offenbarung und Inspiration übergeht. Sollte seine Schlußfolge wahrscheinlich werden: so müßte sie so heißen: Meine Theorie von der Entstehung der Erde ist von Gott inspirirt und untrüglich. Nun harmonirt die Mosaische Erzählung völlig damit: also ist sie höchst wahrscheinlich, und so gut wie gewiß von Gott auch inspirirt. Dagegen will Hr. de Lüc durch seine Theorie

die

die Inspiration der Mosaischen Erzählung bestätigen, ohne zuvor gründlich erwiesen zu haben, daß sie wirklich inspirirt ist. Dieß ist ein sehr plumper Fehlschluß, wie jeder Sachkundige leicht einsieht.

Davon ist aber noch eine andere wichtige Frage ganz unabhängig: ob nämlich diejenigen Spuren der Erde, woraus Hr. de Lüc seine Theorie von der Entstehung derselben abstrahirt, eine Folge der ursprünglichen Schöpfung der Erde, oder ihrer spätern Bildung und Umbildung sind? Schöpfung ist im philosophischen Sinne eigentliche Schaffung, die von Gott als einem übersinnlichen Wesen nur als ein unmittelbares übersinnliches Faktum gedacht werden kann, welches uns völlig unbegreiflich ist. Die Mosaische Erzählung spricht aber nur von einer successiven Bildung der Erde, welche keine eigentliche Schaffung ist, und entweder eine Folge von der ursprünglichen Schöpfung, oder eine Umbildung eines schon vorhandenen Erdstoffes seyn kann. Hr. de Lüc kann wenigstens hieraus abnehmen, daß es bey dieser ganzen Untersuchung einer strengen Philosophie bedarf, um nur einigermaßen erträglich über die Schöpfung zu räsonniren, und daß es wohl der Mühe werth ist, mathematische Philosophen, wie Kästner und Kant, über diese Materie zu hören.

Uebrigens ist Rec. darin mit Hrn. de Lüc einverstanden, daß die Mosaische Erzählung keine Allegorie und Hieroglyphe; sondern eigentliche Geschichte seyn soll. Aus der Unvollkommenheit der Vorstellungen sieht man aber auch zugleich, daß es ein menschliches Produkt ist, ein Versuch über die Entstehung der sichtbarsten Weltkörper, und zwar der beste, den wir aus dem hohen Alterthume haben, weit früher entstanden, als Anaxagoras heraus brachte, daß ein göttlicher Νες die Welt geordnet habe, und eben deßwegen würdig, von der Vorsehung in der frühesten Offenbarung aufbehalten zu werden. Will Hr. de Lüc sehen, welche Vorstellungen eigentlich bey der Mosaischen Erzählung zum Grunde liegen, wenn sie als Geschichte erklärt wird: so muß er die vorher genannten neuesten deutschen Schriftkommentatoren darüber sich übersetzen lassen, welche Sprachkundige und geschickte Interpreten sind, denen man trauen kann. Dagegen bezweifelt Rec., daß derjenige Mann, den Hrn. de Lüc. um Rath zu fragen pflegt, zu dieser Klasse zu rechnen ist; denn das Beyspiel,

 was

was von seiner hebräischen Erklärung S. 333 geliefert wird, giebt keinen sonderlichen Beweis von seiner hebräischen Sprachkenntniß. Hiernach sollen die Ausdrücke »in seinem Herzen sagen« und »in seinem Herzen denken« von ganz verschiedener Bedeutung seyn, weil die hebräischen Worte sagen und denken verschiedene Worte sind. Es kommt hier ja nicht auf die Radices אמר und הגה an; sondern auf die ganze Redensart, und da weiß sogar jeder wohl unterrichtete Anfänger im Hebräischen, daß in seinem Herzen sprechen eben so viel heißt, als bey sich denken. Die Uebersetzung, (vielleicht von Hrn. Hermes) ist nicht viel werth, wie man schon allein aus der vorher gegebenen Probe wird abnehmen können. Der häufige Anfang der Perioden mit und also ist undeutsche Konstruktion. Druckfehler finden sich auch genug.

Zum Schluß erfährt man, daß Hr. de Lüc auch noch des Hrn. Ts. »älteste Theodicee oder Erklärung der »drey ersten Kapitel der ersten vormosaischen Geschich»te« durch seine Grundsätze der Theologie, der Theodi»cee und der Moral« bestreiten wird, welche bereits unter der Presse sind. Ob Hr. Teller es der Mühe werth halten wird, sowohl auf diese gedruckte Korrespondenz als auf jene Grundsätze zu antworten, müssen wir erwarten. Rec. würde rathen, Hrn. de Lüc getrost fortschreiben zu lassen, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, weil er doch nicht zu bedeuten ist.

Sa.

Ueber die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Hauptparteyen, mit einer kurzen historischen Darstellung der Umstände, welche die Trennung der lutherischen und reformirten Partey veranlaßten, und der Versuche, die zu ihrer Wiedervereinigung gemacht wurden — von D. G. J. Plank. Tübingen, bey Cotta. 1803. 366 S. kl. 8. 1 Mk. 8 gr.

Diese

Diese treffliche Schrift des berühmten Verfassers bedarf für die, welche sie noch nicht gelesen haben, bloß der Anzeige ihres Daseyns, und einer kurzen Andeutung ihres Hauptinhalts, um auch von ihnen, wie sie es verdient, benutzt zu werden. Hr. D. P. hat unstreitig in den Zeitumständen eine Veranlassung gefunden, die Möglichkeit und den Nutzen der Vereinigung beyder protestantischen Parteyen von allen Seiten reiflich zu erwägen, um theils den sanguinischen Hoffnungen und Vermuthungen für dieselbe einen Ruhepunkt der Ueberlegung zu verschaffen; theils auf den eigentlichen schwierigen Punkt der gemeinschaftlichen Benutzung des Kirchenguts aufmerksam zu machen, und zugleich einige allgemeine Klugheitsregeln anzugeben, wonach eine solche Vereinbarung eingeleitet werden müßte, wenn sie wirklich zu Stande kommen soll. Eine dogmatische Vereinbarung dürfte kaum mehr nöthig seyn, da sie schon stillschweigend in Deutschland vor sich gegangen ist, wenn man einige Zeloten beyder Parteyen und das ununterrichtete Volk ausnimmt. Nur eine öffentliche Deklaration ist noch nicht darüber erfolgt; allein diese möchte gerade am meisten Aufsehen machen, und den Parteygeist am ersten wieder anfachen. Die Regulirung der äußern Verhältnisse ließe sich nach den hier angegebenen Regeln auch schon zu Stande bringen, so bald Billigkeit, Nachgiebigkeit und Unparteylichkeit an der Tagesordnung sind. Setzt man also eine ächt christliche Erkenntniß und Gesinnung voraus: so dürfte die Union der Lutheraner und Reformirten keine Schwierigkeiten finden. Allein weil man darin im Allgemeinen wohl noch nicht so weit fortgerückt ist, als man sich leicht überreden möchte: so dürfte es am rathsamsten seyn, diesen Zeitpunkt erst abzuwarten, ehe man wirklich eine allgemeine Vereinbarung versucht. Indessen könnte man doch mit einzelnen Kirchen schon anfangen, wo die Umstände am günstigsten sind, um alsdann nach und nach mit ganzen Ländern fortzufahren. Dieß sind die Hauptresultate der ganzen schönen Untersuchung, wobey der Verf. in der ersten Abtheilung die Grundsätze der Trennung und Wiedervereinigung christlicher Parteyen überhaupt beleuchtet; im ersten und zweyten Abschnitte der zweyten Abtheilung aber das Geschichtliche der Trennung und Wiedervereinigungsversuche beybringt, und endlich im dritten Abschnitte die Regeln für die Vereinigung selbst sammt seinem Urtheile darüber angiebt. Die trefflichste Seite aber dieser Schrift ist der Geist der Toleranz, der Humanität und

des Wohlwollens, der sie durchaus begleitet, und sie als Unionsschrift gerade am interessantesten macht. Der humane Leser wird gewiß dem Verf. mit Vergnügen folgen, und seine Lektüre nur zu früh beendigt sehen. Hätte ein ähnlicher Geist die Parteyen in Bremen und an andern Orten beseelt: so hätten keine solche Auftritte erfolgen können, als wirklich erfolgt sind, und noch jetzt wird man durch diese Schrift an jenen Orten auf die richtigern Gesichtspunkte geleitet werden, woraus die Differenzen zu beurtheilen sind. Schade, daß kein Inhaltsverzeichniß voran steht, um sich schneller orientiren, und das, was man gelesen hat, bequemer wieder finden zu können.

H.

Ueber die Offenbarung. Ein Entwurf derselben mit zwo (zwey) Abhandlungen von Karl Wilhelm Brumbey. Berlin, bey Schöne. 1804. 120 S. gr. 8. 12 Kr.

Laut der Vorrede »war es am 8. July 1801, daß sich der »Verf. ermuntert sah« (vielleicht so viel als inspirirt!) »etwas abzufassen zur Rechtfertigung der lutherischen Bibelübersetzung, insonderheit aber der Stelle 2 Theß. 2, 7.« Eigentlich blieb er dabey stehen, (warum gieng er denn uneigentlich weiter?) denn das starke Buch »die zweckmäßigen »Betrachtungen über die Offenbarung Johannis« ganz zu widerlegen würde zu viel für ihn gewesen seyn; indessen war es ihm doch zu sonderbar und auffallend, als daß er ganz dazu hätte schweigen können. Auf diese Weise erhält also das Publikum hier zuerst einen kurzen skelettirten Auszug aus der Offenbarung Johannis nach Luthers Uebersetzung, den der Vf. sehr unbequem einen Entwurf derselben nennt, mit seinen Bemerkungen darüber. Diese suchen gegen den Geist der Zeit zu beweisen, daß die Apokalypse als das vorzüglichste Buch der ganzen Bibel, nicht bloß von jedem Christen gelesen werden könne; sondern auch gelesen werden müsse, wenn ihm sein Seelenheil lieb sey. Welch ein schwärmerischer Anbeter der Apokalypse Hr. B. ist, werden ein Paar Proben zur Genüge beweisen. Nach S. 46 ist kein Buch in der Bibel, dessen originelle Bildersprache die Erhabenheit erreiche:

reicht hat, als die Offenbarung Johannis. Hiebey hat der Verfasser nicht bedacht, daß ja alle diese Bilder aus den Propheten genommen sind, wie Eichhorn in seinem Kommentar über dieses Buch gezeigt hat. Nach S. 47 sind daher „schon wegen dieser himmlischen Erhabenheit die Gesichte „des heiligen Sehers in ihren höchsten Kunst- und Meister„stücken der Zeichnungen und Gemälde derselben“ (ein seltsamer Styl!) „aufmerksamer, wohlgefälliger, theilnehmender „Betrachtung werth.“ Dessen ungeachtet drückt erst der Inhalt seinem Werthe das Siegel auf. S. 49. 50. „Gleich„wohl beschließt es die ganze Offenbarungsreihe der Bibel mit „größtem Recht, und zwar in der nämlichen Vorstellungs„und Sprechart, wie sie Anfang nimmt (welches Deutsch?) „Es führt indeß den Plan Gottes so weit nunmehr“ (ein sehr überflüßiges Wort!) „hinaus, als es noch irgend für uns „Menschen, nach unserer Gesichtslinie erkennbar seyn mag, „und läßt uns etwas jenseits hinüberblicken, auf die in der „Ferne der Zukunft vorschwebenden großen, göttlich großen „Dinge, die im Ewigkeits-Plane entworfen liegen; die mit „allem bisher Geschehenen und Wirklichgewordenen im genaue„sten absolut nothwendigen Zusammenhange stehen, deren Er„füllung aber dereinst erst noch bevorsteht. So erlangen wir „einige Kunde davon, Etwas zu der uns so nöthigen Notiz, „das wir wissen sollen und müssen, um uns in unserm Thun „und Lassen, Hoffen und Erwarten darnach richten, und un„sern Glauben darauf fest gründen zu können. Die Sachen „also selbst, welche dadurch und so sollten abgebildet werden, „interessiren uns aufs höchste, und gaben dem Ganzen den „Werth und die Wichtigkeit des Göttlichen, weil sie, gleich „aller wahren Offenbarung, von Gott selbst kommen. Der „Sinn, der darunter geheimnißvoll verborgene Sinn, „welcher den ewigen Rathschluß Gottes dem menschlichen Au„ge nach Verschiedenheit der zum Erkennen nöthigen und er„kennbaren Wahrheit mehr oder weniger enthüllen soll, dieser „ists, woran hiebey alles liegt, worauf alles ankommt S. 51. „Diesem den Sachen nach zum Grunde liegenden Sinne läßt „sich unmöglich sein Ursprung aus einem menschlichen Gehirn „zuschreiben“ (wenn doch der Verf. nur erst deutsch schreiben könnte!). „So ungewöhnliche, ausserordentliche, weit „aussehende Dinge, die ganz augenscheinlich sich über dieß Le„ben hinaus erstrecken, kann nur Gott wissen und offenbaren. „Dieses Buch, welches für eine Offenbarung Jesu ausgegeben

„wird, enthält die Historie aller Schicksale der Religion Je„su unter den Menschen, und zwar unter ihren Freunden und „Feinden. Es ist die wahrste Kirchengeschichte des N. T. „von dem Stifter des neuen Bundes selbst geschrieben, u. s. „w." Genug zum Beweise, daß sich der Verf. in die Bewunderung der Apokalypse bis zum Schwindel verloren hat. Das Publikum kann noch immer von Glück sagen, daß es mit der Enthüllung des geheimnißvollen Sinnes selbst verschont geblieben ist. In einem so seltsamen und konfusen Style, als Hr. B. schreibt, würde die Enthüllung den Lesern noch immer doppelt verhüllt geblieben seyn. Bey solchen verkehrten Begriffen von der Apokalypse trotz allen neuern Erklärungen darüber, ließen sich die Schmähungen auf die neuere Theologie und die Verwünschungen derselben nicht anders erwarten. Allein sie wird deßwegen im Wesentlichen nicht anders werden, als sie ist, weil sie sich auf richtigere Einsichten gründet, als die ältere Theologie, und Hr. B. scheint nicht einmal ein kompetenter Richter darüber zu seyn, weil es ihm an aller soliden theologischen Gelehrsamkeit fehlt. Davon giebt auch die zweyte Abhandlung »Ueber 2 Theß. 2, 7. zur »Rechtfertigung der lutherschen Bibelübersetzung« einen Beweis. Luther hat diese Stelle übersetzt „denn es re„get sich schon bereits die Bosheit heimlich, ohn daß, der „es jetzt aufhält, muß hinweg gethan werden." Der Verf. der „zweckmäßigen Betrachtungen über die Offen„barung Johannis" hatte diese Uebersetzung als unrichtig getadelt, und dafür folgende substituirt: „Die Bosheit re„get sich bereits heimlich. Nur ist einer, der es aufhält, bis „es aus der Mitte entstehe." welches heißen sollte „aber ei„ner, den ihr wohl kennt, der Herr aller Dinge, hält es noch „auf, bis es mitten aus der Kirche hervorbreche." Diese Uebersetzung und Erklärung tadelt wieder der Verf. als unstatthaft (worin ihm Rec. beystimmt); wenn gleich nur mit sehr schwachen Gründen. Dagegen würde er, wenn er ein gründlicher Exeget wäre, es nicht unternommen haben, die luthersche Uebersetzung zu rechtfertigen, weil er den Ausdruck „ohn „daß muß hinweg gethan werden" nicht rechtfertigen kann, da von dem „ohne daß muß" nichts im Texte steht. Die Stelle heißt vielmehr eigentlich so: „Denn die Irreligiosi„tät oder Ruchlosigkeit schleicht jetzt noch im Geheim. Nur „ist noch Einer da, der sie aufhält (μονον ὁ κατεχων αρτι) „bis auch er von der Erde weggerafft seyn wird (ἑως εκ μεσα γενη-

γενηται) „d. h. laßt aber nur erst den Mann, der sie noch „aufhält, von der Erde geschieden seyn (V. 8.): so wird sich „alsdann u. s. w.“ Damit meint der Apostel sich selbst. Er sah daß sich einige Leute schon zu seiner Zeit in Laster und Irreligiosität stürzten, und mußte fürchten, daß auch die Christen würden mit fortgerissen werden. Er war sich ferner seiner Wirksamkeit gegen das Laster bewußt, und konnte daher überzeugt seyn, daß die Ruchlosigkeit nach seinem Tode mehr um sich greifen würde Phil. 1, 23-25. Apg. 20, 28-30. Dagegen stellt Hr. B. eine so seltsame Erklärung in einer so verworrenen Darstellung auf, daß Rec. sich gar nicht heraus finden kann. Nachdem er zuvor seinen Gegner noch wegen der Deutung einiger Stellen in der Apokalypse bestritten hat, wobey er auf »das röthliche Thier kommt, worauf das »Weib über vielen Wassern sitzt« welches er für den Drachen?! hält, fährt er in Beziehung auf unsere Stelle S. 77 fort: »Zu dem, was in die römisch katholische Kirchen»verfassung, oder in ihre Lehrsätze aufgenommen worden ist, »gehören außer der Hierarchie und Infallibilität, alle diejenigen Greuel, die St. Paulus in den Worten ausdrückt »IX 4. Er der Gesetzlose (ανομος) setzt sich in den Tempel, »und stellt sich dar als einen Gott! Nie sündern Protestanten, »wie Papisten unter dem Schutze der Hierarchie! Nie stün»den sie unter dem Schutze derjenigen Lehrsätze, welche diese »Gottlosigkeit veranlassen, begünstigen und zudecken. Längst »fragte sogar Arnulphus, ob der Pabst nicht der Antichrist »sey? So ist ja alles längst erfüllt! Was soll noch erst in den »letzten Zeiten entstehen? vielleicht aber und vermuthlich aus »den protestantischen Staaten, u. s. w.« Hieraus muß man schließen, daß der Verf. unsere Stelle vom Pabst und Pabstthume erklärt, wobey aller Streit aufhören muß, weil er in der bessern Exegese noch ganz zurück ist. Ueberhaupt sieht sich Rec. gedrungen, dem H. B. in Hinsicht dieser Abhandlung eben das zuzurufen, was er S. 77 seinem Gegner zuruft »Wer es kann, vernehme sich aus einem Chaos von aller»ley Verwirrung, wo das deutliche undeutlich gemacht, und »das Helldunkel in Böotische Finsterniß verwandelt ist!« Am Schlusse folgt noch etwas, was man nach der Vorrede gar nicht erwarten kann, nämlich: Karl Wilhelm Brumbey (8) gelegentliche Gedanken über Schwärmerey.« Es scheint dieß eine Vertheidigung gegen beschuldigte Schwärmerey seyn zu sollen; allein es dürfte eher eine Bestätigung derselben

selben seyn, wenn man z. B. folgende Probestellen beherzigt. S. 110. »Wenn von besondern geistlichen Entzückungen, von »ungewöhnlichen Visionen, von ausserordentlichen Erscheinun»gen die Rede ist: so klingt dieß freylich den Unkundigen »nach Schwärmerey. Gleichwohl ist nicht zu läugnen, daß »wie Jemand im Irdischen empfängt, was viel Tausende »nicht erlangen, es sich eben so mit dem Geistlichen verhält. »Es ist ja nicht zu läugnen, daß wie sich Gott von je an ge»wissen Menschen besonders geoffenbaret hat, er dieß in »vorkommenden nöthigen Fällen und zu absonderlichen »Endzwecken, die seine höchste Weisheit allein erkennt, »noch thun kann.« Oder auch S. 112. 13. »Die Ver»hältnisse der wesentlichen Vereinigungen in der eigenen Per»son Christi, wie deren Mittheilungen an seinen Leib, »wovon er das Oberhaupt ist, sind dem natürlichen Men»schen unbegreiflich, und scheinen ihm widersinnig »zu seyn, weil sie nicht nach seinem Sinne sind, und er die»sen Sinn von Gott nicht mag ändern lassen, um Jesum in »der Klarheit kennen zu lernen. Ist das Evangelium verdeckt: »so ist es nur denen, die verloren gehen, nicht aber denen, »die selig werden, weil letztern die Decke weggenommen ist, »und ihnen ihre Augen aufgethan sind. Von dem gehei»men Umgange einer Seele mit Christo, und von der »Liebe des Herzens zu ihm, hat der Weltmensch keinen »Begriff, weil er die Welt nicht verläugnen will, um in »das Reich Gottes einzugehen, u. s. w.« Bey einer solchen mystischen Schwärmerey kann man keine gesunde Begriffe vom Hrn. B. erwarten; aber es würde auch ganz vergebene Mühe seyn, ihn durch Vernunft, die er verachtet, zur Besinnung bringen zu wollen. Mag er also fortradotiren; kein vernünftiger Mann wird es lesen mögen.

Sa.

Zwey unvorgreifliche Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens, zunächst in Beziehung auf den Preussischen Staat. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1804. 191 S. 8. 18 gr.

Der Verf. ein sehr denkender Mann und reformirter Geistlicher, liefert hier zwey Abhandlungen 1) Ueber die Trennung

nung beyder protestantischen Kirchen und II) Ueber die Mittel, dem Verfall der Religion vorzubeugen, worin sehr viel Wahres und Richtiges gesagt ist, wenn auch manche Paradoxie oder Uebertreibung mitunterläuft, und die auf jeden Fall von Sachverständigen geprüft zu werden verdienen. In der ersten Abhandlung schildert er die großen Unbequemlichkeiten und Nachtheile, welche aus der jetzigen Lage der Reformirten und Lutheraner zu einander, besonders in den Preußischen Staaten hervorgehen, die dem Staate gar nicht gleichgültig seyn können, und giebt die Mittel an, wie eine Verbesserung einzuleiten sey. Ob jene Schilderung nicht hin und wieder etwas übertrieben ist, muß Rec. dahin gestellt seyn lassen, da er als ein Auswärtiger mit jener Lage in den preußischen Staaten nicht so genau bekannt ist. Allein sie wird doch unstreitig im Ganzen zutreffen, und ist nachtheilig genug, um dem lebhaften Wunsche einer Verbesserung Raum zu geben. Mit Recht hält der scharfsinnige Vf. nichts von einer Koalition der Glaubenslehren, die theils unnöthig, theils unthunlich ist, und eben so wenig von allen übrigen Mitteln der Vereinigung, die einen Gewissenszwang oder doch großen Anstoß, wenigstens bey dem gemeinen Manne mit sich führen würden. Vielmehr hält er für das leichteste Mittel zur Einleitung einer wirklichen Vereinigung in der preußischen Monarchie, die bloße Erklärung von Seiten des Staats, daß die Kirchengemeinschaft unter den Protestanten wieder hergestellt sey, welche am besten durch die öffentliche Bekanntmachung insinuirt werden könne «daß es überall weder in bürgerlicher, noch kirchlicher, noch religiöser Hinsicht für eine Veränderung gehalten werden solle, wenn derjenige, der bisher nach dem einen Ritus und bey einer Gemeine der einen Konfession kommunicirt habe, in Zukunft, es sey nun immer oder abwechselnd, bey einer Gemeine der andern Konfession und nach dem andern Ritus kommunicire.« Von diesem Erlaubnißgesetz für die Gemeinschaft der Sakramente, wobey alles Uebrige mit den verschiedenen Kirchen in seinem jetzigen Zustande bleibt, erwartet der Vf. die fruchtbarsten Folgen für das allmälige Zusammenfließen selbst, und zeigt sehr umständlich die nächsten wohlthätigen Folgen, die schon allein aus dieser Staatserklärung entspringen müßten. Rec. zweifelt nicht, daß man in den preußischen Staaten diesen Vorschlag nach seinem ganzen Umfange, wie er in der Schrift

selbst vorliegt, beherzigen, prüfen, und die dabey allenfalls noch aufstoßenden Schwierigkeiten bekannt machen wird, da sich der Verfasser bereit erklärt, dieselben beantworten zu wollen. Rec. glaubt sich ausser Stande, vollständig darüber urtheilen zu können. Er bemerkt bloß im Allgemeinen, daß es einer Vereinigung wegen der Dogmen gar nicht bedarf, in so fern die Schweizer in der Wittenbergischen Konkordie schon der Augsburgischen Konfession beygetreten sind. Die Reformirten sind wirkliche Verwandte der Augsburgschen Konfession, und nur der nachmalige Parteygeist, besonders der Lutheraner, hat beyde Parteyen im gemeinen Leben wieder so unglücklich getrennt. — In der zweyten Abhandlung sucht der Verf. die Mittel, dem Verfall der Religion vorzubeugen, vorzüglich in der Verbesserung des Gesanges, der Predigten, des Gebetes, der Feyerlichkeiten des Gottesdienstes und der Subjekte zum geistlichen Stande. Auch hier ist wieder viel Wahres gesagt; aber auch Vieles sehr übertrieben. Es ist wahr, daß die neuern Gesänge bey weitem nicht so kräftig und religiös sind, als die ältern; aber deßwegen kann man den neuern Gesängen im Ganzen noch nicht den Vorzug vor den alten absprechen. Was kann mehr die Andacht eines gebildeten Gemüths stören, als die alte Bluttheologie, und die groben anthropomorphischen Begriffe von Gott, dem Gottmenschen Christus, (nach der Naturenvereinigung und Communicatio idiomatum) und dem Teufel? Selbst ein religiöses Gemüth von Bildung verschmähet es, solche Gesänge mit abzusingen. Wollte man sie aber verbessern, um das Kraftvolle, welches nach unsern ästhetischen Begriffen noch erträglich bleibt, beyzubehalten: so würden sie in dieser neuen Form dem großen Haufen nicht gefallen, dem die alte Form noch im getreuem Gedächtnisse ist. Auf der andern Seite gestehet aber Rec. dem Verf. zu, daß ein Theil der neuen Gesänge zu trocken moralisch, und zu wenig moralisch-religiös ist. Eben so ist die Beschreibung der jetzigen Form der Predigten zu herabwürdigend; wenn gleich auch hiebey noch manche Verbesserungen angebracht werden könnten; besonders in Hinsicht eines reichhaltigern Stoffs zum Predigen. Zu diesem Ende schlägt der Verf. sehr glücklich vor, daß man mehrere Sonntage in Festtage verwandeln möchte, z. B. das Frühlingsfest, das Fest der Gebornen, Verheiratheten und Verstorbenen u. s. w. Die Ankündigung dieser Festtage würde auf der einen Seite dem Kirchenbesuch einen Reiz geben, und auf der andern Seite

dem

dem Prediger einen reichhaltigen Stoff zu einer fruchtbaren Rede. Auch billigt Rec. als Mittel zur Abwechselung den Vorschlag zu einer regelmäßigen Kirchenmusik in Verbindung mit einem kunstmäßigen Gesange. Nur sieht er nicht ein, wie dieß auf dem Lande zu Stande kommen soll, und eben so wenig, was die Wiederherstellung alles Taufens in der Kirche zur Erhebung der Andacht beytragen soll, abgerechnet daß im Winter die Gesundheit der Kinder hierbey sehr gefährdet wird. Eine Veränderung der Abendmalsfeyer kann Rec. auch nur in so fern für die Zuschauer erbaulicher halten, wenn eine Beichtrede vor dem Altar damit in Verbindung gesetzt wird. Ueberhaupt aber wird es bey allen diesen Veränderungen der Feyer des Gottesdienstes noch immer eine Frage bleiben, ob sie ihre Kraft nicht wieder verlieren, so bald auch sie gewöhnlich werden? Nur das Ungewöhnliche und die Abwechselung haben einen Reiz für den Menschen, woraus freylich die psychologische Regel folgt, daß man in den öffentlichen Gottesdienst so viel Abwechselung als möglich bringen, aber auch dahin sehen muß, daß diese Abwechselung nicht gewöhnlich werde, wenn sie nicht ihre Kraft verlieren soll. Das ewige Wiederkehren zur bestimmten Zeit benimmt ihr mit der Zeit wieder allen Reiz. — Auch sind die Klagen des Vf. über die vielen unberufenen Subjekte zum geistlichen Stande nicht ungerecht; aber die Mittel zur Verbesserung scheinen dem Rec. nicht sehr treffend. Wenigstens sind einige davon sehr auffallend. So glaubt der Verf. unter andern, daß es für einen fähigen Kopf eine Kleinigkeit seyn müsse, neben der Theologie auch noch eine andere Wissenschaft, z. B. die Medicin zu studiren, damit er zu dieser greifen könne, wenn er in der Folge keine Neigung zur Theologie fühle. Diesen Rath muß Rec. sehr unglücklich nennen; denn was kann anders dabey herauskommen, als ein Pfuscher in beyden Fächern, welches bey der Medicin, wo es auf Leib und Leben ankommt, keine Kleinigkeit ist? Ueberhaupt aber hat der Verf. bey diesem Vorschlag den Umfang der theologischen Wissenschaften übersehen, die mehr als irgend eine andre Disciplin ihren Mann ganz beschäfftigen können. Rec. weiß nicht, ob er etwas von diesem Mißgriff mit auf den Umstand schieben soll, daß der Verfasser ein reformirter Geistlicher ist. Wenigstens gesteht er selbst zu, daß die lutherischen Theologen gelehrter als die reformirten, diese aber desto bessere Prediger wären, weil sie ihren Fleiß fast allein auf das Predigen be-

schränkten. Indessen räumt er doch auch zugleich die daher entstehende Unbequemlichkeit ein, daß sich so wenige tüchtige Subjekte unter den reformirten Theologen zu Stellen an Schulen und auf Universitäten fänden. Allein außer diesem Punkte dürfte der Mangel an theologischer Gelehrsamkeit noch weit mehrere üble Folgen haben, und wer es mit seinem Stande wohl meint, wie der Verf., sollte die Gelehrsamkeit des Standes nie widerrathen, weil davon ein großer Theil der Achtung desselben abhängt. Wie kann z. B. der Verf. die kursorischen Vorlesungen über die Bibel, und besonders über das N. T. für unnöthig halten, da man gedruckte Hülfsmittel genug darüber habe? Diese hat man jetzt fast über alle Theile der Theologie, ohne daß die Vorlesungen darüber auf den Universitäten unnöthig werden. Der Autodidaktus bleibt immer ein einseitiger Gelehrter, und weiß am Ende selbst nicht, was er bey einer Verschiedenheit der Meinungen mit Grund ergreifen soll. Wer aber durch die lebende Stimme eines in seinem Fache Erfahrnen gehörig orientirt ist, weiß sich hernach überall selbst zu orientiren, und ist vor unzähligen Mißgriffen gesichert. Wer kursorische Vorlesungen über die Bibel hört, ist nur im Stande, auf die leichteste Weise den Geist der Bibel kennen zu lernen, und selbst ein Bibelerklärer zu werden; wer aber dieses aus Büchern ohne alle mündliche Anweisung lernen will, verwirrt sich entweder in den verschiedenen Erklärungen, oder wird ein Exeget ohne Selbstständigkeit. Doch um wieder auf die bessern Subjekte zum geistlichen Stande zurück zu kommen: so glaubt Rec., daß sie sich schon von selbst finden werden, sobald ihnen der Staat ein eben so reichliches Einkommen sichert, als sie bey andern Disciplinen finden können. So lange aber die Juristen, Kameralisten, Mediciner u. s. w. ein weit solideres Glück machen können, als die Geistlichen: so lange werden sich im Ganzen auch immer nur die dürftigsten und ungebildetesten Subjekte für den geistlichen Stand finden. Man wird nur aus Noth die Theologie ergreifen, weil die Mittel zu den übrigen Wissenschaften fehlen; also keinen innern Beruf zum geistlichen Stande haben. Dieß ist übel genug, und der Staat wird sich am Ende gezwungen sehen, die geistlichen Stellen zu verbessern.

H.

Rechts-

Rechtsgelahrheit.

Ueber das Begnadigungsrecht des Regenten und den richterlichen Ausspruch, zwey Versuche von S. Iena, bey Stahl. 1802. 6 B. gr. 8. 6 gr.

Daß der Verf. ein junger Schriftsteller ist, der seinen ersten Ausflug wagt, sieht man sehr leicht an dem mancherley Präludien, in der Vorrede sowohl als im Eingange der Abhandlung, die er gehörig abspielt, ehe er zu seinem eigentlichen Thema schreitet. Den jungen Schriftstellern geht es wie den jungen Vögeln, die zum ersten Male das Nest verlassen wollen; sie bewegen ihre Flügel eine Weile fruchtlos, ehe sie wirklich in die Höhe kommen.

Der erste Versuch ist dem Begnadigungsrechte, einem schon viel durchgesprochenen Gegenstande, gewidmet. Der Verf. amüsirt sich zuerst weitläuftig mit einigen Blößen, die ihm eine Wiener Broschüre über seinen Gegenstand giebt. Dann hört man das allbekannte Raisonnement: zwischen dem Volke und Regenten bestehe ein wechselseitiger Vertrag, den jeder von beyden verpflichtet sey zu halten; durch die Staatsgrundgesetze werde auch der Regent verpflichtet, welche er nicht allein, und nicht für andere gegeben; sondern welche die Nation mit ihm gemeinschaftlich als Basis des ganzen Staatskörpers abgeschlossen habe. Daraus folge, daß das Begnadigungsrecht nie anders, als auf Erfordern des allgemeinen Wohls, ausgeübt werden dürfe, welches aber nicht auf bloße Nützlichkeit auszudehnen; sondern auf solche Fälle zu beschränken sey, in welchen die Begnadigung dem Staate zur Erreichung seiner Hauptzwecke nothwendig werde.

Man sieht, daß der Vf. seinen Gegenstand nach Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechts erörtert hat. Dahin kündigt er selbst sein Vorhaben auch nur an. Aber doch betrachtet und behandelt er diejenigen als seine Gegner, welche einen Grund des Begnadigungsrechts in Deutschland darin setzen, daß der Regent darin ein gutes Hülfsmittel habe, manche auf unsere Zeiten und Sitten nicht mehr passende Strenge der peinlichen Halsgerichtsordnung zu mildern. Hier ist

er also wohl aus seinem Plan herausgefallen; und wie? Er räumt ein, daß die Carolina nicht mehr passe; folgert aber daraus nur: man solle neue Gesetze geben; wolle man aber den Fehler auf diese Weise nicht gründlich heben: so sey es besser, das Uebel in seiner ganzen Größe fortdauern zu lassen, als es durch Begnadigungen zu mildern. Der Verf. will also lieber sterben, als nicht recht gesund seyn.

Rec. glaubt hier einen sehr gewöhnlichen gedoppelten Fehlgriff rügen zu müssen: Erst borgen die Lehrer des allgemeinen Staats- und Kriminalrechts die Terminologien und Begriffe den positiven Rechten ab, rektificiren darauf selbige nach ihren allgemeinen Principien, und geben sie dann zurück, um sie in der veränderten Gestalt den positiven Rechten anzulegen. Das Nehmen ist der erste, und das Zurückgeben der zweyte Fehler; durch jenen wird dem allgemeinen Staatsrechte zu nahe getreten, durch diesen den positiven Rechten. Warum greift man den Ausdruck Begnadigung aus der herrschenden Terminologie der positiven Rechte auf? Es versteht sich ja wohl von selbst, daß eine Begnadigung nach allgemeinen Grundsätzen des Rechts ein Unding ist. Hier läßt sich nur von ausgenommenen Fällen sprechen, in welchen die erkannte Strafe aus Grundsätzen des Rechts, — nämlich aus solchen höhern Grundsätzen, welchen die Zwecke des Strafgesetzes untergeordnet sind, — nicht zur Ausführung gebracht werden darf. Diese Fälle liegen in der obersten Bedingung der Kriminal-Legislation, und verdienen auch darin namentlich ausgedrückt zu seyn; die Straflosigkeit wird dann dergestalt rechtlich, daß es unrechtlich, und zwar in dem höchst möglichen Grade unrecht seyn würde, sie nicht statt finden zu lassen. Wie ist es möglich, diese Fälle des Rechts unter den Begriff der Gnade zu bringen? Und was berechtigt dann vollends noch zu dem zweyten Schritte, den Begriff der Gnade in der verstümmelten Form, nämlich ganz auf die Fälle des Rechts zugeschnitten, in das positive Recht zurück zu schicken? Es ist gewiß ein sehr verdächtiger Verkehr zwischen dem Positiven und der Spekulation, wenn sie Worte und Sachen so gegen einander eintauschen, so daß die Spekulation den Worten nach in das Positive, und dieses wiederum der Sache nach in jene übergeht.

Der zweyte Versuch, über den richterlichen Ausspruch, in Kriminalfällen, fängt mit S. 43 an. Der Zweck des Vf. ist, zu zeigen, wie der Richter zu Werke zu gehen habe, um die Rechte und Gesetze nicht an Gefühlen, an eingebildeter Billigkeit, an einem Heere von Milderungsgründen, und an der Willkührlichkeit eines schrankenlosen richterlichen Ermessens scheitern zu lassen. Was der Vf. darüber sagt, läßt sich bey Feuerbach besser und vollständiger lesen. Feuerbach und Grolmann sind die Männer, denen der Verf. einzig huldigt. Engau würde schon weniger mit ihm zufrieden seyn, auf den er S. 5. verweißt, um den Satz zu belegen: daß man es Abolition nenne, wenn der Regent die Strafe vor beendigter richterlichen Untersuchung erlasse. Engau hat es besser gewußt, daß vor beendigter Untersuchung von keiner Strafe, also auch von keiner Erlassung der Strafe die Rede seyn kann. Am allerwenigsten aber kann er sich von denen Männern Beyfall versprechen, gegen die er sich mit Feuerbach recht eigentlich in Reih und Glied zu stellen gesucht hat; die er in der Vorrede zu seiner Schrift mit eben dem Urtheile bewillkommt, womit er sie auf der letzten Seite des Werkchens entläßt. Dort heißt es: »Vielleicht gestehen unsere Rechtsgelehrten am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ein, was man beym Anfange desselben noch nicht einzugestehen wagt, daß ein Koch, ein Klein und Konsorten das Kriminalrecht in Hinsicht seiner wissenschaftlichen Behandlung, um keinen Schritt vorwärts; sondern gar mächtig zurückgeführt haben.« Hier gratulirt er der Wissenschaft, daß die Carpzove, die Quistorpe, die Kresse, Meistere u. s. w. nach gerade so ziemlich in Vergessenheit gekommen sind, und wünscht: »daß die Kleine, die Koche, die Stübel, die Westphale, die Globige und Hustere ihnen bald folgen möchten.«

So singt bereits das Vögelchen, welches wir so eben erst aus dem Neste flattern sahen! Daß sich der Verf. doch mit der Ehre begnügen möge, ein sehr leidliches akademisches Specimen geliefert zu haben, aus welchem man sieht, wie er sich bemüht, seinen Lehrern nachzudenken! Für die Wissenschaft ist durch seine Schrift nichts gewonnen.

Na.

Statute der Stadt Freyberg vom Jahre 1576. Mit Anmerkungen und Beweisurkunden; herausgegeben von Joh. Chr. Fr. Gerlach, Buchdrucker und Buchhändler zu Freyberg. 1803. 144 S. 4.

Der Vorrede zu Folge hatte schon der ehemalige Oberstadtschreiber Klotsch die Absicht, diese Statuten, so wie das alte Stadtrecht, mit erläuternden Anmerkungen, herauszugeben und einen Anhang von eilf dazu gehörigen Urkunden beyzufügen. Das darüber vorhandene Manuskript, dessen Abdruck durch seinen 1789 erfolgten Tod vereitelt wurde, kam in die Hände des Hrn. Markscheider Freisleben zu Freyberg, der es ohne Zweifel dem Hrn. Herausgeber in der Absicht überlassen hat, um diese statutarische Gesetze, durch den Druck bekannt zu machen. Obgleich diesen Statuten die landesherrliche Bestätigung abgehet, und mithin selbige, wie Hr. G. selbst bemerket, keine vollkommene Gesetzkraft erlanget haben mögen: so liefern sie doch einen nützlichen Beytrag zum deutschen Rechte, und in dieser Hinsicht war die Bekanntmachung derselben um so mehr ein verdienstliches Unternehmen, da sie theils mit Anmerkungen erläutert, theils mit mehrern Urkunden versehen sind, die zur Kenntniß der politischen Verfassung der Stadt Freyberg nicht ohne Nutzen sind, und besonders für den Einwohner manches Interesse haben.

Jh.

F. Joh. Fried. Meyer's, königl. Großbrit. auch Kur- und Fürstl. Braunschweig-Lüneb. Zehnder am Unterharz, Bergrechtliche Beobachtungen bey ergangenen gerichtlichen Erkenntnissen und Informaten vor den Oberharz'schen Bergämtern. Leipzig, bey Weygand. 1803. 246 S. 8. 1 Rthl. 4 gr.

Vorliegende Schrift enthält die Bemerkungen, welche der Verf. als ehemaliges Mitglied des Bergamts zu Clausthal während eines Zeitraums von 18 Jahren zu sammeln Gelegenheit hatte. Dieselbe sind in 32 einzelnen Aufsätzen, und fünf

ange-

angehängten Abhandlungen vorgetragen. Rec. hat die meisten derselben mit Vergnügen durchgelesen, und neben manchen weniger interessanten oder bloß auf besondere Statuten sich beziehenden Abhandlungen, auch andere mehr allgemein interessante gefunden. Wenn sich nur der Verf. einer gedrängtern und richtigeren Sprache beflissen hätte: so würden seine sonst gut gewählten Aufsätze, in deren jedem der Verf. ein selbst gewähltes Thema bewiesen oder ausgeführt, und zum Theil am Ende mit einem bergamtlichen Spruch belegt hat, unter den Bergbeamten und andern, denen die Kenntniß der Bergrechtswissenschaft nöthig ist, noch mehr Beyfall finden. Die Bergmännschen Kunstwörter finden sich hie und da bey Gelegenheit erklärt.

Zu den wichtigeren Abhandlungen gehört die IXte: »In »gevierten Feldern auf zweyen unter einander liegenden Flö»zen weicht der jüngere nicht dem ältern, ausser in der Vie»rung.« XIIte. »Ob eine Grube während eines darüber ge»führten Processes ins Freye fallen könne?« welche verneinend entschieden wird. XIXte. »Von Benutzung der Schla»ken auf ein anderes Metall, als die Muthung besagt.« Die XXV, XXVI, und XXVIIte, ferner die XXIXste »Von der »erbschaftlichen Legitimation zu Kuxen, insonderheit in wie »fern dabey eine Ediktalladung Statt finden könne?« Hier wird die Meinung einiger, als ob die unbekannten Erben eines Kuxeninhabers, welche auf die Ediktalladung nicht erscheinen, präkludirt werden könnten, aus richtigen Gründen widerlegt. Unter den angehängten Abhandlungen ist besonders die vierte: »Vom Rechte der Kuxe, insonderheit nach den Gesetzen, und der Bergwerksverfassung am Oberharze« lesenswürdig; auch die kurzen Nachrichten von den Rammelsbergschen Berg- und Hüttenwerken bey Goßlar, (nach welchen der Ursprung der Mariengroschen und Matthier sich von diesen Gruben herschreibt) verdient bemerkt zu werden.

Wr.

Abhandlung über den Entwurf einer allgemeinen Instruktion neben besondern Dienstanweisungen für Badische Beamte. Vom Oberamtsassessor Baurit-

 tel.

tel. Karlsruhe, bey Macklot, 1803. 46 S. gr. 8. 4 K.

Der Verfasser dieses dem Churfürsten zu Baden gewidmeten Aufsatzes, entscheidet die Frage: ist eine Generalinstruktion neben besondern Dienstanweisungen für die Badenschen Beamten nützlich und wünschenswerth? zu bejahend. Damit eine solche Generalinstruktion von Nutzen sey, müßte sie dem Beamten den Umfang seiner Geschäffte und die Gränzen, seines Geschäfftkreises, seine Verhältnisse gegen den Landesherrn und dessen Dikasterien, gegen mediate Dienststellen, Ortsvorgesetzte und andere Untergebene, so wie gegen Auswärtige bekannt machen. Der specielle Theil müßte die Vorschriften enthalten, nach welchen der Beamte die ihm überlassenen Geschäffte in Rücksicht auf Materie und Form behandeln soll, dem Beamten wegen Präparation oder Ausführung der Kollegialbeschlüsse die nöthigen Aufschlüsse geben, und ihn anweisen, wie die Manipulation der Geschäffte, deren Gang, und die Einrichtung im Ganzen und seinen Theilen statt haben solle.

Die hierauf S. 17 / 39. gegebene Uebersicht der Ordnung, nach welcher die allgemeine Instruktion abzufassen wäre, zeugt von praktischer Erfahrung des Verf.; auch den Proben, wie in der Ausführung einzelne Gegenstände zu behandeln seyn möchten, kann Rec. seinen Beyfall nicht versagen.

Zum Schlusse hat der Verf. noch die Nothwendigkeit der besondern (die sich nämlich auf die besondern Verhältnisse, Lage, u. s. w. des Orts gründen) Dienstanweisungen für neuangehende Beamte auf eine überzeugende Weise dargethan.

Bemerkungen über das Verfügungsrecht eines Schuldners über sein Vermögen vor Ausbruch des Konkursprocesses, von Jac. Fried. Weishaar, Würtembergischem Hofgerichts-Advokat. Heilbronn, bey Klaß. 1803. 46 S. 8. 3 K.

In dieser kleinen Schrift, zu welcher ein Rechtsfall die Veranlassung gegeben, sucht der Verf. zu zeigen, daß ein Schuldner

ner durch seine Flucht, und durch die Obsignation und obrigkeitliche Errichtung eines Vermögensinventariums das Recht, über sein Vermögen zu verfügen, noch nicht verliere; vielmehr allein durch die Erkennung des Gantprocesses (welche nach den Wirtembergischen Gesetzen nur durch einen Regierungsbefehl geschehen kann) und die darauf erfolgte gerichtliche Bestellung eines Güterpflegers der Verwaltung seines Vermögens entsetzt werde. Da übrigens der Richter nicht ohne gegründete Vermuthung von der Insolvenz des Schuldners zur Inventur seines Vermögens schreitet: so giebt er zu, daß Veräußerungen, die der Schuldner zum Nachtheil der Gläubiger nach der Inventirung vornimmt, und besonders Unterpfandsbestellungen für alte Schulden von den Gläubigern angefochten werden können, und behauptet, daß ein Gläubiger, der sich von einem insolventen Schuldner zum Nachtheil eines mit stärkern Rechten versehenen Mitgläubigers Bezahlung verschafft hat, von diesem nach Wirtembergischen Rechte zur Zurückgabe des Empfangenen gezwungen werden könne.

Rec. ist durch die von dem Vf. etwas oberflächlich angeführten Gründe nicht überzeugt worden, und der gegen den von Dabelow aufgestellten Satz: „man müsse annehmen, daß „der Schuldner durch die Fluchtergreifung sein Vermögen de„relinquirt habe," angeführte Grund: „daß nach dieser Vor„aussetzung jeder das Recht haben müßte, sich das Vermö„gen eines flüchtig gewordenen Schuldners zuzueignen, und „den Gläubigern desselben zu ihrer Befriedigung nichts übrig „zu lassen," ist mit den ächten Begriffen des römischen Rechts (über universitas rerum, und mit der Analogie von haereditas jacens) nicht übereinstimmend.

Entwurf eines allgemeinen Handelsrechts als Beytrag zu einem künftigen Gesetzbuche für Kaufleute, von L. Ch. K. Veillodter. Zweyte Auflage. Frankfurt a. M., bey Gerhard. 1803. 428 S. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Dieses nicht unwichtige Werk ist die ganz unveränderte zweyte Auflage eines schon im Jahr 1799 bey Mattiot erschienenen im 51 Bande H. 1. S. 89–95. der A. D. B. recensirten Buchs.

Buchs. Wir verweisen also lediglich auf unser dort gefälltes Urtheil.

Hn.

Ueber den Zustand des Kriminalwesens in Deutschland am Anfange des 19ten Jahrhunderts. Von Joseph Stürzer, Doktor und Professor der Rechte in Landshut. Landshut, bey Krüll. 1803. 144 S. kl. 8. 12 gr.

Das Unternehmen diesen Gegenstand zu bearbeiten, verdient allen Beyfall. Auch wird die Ausführung desselben das, schon aus einer frühern Schrift: Ueber die Rücksichten, welche der Gesetzgeber bey Abfassung eines Strafkodex zu nehmen hat. Landshut 1801 8. (m. s. diese Bibl. 75 B. S. 328.) von dem Verf. zu fassende Urtheil, als eines mit Nachdenken, Fleiß und Geschmack zu Werke gehenden Schriftstellers, bestätigen. Der Verf. hat sich hierbey nach der Vorerinnerung die Beantwortung der Frage zum Gegenstande genommen: auf welchem Grade der Kultur steht die Wissenschaft des peinlichen Rechtes? durch welche Reformen zeichnet in dieser Hinsicht der neuere Zeitgeist sich aus? was muß noch geleistet werden? und welche Grundsätze müssen einer richtigen Behandlung des Strafrechtes zur Grundlage dienen; seine Betrachtungen beziehen sich daher auch nach S. 16. auf eine Darstellung 1) der Vorzüge und 2) Mängel der neueren Behandlung des Kriminalrechts. Die erstere geschieht von S. 17 = 50. die letztere von S. 50 bis zu Ende. Der Verf. hebt mit einer kurzen Darlegung des Geistes der Behandlung des Kriminalrechts im 16ten bis zu der Hälfte des 18ten Jahrhunderts an, und nennt als Vorzüge der neuern Bearbeitung S. 26. die durch sie hervorgebrachte Ueberzeugung, daß individuelle Sicherheit gegen die Willkühr des Gesetzes, und noch größere gegen die Willkühr des Machthabers die Hauptforderung des Bürgers an den Staat sey; S. 28 die strenge Sonderung des Rechtlichen von dem Moralischen; S. 43. die Verbannung der Meinung, daß bey unvollkommenem Beweise, die Hälfte des in dem Strafgesetze angedrohten Strafübels eintreten müsse; und S. 47 die genaue Bestimmung der Gränzen für den peinlichen Richter und die Tilgung der rich-

terli-

terlichen Willkühr. Hierauf folgt zur Darstellung der Mängel der neueren Behandlung des Kriminalrechtes, eine Erzählung der Gründe dieser Mängel, nämlich theils der Geist der Verfassung der peinlichen Gerichte in Deutschland; theils die Uneinigkeit unter den Gelehrten selbst. Als Beyspiele der Mängel selbst, werden S. 62 fg. die noch nicht erfolgte Begränzung und Bezeichnung des Gebietes der Kriminalrechtswissenschaft, und S. 73 die Verschiedenheit der Meinungen in der Lehre von der Natur und den Gründen der Strafbarkeit, von dem obersten Grundsatze des peinlichen Rechts, von der Anwendung des Strafgesetzes, von juristischer Imputation, von deren Einfluß auf die Strafbarkeit der Handlungen in concreto, vom Rechte der Milderung und Schärfung und von subjektiver Strafbarkeit, angegeben. Allen diesen sind sehr lesenswerthe Betrachtungen über einzelne Grundsätze einzelner Theorien, und über das Verhältniß der Theorien gegen einander eingeflochten.

So gut dieß aber auch ist, so wird man doch folgende Ausstellungen an der Schrift selbst machen müssen. Zuerst leistet sie nicht, was der Titel verspricht. Eine Bezeichnung des Kriminalwesens ist vorzüglich Darstellung des Geistes der Gesetze und ihres Verhältnisses zu dem Geiste des Rechtsgesetzes überhaupt, des Zeitalters und der Nation, so wie Beschreibung der Beschaffenheit des gerichtlichen Verfahrens in Kriminalsachen und der dabey getroffenen Zwangsanstalten, ihrer Rechtlichkeit und Zweckmäßigkeit, u. s. w. Von diesem allen aber findet sich hier nichts; das Wenige ausgenommen, was der Verf. S. 51 u. f. über den Schaden gesagt hat, den der Kampf zwischen bloß philosophirenden und bloß an den positiven Gesetzen hängenden Urtheilssprechern stiftet. Was der Verf. liefert, macht nur einen Theil des im dem Thema liegenden Gegenstandes aus; und auch diesen hat er, wie sich aus dem vorhergehenden Auszuge ergiebt, nicht erschöpfend bearbeitet, indem er sich bloß an einzelne Lehren der neuern Theorien hält; die ganze Materie der Theorien nach den verschiedenen Theilen der Kriminalrechtswissenschaft aber nicht betrachtet, und noch weniger etwas von der Form oder der wissenschaftlichen Bearbeitung erwähnt, wobey die, obschon mit Parteylichkeit und Eigenliebe abgefaßte, Revision des Kriminalrechts der letzten Quinquennien in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Allgem. Lit. Zeit. von

1800 u. fg. zu benutzen gewesen seyn würde. S. 13. werden auch an der peinlichen Gesetzgebung, selbst seit der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, bedeutende Fortschritte gerühmt, die doch nicht geschehen sind, wie auch der Verf. S. 15. und fg. stillschweigend zugiebt. Nach S. 17. soll der Geist der wissenschaftlichen Behandlung des peinlichen Rechtes im 16. 17. und in den ersten Decennien des 18ten Jahrhunderts, so wie der Geist der gesetzlichen Verordnungen selbst rein royalistisch und bloß auf das landesherrliche Interesse gerichtet gewesen seyn. Zum Theil war dieß wohl der Fall; aber weit mehr war der Geist pietistisch, wie der Verf. S. 21 und 29 theils selbst gesteht; theils bey einer genaueren Betrachtung der Gesetze über Gotteslästerung, Ketzerei, Kirchenraub u. s. w. und der Schriften aus jenen Zeiten, vorzüglich von Farinacius, Carpzov und Matthaei, hätte bemerkt werden können. Selbst die Ausschweifungen bey Ausübung des Begnadigungsrechtes, beweisen nichts für die Meinung des Vf., indem sie mehr in der geringen Kultur des Staatsrechtes, als in der Lehrart des peinlichen Rechtes ihren Grund hatten. Der Verf. erinnere sich nur auch an die noch im vorigen Jahrhunderte gewöhnliche Lehre des Grundes der obrigkeitlichen Gewalt, (nach ihr war die Obrigkeit von Gott) und an den Anklage-Proceß, (der erst durch Carpzovs Schriften vorzüglich verdrängt ward) bey welchem die Strafe mehr als Genugthuung für den Beleidigten gehalten wurde. — Was der Verf. S. 37 und fg. gegen Koch und Quistorp sagt, scheint Rec. sehr unbillig; denn wenn sie in ihren Werken die alten harten Strafen und die Folter beschreiben: so ist dieß nicht ihre Schuld, weil der Gerichtsbrauch zu ihrer Zeit hierauf noch hielt und es damals noch nicht Sitte war, in praktischen Werken über Gesetzgebung zu philosophiren. Was insbesondere Quistorp über Todesstrafen, verstümmelnde Strafen und Tortur gedacht habe, giebt sein Entwurf eines peinlichen Gesetzbuches hinlänglich zu erkennen, er war eben so menschenfreundlich wie Feuerbach und Grolmann und vor diesen sind es längst Beccaria, Gmelin, von Globig und Huster, Wieland u. a. m. gewesen. Eben so sehr zu mißbilligen ist es, daß der Verf. S. 54 das sonderbare Urtheil über Carpzov, von Oldenburger und Malblank, daß er nämlich alle Monate das Abendmal genossen, und 20000 Menschen das Todesurtheil gesprochen habe, so blindlings nachgeschrieben hat. Carpzov ist im Jahre 1620 ausserordentlicher Bey-

sitzer

ther des Schöppenstuhles in Wittenberg geworden und hat bis 1653 das Amt eines Urtheilssprechers verwaltet. Vom J. 1653 - 1661. lebte er als geheimer Rath in Dresden und gieng erst im J. 1662 wegen Alters-Schwäche wieder nach Leipzig. Auf das allerhöchste kann man also nur 31 Jahre annehmen, die Carpzov als Urtheilssprecher verlebt hat, und gesetzt auch, er hätte diese Zeit über mit gleicher Thätigkeit gearbeitet, was doch seiner Altersschwäche und seiner Anstellung als Appellationsrath in Dresden vor dem Jahre 1645 wegen, nicht der Fall seyn kann: so müßte er doch jedes Jahr $1226\frac{10}{31}$ Todes-Urtheile, folglich jeden Tag mehr als eins gemacht haben, was in jeder Hinsicht unmöglich ist. So wenig gegründet des Verf. Tadel einiger Gelehrten ist, so ungegründet ist auch öfters sein Lob Anderer, z. B. Hrn. Bergk's S. 46. Da er sich unsterbliche Verdienste erworben haben soll, und auch Andern dergleichen beygelegt werden: so widerspricht schon des Verf. Urtheil über den Zustand des Kriminalrechts solchem Lobe, weswegen ihm Männer ohne Dünkel keinen Dank bringen werden, wie z. B. Hr. Feuerbach, der nach S. 67 das alte Gebäude eingestürzt haben soll. Hat denn Hr. Stürzer nicht geprüft, was Feuerbachs Vorgänger gethan haben?

Ag.

Ueber die Ursachen der Verbrechen, und die Mittel dagegen. (ohne Druckort 1803.) 78 S. kl. 8. 5 Kr.

Wenn auch die vorliegende kleine Schrift weder auf Neuheit, noch auf Vollständigkeit Ansprüche machen kann: so kann sie doch das Verdienst haben, gute Bemerkungen und Vorschläge von neuem wieder ins Gedächtniß zu bringen, woran es in der That öfters fehlt. Sie zerfällt in zwey Abschnitte, wovon der erste, die Ursachen der Verbrechen, der zweyte die Mittel gegen sie aufstellt. Sehr treffend ist in dem ersten über die Schuld der Aeltern und der öffentlichen Erziehungs-Anstalten an Verbrechen gesprochen; dagegen vermißt man hier die Anzeige einiger vorzüglichen Quellen der Verbrechen, von welchen Jakobs, Ideen über Gegenstände der Kriminalgesetzgebung. Lpz. 1793. S. 18 100. gehandelt hat, und besonders die Mangelhaftigkeit unserer Gesetze, bey wel-

chen

cher offenbar ein gegen die Verbrechen unzulängliches, zu gelindes Verfahren Eingang gefunden, und Mangel an Furcht vor der Strafe nach sich gezogen hat. Hierauf hätten sich auch besonders im zweyten Abschnitte die Vorschläge zu Mitteln gegen Verbrechen beziehen sollen. Die hier angegebenen sind vorzüglich nur auf Polizeyeinrichtungen berechnet. — Nach dem Leipziger Meßkataloge von Ostern 1803. heißt der Verf. dieser Schrift C. L. Hörner, und die Verlagshandlung ist die Erhardische Buchhandlung in Stuttgart.

Gn.

Arzneygelahrheit.

Pharmacologisches Lexikon, oder medicinisch-chirurgische Heilmittellehre in alphabetischer Ordnung für Aerzte, Wundärzte und Apotheker, ingleichen für Oekonomen, besonders für Thierärzte. Dritter und letzter Band — von S bis Z. Mit einem doppelten Register. Mainz und Hamburg, bey Vollmer. 1803. 480 S. 1 Rg. 18 ℛ.

Mit eben der Ordnung, Genauigkeit und Fleiß, wie die ersteren Bände (N. Allg. D. Bibl. B. 62. S. 322.) ist auch gegenwärtiger dritter abgefaßt.

Wenn auch ein jeder von denen, für welche dem Titel zu Folge das Ganze bestimmt ist, Einiges zu seiner Belehrung finden wird: so möchte solches doch für den Arzt und Apotheker das mehreste Interesse haben, und da die Notizen mit Sachkenntniß und in gedrängter Kürze zusammengestellt sind: so kann Rec. dasselbe besonders angehenden Aerzten empfehlen. Nachstehender Satz, welchen derselbe aus dem letzten Artikel: Zincum ausgehoben, mag zu dessen Bestätigung dienen.

S. 419. »Die Zinkblumen hat ein empirischer Arzt in »Holland, mit Namen Ludemann unter dem Titel Luna »fixata, als ein Mittel in Aufnahme gebracht, welches das »Erbrechen stillt und Krämpfe hebt. Gaubius, der es bald

»für

»für Zinkblumen erkannte, fand diese Wirkungen bestätigt, »als er sie in so kleinen Gaben reichte, daß sie kein Erbre»chen machen konnten. Nach ihm haben denn andere von »ihnen Gebrauch gemacht, und sie in krampfhaften Zufällen, »besonders bey Kindern, in Zuckungen und Krämpfen von »Würmern, von Säure, von schweren Zahnen, von fressen»der Schärfe in der Haut, wie in Blattern, die deshalb im »Ausbruch zögern, von zurückgetretenen Hautausschlägen, im »Keichhusten, im Wasserkopf, in der englischen Krankheit; »aber auch bey Erwachsenen in Krämpfen von Schreck, von »unterdrückter Ausdünstung, im Magenkrampf mit Erbre»chen, in der Fallsucht, im Veitstanz, in der Mutterbe»schwerung, in der unordentlichen Monatsreinigung, in Zu»ckungen der Schwangern, in der krampfhaften Engbrüstigkeit, »in der Wasserscheu, im Wechselfiebern und gegen die Würmer, »besonders gegen die Mastdarmmaden dienlich befunden. Sie »scheinen vornehmlich da gut zu wirken, wo sie eine Säure im »Magen antreffen, mit der sie ein Mittelsalz bilden, das dem »Magen zuwider ist, Ekel erregt, den Magen und durch die»sen zugleich das ganze Nervensystem erschüttert, dadurch »Krämpfe hebt, die Ausdünstung befördert, und Ausschläge »heraustreibt — denn es ist bemerkt worden, daß sie gewöhn»lich nur bey Kindern, die immer viel Säure bey sich führen, »gute Wirkung gethan haben; bey Erwachsenen aber, denen »es an derselben gebricht, unwirksam geblieben sind. Wenn »daher alle Säure von den Zinkblumen verschluckt worden, »und keine mehr vorräthig ist, die sie zu einem Mittelsalz »macht, unter welcher Gestalt sie sich allein wirksam zeigen: »so ist natürlicher Weise keine Wirkung mehr von ihnen zu er»warten, und nicht erst, wie Herz, anzunehmen, daß die »Nerven gar bald gegen diese Art von Eindruck unempfindlich »würden, und daher hartnäckig in ihrem Zustande beharrten, »wenn der Kranke auch immer größere und größere Gaben »bekäme. Der obgedachten Verbindung der Zinkblumen mit »der Magensäure, und der dadurch bewirkten Erschütterung »des Körpers ist nicht nur die Aufhebung und Stillung des »Krampfs, Beförderung des Schweißes und Blatternaus»bruchs, sondern auch die Auflösung und Fortschaffung des »Schleims im Magen und auf der Brust in Wechselfiebern »und der schleimigten Engbrüstigkeit zuzuschreiben. Die Ga»be derselben ist für Kinder ½ - 1 - 2 Gr. für Erwachsene 5 - »10 - 15 - 20 Gr. und noch mehr nach und nach, ja wohl 90

»Gr.

»Gr. wie einmal Stoll im Veitstanz reichte, und zwar im
»Pulver mit Zucker oder Süßholz, oder mit Milch und Thee,
»oder auf Butterbrod, in der englischen Krankheit mit Rha-
»barber, in Wechselfiebern mit China. Stark verordnet
»sie in Zuckungen mit 3 Theilen Weinsteinrahm zu 4 : 6 Gr.
»und steigt dann immer höher. Große Gaben verursachen
»leicht Magendrücken und Erbrechen. Machen sie, z. B.
»im Anfange viel Würgen oder Erbrechen: so giebt man ein
»Opiat darneben.«

Schade, daß der Styl des Verf. wie aus Vorstehendem zu ersehen, so inkorrekt ist!

Jz.

Wie können die Menschen lange leben und dabey froh und gesund seyn? Nach Hufeland. Für Leser, welche sich in die höhere Kunstsprache nicht finden können. München, bey Lindauer. 1801. 183 S. 8.

Das Gemeinnützigste aus Hufeland's vortrefflichem Buche ist, hoffentlich mit der Einwilligung des Vf., ausgezogen und mit freyer Bearbeitung im Zusammenhange wieder vorgetragen, so daß dieses kleine Buch nur 183 Seiten einnimmt, da hingegen das Original in der ersten Ausgabe 696 Seiten hat. Zum Besten derer, welchen das Original zu theuer ist, mag dieß ganz zweckmäßig seyn; übrigens ist Hufelands Buch einige unnöthigen Weise lateinisch ausgedrückte Benennungen abgerechnet, so verständlich, daß man nicht nöthig hat, mit der »höhern Kunstsprache« bekannt zu seyn, um es zu verstehen.

Ku.

Intell

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Der Herr Prediger Dapp in Klein-Schönebeck bey Berlin, welcher schon seit vielen Jahren durch sein Predigtbuch für christliche Landleute zur nützlichen Andacht und zum Vorlesen in den Kirchen, auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, sich um die Landprediger und um die Landleute verdient gemacht hat, hat seit dem Jahre 1793, sechs Jahrgänge kurzer Predigten und Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien, nebst einem Anhange von Kasualpredigten und Reden, besonders für Landleute und Landprediger, in meinem Verlage herausgegeben. Da dieses Werk mit dem sechsten Jahrgange (wovon die letzte Abtheilung in der Ostermesse 1805. herauskommt) geschlossen werden soll: so will derselbe, statt dessen, in meinem Verlage, ein

Gemeinnütziges Magazin für Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten, welche letztere gewöhnlich auch Ackerwirthschaft haben,

herausgeben, wovon die erste Abtheilung in der Ostermesse d. J. 1805 erscheinen wird. Sein Plan, welcher nach Umständen allenfalls auch erweitert werden könnte, soll in fünf Abschnitten folgende Gegenstände umfassen:

1. Entwürfe, fürs erste über die epistolischen Perikopen, nach der Ordnung der Sonn- und Festtage des ganzen Jahres; in Zukunft, wenn das Journal Beyfall findet, auch über die evangelischen Perikopen. Besonders wenn in

der neuen preußischen Liturgie mehrere evangelische und epistolische Abschnitte vorgeschrieben werden sollten. Hiernächst auch Entwürfe über freye Texte bey besondern Veranlassungen.

2. Ueber das Landschulwesen in seinem ganzen Umfange, z. B. Katechisationen, Nachrichten, Vorschläge rc.

3. Ueber liturgische Gegenstände. Nicht sowohl Formulare, woran es nicht mehr fehlt, ganz specielle Fälle und vorzüglich brauchbare Ausarbeitungen ausgenommen; sondern Reflexionen über Umfang, Absicht und Gebrauch der Liturgie, um kirchliche Handlungen in ihrem richtigen Gesichtspunkte darzustellen, und ihre Zweckmäßigkeit zu befördern.

4. Betrachtungen, Nachrichten und Vorschläge über Prediger-Acker- und Hauswirthschaft, eigene Bestellung, mancherley Arten der Verpachtungen, gute oder schlechte Mittel zu ökonomischen Verbesserungen, rc.

5. Fruchtbare Betrachtungen, Nachrichten, Anekdoten über den Landpredigerstand, Amtsführung und Amtsklugheit desselben, Hindernisse und Beförderungsmittel seiner Wirksamkeit, zu beobachtende Vorsicht in seinem häuslichen und öffentlichen Betragen, im Umgang mit Vornehmern, Seinesgleichen, Geringern rc. zur Belehrung, Warnung und Aufmunterung; wie auch über Denkungsart, Sitten, Lebensweise und Gewohnheiten des Landvolks, in wiefern dieß zur Kenntniß des Landpredigers gehört, rc.

Jeder Band soll aus drey Abtheilungen in gr. 8. bestehen, welche, jedoch zu unbestimmten Zeiten, auf einander folgen werden. Jeder Band wird ungefähr an Bogen so stark werden, als ein Band der kurzen Predigten des Herrn Herausgebers, und auch denselben Preis haben.

Beyträge, unter der Voraussetzung, daß man dem Herrn Herausgeber die Erlaubniß ertheile, sie nach seiner Ansicht zu beurtheilen, ob sie sich zur Einrückung qualificiren oder nicht, werden mit Dank angenommen. Sie können entweder an den Herrn Herausgeber in Klein-Schönbeck bey Berlin, oder auch an mich, den Verleger, jedoch nicht anders als postfrey, gesendet werden.

Um

Um den Herren Predigern auf dem Lande oder in Städten den Ankauf dieses gemeinnützigen Magazins zu erleichtern, wird, wer sechs Exemplarien sammelt, und das Geld postfrey einsendet, das siebente Exemplar gratis erhalten.

Berlin, den 28sten Julius 1804.

Fr. Nicolai.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der bisherige Rektor, Herr P. R. Schellenberg zu Lahr, ist Pfarrer in Dinglingen geworden. An seine Stelle ist der bisherige Konrektor am Pädagogium zu Idstein, Herr C. H. Hänle, gekommen.

Herr Prediger Schwarz zu Münster im Hessen-Darmstädtischen, ist Professor der Theologie in Heidelberg geworden.

Die Akademie der Künste zu Wien, hat den Hoch- und Deutschmeister, Erzherzog Karl, welcher ihr eine, von ihm selbst getuschte Landschaft, einen Seesturm darstellend, zugesandt hatte, zum Ehrenmitgliede gewählt.

An die Stelle des nach Jena abgegangenen Herrn Professors Ackermann, ist Herr Dr. J. Wenzel zum Professor der Anatomie und Physiologie in Mainz ernannt worden.

Die Kaiserl. Akademie der Naturforscher hat den Herrn Medicinalrath und Professor E. von Siebold, so wie den Herrn Professor und Oberwundarzt am Julius-Hospitale zu Würzburg, Herrn B. von Siebold, zu Ehrenmitgliedern aufgenommen.

Der Professor Herr Bensen in Erlangen, ist als Professor der Kameralwissenschaften nach Würzburg berufen, und hat diesen Ruf angenommen.

Herr Fr. Schulz in Berlin, Verfasser eines Werks „über den Zusammenhang der Höhen," ist Kammerassessor in Ansbach geworden.

Herr Mathematikus Unger in Dresden, hat die Stelle eines Rektors an der dortigen höhern Bürgerschule in der Neustadt erhalten.

Herr Dr. Hennicke, Redakteur des Reichsanzeigers, ist zum Herzogl. Sachsen-Weimarschen Legationsrathe ernannt worden.

Herr Professor Abicht geht als Professor der Philosophie von Erlangen nach Wilna, mit einem Gehalte von 1500 Rubeln.

Der bekannte humoristische Schriftsteller, Herr J. P. Fr. Richter, welcher unlängst von Meinungen nach Koburg zog, hat auch diese Stadt verlassen, und Baireuth zu seinem Wohnorte gewählt.

Herr Dr. Gutjahr, Beysitzer des Schöppenstuhls zu Leipzig, geht, mit dem Charakter eines Königl. Schwedischen Justizraths, als zweyter Professor der Rechte nach Greifswalde.

Die durch Herrn H. von Almendingen Beförderung erledigte erste Professur der Rechte in Herborn, hat der zweyte Professor der Rechte daselbst, Herr Böttger, mit einer Gehaltszulage von 100 Gulden erhalten.

Todesfälle.

1804.

Am 19ten Jul. starb zu Wien, Herr J. von Petzeck, Dr. und Professor der Rechte, K. K. Ober-Appellationsrath, 54 Jahre alt.

Am 14ten September zu Osterwiek der Inspektor und Oberprediger, Herr Ludwig Christoph Schmaling, im 80sten Jahre.

Am

Am 21sten September zu Magdeburg, der Konsistorialrath, Inspektor der reformirten Kirchen und Schulen, und erster Prediger der reformirten Gemeine daselbst, Herr Karl Daniel Küster, im 78sten Jahre.

Chronik deutscher Universitäten.

Erlangen. 1804.

Am 5ten Jun. vertheidigte Herr C. F. C. W. Schnizlein seine Inauguraldissertation: de sedo acri Linn., 3 Bog. 8., und erhielt die medicinische Doktorwürde.

Am 6ten Jun. ertheilte die philosophische Fakultät dem hiesigen Lektor der englischen Sprache, Herrn J. C. Fick, die Magisterwürde.

Am 5ten Jul. erhielt dieselbe Würde der sich hier aufhaltende Kandidat der Theologie, Herr J. L. G. Meinecke, Mitglied der mineralogischen Gesellschaft zu Jena.

Am 22sten Jul. erschien die Inauguraldissertation des Herrn Kandidaten J. C. Christenn, durch welche er sich die medicinische Doktorwürde erwarb. Sie ist betitelt: de nova Lichotomia Guecini, 2 Bog. 8. mit 1 Kupferstich.

Am 20sten Jul. erschien die Inauguraldissertation des Herrn Kandidaten J. C. F. Sambstag, unter dem Titel: de crusta lactea fragmenta, 30 Seit. 8., durch welche er sich die medicinische Doktorwürde erwarb.

Am 3ten August ward der Geburtstag Sr. Maj. des Königs, im großen Auditorium durch eine Rede gefeyert, welche Herr Richter, Mitglied des Instituts der Moral, und der schönen Wissenschaften, hielt.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Die Leipziger ökonomische Societät giebt auf Ersuchen ihres ordentlichen Mitgliedes, des Herrn Geheim. Raths von Riesch, auf Neschwitz, folgende zwey Preisaufgaben auf:

1) Die Angabe eines durch Erfahrung bewährt gefundnen Mittels den Hederich (Raphanus Raphanistrum), aus Gerste und Hafer zu vertilgen, und bewährte Beyspiele von dem Erfolge dieses Mittels anzugeben; Preis 5 Friedrichsd'or.

2) Eine einfach zusammengesetzte dauerhafte, leicht zu bewegende, nicht über 40 Thaler kostende Hand-Schrotmühle zu erfinden, und das Modell derselben einzusenden, mit welcher ein Mann füglich täglich einen halben Scheffel, oder zwey Mann täglich zwey Scheffel Schrot fertigen können. Preis 8 Friedrichsd'or.

Die Einsendung der in deutscher Sprache abzufassenden Abhandlungen wird vor Ende Aprils 1805 nach Dresden, an den Sekretair der ökonomischen Societät erwartet. Michaelis 1805 werden von demselben die Preise, falls die Aufgaben zureichend gelöset werden, ausgezahlt.

Göttingen. 1804.

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 28sten Julius, hielt Herr Professor Heeren eine Vorlesung, worin er den Stoff eines Denkmals aus dem Museum des Kardinals Borgia, wovon dieser ihm einen Kupferstich zugesandt hatte, zur Darlegung seiner Ideen entwickelt: Explicatio Planiglobii orbis terrarum faciem exhibentis, ante medium Saeculi XV. summa arte confecti; agitantur simul de Historia Mapparum geographicarum recte instruendarum, consilia.

An-

Anzeige kleiner Schriften.

Fünf und zwanzigjährige Stiftungsfeyer der Handlungsschule zu Magdeburg, nebst einem Verzeichnisse der bisherigen Zöglinge, und einer Nachricht von der gegenwärtigen Verfassung. Magdeburg, bey Keil, 1804. 8 Bog. 8. 8 Gr.

In der an der Spitze dieser Gelegenheitsschrift stehenden Geschichte der Entstehung der Magdeburg. Handlungsschule, welche den Direktor derselben, Herrn Kunz, zum Verfasser hat, wird der sich vom 1sten Jun. 1778 her datirende Ursprung dieses Instituts, sein über alle Erwartung glücklicher Fortgang und seine bisherigen Schicksale erzählt. Ersterer bestand darin, daß ein im Handel unglücklich gewesener Kaufmann, J. F. Keller, eine Privat-Rechen- und Schreibschule errichtete, welche durch die Bemühungen der, nachher in Hamburg verstorbnen damaligen Magdeburg. Geistlichen, Brack und Berkhan, so wie des Kaufmanns Focke, sich zu einem seltenen Flore hob, und zu einem öffentlichen sehr wohlthätigen Institute ward, welches wie das hier angehängte Verzeichniß zeigt, 800 Zöglinge gebildet hat. Die hier abgedruckte, bey der 25jährigen Stiftungsfeyer des Instituts gehaltne Rede des einen Kurators desselben, des Konsistor. Raths Ribbeck ist, wie man dieß von einem so geübten Kanzelredner erwarten durfte, durch Inhalt und Vortrag ein Muster, wie man Veranlassungen dieser Art zweckmäßig benutzen soll. Die am Schlusse mitgetheilte Nachricht von der jetzigen Verfassung dieser Schule, zeugt von dem wohl durchdachten, der Bestimmung der Zöglinge angemessenen Plan, welcher dabey zum Grunde liegt, und von dem Bestreben der Direktoren diese Anstalt — jetzt die älteste unter ihren deutschen Schwestern — der Vollkommenheit immer näher zu bringen.

Commentationis in Epistolae ad Hebraeos Caput III. Specimen, quod Viro S. R. — M. Jo. Frider. Guil. Tischer, Pastori primario et Superintendenti dioeceseos Plaviensis — — diem natalem celebranti pia

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Die Leipziger ökonomische Societät giebt auf Ersuchen ihres ordentlichen Mitgliedes, des Herrn Geheim. Raths von Riesch, auf Neschwitz, folgende zwey Preisaufgaben auf:

1) Die Angabe eines durch Erfahrung bewährt gefundnen Mittels den Hederich (Raphanus Raphanistrum), aus Gerste und Hafer zu vertilgen, und bewährte Beyspiele von dem Erfolge dieses Mittels anzugeben; Preis 5 Friedrichsd'or.

2) Eine einfach zusammengesetzte dauerhafte, leicht zu bewegende, nicht über 40 Thaler kostende Hand-Schrotmühle zu erfinden, und das Modell derselben einzusenden, mit welcher ein Mann füglich täglich einen halben Scheffel, oder zwey Mann täglich zwey Scheffel Schrot fertigen können. Preis 8 Friedrichsd'or.

Die Einsendung der in deutscher Sprache abzufassenden Abhandlungen wird vor Ende Aprils 1805 nach Dresden, an den Sekretair der ökonomischen Societät erwartet. Michaelis 1805 werden von demselben die Preise, falls die Aufgaben zureichend gelöset werden, ausgezahlt.

Göttingen. 1804.

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 28sten Julius, hielt Herr Professor Heeren eine Vorlesung, worin er den Stoff eines Denkmals aus dem Museum des Kardinals Borgia, wovon dieser ihm einen Kupferstich zugesandt hatte, zur Darlegung seiner Ideen entwickelt: Explicatio Planiglobii orbis terrarum faciem exhibentis, ante medium Saeculi [illegible] ...mma arte facti; agitantur simul de Histo[illegible] ...m geo... carum recte instruenda, consi[illegible]

Anzeige kleiner Schriften.

Fünf und zwanzigjährige Stiftungsfeyer der Handlungsschule zu Magdeburg, nebst einem Verzeichnisse der bisherigen Zöglinge, und einer Nachricht von der gegenwärtigen Verfassung. Magdeburg, bey Keil. 1804. 8 Bog. 8. 8 Gr.

mente offert Augustus Frideric. Traugott Linke, Rev. Min. Cand. Plaviae, literis Wieprechtianis. 31 Seit. gr. 8. (1801.)

Ebendaselbst: Commentationis in Epist. ad Hebr. cap. IV., Specimen II., quo Viro S. R. — M. J. F. G. Tischer — — — — inter tertia saecularia academiae Vitebergensis sacra summos in Theologia honores capessenti — — — gratulatur M. A. F. T. Linke, Diaconus Pausanus. 30 Seit. gr. 8. (1803.)

Die Schüler des verstorbenen Morus haben gewetteifert, seine Vorlesungen, nach seinem Tode, wider seinen ausdrücklichen Willen, durch den Druck bekannt zu machen. Seine vorzüglichsten Vorlesungen, welche Rec. zu hören Gelegenheit gehabt hat, waren ohnstreitig die über den Brief an die Hebräer, die über die Galater, und die über das Evangelium Johannis. Die beyden letztern sind in einer sehr dürftigen Gestalt; die erstere aber gar nicht herausgegeben worden. Doch hat Herr P. Dinndorf in seiner Ausgabe der voluminösen Vorlesungen des sel. Ernesti über den Brief an die Hebräer, die des verstorbenen Morus hier und da benutzt. Herr Diakonus Linke scheint bey obigen Speciminibus mehrere handschriftliche Vorlesungen des sel. Morus, die er zu verschiedenen Zeiten über den Brief an die Hebräer gehalten, verglichen zu haben, um etwas Vollständiges zu liefern, was Rec. sehr billigt. Aber er hat offenbar Manches weggelassen, was ganz überflüssig war; dagegen sowohl aus seiner eigenen Belesenheit, als auch aus andern neuern Interpreten, namentlich aus Herrn Heinrichs Kommentar, manche Erklärungen und Sprachgründe beygefügt. Die Geschicklichkeit und der Fleiß des Herrn Mag. Linke, verdient alles Lob.

Deutsche Reichstagsliteratur.

Nr. 141. Schreiben Wilhelm Friedrich, Erbprinzen von Orange, Fürsten zu Fulda an die allgemeine Reichsver-

versammlung. d. d. Fulda, den 13. Jul. 1804. Nebst Promemoria. Dictatum die 6. Aug. 1804. 4 Bog. Fol.

Eine Rekursschrift, welche bis jetzt keinen Effekt hatte. Sie enthält die Anzeige eines Erbanfalls an den Major von Bibra zu Bamberg von seinem Bruder, dem Fuldaischen Probsten, welcher zwar am 19ten November 1802 von dem päpstlichen Stuhle, eine Dispensation von den Ordensgelübden, und, unter einer gewissen Modifikation, auch von dem Gelübde der Armuth erhalten; jedoch davon weder bey Lebzeiten einen förmlichen Gebrauch gemacht, noch die Bestätigung bey dem neuen Landesherrn ausgewirkt hatte. — Von dem Reichskammergerichte sey am 14ten November ein Mandatum sine clausula auf die Herausgabe der Erbschaft, und am 15ten Mai ein Paritorien-Urtheil erwirkt. Das Kammergericht habe also in der vorliegenden Sache gegen die Landesverfassung und die besonderen wegen der Fuldaischen Geistlichkeit bestehenden Statuten, und eben so gegen den Inhalt und Sinn des neuesten Reichsschlusses, so wie gegen die Entscheidung der Reichsfriedens-Deputation erkannt. Der Fürst trägt darauf an, alles weitere Verfahren in dieser Sache gänzlich zu untersagen; dabey aber zur Verhütung künftiger Erkenntnisse in ähnlichen Fällen durch eine authentische Erklärung des Reichsfriedensschlusses in der Entschädigungssache, eine gesetzliche Bestimmung dahin zu geben, „daß die Säkularisation, besonders der regulären „geistlichen Stifter, eine völlige Säkularisation derer zu den„selben gehörigen Individuen keineswegs bewirkt habe, diese „also in Ansehung der zeitlichen Güter, besonders nach der „bestandenen Verfassung auch fernerhin zu bemessen, und den „dagegen etwa ausgewirkten päpstlichen Dispensationen und „Indulten, nur alsdann in Ansehung der zeitlichen Gü„ter eine Wirkung beyzulegen sey, wenn sie durch landesherr„liche Genehmigung die, nach staatsrechtlichen Grundsätzen „erforderliche Sanktion erhalten hätten." — Dieser Antrag hat eine große Bedeutenheit in staatsrechtlichen Verhältnissen. Bald nach Erscheinung einiger Zeitungsartikel, ließ der Major von Bibra noch einen Nachtrag drucken.

Nr. 142. Schreiben der Würzburg-Bambergischen Domkapitularen an die Reichsversammlung. d. d. Würzburg, den 31. Jul. und Bamberg, den 7. Aug. 1804. Dictatum die 13. Aug. 1804. 2 Bog. Fol.

Diese Rekursschrift ist gegen das, von der geistlichen Sustentations-Kommission zum Unterhalte der Cisrhenanischen Geistlichkeit und Dienerschaft in Anspruch genommene, Fünftel einer jeden Präbende gerichtet. Man beruft sich darin auf den §. 75. des Reichsschlusses, und auf die Deputationsakten. Zugleich trägt man auf eine authentische Auslegung des erstern über folgende vier Punkte an: 1) ob die doppelt präbendirten Domkapitularen nur von einer, oder von jeder besitzenden Präbende, zwey Zehntheile zum Unterhalte der Ueberrheinischen Geistlichkeit und Dienerschaft beyzutragen haben. 2) Ob auch von den Dignitäten dieser Betrag zu dem subsidiarischen geistlichen Pensionsfonde zu leisten sey. 3) Ob die Kapitularen der Ritterstifter, als Nebenstifter, eben diesem Abzug unterworfen; und endlich 4) ob sogar von jedem, der mehr als eine Kongrua hat, ein Fünftel zu eben diesem Endzwecke abzuziehen sey?

Das Schreiben ist von zwanzig Kapitularen unterzeichnet, und als Anhang ein Landesdirektions-Protokoll d. d. Würzburg, den 14. Mai 1804 beygefügt.

Nr. 143. Schreiben derer K. K. Gesandten von Stadion und von Fahnenberg an die allgemeine Reichsversammlung. d. d. Regensburg, den 24. Aug. 1804. Dictatum die 25. Aug. 4 Bog. Fol.

Uebergiebt eine Notifikationsnote des beygedruckten Patents über die österreichische Kaiserwürde kurz vor Ansetzung der Ferien auf den 12ten November. Dem Publicisten bieten sich mancherley Beobachtungen sowohl über die Sache selbst, als über die Art und Weise, Form und Wesenheit dieser Kommunikation dar. Diese Kaiserwürde wird hier nicht durch ein Hof- und Kommissionsdekret, sondern nur pro notitia, als Note und Schreiben, durch zwey reichsständische Gesandte, also nicht durch den Kaiserl. Konr-Kommissair,

missair, angezeigt. Im Patente wird sich auf das Beyspiel von Rußland und von Frankreich; in der Note aber bloß auf das Letztere bezogen, und für das französische Kaiserthum ist die Anerkennung fein darin verflochten. Ueber beydes wurde dadurch einer reichstäglichen Berathung vorzubeugen gesucht. Das Resultat ist also bloß Mittheilung, daß man zu Wien beschlossen, die Kaiserwürde anzunehmen. Nach Rec. Meinung ein konsequentes Beyspiel für die selbstständige Beylegung von Kaisers- und Königs-Kronen innerhalb des deutschen Reichsverbandes.

Sonderbar war es, daß bey dem ursprünglichen Wiener Abdruck des Patents ein erheblicher Druckfehler im Titel sich eingeschlichen, welcher jedoch in der Wiener Hofzeitung bald berichtigt wurde.

Bey der Raths-Sitzung vom 27. August wurden zwischen den österreichischen Gesandten und dem Reichstagsdirektorialen, die ersten Komplimente über diese Kaiserwürde gewechselt.

Nr. 144. Schreiben des Königl. Schwedischen Gesandten von Bildt an die Reichsversammlung. d. d. Regensburg, den 26. August. Dictatum die 27. August. 1 Bog. Fol.

Ueberliefert dem Reiche mittelst Note die Erklärung, daß der König als Garant und als Reichsstand erachte, wie der Gegenstand mit der österreichischen Kaiserwürde wohl nicht bloß als eine Anzeige; sondern auch noch als ein Berathschlagungspunkt der Reichsversammlung vorzulegen seyn möchte, damit die sämmtlichen Mitglieder Gelegenheit erhielten, ihre auf die Konstitution gegründeten Gedanken zu äußern.

Nr. 145. Promemoria über das neue Erzamt für Kur-Hessen. 1 Bog. Fol.

Cirkulirte anonymisch und Anfangs sogar so insgeheim am Reichstage, daß mehrere Gesandtschaften die Existenz erst aus

aus auswärtigen Blättern erfuhren. Es wird darin ausgeführt, daß die Regenten des Kurhauses Hessen, den Kurfürsten Wilhelm IX. mit eingeschlossen, sich mit dem tapfern Volke, das sie beherrschen, durch kriegerische Thaten hervorgethan, und für die Unabhängigkeit Deutschlands und seiner Verfassung gefochten. Alles spreche laut dafür, daß das Amt eines Erzheermeisters oder Erzfeldherrn sowohl den Verdiensten dieses Kurhauses um Kaiser und Reich, als dessen besondern Verhältnissen, am angemessensten sey, u. s. w. Eigentlich war dieser Aufsatz nicht für die Publicität geeignet; sondern war nur von dem Kur-Hessischen Komitialgesandten an die des Kur-Erzkanzlers und von Kur-Sachsen vertraulich mitgetheilt.

Nr. 146. Bentheimische Begebenheiten vom 18. und 19. Jul. 1 Bog. Fol.

Ein wörtlicher Abdruck der Hamburger Zeitungsartikel über die Besitznahme der Grafschaft Bentheim-Bentheim, durch den Grafen von Steinfurt, welcher am 4ten August von dem Reichserbmarschallamts-Kanzellisten Preu am Reichstage kolportirt wurde.

Nr. 147. Wahrhafte Erzählung der, von dem Herrn Grafen von Bentheim-Steinfurt durch französische Truppen widerrechtlich vollzogenen, Besitznahme der verpfändeten Reichsgrafschaft Bentheim, nebst einigen besonderen Umständen, welche jene gewaltsame Handlung begleitet haben. 1 Bog. Fol.

Wurde im Anfang Septembers zu Regensburg anonymisch in Umlauf gebracht, und betrifft die Vorfälle sowohl während der Besitznahme der Grafschaft am 14ten, 15ten und 16ten Jul., als auch das, was bis zum 4ten August daraus erfolgte, bis zur Abführung des Regierungsraths Pestel in die Gefangenschaft nach Aachen.

Nr. 148.

Nr. 148. Staatsvertrag zwischen Ihro Römisch-Kaiserl. Majestät und dem Fürsten von Oranien-Fulda. d. d. Lindau, den 23. Jun. 1804. 2 Bog. Fol.

Wurde, wie die Konvention mit Würtemberg wegen Heilig=Kreuzthal seit dem 20sten August bey dem Reichstage privatim verkauft. — Wegen der Präponderanz des Erzhauses, die dadurch in Schwaben vorzüglich in Rücksicht auf Baiern befestigt wurde, und als Oranische Finanz=Spekulation, ist diese Konvention schon an sich bemerkenswerth. Außerdem wird sie es durch den Inhalt, welcher (Art. 17.) das österreichische Heimfallsrecht bekräftigt, und dem Oranischen Hause den Hoheits=Titel stillschweigend zugesteht.

Nr. 149. Das erbliche Kaiserthum von Oesterreich. 1 Bog. Fol.

Ist ein Abdruck des Patents und Hofberichts aus der Wiener Zeitung vom 15ten August, welcher privatim zu Regensburg am 21sten August vom Reichserbmarschallamts=Kanzellisten Preu, feilgeboten wurde.

Nr. 150. Schreiben des Herrn Grafen von Leiningen-Guntersblum an ihren Regierungs-Kanzleyrath von Eggelkraut zu Regensburg. d. d. 31. Jul. 1804.

Wurde im Druck nur Auszugsweise gegen Anfang Septembers bekannt, und betrifft eine Ehescheidungssache, worüber Frankreich sich die Gerichtsbarkeit angemaßt hatte. Der Graf dringt darauf, daß sie am Reichstage zur Sprache komme. Er beruft sich dabey auf Gründe, die ihn nicht bloß allein betreffen; sondern bey welchen die Ehre des ganzen deutschen Reichs und die Unabhängigkeit seiner Stände gleich betheiligt ist; Gründe des Völkerrechtes, worauf unter allen großen Nationen das deutsche Reich allein Verzicht thun müßte, wenn es seine Stände und Unterthanen an fremde Gerichtsstellen wenden wollte, u. s. w. — Nichts desto weniger erfuhr man, daß verschiedene Gesandten dahin instruirt waren, wie diese Sache sich zu keiner Reichsbe-

be-

berathung qualificire, und daher bloß der Kaiserl. Kon-Kommissair zu ersuchen sey, solche an Seine Kaiserl. Maj. als Reichs Oberhaupt zu bringen, um sie durch dessen Verwendung in Paris zu vermitteln.

Nr. 151. Von Hertwich: Abhandlung für den September 1804. 3 Bog. Fol.

Hat folgende sämmtlich gut ausgeführte Rubriken: 1) Gewaltsamer französischer Einfall in das Kur-Badensche Gebiet. 2) Des Landgrafen zu Hessen-Darmstadt Ansprüche auf das Kreis-Ausschreib- und Direktorialamt bey Oberrhein. 3) Vertrag zwischen dem K. K. und Kur-Würtembergischen Hofe in Betreff der Abtey Heiligkreuzthal, und anderer Indemnitäts-Adpertinenzien in Vorder-Oesterreich. 4) Militairische Immission des Grafen Ludwig zu Bentheim in die Grafschaft und Burg Steinfurt. 5) Fürstl. N. Oranien-Fuldaischer Rekurs gegen das Kammergericht, die Verlassenschaft des Probsten von Bibra betreffend. 6) Einführung der erblichen Kaiserwürde bey dem Erzhause Oesterreich; vorläufige Betrachtungen. 7) Aufrichtung des Ober-Appellations-Tribunals von Seiten des Fürstl. Gesammthauses Nassau.

Die Reichhaltigkeit dieses Stoffs wird durch den gedrängten Inhalt noch erheblicher; die Ansichten über die neue Kaiserwürde sind sehr überraschend. Der Verf. setzt mit Recht voraus, daß über kurz oder lang durch die Zeitereignisse einer der drey Fälle herbeygeführt werden könne, nämlich daß entweder 1) das deutsche Reich als Souveräner Staat seine politische Existenz verliere, oder 2) das Erzhaus Oesterreich die deutsche Kaiser-Krone von sich abzulehnen, besser finde; oder endlich 3) das Kur-Kollegium, aus andern Absichten geleitet, solche durch die Wahl auf einen andern Regenten übertragen wolle. Auch ist bey diesem Artikel die künstlich eingeflochtene Allegation der Exekutions-Ordnung von 1555 bemerkenswerth.

Was

Was die Rivalität der beyden Hessischen Häuser betrifft: so ist Rec. jedoch verschiedener Meinung. Die Hausverträge können nämlich dabey von Darmstadt nicht gegen Kur-Hessen angezogen werden. Noch weniger ließe sich aber aus der Succession in das Bisthum Worms die Präcedenz des Ranges herleiten.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Herr Thibaut, Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, der sich aber nunmehr in Paris aufhält, hat ohnlängst ein Werk herausgegeben, das den Titel führet: *Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin*. In dem 5ten Bande desselben findet sich (S. 210) folgende, die zwey Preisschriften über die Allgemeinheit der französischen Sprache, (wovon die eine von mir, die andere von dem verstorbenen Grafen von Rivarol ist,) betreffende Stelle:

„Entre vingt-unes pièces qui nous vinrent, il y en „eut deux, qui fixerent d'abord tous les suffrages: „une françoise, qui n'avoit guère que 21 pages in 4., „et l'autre allemande, qui contenoit 161 pages in „folio."

Hierüber bemerke ich, daß, da ich mein Manuskript nicht mehr bey der Hand habe, ich die Anzahl der Seiten desselben nicht genau anzugeben im Stande bin; daß ich mich aber noch sehr gut erinnere, daß mein Manuskript nicht in Folio, sondern in Quart war. Ich pflege überhaupt dergleichen Abhandlungen nicht in Folio zu schreiben. Das Souvenir des Herrn Thibaut ist also in dieser Hinsicht nicht richtig.

Was das Verhältniß der Größe zwischen meiner und der Rivarolischen Abhandlung betrifft: so läßt sich solches ungefähr aus den gedruckten Preisschriften beurtheilen. Es existirt bekanntlich eine von der Akademie selbst veranstaltete Ausgabe, worin beyde Preisschriften in 4. beysammen gedruckt

druckt sind. Hier enthält meine Preisschrift 87 Seiten, die Rivarolische aber 52 Seiten. Wenn auch der etwas kleinere Druck bey der erstern in Rechnung gebracht wird: so kommt doch das von Herrn Thibaut angegebene Verhältniß nicht heraus; denn nach solchem müßte meine Abhandlung 4 bis 5mal größer gewesen seyn, als die Rivarolische, da sie doch höchstens nur 2mal größer gewesen seyn kann. Stuttgard, den 18ten September 1804.

J. C. Schwab.

Dieß ist noch einer von den kleinsten Fehlern des Herrn Thibaut, ohnerachtet er einen Beweis von dessen unbegreiflichem Leichtsinn giebt. Wem daran gelegen ist zu wissen, welchen Werth diese Souvenirs haben, der kann im Oktoberstücke der Berlinischen Monatschrift Proben finden von Thibauts grober Unwissenheit, von den falschen Nachrichten und lächerlichen Irrthümern, wovon sein Buch wimmelt, so wie auch von seiner Kunst, ganze Erzählungen zu erdichten. Und von diesem Buche werden in deutschen Journalen schon kahle, und zum Theil falsche Erzählungen übersetzt, und es ist sogar eine deutsche Uebersetzung aller fünf Bände angekündigt!

Fr. Nicolai.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Zwey und neunzigsten Bandes Zweytes Stück.

Sechstes Heft.

Arzneygelahrheit.

Gottlieb v. Ehrharts, des Jüngern, beyder Arzneikunde (!) Doktors, Sammlung von Beobachtungen. Nürnberg, bey Grattenauer. 1803. Erster B. 1s H. 179. 2s H. 185 S. gr. 8. jedes Heft geh. 16 gr.

Die erste Absicht dieser Schrift gehet auf Mittheilung wichtiger oder durch ihre Darstellung und daraus gezogenen Wahrheiten wichtig gemachter Beobachtungen; die zweyte Rubrik sollen Aufsätze über Gegenstände aus der gesammten Arzneywissenschaft ausfüllen, in so ferne sie praktisches Moment haben, zunächst über die jetzt gangbaren Ideen und Systeme der Aerzte, dann aber auch über die Meinungen und Vorstellungen älterer medicinischer Schriftsteller. Aber diese zweyte Rubrik paßet, nach des Rec. Urtheil, durchaus nicht zu dem Titel; noch weniger dürfte es rathsam seyn, sich über Meinungen und Vorstellungen älterer Aerzte zu verbreiten, da die Zeit kaum hinreicht, alle die neuesten hinreichend zu studiren. Mit dem Verf. hat sich eine ansehnliche Menge achtungswerther Aerzte vereinigt, um seine Sammlung zu unterstützen; leider haben aber, wie es so gewöhnlich geschieht, mehrere derselben, wenigstens in diesem Bande, bey dem bloßen Versprechen es lassen bewenden. Den größ-

ten Theil des Raumes vom 1. Hefte nehmen Beobachtungen und Bemerkungen über die Kuhpocken ein, unter welchen das Interessanteste Folgendes ist: D. Gastner zu Günzburg impfte Kühe mit Menschenblatterngift, welches haftete, und von welchem er vier Kinder impfte. Die Kuhpocken erfolgten sehr schön. Die natürliche Kuhpockenkrankheit beobachtete der Veterinär Benedikt Scheller daselbst. (Hr. G. erlaube uns, an der Aechtheit beyder Beobachtungen so lange zu zweifeln, bis mehrere Fakta aus der Gegend die Richtigkeit derselben bestätigen! —) Als Merkmale unächter KP. giebt der Herausg. an, die falsche KP. erscheine sogleich in beträchtlicher Größe, ohne die charakteristische Delle und den wulstigen Rand, sey ganz gefüllt mit Lymphe oder Eiter, vertrockne früher, und gehe in eine ungleiche, rauhe, gelbgrüne Kruste über, die Röthe zeige sich früher, dunkler, ungleich ausgebreitet. Der Ursachen zu falschen KP. führt Hr. E. sieben an, ein geringerer Grad der Intensität der KPLymphe, eine Eigenthümlichkeit der Konstitution des Impflings, Mangel der Receptivität bey demselben, Zersetzung der Lymphe bey der Aufnahme und Trocknung, die Impfung mit Fäden (das ist noch gar nicht ausgemacht; gegentheils bekommt man jetzt aus den berühmten Impfanstalten zu Berlin und Kassel die Lymphe in Fäden zu weiteren Impfungen,) Impfung mit Blasenpflastern und mit trüber Lymphe. (Ueber das Impfen mit der Kruste hat sich der Verf. noch nicht ausgelassen.) Den regelmäßigen Verlauf der verschiedenen Perioden hält er für das Zeichen der schützenden Eigenschaft der KP. Ausser diesen Abhandlungen von den KP. enthält das 1te Heft eine höchst interessante Geschichte eines Miserere von Darmschwangerschaft, v. Herausg. mit 1 K. Die Schwangerschaft konnte während des Verlaufes der Krankheit nicht erkannt werden. Dann Fragmente über Humoralpathologie, nebst einem Anhang über Faulfieber, v. Grueber zu Babenhausen. Der denkende Verf. nimmt mehrere Sätze aus der Humoralpathologie gegen die neuere Arzneylehre in Schutz, und zeigt besonders, daß das Blut allerdings auch qualitativ verändert werde, folglich auch die mancherley Schärfen die Aufmerksamkeit der Aerzte verdienen. Der Abschn. über Faulfieber scheint aber gewissermaaßen wieder zu bestreiten, was der Verf. im ersten Fragment be-

behauptete, nämlich es sey keine Fäulniß im lebenden Körper möglich, die Symptomen der Faulkrankheiten seyen auch andern Krankheiten gemein, der Bleichsucht, dem Skorbut. (Ist aber dabey nicht eine qualitative Specificität sichtbar?) Riechende Absonderungen gebe es auch bey exanthematischen Fiebern, Kopfgrind, schwitzenden Füßen, (aber auch hier findet ein specifischer Unterschied im Geruche statt. Die Ausdünstung bey Faulfiebern ist aashaft, beym Friesel sauer.) Die Erscheinungen der Faulfieber seyen vollkommen analog mit jenen der Nervenfieber. (Auch nicht! Es giebt offenbar verschiedene Abarten, obwohl wir zugeben wollen, daß man beyde Arten unter die Gattung Typhus zusammenfassen könne.) Die Ursache des Faulfiebers sey, wie bey Nervenfiebern schwächend, die Heilmethode die nämliche. (Auch nicht! Das Faulfieber fordert Säuren, welche der reine Nervenfieberzustand nur schwer erträgt.) Beantwortung der Frage: Wie kann man auf eine leichte und nicht allzu kostspielige Art den Landwundärzten bessern Unterricht beybringen? v. Herausg. Gehört nicht zu Beobachtungen, und ist überhaupt nicht von Erheblichkeit. Beschreibung, Geschichte und Leichenöffnung eines sonderbar monströsen Kindes, v. Herausg. Der Unterleib war statt der Integumente mit einem membranösen Sacke überzogen. Das Herz lag in der rechten Brusthöle. — Den zweyten Heft füllen, ausser mehreren Vaccinationsgeschichten, eine kürzere Beobachtung einer sonderbaren Monstrosität des Mastdarms und der Zeugungstheile bey einem neugebornen Kinde, v. Herausg. welche wirklich sonderbar genug, ohne Kupfer aber nicht deutlich ist, und ein weitläuftiger Aufsatz (v. S. 23—185.) Theorie und Klinik des Zahnens der Kinder, v. Herausg. aus. Diese Abh. ist größtentheils nach Sömmerring und Hunter, was das Physiologische anlangt, sonst aber, die übergroße Weitschweifigkeit und das Verirren auf andere Disciplinen der Medicin abgerechnet, mit vielem Fleiße, mit Nüchternheit und Mäßigung ausgearbeitet. Wäre mehr Präcision in derselben, so würden wir sie uneingeschränkt empfehlen. Unter dem Zahngeschäffte versteht der Verf. den eigenthümlichen Entwicklungsproceß, welcher in der Höhle des Kiefers und in den Zahnzellen vorgeht, und in der allmähligen Ausbildung

dieser Theile und der Entstehung oder Germination der Zähne versteht. (Dem Rec. gefällt diese Definition durchaus nicht. Nicht die Entstehung der Zähne begreifen die praktischen Aerzte unter jenem Ausdrucke, sondern die große Entwicklung, welche dem ganzen Nutritionsgeschäffte des Kindes eine eigene und bedeutende Richtung giebt, und sich gewiß nicht bloß auf den Ort des Zahndurchbruchs einschränkt.) Unter Entwicklungsproceß versteht der Verf. eine Concentrirung und exaltirte Thätigkeit der Lebenskraft in einem Organe nach einem in die Natur oder den Organismus gelegten periodischen Gesetze oder Instinkte mit Beybehaltung eines gewissen Normalverhältnisses. (Auch gegen diesen Begriff werden neuere Aerzte Manches einzuwenden haben!) Man kann drey Klassen von Entwicklungskrankheiten annehmen: a) reine, mit eigenthümlichen, charakteristischen Symptomen, b) mit andern Krankheiten komplicirte, c) verlarvte mit täuschenden Symptomen. (Die ganze Lehre von den Entwicklungen handelt der Verf. nach Hopfengärtners bekannter Schrift ab.) Bey dem Entwicklungsproceß der Zähne muß ein Stoff geschaffen oder abgeschieden werden, welcher vorher nicht vorhanden war. (Mit diesem Stoff deutet der Verf. auf die uranfängliche Bildung der Zähne, wogegen wir schon oben Etwas erinnerten.) Giebt es eigenthümliche, charakteristische Symptomen des krankhaften Entwicklungsgeschäfftes des Zahnens? Die diagnostischen Zufälle sind von den Veränderungen herzunehmen, welche sich im kranken Zustande in der Zahnhöhle selbst und in der Zahnmasse ereignen. Beym Entwicklungsprocesse zeigt sich im Entwicklungsorgan erhöhte Lebenskraft, vermehrter Wärmestoff, größerer Zufluß von Säften, vermehrte Nervenkraft, innere Agitation, exaltirte Erregbarkeit, vermehrte Kohäsion und Gerinnbarkeit. Besonders scheint dieß der Fall bey der Zahnentwicklung zu seyn. Ist die Lebenskraft im Entwicklungsorgan zu sehr erhöht, oder vermindert, oder in abwechselndem Zustande: so erhalten wir die eigentlichen organischen, idiopathischen Entwicklungskrankheiten der Zähne 1) sthenische Entw. Krankh. d. Z. A) einfaches Entw. Fieber der Z.; B) sthenisches Entw. Fieber der Z. 2) asthenische Entw. Krankh. der Z. a) von absoluter Verminderung der Gewalt des Incitamentes, die rekte Asthenie; b) von relativer Verminderung, nicht gera-

geradezu, gleichsam durch Umschweif (?!) entstandne, im direkte Asthenie; hier geht der Entwicklungsproceß der Z. unvollkommen, unordentlich (beydes muß auch wohl bey der sthenischen Entwicklungskrankheit der Zähne der Fall seyn,) langsam von statten; der Grundmischung selbst, dem germinirenden Keim fehlt innere Vollkommenheit (eine blosse Hypothese, wovon der Verf. den Beweis schuldig geblieben ist!), innere Kraft und Energie, (dem Keime d. h. dem Zahne selbst?) Asthenisches Entw. Fieber der Z. Der Verf. hält dabey besonders das Athemholen für charakteristisch. 3) Gemischte Entw. Krankh. der Z. (ist nicht genauer bestimmt und nur der Theorie zu Gefallen, wie es scheint, angeführt worden.) 4) Anomalie — nach Hufeland angenommen und mit der Zahnruhr, als Beyspiel derselben, belegt, aber nicht genau auseinander gesetzt. Ausser diesen Klassen von krankhafter Zahnentwicklung führt der Verf. noch Verschiedenes von komplicirten Entwicklungskrankheiten der Zähne an. Das Geschäfft des Zahnens wird durch schon bestehende Kränklichkeiten und Krankheiten, durch veränderte Diät und diätetisches Verhalten, Einfluß der Jahreszeit und epidemischen Konstitution beschleunigt, zurückgehalten, erschwert, oder erleichtert. Die komplicirten Entwickelungskrankheiten der Z. können in fieberhafte und chronische getheilt werden. Es giebt nun noch eine Klasse von Krankheiten, die gern unter einer andern Form oder Larve, als der gewöhnlichen, erscheinen; das sind die periodischen, zu welchen die Entw. Krankheiten der Z. oft gehören. Der Grund derselben liegt in der Idiosynkrasie und kränklichen Sympathie. (Es ist aber von denselben weiter nichts angegeben.) Allgemeine Prognostik der Entw. Krankh. der Z. Allgemeine Therapeutik. Therapeutik der Natur. Die Heilkraft der Natur errege Fieber, um zu ihren wohlthätigen Zwecken zu gelangen. Allgemeine Theorie der Heilung der Entw. Krankh. d. Z. (nach Hufelandschen Principien abgehandelt, ohne sonderlichen Werth! Es ist unter andern dabey eine specifische Methode aufgestellt.) Oeffnen des Zahnfleisches mittelst eines Einschnittes verwirft der Verf. (wie Rec. glaubt, mit Recht.) Nur wo die Entwicklung des Zahnfleisches sich durch irgend einen partiellen Reiz verspätet, (welcher Reiz sollte das seyn?) der Zahn wirklich zum Durchbruch reif, aber das Zahn-

fleisch noch nicht genug zu dieser kritischen Entscheidung vorbereitet ist; möchte die künstliche Trennung des Zahnfleisches Nutzen haben. Auch dann, wenn jene Entwickelung des Zahnfleisches gehörig geschieht, die des Zahnes hingegen ihm (ihr?) vorspringt, oder die Entwickelung des Zahnes zu spät und zu langsam vollbracht wird, nachdem das Zahnfleisch die Perioden seiner Entwickelung schon durchgemacht hat. (Rec. hält das für bloße Hypothesen. Oder woran erkennt man diese chimärischen Fälle? — Ueberhaupt müssen wir bekennen, daß das Detail dieser Abh. uns bey weitem weniger Genüge geleistet hat, als wir nach der allgemeinen Einleitung erwarteten. Der Verf. mischt so verschiedenartige Principien durch einander, daß er am Ende selbst nicht weiß, was er eigentlich wollte. Wahrscheinlich wollte er damit Allen gefallen, und wird vielleicht Allen mißfallen! Wir wollen jedoch nicht in Abrede stellen, daß durch fortgesetztes Studium der Natur und Kunst der fleissige und talentvolle Verf. noch manches Gute leisten werde.)

Zusätze zum praktischen Handbuche der Geburtshülfe für angehende Geburtshelfer — v. D. J. G. Bernstein, Herz. S. Weimarschen Hofchirurgus. Leipzig, bey Schwickert. 1803. 176 S. 8. 16 Gr.

Der Verf. fährt mit rühmlichem Eifer fort, an seinen viel gelesenen Schriften zu bessern, so viel es in seinen Kräften steht. Den Rec. freuet dieser Fleiß und das eben damit öffentlich abgelegte Zeugniß von des Verfs. fortgesetztem Studium seiner Kunst. Wenn es nun gleich besser und wünschenswerther gewesen wäre, daß der Vrf. in kurzem eine ganz neue und an manchen Stellen umgearbeitete Auflage jenes Handbuches möchte zu veranstalten gehabt haben: so hängt das doch leider nicht immer von dem Schriftsteller ab, und das Publikum muß es dem Verf. und dem Verleger Dank wissen, daß sie ihren Büchern nur auf die vorliegende Weise immer mehr Vervollkommnung zu geben suchen. Inzwischen gehört zu solchen Sammlungen, wenn sie nur irgends Nutzen haben sol-

sollen, ein kritischer Geist, welcher nicht Alles und Allerley, sondern nur das Gute sammelt, oder wenn er ja der Vollständigkeit halber Alles umfassen will, nur auf das Gute deutet und auf das Unbrauchbare durch Warnungen aufmerksam macht. Und das war es, was Rec. mit mehreren seiner Kollegen immer an Hrn. B. tadelte. Ein Mann von des Verfs. Kenntnissen und Erfahrung sollte sich nicht alsbald vor jeder Autorität beugen; sondern wenigstens durch Zweifel seine jüngern Amtsbrüder, für welche doch seine Schriften zunächst bestimmt sind, zum Nachdenken und zur nöthigen Prüfung der dargelegten Meinungen und Vorschläge anreizen. Mit Vergnügen sieht daher Rec. aus diesen Zusätzen, daß Hr. B. sich ein Bischen mehr kritische Freyheit genommen hat. Dieses ist z. B. der Fall bey Osianders Ausdehnungswerkzeug — einer Ausgeburt müßiger Stunden, die durchaus keinen Beyfall gefunden hat. — Dieß hätte auch geschehen sollen bey Hrn. Osianders ungefensterter Zange, welche unläugbar den gefensterten nachstehen muß. Vorsicht hätte Hr. B. bey Osianders Vorschlag, in und während einer Blutung aus der Gebärmutter den Zustand dieses Theiles selbst so genau als möglich zu untersuchen, empfehlen können. Löfflers Empfehlung des Sandes gegen Gebärmutterblutstürze hätte der Rec. gar nicht des Anführens werth geachtet. Auch unter dem Artikel Mammae sind einige Vorschläge beygebracht worden, welche Hr. B. ohne Nachtheil hätte übergehen können; z. B. die Säugemaschine des Hrn. Fiebing S. 99., welche ihrem Endzwecke nur höchst unvollkommen entspricht. Ein wenig drollicht wird der Verf., wenn er sich S. 101. gegen das unbedingte frühzeitige Oeffnen der Milchabscesse erklärt. Er legt dabey, wie er sagt, die Hand auf den Mund, weil man großen Männern nicht öffentlich widersprechen dürfe. Dieselben großen Männer belegt er doch unmittelbar darauf wieder mit dem Namen: Sünder! Hrn. Herholds Vorschlag, ungeborne todtscheinende Kinder bey Wiederbelebungsversuchen mit dem Kopfe abhängig zu legen, S. 105. billigt der Rec. eben so wenig, als er von Hrn. Loders Augenwasser bey der Psorophthalmie der Neugebornen gute Dienste erwartet. Ueber die Lösung der Nachgeburt ist Hr. B., wie zu erwarten war, Hrn. Loders Meinung. Rec. aber glaubt, daß Hrn. Mursinnas Auseinandersetzung

der Umstände, wann und wo die Nachgeburt zu lösen, oder nicht zu lösen sey, jeder unbefangene praktische Geburtshelfer unterschreiben könne und müsse. Wir hoffen, der Verf. werde nicht aufhören, an seinen nützlichen Schriften zu bessern, so lange es möglich ist, um sie einer höhern Vollkommenheit immer näher zu bringen.

Anweisung, die Gesundheit der Augen zu erhalten, und die Krankheiten derselben, so weit es möglich ist, selbst zu heilen; für Blindheit befürchtende, kurzsichtige und jeden Freund der Gesundheit seiner Augen; von Guillaume Boulanger. Pirna, bey Friese. 118 S. 8. 10 gr.

In einer ziemlich gezierten Sprache hält der Verf., gleich einem Professor der Anatomie und Physiologie, eine Vorlesung über den Bau, die Wirkungsart und die gewöhnlichsten Krankheiten des Auges. »Das Auge, fängt er an, o es ist das köstlichste Werkzeug, das der Himmel dem armen Sterblichen gab, der edelste Sinn, mittelst welchem (dessen) er unter seinen Brüdern mit der Aussenwelt tritt, u. s. f. Seht diesen Augapfel, gelöset ist er aus der knöchernen, festen Höhle im vordern Seitentheile des Schädels ꝛc. Laßt uns ihn näher betrachten! Verweilen wir noch einige Augenblicke bey der undurchsichtigen Hülle, mit der wir unsre Betrachtung anfiengen! — Ich thue einen kleinen Schnitt in die letztere! — Ich gehe weiter! Mit Behutsamkeit und zartem Messer löse ich die harte Haut ab, da wo sie der Sehenerve durchbohrt. Ich kehre sie um! Ich nehme einen zarten Malerpinsel, getaucht in das reinste Wasser — und siehe da« u. s. w. So demonstrirt der Verf., er erzählt, wenn und wie er seine Pincette zwischen die Finger nimmt, um den oder jenen Theil leise oder fest zu fassen, und diesen oder jenen Schnitt mit dem Bistouri rechts oder links zu machen. Das kann aufmerksamen Zuhörern auf den Bänken eines anatomischen Theaters wohl gefallen, aber gebildeten Lesern schwerlich. Sieht man sich jedoch über diese Affektation hinweg: so findet man eine ziemlich gute, freylich nicht bis auf unbedeutende Kleinigkeiten genaue Beschreibung

bung des Auges und der gewöhnlichsten Fehler des Gesichts, des Schielens — hiergegen wird eine Brille, deren Gläser verschiedenartig geschliffen sind, auch eine Scheidewand auf die Nase und ein Stückchen Holz zum Gesichtspunkt empfohlen. — (Der Rec. bindet bey zarten Kindern das richtig gestellte Auge zu, und läßt das schielende offen. Manchmal hilft auch das Bedecken des schielenden Auges mit einer Pappe, welche in der Mitte ein Loch zum Sehen hat.) — Schwäche der Augen, sie zerfällt in zwey verschiedene Arten: Empfindlichkeit, wogegen nicht durchaus Dunkelheit und Lichtschirme helfen, sondern eher die Entfernung alles dessen, was stark glänzt, und eine stete, nicht flackelnde Erleuchtung; dabey wird auch größere Sorge für das Schlafzimmer, daß es Morgens nicht zu helle sey, empfohlen; Mangel an Empfindlichkeit des Auges, wogegen Brillen nutzen, Kurzsichtigkeit, Augenschwäche vom Mißbrauche der Gläser, von Anstrengung und Krankheiten, Augenentzündung im Allgemeinen, Regeln, um gesunde Augen zu erhalten und behalten. (Hiebey ergießt sich der Verf. in Versen!) Vermeidung allzu starker und langer Anstrengung der Augen, besonders nach Tische und im Halbdunkel, Vermeidung der Nachtlichter im Schlafzimmer oder des Eindranges des vollen Mondlichts, Vermeidung aller blendenden und glänzenden Gegenstände am Tage, vielen Rauches, Staubes und anderer Unreinlichkeit, fleißiges Auswaschen der Augen. Im Anhange ist die Rede davon, was bey Verletzungen der Augen durch fremde Körper, Sand, Insekten u. s. w. zu thun sey. Man hebe mit den Fingerspitzen die Augenlieder in die Höhe, und von einander, lasse einen Tropfen Oel, Rahm, Milch ins Auge fallen, schläge warme Milch mit Hollunder abgekocht über, u. s. w. Gegen Stöße und Schläge ins Auge empfiehlt der Verf. eine Abkochung von Meiran in Essig und Wasser, und schwach bleyhaltige Augenwasser. Gegen Gerstenkörner soll man erweichend verfahren, fleissig Mandelöl oder Milch anbringen, des Nachts ein Liniment aus ungesalzener Butter, Lilienöl und Eyweiß, oder Aepfelmark und Safran anwenden.

Mz.

1) Ueber Enthauptung im Allgemeinen und über die Hinrichtung Troer's insbesondere. Ein Beytrag zur Physiologie und Psychologie, von D. J. Wendt. Auf Kosten des Verfassers. Breslau. 1803. 43 S. 8. 6 gr.

2) Beweis, daß ein vom Rumpfe getrennter Kopf sogleich das Bewußtseyn verliere. Nebst Erklärung der an dem Kopfe des enthaupteten Troer wahrgenommenen Erscheinungen, von A. Th. Zadig. Breslau, bey Korn. 1803. 48 S. 8. 6 gr.

Der Verf. von Nr. 1. ist mit Sömmerring völlig überzeugt, daß die Enthauptung eine der schwersten Todesstrafen sey, weil der abgetrennte Kopf noch eine Zeitlang Leben und Bewußtseyn behalte. Für diese Meinung schickt er erst einige theoretische Sätze voraus, und erzählt dann die Versuche, welche er hierüber mit dem eben abgeschlagenen Kopfe des bekannten zu Breslau hingerichteten Troer's anzustellen Gelegenheit hatte. Der erste Versuch war eigentlich nur ein ganz überflüßiges Vorspiel mit Anlegung des Galvanischen Bogens an die durchschnittenen Muskeln, in welchen die stärksten Zusammenziehungen erfolgten. Das Antlitz des Hingerichteten war erst vollkommen ruhig und ohne alle Verzerrung. — Um so weniger hätte sogleich mit dem folgenden Versuche der Anfang gemacht werden sollen. — Nach einer Reizung des durchschnittenen Rückenmarks mit einem Troikart verzerrten sich die Gesichtsmuskeln zum Ausdrucke des Schmerzens, und als man damit nachließ, kehrte in wenig Terzen die Ruhe im Gesichte wieder. Indem man mit den Fingerspitzen schnell gegen die Augen fuhr, schlossen sich die Augenlieder, und dasselbe geschah in dem gegen die herabscheinende Sonne gerichteten Auge. Nach dem zweymaligen starken Rufen des Namens »Troer« in das Ohr, öffneten sich die Augen, und wendeten sich nach der Seite hin, woher der Ruf kam. Einige wollten dabey auch ein wirkliches Streben zum Sprechen bemerkt haben. Nach einem nachmaligen Einbringen des Troikarts bis zu einer höhern Stelle des Rückenmarks erfolgten auffallende Zuckungen der Gesichtsmuskeln,

kein, wie im Ausdrucke des höchsten Schmerzens. Ein zwischen die Zähne gebrachter Finger wurde um so fester gehalten, je höher das Instrument drang, nach dessen Herausnahme aber sich keine Spur des Lebens mehr bemerken ließ, nachdem so 2 Minuten 40 Sekunden unter diesen Versuchen verflossen waren. Dieß sind die Erscheinungen, aus welchen nun Hr. W. auf ein so klares Bewußtseyn, im abgetrennten Kopfe, schließt, daß er nicht zweifelt, Troers Kopf hätte ihm davon ein Zeichen, z. B. durch Spitzen des Mundes zum Kusse oder durch Nasenrümpfen u. d. gegeben, wenn er nur vorher so etwas mit ihm verabredet hätte.

Nicht so der Verf. der Gegenschrift Nr. 2., der erst einige theoretische Sätze des Hrn. W. beleuchtet, und dann jene Erscheinungen auf die entgegengesetzte Weise erklärt, nämlich so, daß alles Bewußtseyn dabey ganz aus dem Spiele bleibt. Woher, fragt Hr. Z. sogleich, woher jene vollendete Ruhe in dem Antlitze des eben vor wenigen Sekunden vom Rumpfe getrennten Kopfes, wenn noch Bewußtseyn seines Zustandes in ihm zurückgeblieben war? Er antwortet darauf: Troers Kopf hat die tiefste Ruhe ausgedrückt, weil er keine Empfindung und kein Bewußtseyn mehr hatte, kurz weil er todt war. Allein für so ganz todt hält doch wohl Hr. Z. selbst einen solchen Kopf nicht, da er ja alle übrigen Erscheinungen an demselben aus einem Ueberreste von Reizempfindlichkeit erklärt; nur daß er dem Bewußtseyn allen Antheil daran abspricht. Und so muß Rec. Hrn. Z. im Wesentlichen beystimmen; denn jene Versuche beweisen doch nur, was wir schon wissen, daß nämlich im abgeschlagenen Kopfe (bekanntlich auch im Rumpfe) die Fähigkeit, gewisse äussere Einflüsse aufzunehmen, und das Vermögen, auf Organe, mittelst einiger mit ihnen noch im unversehrten Zusammenhange stehender Nerven, zu reagiren, noch eine Zeitlang nach der Trennung fortdauern könne. Aber Bewußtseyn beweisen jene Erscheinungen, so Bewußtseyn täuschend sie auch waren, keineswegs, weil sie ja noch ohne dieß Bewußtseyn erklärt werden können, wie Hr. Z. wirklich thut, und weil Bewußtseyn mit Erregbarkeit überhaupt durchaus nicht verwechselt werden darf. Ja sie machen das noch bestehende Bewußtseyn auch nicht einmal wahrscheinlich, da sie vielmehr selbst bestätigen, daß der vom Rumpfe getrennte Kopf, trotz jener

ner noch vorhandenen Erregbarkeit, doch alsbald im Hinscheiden oder im Uebergange zum wahren Tode begriffen seyn. Wie unwahrscheinlich ist es nun, daß in diesem Zustande diejenige Integrität des Sensoriums noch bleiben sollte, die nicht nur zu jener allgemeinen Erregbarkeit, sondern auch zum Bewußtseyn, und zumal zu einem so klaren, wie es Hr. W. voraussetzt, erforderlich ist? Sollte davon ja noch Etwas übrig bleiben, so möchte es wohl schwerlich mehr seyn, als das dunkle Bewußtseyn eines Sterbenden, und das wäre so viel als keines? Dieses Glaubens ist wenigstens Rec., und Glauben und Meinen Alles, was hier Statt finden kann.

Pk.

Was fordern die Medicinal-Ordnungen von den Apothekern? v. *I. F. Meyer*, Königl. Preussischen Hof-Apotheker, Assessor des pommerschen Provincial-Collegii medici et Sanitatis etc. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1803. VIII. 224 S. 8. 20 gr.

Vorzüglich müssen dieß Buch Aerzte lesen, welche Beysitzer der Collegiorum medicorum und Verfasser von Medicinal-Ordnungen sind oder werden wollen. Der würdige Verf. schreibt mit Ernst und Würde über die, von diesen den Apothekern überhaupt und besonders zu Gunsten der Aerzte aufgebürdeten Pflichten, und zeigt das Unnütze, Unausführbare und Eigennützige mancher dieser Aufbürdungen mit lebhafter Beredsamkeit. Rec. ist der Aerzte einer, hat sich mit allen Medicinal-Ordnungen bekannt gemacht, worüber der Verf. sich äußert; auch sind ihm Franks und Scherfs Werke und deren Inhalt wohl bekannt, und muß gestehen, daß in allen diesen ein Geist herrscht, nämlich der des ärztlichen Egoismus, welcher nur von den Pflichten der Apotheker gegen das Publikum und die Aerzte, und nichts von denen der Aerzte gegen die Apotheker zu sagen weiß. Wenn letztere solche Männer sind, wie sie seyn sollen, (und andere will man doch nirgends haben,) so sind sie verdienstvolle, wohlgesittete

tete Männer, denen wahrlich der Befehl, gegen Aerzte bescheiden sich zu betragen, und von diesen sich meistern zu lassen, nur von egoistischen Aerzten ertheilt werden kann, und schmerzhaft seyn muß, weil sie dadurch gezwungen sind, oft sehr unwissenden stolzen Menschen eine unverdiente Ehre wiederfahren zu lassen. Allein dieser Befehl war doch auch für diesen Fall nothwendig. Denn wären die Aerzte, wie sie seyn sollen, gutgesittete, gelehrte Männer, denen ohnehin Ehrerbietung von allen Menschen gebührt: so werden die Apotheker es von selbst an Bescheidenheit gegen sie nicht fehlen lassen, ohne einen Befehl dafür zu bedürfen. Nun aber giebt es besonders in den neuern Zeiten unter den Aerzten Doktores, die gar nichts von Bescheidenheit gegen den verdientesten Apotheker kennen, und Kraft der Medicinal-Ordnung selbst nicht wissen, wie hoch sie sich über die erheben sollen. Diese Herren sind gewöhnlich von schlechter Erziehung und seichter Kenntniß, wenigstens in der Pharmacie, die mehrsten vom Scheerbeutel oder der Apothekerlehre ab zur Universität übergegangen, und haben, ohne Sprach- u. a. Schulkenntnisse zu besitzen, so viel von der Arzneywissenschaft gelernt, daß sie mit genauer Noth den Doktorhut sich erwerben konnten. Rec. kann unpartheyisch versichern, daß ihm in 35jährigem Umgang mit praktischen Aerzten keine gegen Apotheker und Wundärzte stolzer vorgekommen sind, als solche, die von niederm Stande herstammend, entweder Apothekergesellen, Barbiergesellen, oder Kompagnie-Feldscheerer gewesen waren. Wird ein solcher Mensch nun Physikus, so stärke den armen Apotheker der Himmel mit guter Geduld, obigem Befehle nachzukommen, — denn gegen die Unbescheidenheit dieser Menschen deckt ihn, leider! noch kein Gesetz der Medicinal-Ordnung. — Es ist sehr sonderbar, daß die lateinische Sprache von jedem Apotheker-Lehrling und so hohe Gelehrsamkeit von jedem Apotheker gefordert wird, da sie doch vielen der Herren Doktoren selbst ganz fremd ist, die alle Examina glücklich überstanden haben. Warum fordert die Med. Ordn. nicht von diesen, denen sie doch nöthiger noch ist, ein Gleiches? Warum weiset sie ihre akademischen, medicinischen Landes-Fakultäten nicht an, unlateinische Studenten geringer Herkunft abzuweisen, und solche nicht zu Doktoren zu machen? — Die Sprachkenntniß, Bekanntschaft mit

der

der Chemie, Botanik, Physik etc. zieren den Apotheker, und machen ihn zum Gelehrten in seinem Fache; allein von allen Apothekern solche Einsichten unbedingt zu fordern, gränzt an das Uebertriebene, was niemals erreicht wird. Man muß doch nur zufrieden seyn, in ihnen geübte, treue Arzneykünstler zu besitzen, die in ihrer Waarenkunde, deren Herbeyschaffung und Bereitung genaue, sey es auch nur handwerksmäßige, Geschicklichkeit haben, welches die Hauptsache ausmacht. So viel Latein erlernt ja der Lehrling leicht aus der Uebung, als erfordert wird, ein Recept zu lesen, und das Dispensatorium zu verstehen, wie mancher Physikus. Und Apotheker dieser Art müssen dann sich selbst gestehen, daß ihr vorgesetzter Physikus leicht eine höhere Stufe von Kenntnissen erlangt habe, und sie ihm deßhalb die gebührende und gesetzmäßige Ehre zu erzeigen schuldig sind. Auf diese Art Apotheker ist gewiß auch nur die Meinung der Medicinal-Ordn. zu deuten, deren es in jedem Lande, trotz der hohen Forderungen des ärztlichen Kollegiums, doch die mehrsten giebt, da die Meyer, Wiegleb, Westrumbe, Hagen, Hermstädte, Klaprothe noch immer unter die Seltenheiten gehören.

Pk.

Zwey Krankengeschichten. Die erste betrifft ein Weib mit einem Loche in dem Magen, nebst Untersuchung der Verdaulichkeit der Nahrungsmittel und einiger Arzneyen. Die zweyte enthält eine durch die Brust in den Magen gedrungene und glücklich geheilte Stichwunde. Herausgegeben von *I. Helm*, praktischem Arzte in Wien. Mit einem Kupfer. Wien, in der Camesinaischen Buchhandlung. 1803. XVI. 64 S. 8. 6 gr.

Diese kleine Schrift ist interessant genug, da die Beobachtungen getreu erzählt zu seyn scheinen, und beyde Fälle unter die seltenen gehören. Des Weibes Loch ist in Kupfer gestochen.

Ueber

Ueber Pulsationen im Unterleibe, in einem Briefe an den Hrn Oberbergrath Reil in Halle, von *D. F. A. Albers.* Bremen, bey Heyse und in Leipzig, bey Crasius. 1803. 63 S. 8. 6 gr.

Obgleich diese Schrift keine vollständige Monographie ist, so fehlt es ihr doch nicht an innerem Werthe. Fremde und eigene Beobachtungen sind hier zusammengetragen, um am Ende ein Resultat über diesen Krankheitszufall herauszumitteln, welches auf dessen Heilung den größten Einfluß hat. Beyläufig wird auch der Blutungen aus dem Magen und Darmkanal gedacht, und die Heilungsart derselben erzählt, welche Rec. aus häufiger Erfahrung für die vortheilhafteste empfehlen kann, und in den mehresten Fällen auch das Pulsiren im Unterleibe vertilgen wird, wo keine Desorganisation zum Grunde liegt.

Rm.

Merkwürdige Krankengeschichte eines Mannes, der verschiedene fremde Körper, nämlich, ein Scheerblatt, ein Messer und einen Hammer verschlungen, und während einer Reihe von Jahren bey sich behalten hat, und unter den schwersten Zufällen erhalten worden ist. Zur nähern Beherzigung der Aerzte und Freunde der Arzneykunde. Beobachtet und herausgegeben von D. J. F. W. Ritter, ausübendem Arzte zu Altona. Hamburg, in Kommission bey Kratzsch. 1803. 5 B. 8. 6 gr.

Die ganze Geschichte ist gewiß Täuschung gewesen, wie mehrere gespielt worden sind. Die Sache verhielt sich also: Ein Schiffsbootsmann, mit Namen Heinrich Daniel Peters, bekam 1771 nach Erkältung im Seewasser die Gicht, wobey er zwey Monate lang ausserordentlich an Schmerzen und Krämpfen im Unterleibe Tag und Nacht litte, davon er ohne Diarrhöe und ohne Zufälle von Hämorrhoiden, mit dem Stuhlgange schäumendes Blut unter

ter den heftigsten Schmerzen auspreßte. Schon damals behandelte ihn D. Ritter. Dieser Peters reiste hierauf zur Erhohlung in seine Heimath, auf welcher er wieder eine Erkältung erlitte, und wiederum Schmerzen im Unterleib bekam, die er durch eine Opiattinktur stillte, worauf er, da er die Dose übermäßig stark genommen hatte, 48 Stunden anhaltend schlief. Gegen den Herbst desselben Jahres aß er ein Gerichte Fische, wobey ihm eine große Gräte quer im Schlunde stecken blieb. Diese suchte er mit einem Scheerblatte, sechs Zoll lang, herauszuziehen, indem er den Ring desselben vorwärts in den Schlund brachte. Dieß entschlüpfte aber seinen Fingern, und blieb im Schlunde stecken. Hierauf ergriff er ein Tischmesser, das einen knöchernen Griff, der am Ende dicknotigt war, und eine abgebrochene Klinge hatte, die noch dritthalb Zoll lang war. Mit diesem stieß er das Scheerblatt in den Magen hinunter; aber auch dieses blieb darauf im Schlunde stecken. Nun verschluckte er einen kleinen Hammer ohne Stiel, und damit brachte er alles durch Anstrengung in den Magen hinab. Eine Zeitlang hatte er darnach Schmerzen im Unterleibe, die aber wieder nachliessen. Nachher erlitte er mancherley Zufälle, wie D. Ritter erzählt, wobey letzterer ihn also oft und lange behandelte. D. Ritter versichert, diese fremden Körper in dem Leibe des Patienten, auch wie sie fortgerückt, und ihren Aufenthaltsort verändert, gefühlt zu haben; der Patient hat aber versichert, daß er nie etwas davon abgehen gesehen habe, ob er gleich alle Aufmerksamkeit darauf gerichtet. Endlich starb dieser Peters im J. 1801. an einer Leberentzündung. Der Kreisphysikus D. Krüger aus Malchin öffnete, in Gegenwart gerichtlicher und anderer Zeugen, die Leiche. Der Magen und sämmtlicher Darmkanal wurde in seiner Länge geöffnet; aber es fand sich darinnen durchaus keine Spur eines fremdartigen Stoffs, weder Würmer, noch sonst etwas Krankhaftes. Der wenige dünne Unrath betrug kaum einige Unzen. Alle Organe des Unterleibes wurden natürlich befunden, ausser die Milz, welche schwärzlich und äußerst mürbe, und die Leber, welche dunkelblau mit Faserstoff überzogen war, am Volumen excedirte, und eine bleyerne Schwere und Härte hatte. D. Ritter stellt nun zwar einige ähnliche Beyspiele für seine Meinung auf, und

auch

auch zu beweisen, daß diese fremdartigen Körper durch die Länge der Zeit aufgelöst worden, und unmerklich abgegangen seyn könnten. Des Peters Wittwe hat aber am Ende auch noch erkläret, daß ihr Mann später entdeckt habe: daß er zwar ein Messer, halbe Scheere und einen Hammerkopf verschluckt habe, welche er aber als Konditorbäckergesell selbst verfertiget gehabt hätte; und dabey hinzugesetzt: der ist kein Narr, der eine Unwahrheit erzählt, sondern der sie glaubt.

Matthias Saxtorphs gesammelte Schriften, geburtshülflichen, praktischen und physiologischen Inhalts. Herausgegeben und mit dessen Biographie begleitet von D. Paul Scheel. Mit Kupfern. Kopenhagen, bey Brummer. 1803. VIII. und 352 S. 8. 1 Rk. 12 gr.

Saxtorphs Name und Schriften sind nicht ephemerische Erscheinungen; sondern sie werden auch für die Zukunft von Gewichte und Werthe bleiben. Durch diese Sammlung derselben, besonders daß sie hier verdeutscht erscheinen, ist manchen Aerzten und Geburtshelfern ein Dienst geleistet worden. Die Vorrede hat auch des Verewigten Sohn, der würdige Nachfolger im Amte, Joh. Sylvester Saxtorph, als Herausgeber mit unterschrieben. Von den Saxtorphischen Schriften haben sie seine Lehrbücher, die bloß für Hebammen bestimmt waren, ausgeschlossen, so wie auch seinen Umriß der Entbindungskunst, der ebenfalls verdeutscht, in verschiedenen Ausgaben, schon erschienen, und daher leicht zu bekommen ist.

Der erste Aufsatz in deutscher Uebersetzung ist der Traktat von Saxtorphs theoria de diverso partu ob diversam capitis ad pelvim relationem mutuam experientia fundata, welcher zuerst 1772 erschien, und der für jeden Geburtshelfer wichtig und lehrreich seyn wird, da er alles Wissenswerthe enthält, was die Kopfgeburt in mehrerer Verschiedenheit und Verhältnisse betrifft. Dieser Aufsatz füllt allein 286 Seiten. Die dazu gehörigen Kupfer, die bey der lateinischen Urschrift befindlich sind,

vermissen wir hier. 2) Von den Knoten und Verschlingungen am Nabelstrange lebender Kinder. 3) Von dem Gebrauche der Zange und ihrer Anwendung bey der Seitenlage des Gesichtes. 4) Von dem auf dem Muttermunde befestigten Mutterkuchen. 5) Von einer seltenen Geschwulst, die bey zwey neugebornen Kindern beobachtet wurde, und welche bey dem einen die Geburt verhinderte, bey dem andern aber gar keine Schwierigkeiten machte. 6) Beobachtung über die Verbesserung der Lage der Gebärmutter und der Frucht unter der Geburt. 7) Von den verschiedenen Umständen, welche verhindern, die Nähte der Hirnschaale und ihre Fontanellen während der Geburt zu finden. 8) Harnverhaltung von der rückwärts gebogenen Gebärmutter. 9) Beobachtung der auf eine besondere Art wieder hergestellten Sprache eines hysterischen Frauenzimmers. 10) Vertheidigung des Gebrauchs der Levretschen Zange, bey dem schief auf dem Seitenrande des Beckens stehenden Kopfe. 11) Bemerkungen über eine während der Schwangerschaft erfolgte Zerreißung der Gebärmutter, nach welcher die Frau noch sechs Wochen lebte. 12) Von einem neugebornen Kinde mit offenem Unterleibe, bey welchem die Eingeweide des Unterleibes mit dem bloßen Darmfelle bedeckt waren. 13) Beobachtungen über den innern Gebrauch des Bleyzuckers. 14) Ein tödtlicher Mutterblutfluß, der nach der Lösung einer auf dem Muttermunde befestigten Nachgeburt erfolgte. 15) Beobachtung über die Schwangerschaft mit einem sogenannten Mondkalbe. 16) Von den verschiedenen Arten der Mutterumstülpung. 17) Beschreibung zweyer Kinder, denen die Bedeckungen des Unterleibs fehlten. Nach diesen Aufsätzen folgen biographische Nachrichten von Matthias Saxtorph, von D. Scheel mitgetheilt.

Wir haben mit Bedacht die Aufschriften von allen hier befindlichen lehrreichen Aufsätzen mitgetheilet, damit Aerzte und besonders Geburtshelfer aus dieser Anzeige doch so weit unterrichtet werden, was in diese Sammlung von den Saxtorphischen Schriften, die vorher alle sehr zerstreuet waren, aufgenommen worden. Bey dem vor uns liegenden Exemplare befinden sich Kupfer, die aber zu den Aufsätzen darinne nicht passen.

Guter

Guter Rath an meine Freunde, die Hypochondristen. Für Alle, die an diesem Uebel leiden, oder daran zu leiden fürchten. Von D. G. W. Becker, ausübendem Arzte in Leipzig. Leipzig, bey Jakobäer. 1803. VIII. u. 268 S. 8. 16 gr.

Hiermit wieder eine Volksschrift; die aber nicht so gerathen ist, wie sie für den Layen eigentlich seyn sollte. Der Verf. ist behende mit seinen Fingern; denn er kann, wie er's leider! schon bewiesen hat, Viel in kurzer Zeit zusammen schreiben; das Meiste davon ist aber fade, weil es nicht gehörig über, und durchdacht worden ist. Er spiegelt zwar vor, daß er selbst ein Jahr lang ein Hypochondrist gewesen sey, und will damit seine Leser glauben machen, daß er sie aus der Fülle der eigenen Erfahrung desto besser belehren könne. Dieß ist aber ein abgenutztes Aushängeschild, das nur Wenige täuschen wird.

In vier Abschnitten handelt der Verf also: 1) vom Wesen der Hypochondrie; 2) von der medicinischen Behandlung der Hypochondrie; 3) von der diätetischen Heilart derselben (noch das Beste von Allem); und 4) von der psychologischen Heilart. In einem Anhange noch: von Verhütung der Hypochondrie, und von der Auswahl eines Arztes.

Daß der Verf. die Layen in der Arzneykunde, an die doch eigentlich diese Schrift gerichtet ist, die Blutanhäufungen des Unterleibes kennen und zu unterscheiden lehren will, ist doch zuviel unternommen, da diese zu erforschen für den Arzt nicht immer leicht ist, und mehrere Vorkenntnisse dazu erfordert werden. Der 2te Abschnitt gehört eigentlich, mit so vielen schönen Recepten ausstaffirt, welche freylich die Käufer um so mehr anlocken, nicht in eine Volksschrift, weil, der hinzugefügten ernstlichen Warnungen ohngeachtet, viel Schaden damit geschehen kann; zumal wenn die Vorschriften zu stark wirkende Mittel enthalten.

Zo.

Handbuch der Zoopharmakologie für Thierärzte, zum Gebrauch bey Vorlesungen in der Königl. Thier-

arzneyschule zu Berlin. Von Chr. Ratzeburg, Apotheker und Lehrer der K. Preuß. Thierarzneyschule. Zweyter Theil. Berlin, bey Mauke, 1803. 620 S. gr. 8. 1 Rg. 18 R.

Der erste Band ist B. LXIX. S. 318 der N. A. D. B. von einem andern Recensenten angezeigt worden. Der gegenwärtige letzte Band liefert die Naturgeschichte und den Gebrauch aller in der Thierheilkunde angewendeten Arzneykörper, nach den drey Klassen, des Thierreichs, des Pflanzenreichs und des Mineralreichs. Der Verf. scheint sich hauptsächlich Vollständigkeit als Zweck vorgesteckt zu haben, und er hat deßwegen alle bey Thieren wirksame Heilmittel, wenn auch manche noch nicht angewendet und empfohlen worden sind, aufgenommen und beurtheilt. Er zeigt hierbey viele Pünktlichkeit, chemische und literärische Kenntniß. Eine Auswahl des vorzüglichsten Arzneyvoraths, mit Rücksicht auf die Preise, würde für manche Käufer noch sehr erwünscht gewesen seyn. Selbst die obsoleten und obscenen Mittel des Thierreichs haben, um der Vollständigkeit willen, hier ihre Stelle erhalten.

Bey einem so reichhaltigen Gegenstand ist es eine leichte Sache, Stoff zu Bemerkungen oder zu Tadel zu finden. Rec. will nur einige Bemerkungen, die ihm beym Durchlesen vorkamen, aufzeichnen. Die Buttermilch, für Schweine eine sehr gute Arzney, für Pferde ein Gift, fehlt. Daß das Oel Kräfte gegen die Schaafräude habe, ist ungegründet. Wenn der Pfeffer gegen kalte Fieber empfohlen wird, so ist diese Angabe und Bestimmung der kalten Fieber bey Thieren noch ein schweres Problem. Eher hätte man hier von dem Gebrauch des Pfeffers in der Rindviehpest Etwas erwarten sollen. Von dem Gebrauch der Haselwurz in der Rindviehpest (von welchen u. a. Barberet viel Interessantes sagt), der Ebresche, die der Reichsanzeiger 1796 dringend empfahl, und des Schöllkrauts findet man nichts. Ueber den Wasserschierling scheint Wepfer's unsterbliches Werk Hrn. R. unbekannt gewesen zu seyn. Daß 1 Pfund Zimmt 1 Drachme Oel gebe, möchte wohl nicht der Fall seyn. Warum Spargel und weisse Rübe hier eine Stelle erhalten haben, sieht Rec. nicht ein. Daß schwarzer Rettig, auf die bloße Haut

gelegt

gelegt, eine Röthe verursacht, ist bey Thieren nicht der Fall. Eben so wenig wird polygala vulgaris die amara ersetzen; wenn man gleich zugeben muß, daß nicht in allen Apotheken P. amara vorhanden ist. Ononis spinosa ist ein bekanntes Purgiermittel, selbst für Pferde. Ueber den Gebrauch des Taxus bey Pferden vermißt man die interessanten Bemerkungen von Viborg und Havemann. Daß der Staub des Bovists Augenentzündung mache, hätte erwähnt zu werden verdient. Die Wirkung des Essigs bey Pferden ist durch Versuche noch zu wenig bestimmt, um darüber etwas Gewisses angeben zu können. Die Bierhefe, ein treffliches Purgiermittel bey größeren Thieren, und bey Menschen in dem Typhus vor kurzem empfohlen, vermißt man hier. Selbst von Reich's berühmtem Fiebermittel findet man hier nichts, so wie von Eckartshausen's Erfahrungen über die Phosphorsäure. Pessina's interessante Erfahrungen konnten damals Hrn. R. noch nicht bekannt seyn. Ueber die Wirkung des Sublimats bey Pferden hat Busch nicht uninteressante Versuche bekannt gemacht. Kupferfeile ist ein bekanntes Mittel gegen die Hundswuth. Von dem innerlichen Gebrauch des Bleyzuckers hätte sich noch etwas hinzufügen lassen. Daß Arsenik für wiederkäuende Thiere kein Gift ist, hätte Erwähnung verdient. Eben so, daß Steinöl häufig gegen das Aufblähen empfohlen worden ist. Gegen die Würmer bey Kälbern führte es schon Lancisi an. Geblätterte Weinsteinerde ist der Thierarzneykunde überflüßig.

Sobald der Verf. von Krankheiten redet, wird er oft ganz unverständlich. Was ist z. B. wurmstichige Beinfäule, S. 198.? Der Aussatz, eine ansteckende Krankheit, S. 287? Augenwürmer der Pferde, S. 274? Was Scrophelkrankheit bey Thieren ist, darüber gestehe Rec. seine Unwissenheit. Die Krankheit der Pferde, welche die Engländer farcin nennen, hätte sich doch wohl durch ein allgemein bekanntes deutsches Wort ausdrücken lassen. Die Stelle S. 263 »bey Durchfällen, wenn nach gehörigem Rhabarbergebrauch die Krankheitsmaterie gehörig ausgeleert worden« zeugt von dunklen pathologischen Begriffen. Man stößt auch auf mehrere Nachlässigkeiten im Ausdruck, z. B. S. 397 »den Fischen betäubt er (die Kokelskerne) ganz, wenn sie ihn verschlu-

schlucken.« Oder S. 452 »der Alten ihr fixer Salpeter.« Der Dephlogisten S. 525, soll wohl »dephlogistisirte Luft« heissen?

Sto.

Zimmermanns Verhältnisse mit der Kaiserinn Katharina II. und mit dem Herrn Weikard. Nebst einer Anzahl Original-Briefe der Kaiserinn. Von H. M. Marcard — Bremen, bey Seyffert. 1803. XVIII. u. 396 S. gr. 8. 1 Rk. 16 ggr.

Es ist des Freundes heiligste Pflicht, die Ehre seines Freundes gegen üble Nachreden zu retten, wenn dieser selbst es nicht mehr vermag, und gewiß, es ist ein süßes Gefühl, diese Rechtfertigung so vollständig, so unwidersprechlich und so edel führen zu können, als Marcard hier seinen Freund Zimmermann gegen die Weikardischen Verunglimpfungen vertheidiget. Weikard hatte in den Denkwürdigkeiten aus seiner Lebensgeschichte die Asche des verewigten Zimmermanns besudelt; er hatte ihn der Treulosigkeit, der Heimtücke, des Hochmuths, der Habsucht, und einer kalten und feigen Rachsucht beschuldigt; er hatte Z. Verhältnisse mit der großen Kaiserinn Katharina II. in ein sehr ungünstiges Licht gestellt, und das Publikum zu bereden gesucht, nur ihm habe Z. die Achtung zu verdanken, womit ihn die Kaiserinn beehrte, und die große Frau habe Z., als W. aufhörte, sein Freund zu seyn, nicht nur nichts geachtet, sondern wirklich verachtet; W. hatte sich listig bemüht, diese entehrenden Beschuldigungen mit Belegen zu bekräftigen, und da die Weikardischen Denkwürdigkeiten, vermuthlich ihrer dreisten und mannichfaltigen Ausfälle und Anekdoten wegen, viel gelesen wurden: so war allerdings zu besorgen, manche Leser, die Z. nicht näher kannten, möchten das von W. aufgestellte und verzerrte Bild des berühmten Mannes für ihm ähnlich halten. Marcard fühlte sich »schon als überlebender, vieljähriger und vertrauter und mannichfach verpflichteter Freund des seel. »Zimmermanns unerläßlich verpflichtet, solche unmäßige »Lästerungen dieses würdigen Mannes nicht stillschweigend »hingehen zu lassen, und vollends dadurch dazu aufgerufen, »daß

»daß Niemand vorhanden ist, der von eben diesen Dingen »von langer Zeit her, so unterrichtet wäre, selbst Nach»richten darüber in Händen hätte, und die vorhandenen Ma»terialien so wie er gebrauchen konnte. Es war nicht mög»lich, Zimmermanns Andenken ehrwürdig zu erhalten, »ohne zu den Handbriefen der Kaiserinn seine Zuflucht zu »nehmen; in Betracht, daß sie nicht für öffentliche Bekannt»machung geschrieben sind, hat M. nicht alle, sondern nur »diejenigen eingerückt, welche zu seinem Zwecke Etwas be»weisen, und selbst in diesen viele Stellen unterdrückt, deren »Beziehungen sie dazu zu bestimmen schienen, oder die le»bende Personen betrafen.« Es ist hier der Ort nicht, die Vertheidigungen und Rechtfertigungen des verewigten Zimmermanns gegen Weikards inurbane und atrogante Anklagen im Detail anzuführen. Jeder, der sich über Zimmermanns Menschenwerth, und über Verhältnisse ein Urtheil anmaassen will, worin Z. gegen die große Kaiserinn stand, muß diese Schrift selbst lesen; er wird darin mit Freuden die Humanität, das Edle und Achtungswürdige, und den wohlwollenden Geist sehen, der bey erheblichen Anlässen Zimmermanns Handlungen und Verfahren leitete, und die Verhältnisse in ihrem schönen und wohlthätigen Licht kennen lernen, worin Z. mit der großen Monarchinn stand. Ueber Weikards Gemüthsart und Wahrheitssinn ist nun freylich ein düstrer kalter Schatten verbreitet; aber wo Zimmermanns Ehre zu vindiciren war, da konnte Weikards Ehre nicht geschont werden; überdieß war Marcard so edel zu eilen, um seine Ehrenrettung Zimmermanns noch beym Leben Weikards bekannt zu machen, da dieser seine Invectiven gegen Z. erst nach dessen Tode drucken ließ! Der reinste und der größte Diamant, den Marcard in die Lorbeerkrone geflochten hat, die er durch diese Schrift auf den Sarcophag seines unvergeßlichen Freundes niederlegte, sind die Seiten 301—396. oder der Anhang, welcher einen Theil der Korrespondenz der Kaiserinn mit dem Ritter von Zimmermann enthält. Es sind dreyßig in französischer Sprache geschriebene Briefe, wovon 21 von der großen Monarchinn an Zimmermann, und 9 von diesem an die Kaiserinn geschrieben sind. Der erste Brief der Kaiserinn ist vom 22. Febr. 1785, und der letzte vom 16. September 1791; sie sind die unwiderlegbarsten und die ehrenvollensten, trefflichsten Zeugnisse, gegen Alles, was W. in

 Rück-

Rücksicht dieses Briefwechsels und der Achtung vorzubringen sich erdreistete, worin Z. bey Katharina II. stand. Das Werk ist seines Verfassers und seines Gegenstandes würdig. Zimmermanns Manen und seine Freunde und Verehrer hienieden werden sich desselben freuen. Der Verf. hat alle und auch die kleinste der Neßeln, welche die selbstsüchtige Hypochondrie Weikards darauf pflanzte, mit edlem Unwillen und mit der Aemsigkeit der Liebe und Freundschaft von Zimmermanns Grab ausgerissen, daß nun der Wanderer bloß nur die Zypreße, den Lorbeer und die Palme darauf findet, die sich Zimmermann in seinem Leben darauf aussäete.

Wo.

1) Der Gesundheitsfreund der Jugend, oder praktische Anweisung, wie man in der Jugend den Grund zu einer dauerhaften Gesundheit lege, und sie bis ins späteste Alter erhalten könne, von D. C. A. Struve, Arzte zu Görlitz. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. 1803. 199 S. 8. 10 gr.

2) Der medizinische Rathgeber in den gewöhnlichsten Krankheiten. Ein alphabetisches Taschenbuch zunächst für den Bürger und Landmann, von D. C. A. Struve, ausübendem Arzte zu Görlitz. u. s. w. Ebendaselbst. 1804. 231 S. 8. 16 gr.

Gott erhalte den vielschreibenden Verfasser! Es gehet Alles hurtig von der Faust; aber gewißlich ohne Gewinn für die Arzneykunde. In Nr. 1. wird unter 35 Rubriken Etwas über Erhaltung und Beförderung der Gesundheit gesagt; aber sehr oberflächlich und flüchtig, und noch obendrein mit einem Gesundheitsfreunde des Alters gedrohet. In Nr. 2. ist das Krankenbuch, Breslau 1798. auf eine andere Manier erneuert, unter der Firma: »Für den gemeinen Mann.« Als ein abermaliger entbehrlicher Beytrag zu den unzähligen Pfuscherbüchern, der dem Verf. nicht viel Mühe machte; aber auch nicht viel Beyfall bey den Aerzten verschaffen wird!

Die

Die Kinderstube von ihrer physischen Seite dargestellt, zur Beherzigung für Hausväter und Hausmütter, denen das Glück und die Gesundheit ihrer Kinder am Herzen liegt. Nebst einer Vorrede darüber von D. J. C. Rosenmüller. Mit Kupfern (2). Leipzig, bey Schäfer. 1803. 142 S. 8. 20 Kr.

Eine populäre Schrift über die physische Erziehung der Kinder in den ersten Lebensjahren, zum Besten der Mütter, die selbst Hand an das große Werk legen wollen! Gott bewahre uns vor Franzosen und Französinnen, als Pädagogen, auf immer! Man findet hier die beßten und ausführbarsten Rathschläge über Pflege, Wartung, Nahrung u. d. in einer faßlichen und herzlichen Sprache, und daher ist diese kleine Schrift allen Müttern zur Befolgung zu empfehlen. Die Vorrede zeigt Hrn. Rosenmüller, den guten Anatomiker, auch als einen wohlmeinenden Praktiker, der das Nachtheilige der bisherigen Erziehungsart kennt, und die Regierer der Staaten auffordert, endlich einmal diese wichtige Sache, als Nationalsache, zu berathen, aber — er predigt hoffentlich tauben Ohren. Wir wollen hoffen, daß es in der beßten Welt endlich einmal besser werde!

Formulare oder Lehre der Abfassung von Rezepten, systematisch bearbeitet von D. Karl Wolfart, Prof. der Physik und Heilkunde zu Hanau, Brunnenarzte am Wilhelmsbad u. s. w. Frankfurt a. M. bey Guilhauman. 1803. 145 S. 8. 14 Kr.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß jetzt immer ein neues Formular das andere treibt, und dennoch läßt sich hier in der Hauptsache nichts ändern, als — die alten Regeln in neue philosophisch-nosologische Wortformen gebracht, hier und da das Alte neumodisch definirt, und das Ganze mit einer hohen Miene von Verbesserung angekündigt. Eben so unser Verf. Er redet in der Einleitung von Bestimmung, Produkt, Voraussetzungen und Eintheilung des Formulars, giebt im ersten Theile die

Theorie nach der Fundamentallehre, (Receptur überhaupt) nach der Formallehre (Receptur insbesondere), und von der Präscriptionslehre (die eigentliche Anwendung der Regeln durch Arzneyvorschriften). Die erste liefert in der Sprache der Naturphilosophie einfache und zusammengesetzte Arzneyformeln, (eigentlich neuphilosophische Terminologie für das Gesetzte und Producirte). Die zweyte bestimmt die einfache feste Form (Substanz, Pulver, Pille, Leckkügelchen, Bissen, Morselle, Pflaster, Stuhlzäpfchen), und die flüßige einfache Form, (ausgepreßter Saft, Auflösung, Emulsion, Aufguß, Absud, Tropfen, Essenz, Elixir, Latwerg, Reibsalbe, Trank, Gurgelwasser und Einspritzung, wohin auch das Klystier gerechnet ist, und Bähung.) Die gemischte Form, und zwar vorerst wieder die feste gemischte Form, (Substanzpulver, Oelwachs, Pflaster,) und die flüßige gemischte Form, (Mixtur, Latwerge, Salbe, Absudaufguß; zum Beschluß einige andere Gattungen derselben, als Zusammenguß, Ptisane, Gurgelwasser, Einspritzung, Klystier, Bähung, Absud, Auflösung und Aufguß: Auflösung, mit der Würdigung.) Die dritte giebt die Arzneyvorschrift (mit Verwerfung der alten, und mit Bildung einer neuen kunstgemäßen, in Bestimmung der Sprache, Nomenklatur, Abkürzung, Zeichen, Gewicht.) Die Eintheilung (die Anzeige der Heilmittel, die Anweisung zur Behandlung der angezeigten Heilmittel, die Gebrauchsanzeige, die Ordnung der Arzneyvorschrift und allgemeine Einrichtung). Endlich folgt im zweyten Theile die Anwendung (nach obiger Stellung), und zuletzt ein Anhang, der die neue Nomenklatur der Arzneymittel und eine Tabelle des neuen französischen Gewichts enthält. Aus dieser Angabe ist zu ersehen, daß hier nichts neu ist, als die philosophische unverständliche Sprache, die uns sogar Dinge erklärt, welche jeder alten Frau bekannt sind; z. B. »die Verbindung von Heilmitteln muß möglich seyn;« daß die gegebenen unphilosophischen Definitionen die Sache selbst dunkler machen, als sie vorher war, (so wird S. 63. die Ptisane beschrieben, als »Flüßigkeit, welche nur in verhältnißmäßigen geringen Graden Heilkräfte in sich enthält, so, daß sie in größern Dosen genommen werden kann, als dieses bey den übrigen flüßigen Formen der Fall ist;« daß die neue Stellung der Formen ganz unphilosophisch ist,

ist, (denn das Einfache und Zusammengesetzte kann an sich nichts ändern, und die Präskriptionslehre sollte billig voran gehen,); daß grade diese Setzung unpharmaceutisch ist, und unnütze Wiederholungen nöthig macht. Denn nach den chemischen Bereitungsarten, die der Verf. vor der leidigen Demonstrir- oder Setzsucht nicht zu kennen scheint, mußte hierbey ganz anders verfahren, und jede Species unter das natürliche Genus gebracht werden. Wir können also dieses neue Machwerk nach der Naturphilosophie nicht loben. Der junge Arzt würde bey der Lektüre schwindlicht werden, und der alte Arzt müßte über die gelehrte Thorheit unserer jetzigen philosophischen Medicinal-Professoren lächeln. Wehe der fernern medicinischen Aufklärung, wenn ein solcher Mysticismus, Schellingismus, Kilianismus, und jede andere Form von Ueberweisheit auf Akademieen öffentlich gelehrt, geschätzt, autorisirt, und sogar sanktionirt wird! Eine solche Philosophie führet endlich ins Tollhaus, und macht endlich die Aerzte zu wahren Bedlamsbrüdern. Dafür bewahre uns, lieber Herre Gott!!

Sw.

Pneumonie und Pleuritis in nosologischer und therapeutischer Hinsicht, von *I. W. H. Conradi*, Doct. und Privatlehrer der Medicin zu Marburg. Marburg, in der akademischen Buchhandlung. 1803. 150 S. 8. 20 Kr.

Der Verf. ist ein gemäßigter Brownianer; daher der Schlüssel zur ganzen Schrift gefunden. Er giebt die Beschreibung der Pneumonie und Pleuritis, die er, als verschieden, von jener ansiehet, die Erklärung der Erscheinungen, den Verlauf und Ausgang, die Prognose und Ursache, die (vermeintliche) Complikation und Therapie (antisthenische und antiasthenische), kurz und gut, nach den Formeln des Systems. Wir haben nichts Neues und Eigenes gefunden, das bemerkenswerth wäre; aber auch keine hervorstechende Ketzerey, und daher konnte das Werkchen wohl ungedruckt bleiben.

Fk.

Ver-

Versuch über den gegenwärtigen Standpunkt der Theorieen der Medicin, v *S. Breinersdorf*, Arzt in Breslau. Breslau, bey Korn. 1804. 116 S. 8. 12 gr.

Es ist eine Eigenthümlichkeit unseres Zeitalters — eine Folge unserer aufschreitenden Humanität und liberaleren Erziehung! — daß bey weitem mehrere junge Männer als Schriftsteller zur Ausbildung der Wissenschaften überhaupt und der Medicin insbesondere beytragen, als man von den ältern Zeiten gewohnt ist. Unläugbar entspringt daraus sehr viel Gutes für die Wissenschaften selbst; es läßt sich aber bezweifeln, ob gerade für die Medicin sehr viel Vortheil daraus erwachse. Die Medicin ist und bleibt eine Erfahrungswissenschaft, und je inniger beydes, Erfahrung und Theorie, miteinander verbunden sind, desto richtiger wird man über die Medicin, als Wissenschaft und als Kunst, urtheilen können; desto schüchterner und bescheidener wird man aber auch über medicinisches Wissen und Medicin urtheilen, eingedenk des alten bekannten Sprichwortes: Quantum est, quod nescimus! — Die Hitze jugendlicher medicinischer Schriftsteller, der Mangel an Erfahrung, das Selbstvertrauen derselben, der feste Glaube an die Untrüglichkeit ihrer (oder ihrer Lehrer) Philosophie hat, nach des Rec. Dafürhalten, größtentheils zu dem Umschwunge und dem chaotischen, revolutionären Wesen beygetragen, in welchem sich die jetzige deutsche Medicin befindet. Ein System folgt dem andern, jedes wird für das einzig mögliche und wahre gehalten, jedes wird mit Heftigkeit vertheidigt, jedes mit der herrschenden Philosophie verflochten, welche zwar der Medicin zur Seite stehen, die Wege beleuchten muß, auf welchen der Arzt wandeln soll; durchaus aber nicht die unbekannten Regionen, in deren Inneres kein ärztlicher Geist dringen wird, vollkommen und bis zur Untrüglichkeit erleuchten kann. So war das Schicksal der Medicin von den ältesten Zeiten bis jetzt, von dem neusten Eklekticismus an bis zum Brownischen, Röschlaubischen und naturphilosophischen Systeme. Unter den neusten medicinischen Systemen schien die Erregungstheorie ihres Sieges auf lange Zeit gewiß zu seyn, und siehe! jetzt sagt man grade heraus, daß auch sie

sie nichts als Mängel und Ungewißheiten enthalte; daß ihr ganzes Wesen empirisch sey, und man an ein neues System denken müsse, welches auf haltbareren Gründen beruhe; Dieß soll auch in gegenwärtiger Schrift gelehrt werden. Der Verf. hält zwar die Erregungstheorie für die beste, und in technischer Hinsicht für die heilbringendste Theorie; allein es genügt ihm doch sehr Vieles nicht an derselben, z. B. gleich der Begriff Erregbarkeit. Anders sey es mit dem Begriffe Erregbarkeit, wie der große Schöpfer der Naturphilosophie, der große Schelling ihn deducire. Hr. B. läßt sich darüber weitläuftig aus, und verwickelt sich mitunter wohl gar auch in Widersprüche, indem er die Erregbarkeit bald zum Phänomen macht, bald als bloßen Begriff ansieht. Nachdem diese Vergleichung der Röschlaubschen und Schellingschen Erregbarkeit vorüber ist, geht der Verf. nun die einzelnen Disciplinen der Medicin, Physiologie, Pathologie und Therapeutik durch, und zeigt, daß Alles in denselben bisher nur Stückwerk gewesen sey. In der Physiologie habe man besonders von Reil große Erwartungen gehabt; aber auch er sey auf Abwege gerathen (!). Einen ausführlichen Beweis von der Unhaltbarkeit einer solchen Physiologie, welchen er leicht (d. h. nach seiner Art) führen könnte, bleibt er schuldig. Auch Brown wußte nicht, was Physiologie sey; sein Begriff vom Organismus ist zu oberflächlich, er blieb auf einer zu niedern Stufe stehen, (der gewöhnliche Ausdruck der heutigen naturphilosophischen Aerzte) seine Physiologie erfüllt die Forderungen der philosophischen Physiologie nicht. Physiologie ist das Organon zu einer Theorie der Medicin, ohne welches keine Heilkunde konstruirt werden kann. Ein solches Organon fehlt uns aber noch. Pathologie war bisher eine bloße Historie von Krankheiten, eine Symptomatologie und weiter nichts. Da man keine lautere Idee vom Organismus hatte (das glaubte man freylich bisher nicht, und es glauben Viele noch nicht, daß die jetzigen Ideen lauterer oder geläuterter sind, als jene!) die Gesetze desselben gar nicht ausspähet (quod negandum!): so konnte man keine wahre Pathologie liefern. Pathologie muß auf richtige (ganz Recht; aber das ist ja eben der Streit und die Frage!) Gesetze des Organismus aufgestellt seyn. (Der Verf. unterscheidet nun zwischen Pathologie oder Nosologie, die sich mit Konstruktion der Krankheitsformen, Pathogenalogie

oder

oder richtiger Pathogenie, die sich mit Krankheitskonstruktion abgiebt.) Brown hat zwar mehr geleistet, als die Aerzte vor ihm; ist aber doch noch vom wahren Ziel entfernt. Seine Definition ist nicht Konstruktion. Krankheit ist gewiß etwas anders, als zu sehr vermehrte, oder verminderte Erregung. Sie ist das Produkt der veränderten organischen Processe, welche das Ursachliche der Krankheit sind. Dieses Produkt kann uns aber nicht so sehr interessiren, als das Hervorbringende desselben, d. i. die Krankheit selbst. (Oder vielmehr die Konkurrenz von Umständen, durch welche die Krankheit hervorgebracht wird.) Eben so mangelhaft erscheint, nach unserm Verf., die bisherige Therapie. Alle unsere sogenannten Therapeutiken repräsentiren ein Chaos von Spitzfindigkeiten, Hypothesenkrämerey und nicht selten ein grobes Gespinnst von Unsinn. (Dennoch nannte oben der Verf. die Therapeutik der Erregungstheorie sehr heilbringend? Und sollte nicht die Zeit kommen, wo die vom Verf. jetzt angeführten Benennungen auf die naturphilosophischen Therapeuten angewandt werden dürften?) Die Tendenz der eigentlichen Therapie muß dahin gehen, die gesetzte Krankheit zu rekonstruiren. Hätte unsere Therapie einen höhern Standpunkt, als den gegenwärtigen empirischen; woher käme denn unter andern das Schwankende und Unsichere in der Bestimmung der Gaben der Arzneymittel? (Rec. hat Ursache zu fürchten, daß auch des Vfs. Therapie dieses behalten werde.) Eben so auch die Auswahl dieses oder jenes Mittels. Der Verf. ist überzeugt, daß der Grund, warum man hier flüchtige, dort permanente Reize anwendet, in etwas anderm, als in dem Permanenten oder Flüchtigen des Reizes liege. (Möchte er uns aber doch darüber einige nähere Belehrung gegeben haben!) Die Behandlung der Sthenie zeuge auch von der gerügten Empirie. (S. 76. wird von Hrn. Markus in Bamberg gesagt, daß auch sein Wissen noch unvollkommen sey!!) Man sehe schon daraus, wie wenig rationell man heile, da man bey Behandlung der Sthenien dem Organismus Säfte entziehe. Man wird in Zukunft Sthenien heilen können, auch ohne dieses nöthig zu haben. Endlich kommt der Verf. auf die Materia medica. Hier waltet die größte Irrationalität und Inkonsequenz ob. Es fehlt an Einheit im Ganzen, an einem Princip, nach welchem der Vorrath von Arzneymitteln geordnet werden müßte.

Eine

Eine wahre Materia medica kann nur erst dann geliefert werden, wenn man in der spekulativen Physik größere Fortschritte gemacht haben wird. (Der Rec. hält aber die ganze spekulative Physik noch für prekär, und alle Fortschritte derselben für mißlich, wenn sie nicht mit höchster Vorsicht gethan werden.) Zum Schlusse verwahrt sich der Verf. gegen diejenigen seiner Leser, welche etwa die Schrift: Differenz der ächten und unächten Erregungsth. v. *Kilian* gelesen, und (wie der Rec. nicht nur einige, sondern die höchste) Aehnlichkeit mit der seinigen gefunden haben, um nicht in den Verdacht einer Benutzung der Kilianischen Schrift zu kommen, damit, daß er sagt: sein Werk sey schon in des Verlegers Händen gewesen, als erst Kilians Schrift erschien; K. selbst habe das Mskpt. davon durchlesen, bevor desselben Schriften herausgekommen sind. Entweder hat nun der Verf. Kilians Ideen in Ks. Vorlesungen, oder K. hat unsers Verfs. Ideen benutzt; Aehnlichkeit haben beyde Schriften allerdings. Dem mag seyn, wie ihm will. Wir halten den Verf. für einen denkenden jungen Arzt, der gerne aufs Reine mit seiner medicinischen Ueberzeugung kommen will, und dahin durch die Naturphilosophie zu kommen glaubt; wir zweifeln aber sehr, ob er diesen Glauben noch nach 10 Jahren haben werde. Gewiß umarmt mancher junge Mann in der Naturphilosophie eine Wolke, statt der Juno!

Mz.

Handbuch der praktischen Arzneymittellehre für Aerzte und Wundärzte.

Auch:

Anweisung zum richtigen medizinischen und chirurgischen Gebrauch der königl. preuss. Landes-Pharmacopöe von *Ernst Horn*, D. d. A. K., Prof. d. mediz. Klinik und ausübendem Arzte in Braunschweig, etc. Berlin, bey Oehmigke dem Jüngern. 1803. XIV. u 864 S. 8. 2 Rthl. 16 gr.

Nach

Nach seiner eignen Ansicht der Erregungstheorie, die dem Leser aus frühern Schriften des Verfs. bekannt seyn kann, und, wie er versichert, nach eignen reinen, vielmals wiederholten Erfahrungen, spricht er hier über die Wirkungsart und Anwendungs-Bestimmung der A. M. welche das Preußische Apothekerbuch von der Masse unserer materia medica ausgewählt hat. Im Ganzen findet man nichts Neues von den wirksamsten Heilmitteln; sondern Bestätigung des Bekannten unter einem besondern Gesichtspunkte dargestellt. Die Vorrede giebt zu erkennen, daß dieß Handbuch für akademische Vorlesungen eben sowohl, als zum Gebrauch preußischer Praktikanten bestimmt ist; daher der doppelte Titel. — Wer wird diese Spekulation auf gutem Absatz dieser Waare tadeln? — Es scheint aber zum ersten Zweck nicht geeignet; die Ausarbeitungen der einzelnen A. M. sind zu weitläuftig, deklamatorisch, und die Auseinandersetzung des Tadels als des Lobes so wortreich, daß dem Lehrer wenig zuzusetzen übrig bleibt, wenn er mit dem Verf. gleicher Meinung seyn sollte. — Zum Unterrichte für schon etwas Erfahrne kann es eher benützt werden; doch fallen auch hier die vielen Wiederholungen sehr lästig. Wären diese und jene Weitschweifigkeit vermieden: so nähme das Ganze einen Drittheil weniger Raum ein. Weil diese Arbeit der zum Grunde liegenden Pharmacopöe folgen muß: so war die Beobachtung der alphabethischen Ordnung nicht zu vermeiden. Da nun aber diese einem Systeme für Vorlesungen zuwider läuft: so ist in der Einleitung eine praktische Eintheilung der A. M. vorangeschickt; auch soll noch ein systematischer Leitfaden zu Vorlesungen über die A. M. Lehre als Anhang zu diesem ausführlichen Kompendium nachgeschickt werden. — Keinem Systeme unbestimmt zugethan, tadelt der Verf. in der Einleitung sowohl, was die Humoral- und chemische Lehre §. 6. 7., als was die Brownische in der A. M. Lehre Unstatthaftes §. 8—17. angenommen hat, und widerlegt Letzteres desto ernstlicher, da es noch so viele blinde Gläubige findet, also der Menschheit desto nachtheiliger ist. — Die Eintheilung der Reizmittel nach Brown in permanente und flüchtige ist dem Verf. nicht befriedigend — »mit ihrer Unzulänglichkeit hängt die zweifelhafte Lehre von direkter und indirekter Schwäche auf das »ge

„Gemischte zusammen; die Begriffe von ausdauernder und
„flüchtiger Wirkung der Thätigkeit (?) vermehrenden Mit-
„tel, sind nicht klar und bestimmt, und der Unterschied zwi-
„schen permanent und flüchtig ist im Allgemeinen weder sehr
„groß, noch für die Klinik sehr wichtig, da Arzneymittel,
„denen man permanente Wirkung zuschrieb, sehr schnell vor-
„übergehende Wirkung wahrnehmen ließen, und andre z. B.
„Opium, die Naphthen und andre sogenannte flüchtige Reiz-
„mittel eine außerordentlich langdaurende Wirkung in der
„Erfahrung zeigten." §. 26. — War dieß wirklich reine
Erfahrung: so lag dabey ohnstreitig eine Besonderheit der
Subjekte zum Grunde, die eine solche Ausnahme der Regel
begünstigte. — „Auch findet man Arzneymittel, die der
„Mischung ihrer Bestandtheile nach, sowohl flüchtige als per-
„manente Wirkungen äußern." — Mit den Eintheilungen
seiner Vorgänger unzufrieden, läßt der Verf. eine solche er-
warten, welche auf reine Erfahrung gestützt, befriedigend,
bestimmter, vollkommener, und also für die Klinik höchst will-
kommen ist. Diese besteht nun darin, daß die Arzneymittel
zwey Klassen ausmachen: 1) die Thätigkeit der Organe ver-
mehrenden 2) dieselbe vermindernden. Jene sind a) entweder
vom ersten Grade der Wirksamkeit, b) oder vom zweyten,
c) oder vom dritten. Die ersten sind in der Wirkung die
gelindesten, und die letzten die stärksten, die zweyten stehen
zwischen beyde. Zu der ersten Ordnung rechnet er z. B. die
Mineralsäuren, schleimigte Substanzen, Oele, Zucker, und
mäßig bittere Mittel; zur zweyten alle übrige bittern, zu-
sammenziehenden, harzigen, aromatischen und scharfschme-
ckenden, die Eisen-Arzneyen, und alle, die man sonst per-
manent wirkende nennt; zur dritten die sogenannten flüchti-
gen Reizmittel, Opium, Kampher, Moschus, Wein,
Naphthen, und alle spirituösen, ammonischen, ätherischöli-
gen Mittel. (Die specifische Reizfähigkeit der Kranken wird
auch hier manchen Widerspruch bemerklich machen.) Die
zweyte Klasse, nämlich die Thätigkeit mindernden (schwä-
chenden) Arzneymittel, begreift drey Arten: a) mittelbar
durch Ausleerungen schwächende; b) unmittelbar durch posi-
tive und absolute Verminderung der Lebensthätigkeit schwä-
chende wirken aa) entweder durch mechanisch-chemisch-vitale
(alles auf einmal) Beleidigung der Verdauungswerkzeuge
(dieß ist aber schon Effekt der Thätigkeitsverminderung) auf
den ganzen Organismus schwächend, als die Kalien, Mit-

 tel,

telsalze, besonders der Salpeter, bituminöse Mittel (?) oder bb) außerdem durch absolute Antivitalitätsgewalt, als alle metallische Arzneymittel, Eisen ausgenommen. — Diese zweyte Klasse ist für das System die schwierigste in der Erklärungsart ihrer Wirkung. Man kann ihr die Reizkraft nicht absprechen, und dennoch wird durch sie das Wirkungsvermögen so wenig in Thätigkeit gesetzt, daß vielmehr die Erregung vermindert wird. Dieß geschieht sogar noch eher als eine Beleidigung der Verdauungswerkzeuge wahrnehmbar ist. Also müssen sie wohl lebenswidrig wirken, und gleichwohl setzen die wenigsten von ihnen das Leben in Gefahr, wenigstens sind die Mittelsalze, z. B. Salpeter, nicht giftartig wirkende Potenzen, obgleich dieses (s. Kali nitricum) als „unmittelbar schwächendes" (welches der reinen Erfahrung gemäß ist) „geradezu vitalitätswidriges" (darin die reine Erfahrung nicht einstimmt), eben so das Kali aceticum (S. 511) wie der Spießglanz (s. Stibium) und die Quecksilberpräparate (S. 489. 491) vorgestellt wird; obgleich von letztern S. 484 gesagt wird, daß sie „eingreifend wirken, im lymphatischen Systeme hervorste„chende Veränderungen hervorbringen," (doch nicht wegen Verminderung der Vitalität) „verhärtete Drüsen erwei„chen, Drüsengeschwülste schmelzen und zertheilen." Es versteht sich von selbst, daß hier nur von der Wirkungsart gedachter Arzneyen die Rede sey, welche sie dann äußern, wenn sie in kleinen, keine Ausleerung erregenden Gaben angewandt werden. — Für befriedigend kann also diese Eintheilung des Verf. nicht ganz gelten. Auf specifische Wirkung der Arzneymittel die Erregung einzelner Organe vorzugsweise zu afficiren, wird in derselben keine Rücksicht genommen, ob sie gleich von dem Verf. (Einleit. S. 10) anerkannt; und in den Abhandlungen der einzelnen Arzneymittel beygefügt wird.

Ein Buch von der Wichtigkeit, wie dieß, erfordert eine genauere Anzeige; darum mögen hier noch einige Bemerkungen über die besondern Abhandlungen der Arzneymittel folgen.

Acetum crudum, ist dem Verf. S. 66 „ein gelindes „Thätigkeit vermehrendes Mittel, S. 67 in Fiebern von „geringen Schwächegraden als Zusatz zu den übrigen Geträn„ken und Nahrungsmitteln anzuwenden." Er verarget es aber

aber Gesenius sehe, der dieß Mittel keinen Tag entbehren zu können versichert. Sind eben gedachte Fieber etwa der Regel nach nicht die häufigsten, welche in einer starken Praxis täglich vorkommen? verließ sich Gesenius bey ihrer Heilung auf den Essig allein? Der Essig ist auch in höhern Schwächegraden noch so ganz unzweckmäßig nicht, zumal wenn daneben und mit ihm kräftige Reizmittel angewendet werden. Man lasse Essig mit Wasser verdünnt, oder mit Weingeist, aromatischen Tinkturen, Naphthen, u. dergl. verstärkt, den Kranken zum Getränk reichen. Er wird ihnen ganz die Dienste des Weins leisten, und der Laie dem Arzte nicht nachsagen können, daß er den Kranken noch vor dem Tode berauscht habe, wie jetzt bey den reichlichen Weingaben geschieht, welche selbst dem vernünftigen Laien zweydeutig vorkommen, und die neuern Aerzte ihm damit zu renommiren scheinen. — Uebrigens findet man den Essig reizender bey Wassertrinkern und Kindern, als bey Wein- Bier-Trinkern und Goßtessern. — Die Wirksamkeit des Essigs gegen die betäubenden Wirkungen der Opiate und mephitischen Luftarten, und gegen Manie, die Thätigkeit desselben in Umschlägen gegen Mutterblutfluß, sind Beweise von bedeutender Thätigkeit vermehrender Kraft desselben, die der Verf. wohl zu gering anschlägt. — S. 34 ist in der Empfehlung, „den konzentrirten Essig auf schwefelsaures Ge„wächsalkali gießen, um ein flüchtiges Riechmittel zu berei„ten," rührte sie auch von Mönch u. a. nach Westendorf her, ein grober chemischer Fehler begangen, der dahin zu verbessern ist, daß auf Essigsaures Kali konzentrirte Schwefelsäure gegossen werden muß. — „*Acetum rutae*, kann in „Ermangelung des aromatischen Essigs mit Kampher versetzt, „auch innerlich gegeben werden." Der aromatische Essig gehört zu den Reizmitteln des zweyten Grades; der Rautenessig wird erst zu dieser Höhe durch den Kampherzusatz erhoben; er ist aber doch gewiß stärker als der gemeine Essig, und also ein Mittelding zwischen diesem und jenem, folglich so wenig vom ersten als zweyten Grade der Wirksamkeit, und — darum aus dem tabellarischen Verzeichnisse der Arzneymittel weggelassen? — *Acidum aceticum.* Wollte man durch reine Erfahrung sich von der Wirksamkeit der Essigsäure überzeugen: so müßte diese gebraucht werden, welche nach Gefallen konzentrirt oder verdünnt, äußerlich und innerlich gegeben werden kann. Der rohe Essig kann wirklich

 zu

zu wenig entscheiden. — *Acidum muriaticum.* Das Reichische allgemeine Fiebermittel wird nicht wenig heruntergesetzt. Der Verf. versichert, ohne alle Säure bloß durch Reizmittel viele hundert Fieberkranke geheilt zu haben. — Viele tausend Aerzte können eben so wahr sagen, daß ein jeder von ihnen so viele mit ganz andern Mitteln und so wenig à la Reich, noch à la Horn geheilt haben. — Reich muß aber doch sehr viele glückliche Kuren mit dieser Säure erlebt, und dadurch die Ueberzeugung der Untrüglichkeit seiner Heilart erlangt haben, mit welcher er sein Mittel anpries. — Was folgt daraus? — Ein jeder Arzt siegt durch seine Weise, und Kranke genesen und sterben bey allen Methoden und Theorien. Der Egoismus verführt zum Vortheile der Untrüglichkeit. — Acidum succinicum steht mit dem Essig in einer Reihe der Reizmittel. Es hat aber wegen des noch anklebenden Empyreuma viel mehr Reizkraft, und giebt darum mit Hirschhornsalze ein kräftigeres Mittelsalz als der Essig oder eine andere Säure, s. Liquor ammonii succinici. — Acidum sulphuricum dilutum nimmt der Verf. gegen neuere Aerzte in Schutz; setzt es aber gegen die Lobeserhebungen älterer Aerzte herab. Besonders hat es sich ihm gegen asthenische Blutflüsse vorzüglich aus der Lunge und dem Uterus wirksamer bewiesen, als man der Theorie nach von einem so gelind reizenden Mittel erwarten sollte, und als andere Reizmittel vom ersten, zweyten und dritten Grade der Wirksamkeit, (S. 97) welche in dieser Form des chronischen Uebelbefindens den verdünnten Mineralsäuren den Vorzug lassen müssen. — Diese Aeußerung beweist, daß der Verf. hier von der Theorie nicht geblendet ist. —

Aether sulphuricus S. 106 „gehöret zu den vortreff„lichsten Reizmitteln der vierten Art, muß heißen der dritten." — S. 118 will der Verf. aus dem Jantkischen Augenweine die Tutia weggelassen wissen; allein die Säure des Weins löset in der Digestion einen Theil dieses Zinkoxyds auf, und bringt dadurch noch ein wirksames Ingrediens in die Mischung. — *Ammonium muriaticum* ist dem Verf. innerlich gebraucht, ein eben so deprimirendes Arzneymittel als der Salpeter, das auch Laxiren wie dieser macht; „äußerlich aber ein sehr gutes Reizmittel gegen kalte „Geschwülste, Wasseransammlungen aller Art, Blutunter-

„lau

anfangen, bey Quetschungen, passiven (asthenischen) Ent„zündungen, u. s. w. mit Wasser, Essig oder Weingeist auf„gelöst, anzuwenden." — Hier kann es doch nicht anders als excitirend auf die lebenden Organe wirken. Ist es nun unter der Rubrik der schwächenden oder stärkenden Arzneymittel aufzuführen? — Die reine Erfahrung entscheide; aber man urtheile darüber ohne Vorurtheil. So viel ist gewiß, daß der Salmiak mehr auf das Hautorgan wirkt, und weniger Laxiren erregt, als irgend ein Mittelsalz. — *Ammonium muriat. martiale*, wird nach dem Begriffe von der Wirkung des innerlich gebrauchten Salmiaks hier beurtheilt. Es ist doch ein dem ganz entgegengesetztes Mittel, was eine Mischung des Eisens mit Salpeter oder Glaubersalz geben würde, wie die reine Erfahrung besagt. — *Amygdalae dulces* „sind S. 143 schwer verdaulich," beleidigen also leicht die Verdauungswerkzeuge, und sind doch nicht antisthenisch; wohl aber S. 144 „Nahrungsmittel für „asthenische Fieberkranke," deren Verdauungskraft geschwächt zu seyn pflegt? — Man traue ihnen nicht zu viel zu. Mit den Emulsionen wird so schon viel Unfug getrieben, die Tissot schon im höhern Schwächegrade bey Fieberkranken nachtheilig fand. — *Aqua calcis.* Wer den Grund des baldigen Entmischens derselben beym Aufbewahren kennt, kann leicht die Vorkehrung treffen, es immer stark zu erhalten, ohne es jedesmal zum Gebrauch frisch zu machen. Die „vortreffliche „Branntsalbe" S. 149, kann das Kalkwasser ganz entbehren, mit welchem das Baumöl in der Wirkung so wenig harmonirt. Die Stahlische Branntsalbe mit Opium, giebt dieser nichts nach. — *Aqua vulneraria vinosa*, wird durch aromatische Weinaufgüsse ganz entbehrlich. — *Asphaltum.* Der Verf. ist kein Freund davon, und entzieht ihm ohne Gründe das von Andern beygelegte Lob. — *Agaricus igniarius* stillt das Bluten nicht immer durch gleiche Vertheilung des von außen angebrachten Drucks, wie das durch den aufgelegten Zunder erfolgende Blutstillen der vom Barbieren geschnittnen Wunden beweiset. — *Cacao* ist zu unbedingt für „ein stark nährendes, und zugleich reizendes „Nahrungsmittel" ausgegeben. Das ihm beywohnende Gewürzartige, ist gegen seine Masse dicken Oels, das schwer verdaulich ist, ganz unbedeutend. Wo nicht gute Verdauungskraft zu Hülfe kommt, wird die Chokolade nie stark nähren, und die zugemischten Gewürze bringen ihr die Reiz-

kraft zu. — *Calcaria sulphurata*, ist unter keiner Rubrik der Arzneymittel aufgeführt. Wirkt sie etwa gar nicht auf die Erregung und nur chemisch gegen Folgen von Metallgebrauch und Vergiftungen (S. 197 f.)? — Calcaria sulphurato stibiata wird, wie alle Spießglanzmittel, wegen vorausgesetzter Antivitalitätsgewalt verdammt. — *Camphora*, ein Lieblingsmittel, wie Opium, Moschus, Naphthen, Wein, u. s. w. vom dritten Grade der Wirksamkeit reizend. Möchte die Vorsicht eben so sorgfältig, als die Dreistigkeit enthusiastisch angepriesen ist, bey dem Gebrauch aller dieser heroischen Mittel empfohlen seyn! Dadurch würden Mißgriffe verhütet werden können, wozu junge rasch verfahrende Aerzte so leicht verleitet sind. — *Castoreum* liebt der Verf. nicht. — *Conserva rosarum.* Man sollte doch solche gelinde anhaltend reizenden Mittel, wie dieß, nicht zurücksetzen, weil man stärkere hat. Sie thun in bestimmten Graden der Asthenie, und denen auf diese beruhenden Krankheitsformen mehr Dienste, als die stärkeren auch in verringerten Gaben leisten. — *Cortex Cascarillae* ist sowohl flüchtig- als permanent-reizend, jenes wegen sein häufiges ätherisches Oel, dieß wegen seiner fixen Bestandtheile. Wegen beyder gehört er zu den wirksamsten Mitteln, und nach der Brownschen Eintheilung der Arzneymittel sowohl zu den flüchtigen als permanenten Reizmitteln; nach Herrn Horn in die zwente und dritte Ordnung der Thätigkeit vermehrenden Arzneyen, wenn er in Pulver gegeben wird. Das von ihm destillirte Oel und Wasser, giebt das flüchtigreizende, und das gekochte Extrakt das permanente Mittel allein. Das wäßrige Extrakt ist das am meisten permanente Produkt von ihm; welches aber durch seine große Bitterkeit allezeit Zunahme der Wärme macht, weil es die Lebensthätigkeit vermehrt, welches ganz ungegründet von unkundigen Aerzten dem noch beywohnenden Harzigten zugeschrieben wird. — Das Infusum hat beyderley Reizkräfte, und wenn es mit Wein bereitet ist, liefert es ein ungemein nützliches Heilmittel in vielen asthenischen Krankheitsformen. — *Cortex chinae* ist ganz nach Verdienst dargestellt. — *Cortex chinae ruber*, scheint von dem Verf. für immer theurer als die gemeine Fieberrinde gehalten zu seyn, da sie doch gewöhnlich wohlfeilern Preises ist. — *Cortex cinnamomi*, den die preuß. Pharmakopäe nicht führt, ist hier eingeschaltet, und der Gebrauch davon gut dargestellt, da die Surrogate desselben

doch

doch nicht ganz ihm erreichen, es sey Cassia Cinnamomea oder flores Cassiae. — *Elixir ex succo liquiritiae.* Die wirksamsten Bestandtheile desselben sind Liq. ammon. anisat. und tinctura opii crocata. Die Gabe zu 60 Gran enthält von jenen 24, von diesen 4 Gran, und von den übrigen als aqua foeniculi 24, und Succus liquiritiae 8 Gran, welches zur Wirksamkeit sehr wenig, und nur zur Veränderung des Geschmacks Etwas beytragen kann. Um aber eine specifische Brustarzney zu bilden, dazu ist die Gabe der letztern zu geringfügig. — *Emplastrum cantharidum ordinarium.* Das darüber zwar etwas weitläuftig Gesagte, verdient Beherzigung, so wie in dem Artikel: Extractum absinthii, das von bittern Mitteln Angegebne. Bey der Gelegenheit erklärt sich der Verf. S. 363 über die antigastrische Methode in der Nachkur nach akuten Fiebern dahin: „daß „im Falle, wenn die Verdauungsorgane noch weiter von dem „Gesundheitspunkte abständen, als der übrige Gesammtor„ganismus, man freygebiger mit dem Zusatze der flüchtig rei„zenden Mittel zu den permanentreizenden seyn müsse, um „das Uebel selbst zu heben, ohne auf die Sordes und gastri„schen Erscheinungen (dem Effekt von jener) Rücksicht zu „nehmen, weil durch unmittelbare Ausführung der in den „kranken Organen entstandnen Unreinigkeiten der Krankheits„zustand dieser Organe nur erhöhet wird, und die vorige „Krankheitsform von neuem oder eine andere asthenische her„vorgeht." Wie dieß nun gerade der alten Regel, in solchen Nachkuren Abführungsmittel zu geben, widerspricht, daß man diese und jenes als zwey Extreme ansehen kann: so liegt hier die Wahrheit in der Mitte. Unreinigkeiten als innerlich schädlich wirkende Potenzen betrachtet, sind nicht immer nach überstandnen akuten Krankheiten vorhanden; und dann ist jedes Bestreben dergleichen zu entfernen, ein nachtheiliges Benehmen des Arztes, welches zu seiner Zeit Ludwig schon tadelte. Sind aber wirklich solche Unreinigkeiten vorhanden: so kann deren unmittelbare Ausführung nicht anders als vortheilhaft seyn, wie die reine Erfahrung immer gelehrt hat; wohl aber kann der mit dieser Ausführung verbundne Verlust guter Säfte nachtheilig werden, welches der Verf. im Sinne gehabt haben mag; diesen muß der Arzt zu verhüten suchen, und daher in der Wahl der Ausführungsmittel vorsichtig zu Werke gehen. Aber diese Unreinigkeiten gar nicht berücksichtigen, sie stecken lassen, und nur mehr flüchtig

als permanent zu reizen, das ist nicht der rechte Rath, der den Kranken aus der Noth und den Arzt aus der Verlegenheit reißt. — *Extractum hyoſciami* muß, wenn es soll ein Surrogat des Opiums seyn, in stärkerer Gabe verordnet werden, und alsdann wirkt es auf den Stuhlgang eben auch wie Opium. — *Extractum caſcarillae* und *campeſciani ligni* hält der Verf. dem Extr. absinthii gleich. Indessen halte jene den Stuhlgang an, welches dieses nicht thut: also sind sie ihm nicht gleich. — *Ferrum oxydulatum* hat als halbverkalktes Eisen Vorzüge vor dem ganz metallischen, weil es leichter zu verdauen ist, und weniger Wasserstoffgas zu liefern vermag. — Flores chamomillae sind nur wegen ihrer bittern Bestandtheile permanentreizend. Ihr flüchtiges Oel macht sie flüchtig reizend. Mit den Foliis aurantiorum verhält es sich eben so. Langes Kochen macht den Extrakt daraus zum bloßen permanenten Mittel. Als solches sah Gesenius das Dekokt für wirksam an, und verordnete darum das lange Kochen. Wer die flüchtigen Theile für thätiger hält, giebt ein Infusum davon. So Jeder nach der Weise seiner reinen Erfahrung. — *Herba millefolii* hält wohl den Vergleich mit floribus chamomillae nicht aus; wohl aber flores millefolii. — Hirudines vivae. S. 473 widerräth der Verf. ihre Anwendung in asthenischen Entzündungen, wo Ueberfüllung des Bluts in Organen statt findet. Nur (S. 374) bey sichtbaren Blutstockungen, von Sugillationen, großen Hämorrhoidalknoten, wo keine Hoffnung der Einsaugung mehr übrig ist, sind sie anzuwenden. Im ersten Falle vermehrt der Blutverlust die Asthenie, und dadurch das Uebel. — Dennoch aber kann hier die Furchtsamkeit auch zu weit führen. Ein sehr hoher Grad obgedachter Ueberfüllung wird am wohlthätigsten durch solche örtliche Blutausleerung und ohne darauf erfolgende Schwäche gehoben. Diese Ausleerung entzieht der Reizsumme um so weniger, da die Ueberfüllung erregende Blutmasse bereits von der Reizsumme abgegangen war, indem sie die Ueberfüllung machte. Wenn also nur diese aus dem Körper fließt: so kann dadurch die Schwäche nicht steigen. Ganz anders aber verhält es sich mit jeder andern Aderlässe. — *Radix ariſtolochiae rotundae* S. 640 „besitzt wenig Reizendes" — ein Ausspruch, den schon die starke Bitterkeit hinlänglich widerlegt, wie ihre Wirkung gegen asthenische, chronische Rheumatismen. — *Radix colombo* und *Contrajervae*

sind

sind bey vorhandnen gleichwirkenden, einheimischen Mitteln wohl zu entbehren. — *Stibium.* Der Verf. hat sich der Spießglanzmittel nie bedient, kann also keine reine Erfahrung davon haben, und sein Urtheil entscheidet also nichts hierüber. — *Syrupus opiatus* hat die nachtheilige Eigenschaft, das Opium aus der Mischung sich entfernen zu lassen, indem es sich auf den Boden absetzt. Es ist also nicht zuverlässig. — Rec. muß den Raum zu schonen hier abbrechen; kann aber nicht umhin, die jüngern Amtsbrüder zu warnen, ja wohl die Zustände der Asthenie bey vorfallenden Krankheitsformen zu beurtheilen; nur für die höhern Grade derselben die stärksten Reizmittel zu versparen, und nicht in jedem Falle damit loszustürmen, weil, wenn dennoch die Schwäche zunehmen sollte, keine Hülfsmittel dagegen mehr anschlagen werden. Gegen diese Vorsicht wird so häufig in unsern Zeiten gesündigt, daß es bald nöthig seyn muß, gegen den Gebrauch der flüchtigsten Reizmittel eben so zu eifern, wie vor Kurzem noch gegen den Mißbrauch der Ausleerungsmittel; denn jene schwächen indirekt, wie diese direkt. Einige den Sinn verstellende Druckfehler sind folgende: S. 196 Lin. 2. Monatsblutfluß st. Laxiren. S. 333 Lin. 21 auffallende st. aufhaltende. S. 373 Lin. 8. intermittirenden st. interremittirenden. S. 615 Lin. 1. in das Oel st. in die Pflanze. S. 799 Lin. 12. apratum st. auratum. S. 801 Lin. 2. und 3. von unten ver-derben st. ver-erben.

Pk.

Pharmacopoea Pauperum in usum Instituti clinici Hamburgensis, edita a Societate medica. Hamburgi, sumtibus Hoffmann. 1804. 83 Seit. 8. 12 ℋ.

Diese kleine Schrift ist ganz ihrem Zweck entsprechend; die Formeln sind gut gewählt, ohne Weitschweifigkeit, und aus wirksamen, und meistentheils wenig kostbaren Dingen zusammengesetzt. Rec. möchte solchen wie z. B. S. 17 Elixirium antacidum. Rec. Extract. Quassiae drachm. unam, aqu. Calc. viv. Unc. octo, oder S. 24 Linimentum volatile phosphoratum. Rec. Phosphor. urinos. gran. sex. Ol. amygdal.

amygdal. rec. unc. unam tere exactiss. deinde digere in balneo mariae, et adde Camphor. et Alcali volatile aa. gran. decem, u. dergl. eine allgemeine Aufnahme in unsere Apotheken wünschen.

Vorausgeschickt ist ein Namenverzeichniß der einfachen Heilmittel nach dem System der Natur — bey den Pflanzenkörpern ist jedesmal der Geschlechtsname nach Linnée beygefügt.

Li.

Geschichte und Heilart des endemischen und ansteckenden Fiebers, von Robert Jackson. Aus dem Englischen übersetzt. Stuttgard, bey Metzler. 1804. 357 Seit. 8. 1 Rk. 4 gl.

Robert Jackson, einer der gelehrtesten unter den jetzt lebenden Aerzten Englands, ist durch seine Abhandlung über die Fieber in Jamaika, als ein sorgfältiger Beobachter der Erscheinungen am Krankenbette, und der Fieber erzeugenden Einflüsse bekannt. Auch das vorliegende Werk enthält interessante Beschreibungen der epidemischen ansteckenden und endemischen Fieber in verschiedenen Gegenden und Klimaten, eine Menge neuer Ideen, treffliche praktische Grundsätze, und einen Schatz wohl benutzter Erfahrungen. Eine ausführliche Anzeige von dieser gut gerathenen Uebersetzung zu geben, erlaubt der reichhaltige Inhalt der Schrift, und der Zweck der N. A. D. Bibl. nicht; Rec. findet es auch deßwegen nicht nöthig, weil sie wahrscheinlich bereits in den meisten Händen des bessern Theils deutscher Aerzte seyn wird, die das darin enthaltene viele Gute dankbar annehmen, und durch einige wenige paradox scheinende Behauptungen des Werks, in Rücksicht seiner Therapie, nicht irre geleitet werden. Für Andere aber, die diese Schrift noch nicht kennen, wird folgende Anzeige ihres Inhalts, nebst beygefügten kurzen Bemerkungen genug seyn, um sie zur Lesung derselben einzuladen.

Erstes

Erstes Kapitel. Kurze Geschichte des ansteckenden Fiebers, so wie es sich unter verschiedenen Divisionen der englischen Armee während eines Theils des Jahres 1793, in den Jahren 1794, 1795, und zum Theil im Jahre 1796 zeigte. Für Feldärzte, und Oekonomie-Beamten bey Kriegs-Lazarethen wichtig, und der Beherzigung werth! Zweytes Kapitel. Bemerkungen über die Beschaffenheit einzelner Gegenden von St. Domingo, die von den englischen Truppen besetzt waren, nebst einer kurzen Geschichte der allgemeinen Formen der Krankheit, die unter den verschiedenen Abtheilungen der Armee, an verschiedenen Plätzen herrschte. Eine zweckdienliche medicinische Topographie von St. Domingo, und kurze Beschreibung der dort herrschenden Krankheiten. Aus der bisherigen Erzählung erhellt, daß die allgemeinen endemischen Krankheiten von St. Domingo, und vielleicht von allen übrigen westindischen Inseln, vorzüglich Fieber, Bauchflüsse, Fußgeschwüre, und fressende Geschwüre anderer Art sind. Diese krankhaften Zustände stehen offenbar in Verbindung mit einander, so, daß man annehmen kann, sie hängen ursprünglich von derselben allgemeinen Ursache ab, deren Wirkung auf den Körper durch die verschiedenen Jahrszeiten und Gegenden verschieden bestimmt wird. Drittes Kapitel. Entfernte Ursachen des Fiebers. Nach des Verf. Meinung hängen die endemischen und ansteckenden Fieber von zweyerley Quellen ab. Die erste Quelle ist eine vegetabilisch-animalische, die man gewöhnlich unter dem Namen von sumpfigten Ausdünstungen kennt. Die zweyte Quelle hängt unmittelbar von einer veränderten Beschaffenheit des lebenden thierischen Organismus ab; ist in dem Wirkungskreis desselben beschränkt, und kann nur durch Berührung, oder durch Annäherung, oder mittelst eines Mediums, das mit der Quelle in Verbindung steht, mitgetheilt werden. Viertes Kapitel. Krankheitsgeschichten von ansteckenden Fiebern, und von endemischen Fiebern. Fünftes Kapitel. Beschreibung des Fiebers. Erste Abtheilung. Beschreibung des ansteckenden Fiebers, so wie es sich unter der englischen Armee in England, Holland und Irland in den Jahren 1793, 1794, 1795, und zum Theil im Jahre 1796 zeigte. Erste Klasse. Fieber, bey welchem die Aeußerungen des Wirkungsvermögen eher vermindert und schwach, als wirklich erhöht sind, oder unregelmäßig auf einander folgen. Diese Form hat verschiedene Modifikationen

und

und Grade, ist von verschieden langer Dauer und während des Verlaufes mancherley Veränderungen unterworfen. Zweyte Klasse. Fieber mit erhöhter Thätigkeit. Dritte Klasse. Oertliche Fieber. Zweyte Abtheilung. Beschreibung des heftigen endemischen Fiebers tropischer Klimate, das unter dem Namen des gelben Fiebers bekannt ist; besonders aber des Fiebers, so wie es sich unter den englischen Truppen in verschiedenen Gegenden der Insel St. Domingo in den Jahren 1796, 1797 und zum Theil im Jahre 1798 zeigte. I. Fieber, bey welchem in der frühern Periode der Krankheit zu große Reizung und erhöhte Thätigkeit des Gefäßesystems, und späterhin Störung in den Verrichtungen einzelner wichtiger Organe vorzüglich sich zeigt. II. Fieber, bey welchem die Thätigkeit des Gefäßesystems vermindert oder unterdrückt zu seyn scheint, und wo das Wirkungsvermögen des Muskularsystems geschwächt ist, oder wenigstens die Verrichtungen desselben unregelmäßig von Statten gehen. III. Fieber, bey welchem das Aussehn der Kranken gewöhnlich dunkel und trübe ist, wie im Skorbut. Zugleich ist die Thätigkeit des Gefäßesystems zuweilen erhöht und unregelmäßig; im Allgemeinen aber gehemmt und unterdrückt. IV. Fieber mit bestimmten Zeitläuften. Sechstes Kapitel. Leichenöffnungen. Siebentes Kapitel. Charakteristische Merkmale des endemischen und des ansteckenden Fiebers. Achtes Kapitel. Prognose, oder Zeichen des günstigen oder ungünstigen Ausganges der Krankheit. Neuntes Kapitel. Kritische Tage; — sie werden aus dem regelmäßigen Typus der Fieber erklärt. Zehntes Kapitel. Von der nächsten Ursache des Fiebers, oder von der unmittelbaren Wirkung der Fieberursache überhaupt. Eilftes Kapitel. Heilart des ansteckenden und des endemischen Fiebers. In den Bemerkungen über die Mittel, die im Fieber angewandt werden, nimmt der Verf. die Brech- und Abführungsmittel; besonders aber die Aderlässe in Schutz. Auch machte er mit dem Jamespulver, mit oder ohne Zusatz von Kalomel, einen sehr ausgedehnten Gebrauch. Eigene Wahrnehmungen findet man über die Anwendung der warmen und kalten Bäder und der Blasenpflaster. — Bemerkungen über die verschiedenen Heilmethoden. Zwölftes Kapitel. Folgen des Fiebers. Anatomische (in den Leichnamen entdeckte) Veränderungen. Rückfälle des Fiebers. Krankhafte Veränderungen der Eingeweide. Eiterung der Eingeweide oder Ruhr.

Ruhr. Dreyzehntes Kapitel. Ursprünglich örtliche Fieber: Durchfall oder Ruhr. Hautausschläge oder Fußgeschwüre. Vierzehntes Kapitel. Vorbauungskur. Fünfzehntes Kapitel. Wiedergenesung.

Br.

Versuch einer Nosologie und Therapie der Entzündung im Allgemeinen, nebst einigen Bemerkungen über Horn's Schrift von der Pneumonie. Von D. G. M. Fegelein, ausübendem Arzte zu Würzburg. Bamberg und Würzburg, bey Göbhardt. 1804. 216 Seit. 8. 1 Rg.

In der Einleitung dieser Schrift, die, wie der Verf. offenherzig gestehet, für nichts mehr und nichts weniger als bloß für eine Erläuterung Röschlaub'scher Ideen angesehen werden soll, wird die „vorläufige Vermuthung" aufgestellt, daß die Erregungstheorie unter allen bisherigen am meisten Licht über die Entzündungslehre verbreiten werde.

Erster Abschnitt. Theorie der Entzündung im Allgemeinen und Kur derselben. Das erste Kapitel handelt von dem Begriffe der Entzündung. Der Verf. prüft die von Reil, besonders von Sprengel aufgestellten Begriffe der Entzündung nach den Erfordernissen zur richtigen Definition einer Krankheit, und sucht zu beweisen, daß diese Männer gar keinen Begriff derselben aufgestellt haben. Manche Einwendungen sind wohl gegründet; dieß haben aber, außer den genannten Aerzten, Richter, Frank und Andere — die wissen, wie unpassend der Ausdruck Entzündung für jenen Zustand sey, welchen wir damit bezeichnen wollen, und wie schwer es sey, denselben Zustand mit einem Worte passend auszudrücken — selbst eingesehen. Manche Einwendungen aber sind ungegründet, z. B. daß der Grundsatz: ubi irritatio, ibi affluxus, falsch sey. Es ist unsern jungen selbstgenügsamen Kommentatoren, die diese Röschlaubische Behauptung blind nachbeten, in dieser Bibliothek wiederholt die Quelle angegeben worden, wo das Gegentheil erwiesen ist. „Entzündung heißt, nach der Erregungstheorie, ei-

„ner

„rer Grad von Störung des normalen Zusammenstimmens „der Lebensthätigkeit einiger organischen Gebilde zu der Le„bensthätigkeit der übrigen, vermöge welchen sowohl in den „blutführenden als serösen Gefäßen derselben Gebilde eine „so große Blutanhäufung gesetzt wird, daß nothwendig da„durch Störung der Funktionen, Geschwulst, Röthe, Hitze „und Schmerz in denselben entstehe." Die Richtigkeit die- ser Definition soll im 2ten Kapitel, aus der Geschichte der Entzündung bewiesen werden. Die Entzündungsgeschichte wird, nach Röschlaub, in fünf Stadien, nämlich in das des anfangenden Uebelseyns, des sich bildenden Uebelseyns, der ausgebildeten Entzündungsform, der Abnahme der Entzün- dung, und des nach der Entzündungsform noch vorhande- nen Uebelseyns, eingetheilt. Aus der allgemeinen Geschichte der Entzündung, die der Verf. gut und in Beziehung der aufgestellten Definition folgerecht erzählt hat, ergeben sich folgende Korollarien: 1) Entzündung ist als solche jeder- zeit eine partielle, nie totale Krankheit. Sie kann sich bloß über mehrere, nie über alle Organe zugleich ausbreiten. Das mit ihr meistens verbundene Fieber (Entzündungsfie- ber), gehört nicht zur Wesenheit derselben, und bezeichnet eine andere Form des Uebelseyns, welche oft, aber nicht allezeit, zu gleicher Zeit mit ihr im Organismus (nicht aber in denselben Organen) vorhanden ist. Die entzündete Stelle fiebert nicht mehr; sondern bloß die angränzenden Stellen, die fiebernde Stelle ist noch nicht entzündet. Der Ausdruck Entzündungsfieber ist also widersinnig. 2) Ent- zündung ist nie eine ursprüngliche (primäre) sondern jeder- zeit sekundäre Form des Uebelseyns. Ihr geht allezeit Fie- berform, entweder örtlich oder allgemein (bemerkt oder nicht bemerkt) vorher. 3) Entzündung ist der höchste Grad von Uebelseyn eines organischen Gebildes, d. h. als örtliches Ue- belseyn ist die Entzündung eines Theils ein am weitesten von der Norm entfernter Zustand desselben. Fieber, Verletzung der Funktion, Kongestion sind Zustände, welche weniger von der Norm abweichen. Was über Entzündung hinausgeht, noch entfernter von der Norm ist, heißt nicht mehr Krank- heit, oder Uebelseyn; dort existirt Eiterung, Brand, Auf- ätzung, überhaupt Tod. Entzündung, wenn sie sich über eben so viele Gebilde verbreiten und allgemein werden könnte, wie Fieber, würde weit gefährlicher, schwerer heilbar seyn, als die heftigste bösartigste Fieberform. Drittes Kapitel.

Ein-

Eintheilung der Entzündung. Jede Art von Entzündung beruhe zunächst auf Asthenie; nur in Rücksicht ihrer Entstehungsart, der ursachlichen Momente derselben, lasse sie sich in hypersthenische und asthenische eintheilen. „Die hypersthenische Entzündung entsteht nämlich, wenn entweder „durch starke Einwirkung des Incitaments die Lebensthätigkeit der meisten Organe des Organismus sehr erhöhet „worden ist, während dem auf ein oder einige Organe (noch „einige Zeit) dieselbe Incitaments-Summe fortwirkte, oder „denselben gar noch mehr Incitament entzogen würde, in „welchen beyden Fällen die Lebensthätigkeit der erstern Organe ungleich energischer werden, und den mit geringerer „Energie zurückwirkenden Organen mehr Blut zugeführet „werden mußte, als der Norm nach nothwendig war, wodurch also Blutanhäufung in diesen Gefäßen und ihren Fortsätzen entstanden ist. Die asthenische Entzündung entsteht, wenn nicht nur in den entzündeten Organen; sondern auch in den übrigen, die normale Energie der Lebensthätigkeit vermindert worden ist; doch so, daß die größte „Verminderung derselben, in dem entzündeten Organe unmittelbar, und zwar in einem ungleich höhern Grade vorhanden ist, als in den nicht entzündeten; oder wenn die „normale Energie der Lebensthätigkeit der nicht entzündeten „Organe (noch eine Zeit lang) gleich bleibt, während dem „durch beträchtliche Incitament-Entziehung eines andern „Organs dasselbe absolut geschwächt wird." Viertes Kapitel. Ursachen — Anlage der Entzündung. Gelegenheitsursachen. Zu den Einwirkungen, welche bloß durch Schwächung der Lebensthätigkeit Entzündung hervorbringen, gehören vorzüglich die dynamische und mechanische Wirkung der atmosphärischen Luft, schwächende Leidenschaften, mechanische Impedimente, und destruirende Einwirkungen. — Die Anlage ist partiell oder total. Fünftes Kapitel. Diagnose und Prognose der Entzündung. Sechstes Kapitel. Kur der Entzündung im Allgemeinen. Der Heilplan bestehe jederzeit in der gehörigen unmittelbaren Erregung der entzündeten Organe, vermöge welcher die Lebensthätigkeit derselben wieder proportional würde mit der Lebensthätigkeit der übrigen Organe. Sohin wäre die Kurmethode der Entzündung entweder örtlich, oder allgemein, oder zusammengesetzt. Dieses Kapitel ist mit Fleiß bearbeitet. Wenn aber Herr Fegelein behauptet, daß bey äußerlichen Entzündungen, die, nach

sei-

seiner Theorie, durch eine beträchtliche Incitaments-Entziehung entstanden sind, Alles angezeigt sey, was die Wärme lang an sich hält, oder durch einen andern Stoff incitirend wirkt, so folgt das zwar aus seiner Theorie, nicht aber aus der Erfahrung, die hoffentlich dem Herrn Verf. dereinst Manches als Irrthum einsehen lehren wird, was er jetzt für ausgemachte Wahrheit hält. Er wird dann gewahr werden, daß man in der Bräune, bey einem Subjekte von hypersthenischer Beschaffenheit, nicht Linimentum volatile in den Hals einreiben dürfe, wenn nicht in dem entzündeten Organe „mittelst der gesammten Reaction der organischen „Synthesis“ eine solche starke Erregung entstehen soll, daß der Patient, mit braunem Gesichte, geschwollener, und aus dem Munde hängender Zunge, in Gefahr kommt zu ersticken; — daß es ein großer Irrthum sey, der S. 137 behauptet wird, daß die rheumatische Augenentzündung (die bey Mädchen, wenn sich die ersten Menses einstellen wollen, oft beobachtet wird) „bloß allein durch Kampher oder Kräutersäckchen schnell geheilet werde;“ denn „indem dadurch „die Erregung der entzündeten Augengefäße, besonders der „Konjunktiva durch unmittelbare Einwirkung vermehret „wird,“ vermehret sich auch zuverlässig die Entzündung; und daß endlich in eingeklemmten alten Kothbrüchen die kalten Fomentationen vortreffliche Dienste leisten, bedarf keiner Erinnerung. Der zweyte Abschnitt handelt von der Lungenentzündung, und enthält eine Kritik der Horn'schen Schrift über die Pneumonie. Gegen Horn's Definition der Pneumonie und andere Behauptungen dieses Schriftstellers, werden einige gegründete Erinnerungen gemacht; die aber dem Werthe der Schrift keinen Abbruch thun. Der Verf. dringt auf eine genauere Bezeichnung der medicinischen Begriffe; aber verba valent sicut nummi. Nach ihm heißt Lungenentzündung jener Grad von Störung des normalen Zusammenstimmens der Lebensthätigkeit der Lungen, vermöge dessen sowohl in den blutführenden als serösen Gefäßen der Lungen eine so große Blutanhäufung gesetzt wird, daß dadurch nothwendig Störung der Respiration, Geschwulst, Hitze, Röthe und Schmerz in denselben entsteht. Alles wie oben!

Mo.

Ueber

Ueber die richtige Anwendung des Aderlassens, nebst einer Anleitung zur Diagnose des sthenischen Charakters einer Krankheit, von Dr. *Georg Friedr. Ludw. Griese*, privatisirendem Arzte. (wo??) Braunschweig, in der Schul-Buchhandlung. 1804. 159 Seit. 8. 12 gr.

Der Verf. hoffentlich ein junger, aus der Schule entlassener Mann, sagt uns mit der Miene von Wichtigkeit nichts weiter, als was jeder denkende Praktiker längst wußte — man soll bloß in sthenischen Krankheiten zur Ader lassen, — alles Andere ist jugendliche Deklamation eines angeblichen Denkers aus der Schellingschen Schule, der zwar (s. Vorr.) ein Schüler des Herrn Prof. Cappel ist, aber Alles aus sich geschöpft haben will; der zwar Brownianer ist, aber, seiner Angabe nach, ohne Röschlaubsche Formeln, kurz aus der springenden Naturphilosophie das Gesetzte gefunden hat: „man muß nicht zur Ader lassen, wenn es die Kräfte nicht „erlauben." Was wir doch gegenwärtig alles von den jungen Herren hören müssen, und von ihnen lernen sollen! Wenn sie doch vor der Belehrung erst selbst vernünftig prakticiren lernen, und nach zehnjähriger Selbsterfahrung ihre Konfessionen oder Retraktationen schreiben wollten! Dann erst wollen wir einander wieder sprechen!

H.

Anmerkungen über die Schrift Herrn Cadet de Vaux: Die Gallerte aus Knochen u. s. w., von D. G. W. Ploucquet, Professor der Medicin in Tübingen. Tübingen, bey Heerbrandt. 1804. 40 Seit. 8. 3 gr.

Wir haben die Cadetsche Schrift bereits angezeigt; es ist billig, auch diese Anmerkungen damit zu verbinden, und das Suum cuique unserm Landsmanne zu vindiciren. Diesem gehöret die Ehre des patriotischen Vorschlags, den Cadet de Vaux mit so vielem Geschrey erneuert, und das liebe deutsche Publikum, wie gewöhnlich anstaunt. Herr Pl. gab

gab 1771 bey der damaligen allgemeinen Theurung her= aus — Anweisung, wie man ohne Früchte, mit ge= ringen Kosten, sich dennoch ernähren könne, 24 Seit. 4. die durch literarische Kabale nicht in Umlauf kam; er läßt also dieselbe hier von S. 5 — 26 wörtlich wie= der abdrucken, um das Cadetsche Plagiat kenntlich zu ma= chen. Außer andern eßbaren Substanzen, schlägt er, als neues Nahrungsmittel, vor — die „Knochen geschlach= „teter Thiere“ S. 15 und zeigt, daß in denselben eine „nahrhafte Gallert aus völlig ausgearbeiteten thieri= „schen Theilchen“ befindlich sey; daß diese, in kleinere Theile aufgelösten Knochen nicht im Magen drücken, daß so= gar schwache und empfindliche Personen daraus eine gute Sülze kochen können; daß diese Speise nicht ekelhaft sey, und von den Zusätzen den Geschmack annehme, daß 1 Pfund zubereiteter und mit 1 Pfund Mehl vermischter Knochen so viel Nahrung enthalte, als 4 Pfund Mehl, folglich 1 Pfund solcher Knochen so viel werth sey, als 3 Pfund Mehl, daß man, bloß in Tübingen, in einem Jahre 94,000 Pfund Knochen von Rindvieh und Kälbern, im ganzen Lande 6,1042,857 Pfund erhalte, daß dadurch der Mangel von 37,767 Scheffel Frucht ersparet, und dadurch bis zur (da= mals bevorstehenden) Erndte über 50,000 Menschen 90 Tage lang ernähret werden können. Eben so giebt der Verf. S. 23 die Bereitungsart der getrockneten, geraspelten, durchgesiebten, und allenfalls mit Mehl gemischten Knochen an; und dennoch blieb dieser Vorschlag ungenützt, wurde sogar verspottet. O deutscher Patriotismus!!

Von S. 27 an dokumentirt der Verf., daß Cadet nichts Neues habe, außer die Differenz der (neuen) chemi= schen Analyse. Er berichtigt ihn hin und wieder, schlägt dieß thierische Nahrungsmittel für die Landarmeen, Hospitä= ler, Zucht= und Waysenhäuser, Seefahrer, u. dergl. vor, als Knochenpulver und als getrocknete Gallert, zur Berei= tung einen Ofen aus Gußeisen, der hier genau beschrieben ist, läßt der ausgegossenen Masse etwas Mehl zusetzen, und die ausgezogenen Knochen noch, als Dünger, nützen.

Also Ehre, dem Ehre gebühret, dem Erfinder, wie dem Erneuerer, und von Seiten der Versorgungsanstalten dankbare Anwendung! Denn in den gallertreichen Knochen möchte

möchte doch mehr Saft und Kraft, als in der so sehr gepriesenen Rumfordschen Armen-Suppe seyn!

Ar.

J. N. Thomann's, Professors zu Würzburg, Annalen der klinischen Anstalt in dem Julius-Hospitale zu Würzburg für das Jahr 1800. Würzburg, bey Stabel. 1803. Mit 2 Kupf. 1 Rh. 12 kr.

Wenn die praktische Arzneywissenschaft irgend vervollkommnet werden kann: so muß es, nicht durch apriorische, mystische Schwärmereyen, dergleichen jetzt jeder Tag eine neue gebiert; sondern durch unbefangene Beobachtung vieler konkreter Krankheitsfälle, von einem sachkundigen, geübten und zuverlässigen Manne aufgefaßt und ungeschmückt erzählt, geschehen. Aber unumgänglich nothwendig gehört dazu objektiv eine Mehrheit mannichfaltiger Krankheiten, um an ihnen zu erkennen, in welchen Stücken sie mit einander übereinstimmen, und worin sie sich von einander entfernen, und daraus zu ersehen, welcher Genius der herrschende, und welche Heilmethode für jetzt die bessere sey; subjektiv gehört dazu theoretische und praktische Kenntniß, um zu wissen, was man eigentlich beobachten wolle und müsse, Unbefangenheit im Blicke, um nicht aus Vorliebe für ein System das Auge für gewisse Erscheinungen zu öffnen, und vor andern zu verschließen, Uebung im Geschäffte des Heilens, um nicht das Unwichtige mit dem Wichtigen, das Alltägliche mit dem Ungewöhnlichen zu verwechseln, und endlich historische Wahrheit und Treue, um das Beobachtete so wiederzugeben, wie es die Natur aussprach; aber nicht, wie es dem Wunsche oder Systeme des Beobachters angemessen ist. Fehlt eins dieser Requisite: so haben die Beobachtungen keinen Werth, sie mögen nun in Magazinen, Journalen, etc. noch so schön erzählt seyn. Bey Herrn Th. vereinigt sich Alles, um von ihm einen reichen Zuwachs an Vervollkommnung für die Heilkunde erwarten zu dürfen. Die Nüchternheit und Mäßigung, welche derselbe in seinen theoretischen Meinungen gezeigt hat, seine Geschicklichkeit in der Technik der Heilkunst,

 die

die Reichhaltigkeit der Anstalt, welcher er vorsteht, berechtigen zu jenen Erwartungen. Auch hat das Publikum schon einen Theil dieser Annalen mit Beyfall aufgenommen; und es würde dieselben noch mit größerer Freude empfangen haben, wenn Herr Th. eine strengere Auswahl in den erzählten Krankheitsgeschichten beobachtet hätte. Hierüber bringt der Verf. zwar in der Vorrede zu dem jetzigen Bande einige Entschuldigungsgründe vor; sie sind aber nicht wichtig genug, und dennoch mit vieler Bitterkeit tingirt. Für Herrn Th's Schüler allein können unmöglich die Annalen gedruckt seyn; diese konnten sie im Mspte. bekommen; und das große Publikum fordert Etwas mehr, als die Schüler fordern. Interessant sind vornehmlich die monatlichen Uebersichten der herrschend gewesenen Krankheiten, die wir daher auch kürzlich den Lesern mittheilen wollen, damit diese sie mit eigenen Beobachtungen vergleichen können. Januar. Der Verf. bemerkte, daß Nervenfieber ziemlich deutlich (?) und ausgebreitet herrschten, und alle Krankheiten nahmen den nervösen, asthenischen Charakter an. Die Ursache davon, sagt der Verf. möchte man wohl vergebens in dem der Luft beygemischten Kontagium suchen. Eher möchten gewirkt haben, die Jahreszeit, Nebel, regnichte, mäßig (?) kalte Witterung, die stete Abwechslung derselben, der schwere Erwerb der Nahrungsmittel, die Sorgen, die größere Volksmenge, die Vermehrung der Lazarethe, wo nervöse Fieber häufig herrschten (entwickelt sich hier kein Kontagium?) Mangel an Lebensmitteln und an Wein, Theurung. (Beym epidemischen Typhus ist nach des Rec. Beobachtungen ein Kontagium nicht zu verläugnen, beym sporadischen mag es fehlen.) Trügerisch waren bey den damals herrschenden Pneumonien die Aeußerungen der Krankheit; es galt nicht die alte Regel, so lange und oft Blut abzuzapfen, bis der Puls weicher ward, die Brustbeschwerden nachließen, der Kranke ohnmächtig hinsank, und das Blut keine Speckhaut mehr zeigte. (Wer wird denn aber das als Regel annehmen?) Der Verf. mag überhaupt das Aderlassen bey allen sthenischen Pneumonien eingeschränkt haben. (Ist irgend das Blutlassen bey Sthenien nothwendig: so ist es bey der sthenischen Pneumonie nöthig, weil das Organ so leicht Schaden leidet.) Vorausgegangene Schädlichkeiten, Lebensart, Leibesconstitution, ꝛc. nicht die Erscheinungen (Symptome) müssen dabey entscheiden. (Auch das glaubt Rec. nicht.)

Brown

Brown irrte gewiß, wenn er die Erscheinungen ganz verwarf. Besonders müssen sie bey Pneumonie in Betracht gezogen werden. Diese ganze Apostrophe gegen Aderlassen ist überhaupt zu weitläuftig, und nicht genug begründet. Wenn der Verf. fragt, ob man die Entzündung an einem Leichname bemerken könne; so kann man unbedingt mit Ja antworten. Aber auch die sthenische Entzündung in der Brust ist an dem dicken, festen Extravasate der plastischen Lymphe, den Pseudomembranen ꝛc. erkennbar. Wenn der Verf. versichert, daß voller, harter Puls, schwerer (kurzer) Athem, öfterer (kurzer) Husten, ja selbst die Speckhaut auf dem Blute nichts für einen sthenischen Zustand beweise: so hat er, in der Regel, wieder nicht recht.) Den Kopfausschlag heilte der Verf. jedesmal bald mit aufgestreutem Kohlenpulver, welches dann mit warmem Seifenwasser abgewaschen und erneuert wurde. Dieses diente auch bey Krätze. — S. 23 ist von einer Brustentzündung die Rede, welche von heftigem Zorn und plötzlicher Erkältung entstanden war. Nun heißt es: Da die Erscheinungen alle auf eine Sthenie hindeuteten, und auch die Ursachen so beschaffen waren, daß sie diese zu erregen im Stande waren: so ꝛc. Jedoch, heißt es weiter unten, trauten wir nicht, Ader zu lassen, weil grade eine asthenische Epidemie herrschte, und weil der Puls nicht die Härte hatte, die er bey dem sthenischen Seitenstich zu haben pflegt. (Dieses Alles widerspricht theils sich selbst, theils auch Herrn Th. obigen Lehrsätzen! — Die Krankheitsgeschichte überhaupt ist, so viel wir urtheilen können, nicht ganz musterhaft; der Kranken mußte wahrscheinlich wiederholt Blut gelassen werden, wenn sie geheilt werden sollte. Zwey Quenten Tartar. solub. in sechs Unzen Wasser, konnte natürlich nichts helfen. Naiv ist das Geständniß, daß man bey der Section eine noch kaum merkliche Spur von Entzündung gefunden habe, außer an der hintern Fläche der Lunge, welche dunkelroth, hart, und nicht leicht zu durchschneiden gewesen sey! — Februar. Nervenfieber, nervöse Lungenentzündung, Halsentzündung, Rheumatismen, Rothlauf, Katarrhe, Ohrenweh, Augenentzündung, Blattern waren herrschend. Bey der letzten nimmt Herr Th. die Vorbereitungskuren in Schutz. Diese bestanden, S. 32 nicht allein darin, daß man Kränklichkeiten oder Krankheiten im Körper vor dem Blatterausbruche zu heben bedacht war; sondern daß man durch sichere (?!) Mittel die Wirksam-

keit des Blatterstoffes zu entkräften suchte. Hierzu sey das Quecksilber eins der ersten Mittel. Ich lasse mich, sagt Herr Th. nicht ein, durch Theoretisiren zu beweisen, ob und wie es wirke, genug die Beobachtungen (!) sprechen dafür. Rec. enthält sich alles Urtheils hierüber! — Zu den Reizmitteln werden, S. 35 Brechwein und Mindrersgeist gezählt. Bey einer großen Mattigkeit, Abgeschlagenheit in den Gliedern, Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel, Ohrenbrausen, kleinem Pulsschlag, der sich verdrücken ließ, und mäßig geschwind war, gab man S. 38 eine Quente Salmiak in sechs Unzen Wasser. Ein Mädchen suchte den 13ten November im Spital Hülfe, den 18ten December war man so glücklich, zu erfahren, daß sie weißen Präcipitat genommen hatte. Sie bekam also Schwefelmittel. Da aber diese Mittel auf die Lähmung der Füße und die vorausgegangene Vergiftung schlechtweg keinen Einfluß äußerten: so gab man andere Reizmittel, endlich, durch Analogie geleitet, Alkali mit Opium nach Stürz. Hierauf besserte sie sich. — März. Rheumatismen, Katarrhe, Hals- und Augenentzündung, Zahn- und Ohrenweh, etc. alle asthenischer Art. Bey einem höhern Grade waren excitirende Mittel vonnöthen, z. B. Antimonialien, u. s. w. Epidemische Nervenfieber sind, nach dem Verf., was mit dem Rec. übereinstimmt, heftiger als sporadische. In vielen Fällen möge der epidemische Typhus von einem ansteckenden Zunder entstehen, (man erinnere sich, was Herr T. oben hierüber sagt!) dessen Wirkungsart wir nicht kennen; so viel können wir nur aus den Erscheinungen urtheilen, daß er die erregbaren Fasern weit weniger erregt. (Nach unserer Meinung wirkt er am gewöhnlichsten durch Ueberreizung und indirekte Schwächung.) Wahrscheinlich sey es, daß dabey die Organisation in ihrem Innern leide. Blattern und Scharlach waren selten, Masern häufig. S. 84 kommt eine nervöse Lungenentzündung vor. Dabey wurden zu Hebung der Sthenie der Erregung, S. 86, 6 Blutigel an die Brust gelegt und Salpeter gegeben, und die Richtigkeit des Heilplans, nämlich die örtlich vermehrte Erregung in den Lungen durch örtliche Blutausleerungen zu heben, dabey nicht sehr schwächende Mittel zu brauchen, und bald zur reizenden Methode überzugehen, durch den guten Fortgang bestätigt. Hiernach nimmt Herr Th. eine Verbindung örtlicher Sthenie bey allgemeiner Asthenie an? — April. Rheumatismen, Katarrhe,

Katarrhe, Schnupfen, Halsentzündung, Zahn- und Ohrenwehe hielten noch an. Rothlaufe und Durchfälle traten ein; Nervenfieber selten, nervöse Lungenentzündungen häufiger. S. 110 wird die Heftigkeit des Stiches bey Pneumonien für eins der untrüglichsten Zeichen von Sthenie in den Lungen angegeben. Bey nervösem Zustande sey es mehr ein Druck über die Brust. (Aber nach Rec. Beobachtung folgt nach heftigem Lokalstechen oft ein pressender Druck über die ganze Brust, wenn die Sthenie höher steigt und weiter um sich greift. Die Pleuritis geht in Pneumonie über, wie die Alten sagten. Dieser Druck ist also nicht mit jenem zu verwechseln). — Mai und Junius. Blattern, Rheumatismen. Bey Wechselfiebern mit verstopften Eingeweiden verdiene die excitirende Methode den Vorzug; auflösende Mittel und Salze, Brech- und Purgirmittel seyen unnöthig. (Doch wohl nicht immer!) Hier kommt, S. 133 eine weitläuftige Abhandlung über den Kopfgrind und dabey folgende Stelle vor: Freylich läßt sichs nicht leicht erklären, warum bey asthenischer Opportunität oder wirklicher Asthenie gerade sich diese Krankheit äußere; indessen mögen hierüber die auf den Kopf als örtliche Schädlichkeiten einwirkenden Dinge hinlänglich Aufschluß geben: Unreinigkeit, vernachlässigte Kultur der Haare des Kopfs; Abwechslung und Reinigung der Kopfmützen und Hauben, die Pelzmützen. Dabey hat Herr Th. aber gerade das wichtigste Moment, die zu der Zeit so starke Thätigkeit des Entwickelungsgeschäfftes der Drüsen, vergessen. S. 140 kommt ein sthenisches Fieber mit Pleuresie vor: war das etwas Anderes als eine sthenische Pleuresie? — Julius. Rheumatismen und Katarrhe. S. 165 sagt Herr Th. man habe bey Nervenfieber wenig auf die saburra der ersten Wege zu achten, Brech- und Purgirmittel seyen nicht nur entbehrlich; sondern auch schädlich. Doch nehme er die Fälle aus, wo ohne Opportunität oder Krankheit von Schwäche, Indigestion als örtliches Leiden entstehe, oder wo das allgemeine Leiden ungefähr von einer Indigestion absolut ausgehe. (Was heißt das?) In den obbenannten Fällen von Nervenfieber komme der Arzt jederzeit mit der excitirenden Methode in kurzer Zeit zum Zwecke, wenn er sie nach dem Grade der Schwäche anzuwenden verstehe, und nicht zu sehr mit Opium und Naphthe darauf losstürme, oder gar gleich Anfangs, oder auch in der Folge (?) China rc. verordne. (So wahr der Anfang dieses Satzes

 ist:

ist: so oft hat doch der Verf. selbst dagegen gesündigt, und diese Mittel selbst gegeben!) Solche gastrische Turgescenzen seyen oft selbst Produkte der Einbildungskraft, oder wenn sie da seyen: so seyen es Ansammlungen von ausgeschwitzten (?) thierischen Säften, welche theils zu häufig zufliessen, theils auch verdorben seyn können. Hier nutze denn das Ausleeren wieder nichts. (Auch wenn sie verdorben sind? Was nutzen sie denn da?) S. 168 Wassersucht mit Stahlmitteln (wie Rausch) geheilt. — August. Nervenfieber, asthenische Halsentzündungen, rheumatische Fieber, gichtische Beschwerden, Cholera, Ruhr, Blattern. Vor dem Ausbruche der letztern kam oft Scharlachausschlag, aus welchem die Pocken hervorgiengen. Durchfall mußte alsbald gestillt werden. Hier empfiehlt denn auch Herr Th. Brechmittel, gegen welche er doch kurz vorher gestritten hatte. Dazu, sagt er, habe er zwey Anzeigen gehabt: 1) die Kinder hätten sehr leicht den Magen überfüllt; 2) sollten sie als excitantia (?) wirken, welche Erschütterung, um die Erregung des ganzen Organismus anzufachen, sehr heilsam gewesen sey. (Der Leser mag damit selbst die Stelle S. 166 ff. vergleichen!) Fast alle rheumatischen Fieber waren mit Hautausschlägen verbunden, bald wie Friesel, bald wie Scharlach, bald wie Nessel. S. 226 Was die Autoren zu einer schlimmern Prognosis bey Quartanfiebern, und zu einer bessern bey Quotidianfiebern möge verleitet haben, liege wohl zum Theil in der Behandlung. S. 234. nervöse Peripneumonie mit örtlichen Fehlern in der Lunge, d. h. ältern Fehlern. Die reizende Behandlung hinterließ wohl eine vomica S. 235, und das Hüsteln S. 242 bedeutete auch nichts Gutes. — September. Halsentzündungen und rheumatische Fieber waren häufig, Blattern, Ruhr durchgehends asthenischer Natur. Das Vorzüglichste, um die Dauer der Ruhrkrankheit abzukürzen, war, daß man gleich Anfangs die Schmerzen und den Durchfall stillte (?). Hierzu war Opium eins der vorzüglichsten Mittel. Der Verf. gab es Anfangs in Klystiren, alle 2 — 3 Stunden eins zu 1 oder 1½ Tassen voll. Innerlich gab er Opium zu 1 bis 3 Gran (eine sehr große Gabe!) alle 3 Stunden mit schleimichten Mitteln, ließ Opiumtinktur mit flüchtiger Salbe einreiben, den Kranken sich warm halten, schleimichte Nahrungsmittel geben, Eibischwurzelabsud abwechselnd mit altem Wein und Wasser, oder Alkohol und Wasser trinken,

in den Nachtstuhl heißes Wasser gießen, die Füße in Flanell einwickeln. Längere und heftigere Krankheit mußte mit China, Arnika, Naphthe mit Mohnsaft, Einreibungen aus Aether und Opium, Theriakpflaster, aromatischen Bähungen, Vesikatorien, Bädern bekämpft werden. Bey noch größerer Asthenie nützten Kampher und Bisam. Wurde die Krankheit gelinder: so gieng der Verf. bald von den flüchtigen zu den permanentern Reizmitteln über. Von Brechmitteln sah er nie heilsame Wirkung. — **Oktober.** Asthenische Blattern, worin der Verf. den Kampher sehr lobt, Ruhr, rheumatische Fieber mit Friesel, Entzündung des Halses, der Luftröhre, der Bronchien. Die Reichlschen Mittel fand der Verf. im Nervenfieber und im Zehrfieber von Quecksilber ungenügend. — **November.** Hier kam die Philippsburger Besatzung nach Würzburg, und der Verf. nimmt von daher Gelegenheit, die ganze Geschichte Philippsburgs, welche hieher nicht gehörte, weitläuftig zu erzählen. Die mitleidswürdigen Menschen brachten ihr Kerkerfieber, ein sehr bösartiges Wechselfieber, mit nach Würzburg. In Philippsburg wurden sie von dem Apotheker Ceri in Manheim mit so schlechten Arzneyen versehen, daß unter 25 Pf. China, wovon das Pfund mit 4 fl. 50 Kr. bezahlt worden war, kaum 3 Pf. ganz mittelmäßiger Rinde war. Noch im Juliusspitale wurden von 18 Kranken nur 2 gerettet. — **December.** Rheumatische Krankheiten, meistens asthenischer Natur. Den Beschluß der Krankheitsgeschichten macht die seltene Beobachtung eines Steatoms im Gehirne, wozu das Kupfer gehört. Die Geschwulst saß neben den Vierhügeln, war 2½ Zoll lang, 1 Zoll breit, und 1½ Zoll hoch. An dem großen und kleinen Gehirne war sie stark angeheftet, die umliegenden Theile waren aus ihrer Lage gedrückt, und ein kleiner Anhang der Geschwulst drängte sich durch die eiförmige Oeffnung der weichen Hirnhaut. Mit einer Wurzel kam es aus dem Seitentheile des Hirnknotens, und drang tief ins verlängerte Mark. Das Innere des Gewächses bestand vorn aus einer leeren Höhle, aus welcher eine gelbe durchsichtige Feuchtigkeit floß, hinten war es eine gelbe, bröcklichte Substanz, mitten war es fester als Hirnsubstanz, grau und fasericht, und mit noch festern dunkleren Stellen besetzt. Die Wurzel glich der Hirnsubstanz, unterschied sich aber durch ein feinkörnichtes Ansehen. Auch die Gehirnknochen waren krankhaft verändert. — Dieß ist

das Interessanteste aus der vor uns liegenden Schrift? Der Leser wird darin manche Belehrung finden, und der würdige Herr Th. wird aus diesem Auszuge ersehen, daß wir sie mit Aufmerksamkeit durchlesen haben. Wir wünschen die baldige Fortsetzung anzeigen zu können; bergen aber auch nicht den Wunsch erstlich etwas mehr Kürze in den Krankengeschichten, und zweytens etwas mehr Aufmerksamkeit und Fleiß auf den Vortrag verwandt zu sehen; z. B. gleich zu Anfang heißt es vom Januar: die Witterung war, wie man leicht bey dieser Jahrszeit erachten kann, feucht und nebelicht; vom Kontagium heißt es S. 2: Wer vermag ein solches weder auf dem physischen, noch chemischem Wege, weder durch analytische, noch synthetische Beweise darzuthun? — S. 12 Anverwandte hatte er keine, um sich bey denselben zu erkundigen; S. 78 hergestellt ist es, statt erwiesen ist es, u. s. f. Hierher rechnen wir auch den Ausdruck rad. Polygalae senegae, wie der Verf. immer statt rad. Seneg. schreibt; warum setzt er bloß bey dieser Wurzel den Geschlechtsnamen dazu, und nicht bey andern? Müßte man nicht eben so gut Folia Cassiae Sennae, u. s. w. schreiben? Auch der Druck ist nicht durchaus gleich und schön!

Mr.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Herr Professor Josias Weber zu Rostock, hat einen sehr ehrenvollen Ruf nach Kiel, wo er schon ehemals als Professor stand, abgelehnt, und dafür vom Herzoge von Mecklenburg = Schwerin eine jährliche Gehaltszulage von 300 Thlrn., und den Charakter eines Kanzleyraths erhalten.

Der Professor der Theologie, Herr Dr. Ziegler zu Rostock, ist zum wirklichen Konsistorialrathe im dortigen Herzogl. Konsistorium ernannt worden.

Der Herr Prediger Herbst in Berlin, ist zum Archidiakonus, und der Herr Prediger Koch daselbst, zum Diakonus an der Marienkirche befördert worden.

Herr Achard, Direktor der physikalischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in Berlin, (der sich jetzt auf seinem Gute in Schlesien aufhält,) ist von der Turiner National = Akademie zum auswärtigen Mitgliede, und von der Galvanischen Societät zu Paris, zum Korrespondenten ernannt worden.

Der Herr Hofrath von Sonnenfels in Wien, hat von dem römischen Kaiser das kleine Kreuz des St. Stephansordens erhalten.

Todes-

Todesfälle.

1804.

Am 1sten September starb zu Bremen, Herr A. Wiedbolt, Doktor der Medicin, und Physikus der freyen Reichsstadt Bremen, 55 Jahre alt. Er ist besonders bekannt durch seine vielfältige Versuche, den sogenannten thierischen Magnetismus wieder in Ansehen zu bringen.

Chronik deutscher Universitäten.

Leipzig. 1803.

Den 13ten Jun. wurde das Bornsche Andenken durch eine Rede von Herrn August Einert, aus Leipzig, gefeyert, wozu Herr Ordinarius Bauer mit einem Programm eingeladen hatte, welches Responſ. Jur. 142. et 143. enthält. In priore sententia omissa non censenda sunt reprobata, tantum neglecta, adeoque supplenda. — Si de bonorum defectu non constat, praeter exempla in L. L. d. 13. Nov. 1779. editis comprehensa, creditoribus per edictales convocatis praeclusio metuenda non est.

Den 23sten Jun. disputirte um die juristische Doktorwürde zu erhalten, Herr Mag. Gustav Samuel Theodor Baumgarten-Crusius, de sacerdotibus Romanis epiblemata. Die Bekanntmachung dieser Promotion ad Facultatem erfolgte nachher durch ein Programm des Herrn Domherrn Dr. Biener, welches die 1ste Commentat. ad legem novam de jure aedificandarum molarum a. 1800. editam, enthält.

Den 13ten Jul. wurde die Bestucheffische Gedächtnißrede von Herrn Christoph Anton Ferdinand von Carlowitz, aus dem Meißnischen, gehalten. Das dazu vom dermaligen Dechant der philosophischen Fakultät Herrn von Prasse gefertigte Programm enthält: Additamenta ad theoriam serierum arithmeticarum ordinum superiorum. Gleiche Feyerlichkeit wurde

Den

Den 18ten Jul. dem Kregelischen Andenken durch eine von Herrn Karl Friedrich Weikert, gehaltene Rede gewidmet, wozu gedachter Herr Dechant von Prasse mit dem Programm eingeladen hatte: Methodus nova series arithmeticas interpolandi.

Eodem vertheidigte Herr Maximilian Karl von Carlowitz, aus dem Meißnischen, sine Praeside, Commentat. Juris Sax. de origine, fatis et natura pecuniae servitiorum equestrium vicariae.

Den 12ten September hielt Herr Mag. Johann Daniel Schulze die Ernestische Gedächtnißrede, Das vom Dechant von Prasse dazu gefertigte Programm ist überschrieben: Functiones logarithmicae et trigonometricae in series infinitas solutae.

Den 15ten September vertheidigte Herr Christian Adolph Deutrich, aus Leipzig, unter dem Vorsitze des Herrn Domherrn Rau, seine Disputation: de Principum S. R. I. secularium, inprimis Electoris Sax., dominio feudorum, quae in vasallos suos conferunt, directo, non prodominio.

Den 20sten September erhielt Herr Johann Gottfried Löhn, Med. Bacc. aus Gera, die medicin. Doktorwürde, nachdem er seine Disputation: de apoplexia, unter Herrn Professor Kühn's Vorsitze vertheidiget hatte.

Den 24sten September vertheidigte Herr Friedrich Adolph Kretschmann, aus Leipzig, unter Herrn Oberhofgerichtsassessor Erhard's Vorsitze, seine Disputat. de origine praescriptionis criminum.

Den 25sten September machte die Juristenfakultät durch ein Programm des Herrn Ordinarius Bauer das mit Herrn Christian Friedrich Wilhelm von Ziegesar, aus dem Meißnischen, angestellte Examen bekannt. Es enthält Resp. Jur. 144. De protimisi in concursu creditorum non omnino exule.

Den 27sten September vertheidigte zur Erlangung der Doktorwürde in der Rechtswissenschaft Herr Mag. Gottfried Wilhelm Hermann, J. U. B. et Advoc. immatric. seine

seine Disputat. de servitute aquaeductus in genere, et speciatim de jure piscandi in aqua per praedium alienum ducta. Die Bekanntmachung der Promot. ad Facult. geschah nachher durch ein Programm des Herrn Ordinarius Bauer, welches Respons. Jur. 145. 146. und 147. enthält. Qui omnia sua bona singulatim nominata in alium transferre pacto profitetur, quae praeter nominata habet, non transfert. — Sub conditione alimentorum facta donatio inofficiosa non est. — Actio quae juri adversatur, etiam post admissam et absolutam probationem rejicienda.

Den 1rten Oktober disputirte unter Herrn Professor Dr. Stockmann's Vorsitze, Herr Wilhelm Siegmund Teucher, aus Freyburg, de libertis, sepulcrorum custodibus, ad leg. II. Dig. de in jus vocando.

Den 31sten September wurde die in der Universitätskirche am Reformationsfeste zu haltende gewöhnliche lateinische Rede von Herrn Mag. Johann David Goldhorn, Katechet an der Peterskirche, gehalten. Die vom dermaligen Dechant der theolog. Fakultät Herrn Dr. Keil dazu gefertigte Einladungsschrift enthält: Comment. XII. de doctoribus veteris ecclesiae culpa corruptae per Platonicas sententias Theologiae liberandis.

Den 7ten November wurde das Andenken des ehemaligen verdienten Rechtsgelehrten Dr. Mager, durch eine Rede von Herrn Friederich August Biener gefeyert, zu deren Anhörung Herr Ordinarius Bauer mit dem Programm eingeladen hatte. Resp. Juris 148 de justis ordinariam furti poenam minuendi causis.

Den 15ten November erhielt Herr Karl Friedrich Gustav Klug, Med. Bacc. aus Düben, die Doktorwürde, nachdem er seine Disputat. de usu remediorum externo in morbis infantum, unter Herrn Dr. Kühn's Vorsitze vertheidiget hatte. Die dazu gefertigte Einladungsschrift des dermaligen Prokanzlers Herrn Dr. Ludwig enthält: Specimen II. Historiae insitionis variolarum humanarum et vaccinarum comparatio.

Den 17ten September vertheidigte unter dem Vorsitze Herrn Dr. Stockmann's, Herr Friederich Gottlieb Seydlitz,

Seydlitz, aus Leipzig, seine Disputat. de vi legum priorum in posterioribus, ad illustrandas leges 26. 27. et 28. Dig. de leg. sc. et l. c.

Den 27sten November erschien vom dermaligen Prokanzler Herrn Prof. von Prasse, die Einladung und Bekanntmachung des zum Examen bestimmten Tages, an diejenigen, die sich zur Erlangung der Magister- oder Doktorwürde bey der philosoph. Fakultät melden wollen. Sie ist überschrieben: Theorematis binominalis demonstratio elementaris.

Eodem machte die Juristenfakultät durch ein Programm des Herrn Ordinar. Bauer das mit Herrn Maximilian Karl von Carlowitz, aus Dresden, angestellte Examen bekannt. Es enthält Respons. Jur. 1491 De jurejurando ab universitate aliisque personis unitis praestando.

Den 29sten November disputirte Herr Karl Gustav Adolph Gruner, aus Bergn, im Voigtlande, unter Herrn Oberhofgerichtsassessor Erhard's Vorsitze, de §. 1. et 2. L. 5. C. ad L. Jul. Maj. in judicio majestatis non attendenda.

Den 15ten December vertheidigte unter Herrn Prof. Stockmann's Vorsitze Herr Karl Gottlob Heinrich Edelmann, aus Schandau, seine Disputat. de benedictis Auli Cascellii ICti Romani.

Den 20sten December disputirte zur Erlangung der juristischen Doktorwürde, Herr Johann Karl Gross, J. U. B. et Advocat. immatr. de processu executionis. Herr Domherr Rau, machte durch ein Programm diese Promot. ad Facult. nachher bekannt, welches überschrieben ist: de principali causa odii secundarum nuptiarum apud veteres.

Eodem erhielt Herr Johann Karl Meyer, Med. Bacc. aus Dahlen, die medicinische Doktorwürde, nachdem er seine Disputat. de fumi Nicotianae suctu, unter Herrn Prof. Eschenbach's Vorsitze vertheidiget hatte.

Den 25sten December wurde die am Christfeste gewöhnliche lateinische Rede in der Universitätskirche von Herrn

Mag.

Mag. Johann David Krüger, Vesperprediger an gedachter Kirche, gehalten. Die dazu vom Dechant der theolog. Fakultät Herrn Dr. Keil gefertigte Einladungsschrift enthält Comment. I. in locum epist. Pauli ad Philipp. II, 5 — 11.

Eodem machte die Juristenfakultät das mit Herrn Aemil von Aechteritz, aus dem Meißnischen, angestellte Examen durch ein Programm des Herrn Ordinar. Bauer bekannt, welches Respons. Jur. 150. de jurisjurandi delatione et relatione super legitimatione ad causam, überschrieben ist.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Der Preis von 50 Dukaten, welchen ein mährischer Edelmann in Prag auf die beste Beantwortung der nachstehenden Frage gesetzt hatte: „Was für Maschinen und „Erfindungen zur Rettung des menschlichen Lebens „aus verschiedenen Gefahren sind bekannt, und wel„che verdienen den Vorzug?" hat Herr Rath Poppe in Göttingen erhalten, und seine Preisschrift wird auf Kosten jenes ungenannten Edelmanns gedruckt, und unentgeldlich vertheilt.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Zwey und neunzigsten Bandes Zweytes Stück.

Siebentes Heft.

Weltweisheit.

Prolegomene zur Analysis in der Philosophie; anstatt eines Programms zu der philosophischen Preisaufgabe der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin auf das J. 1805. Den Kampfrichtern, Wettkämpfern und Zuschauern gewidmet von einem der Mitkämpfenden. „Die Vernunft und die Vernunftlehre sind sich selbst genügende, und in ihrem Wirken selbstständige Kräfte. Sie gehen von einheimischen Principien aus, und führen auf dem geraden Wege zum Ziele. Antonin V. B. §. 14. Berlin, 1804. 76 S. gr. 8.

Der Verf. will, laut der Vorrede (S. IX.) weder die logische, noch die metaphysische, noch die transscendentale, noch die kritisirende, noch die konstruirende Analysis, sondern die analysirende Analysis; auch nicht die empirische, die psychologische, die physiologische, die chemische, die mechanische, sondern die eigentlich analytische Analysis, die Analysis als Analysis abhandeln. Wenn Rec. den Verf. recht versteht: so heißt das so viel, daß er die, allen besondern Analysen gemeinschaftlichen und wesentlichen Merkmale angeben, und die Analysis überhaupt erklären will. Das sagt er auch ganz deutlich in dem Anfange seiner Abhandlung, deren erster Abschnitt überschrieben ist: Von dem

Wesen der Analysis, als solcher. Wir werden also auf dasjenige, was der Verf. für das Wesen der Analysis hält, unser Augenwerk richten.

Das Eigenthümliche der Analysis ist, nach (S. 1.): »die Unterscheidung des Unmischbaren und Untrennbaren in seiner Unmischbarkeit mit dem Mischbaren und Trennbaren.« Diese Erklärung empfiehlt sich eben nicht durch Deutlichkeit. Deutlicher ist Folgendes (S 4.): »Die Elemente der Analysis sind 1) die Identität, als solche; 2) die Nicht-Identität, als solche; 3) die Unmischbarkeit von beyden, als solche; 4) die Untrennbarkeit von beyden, als solche. (Die Bestimmung: als solche, kommt nicht nur hier, sondern durch das ganze Werk so häufig vor, daß sie allen Nachdruck verliert. Rec. sieht auch nicht ein, warum der Verf. sie überall beyfügt, da es sich doch wohl von selbst versteht, daß, wer von A spricht, nicht von B, C, D, u. s. w. sprechen will.)

Nach dieser Erklärung wäre also bey jeder Analysis die Identität und die Nicht Identität zwar unvermischt, jedoch zugleich ungetrennt. — Der Verf. ist gewiß der erste, der die Analysis so erklärt; denn bisher hat man bey diesem Worte weder an die Identität, noch an die Nicht-Identität, und noch weniger an ihre Untrennbarkeit gedacht. Diese Untrennbarkeit widerspricht auch dem Begriffe der Analysis. Wenn der Chemiker gewisse Stoffe analysirt; so trennt er die heterogenen Theile von einander. Und eben so, wenn der Algebraist seine Gleichung auflöset: so trennt er die bekannten Größen von der unbekannten, um die letztere allein zu erhalten. — Daß die Identität und Nicht-Identität unmischbar sind, begreift man, wie widersprechende Dinge sich nicht vereinigen lassen; daß aber die Identität und Nicht-Identität sich nicht sollen trennen lassen, begreift man nicht, da sie ihrer Natur nach getrennt sind, und einander ausschließen. Vielleicht hat der Verf. mit den Wörtern: Identität und Nicht-Identität, andere als die gewöhnlichen Begriffe verbunden, auf welche das paßt, was er sagt. Allein in diesem Falle hätte er jene Wörter erklären, und sie wenigstens durch Beyspiele erläutern sollen. Das Letztere hat der Verf. nicht für gut gefunden, so wenig Raum auch ein gutgewähltes Beyspiel eingenommen, und so wenig es der

Aprio-

Apriorität seines Begriffs, wenn anders dieser richtig ist, geschadet hätte.

Aber freylich hat Rec. gegen die Richtigkeit des von dem Verf. aufgestellten Begriffs noch eine Haupt-Erinnerung zu machen. Bey jeder Analysis wird nämlich das Zusammengesetzte in das Einfachere zerlegt. Hievon sagt der Verf. kein Wort: es fehlt also seiner Erklärung, wenn auch alles Uebrige richtig wäre, an einem wesentlichen Merkmale, wodurch sich die Analysis von der Synthesis, und anderen Operationen unterscheidet. Bey der Synthesis geht man von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten: bey der Analysis ist es umgekehrt; da löset man das Zusammengesetzte in das Einfache auf. Was thut der Chemiker, wenn er eine aus den Bergwerken gezogene Masse durch das Feuer auflöset, anders, als daß er sie in ihre Bestandtheile zerlegt? Wer ein geometrisches Theorem durch die Analysis der ältern Geometer beweiset, oder eine geometrische Aufgabe durch eben diese Analysis auflöset; was thut er anders, als daß er von den Datis zu den einfachen Principien hinaufsteigt, aus welchen sich das Theorem beweisen, oder die Aufgabe beantworten läßt? Selbst der Philosoph, der den Ursprung der menschlichen Erkenntniß erforschet, thut nichts anders, als daß er die zusammengesetzten Seelenphänomene in ihre einfachern Bestandtheile, z. B. die Sinnlichkeit, den Verstand, die Vernunft, den Willen u. s. w. auflöset, und sich dadurch eine deutlichere Erkenntniß von denselben zu verschaffen sucht. Das haben bisher alle Psychologen gethan; und H. Kant hätte eben so gut, wie Bonnet, seine Kritik der reinen Vernunft einen analytischen Versuch, oder (wenn dieser Titel zu bescheiden gelautet hätte,) eine Analysis der Seelenvermögen nennen können. Aber freylich sagt der von ihm gewählte Titel ungleich mehr; denn wer die reine Vernunft selbst einer Kritik zu unterwerfen im Stande ist, der muß eine höhere Vernunft, als die gewöhnliche menschliche besitzen. —

Rec. könnte hier seine Recension schließen; denn wenn der Grundbegriff eines Werkes unrichtig und mangelhaft ist; was läßt sich von dem Werke selbst erwarten? — Indessen will er noch einige Bemerkungen beyfügen, um dem

Verf. einen Beweis zu geben, daß er seine Abhandlung aufmerksam gelesen hat.

Nach S. 5. soll die Identität die Thesis, die Nicht-Identität die Hypothesis seyn. Auch hier entsteht die Frage, was der Verf. unter Identität und Nicht-Identität versteht. Ein jedes Ding ist identisch mit sich selbst; und auf ein anderes bezogen, kann es mit demselben ganz oder zum Theil identisch, ganz oder zum Theil nicht-identisch, oder von demselben verschieden seyn. Was folgt nun daraus, daß ein Ding mit sich selbst identisch ist? Lediglich nichts; es ist deßwegen weder die Thesis, noch die Hypothesis, und kann beydes seyn. Eben so wenig läßt sich daraus, daß ein Ding mit einem andern identisch, oder von demselben verschieden ist, irgend Etwas schliessen; die Nicht-Identität kann gleichfalls sowohl die Thesis als die Hypothesis seyn. Der Verf. sagt, daß die Nicht-Identität, als die Hypothesis, die Identität als die Thesis voraussetze: die Hypothesis wäre also in der Thesis gegründet. Nach dem Rec. ist es umgekehrt: die Thesis ist in der Hypothesis gegründet. Das erhellet aus den hypothetischen Sätzen, z. B. wenn die Sonne aufgeht, so wird es Tag. Das Aufgehen der Sonne ist die Hypothesis; das Tagwerden die Thesis; jenes ist der Grund von diesem. Wenn man den Realgrund von dem Erkenntnißgrund unterscheidet, und den einen sowohl als den andern Hypothese nennt: so kann die Identität und die Nicht-Identität zugleich (in verschiedener Hinsicht) die Hypothese seyn. Die Identität kann nämlich der Realgrund von der Nicht-Identität, und diese der Erkenntnißgrund von jener seyn. So denken wir uns Gott als den Realgrund von der Welt; und die Welt ist zugleich für uns der Erkenntnißgrund von Gott: beyde können also in verschiedenem Sinn Hypothese genennt werden. — Der Verf. scheint an alles das nicht gedacht zu haben.

Eben so willkührlich wird (S. 13.) der Nexus definirt; (der Verf. gebraucht dieses lateinische Wort ganz ohne Noth statt des deutschen: Verknüpfung oder Zusammenhang, als wenn die neuere Philosophie noch nicht genug mit lateinischen und griechischen Wörtern ausstaffirt wäre.) Das Eigenthümliche des Nexus soll »in der »Ver-

»Vereinigung des Unmischbaren und Untrennbaren in sei»ner Unmischbarkeit mit dem Mischbaren und Trennbaren »bestehen; oder er soll diejenige Synthesis seyn, welche »in der Conjunction der Identität als der Thesis mit der »Nicht-Identität als der Hypothesis Statt findet, und »nur mit der Conjunction von beyden, als der Analysis »besteht.« Schwerlich wird irgend einer unserer Leser die eine oder die andere dieser Erklärungen verstehen. Es paßt auch keine auf die Beyspiele, die sich von der Verknüpfung geben lassen. Die Theile eines Baumes sind mit einander verknüpft, oder wenn man will, konnectirt. Was ist da die Identität und die Nicht-Identität, die Thesis und die Hypothesis? Man nehme ein anderes Beyspiel von Menschen, die durch die Bande der Freundschaft verknüpft sind: so wird man wiederum finden, daß, wenn man die Erklärung des Verfs. von dem Nexus auf sie anwenden wollte, solches ganz sinnlos seyn würde. In einer solchen willkührlichen Zusammensetzung von Begriffen, oder besser zu sagen, von Wörtern besteht gegenwärtig die deutsche Philosophie.

S. 25. wird der Stab über den Satz der Identität gebrochen. Er soll eine leere, sinn- und geistlose Tautologie seyn, weil er die bloße Identität, die Identität außer ihrer Anwendung, die Identität ohne die Analysis und den Nexus vorstelle und ausdrücke. Diesem nach müßten alle unsere abstrakten Begriffe und Sätze, außer ihrer Anwendung, leer und sinnlos seyn. Diese Meinung scheint dem Verf. von der weiland Transscendentalphilosophie (wie er sie S. 27. nennt,) noch hangen geblieben zu seyn; denn diese erklärt gleichfalls alle unsere abstrakten Begriffe und Sätze für leere Formen ohne Sinn und Inhalt. Allein es kommt darauf an, was man durch diese Leerheit und Inhaltlosigkeit versteht, und ob dadurch der Nutzen von dergleichen Begriffen und Sätzen aufgehoben wird. Ein leeres Gefäß ist deßwegen nicht unbrauchbar, weil es leer ist; vielmehr dient seine Leerheit dazu, allerhand Materien aufzunehmen und aufzubewahren. — Wie verbessert nun der Verf. den Satz der Identität? Er drückt ihn S. 26. so aus: »Die Identität, als Identität, ist die Identität, als die Thesis in der Antithesis und Synthesis mit der Nicht-Identität, als der Hypothesis;« die-

ser Satz sey der Grundsatz der Analysis und des Nexus, und das eigentliche Grundgesetz, das Princip der Logik. Wie traurig würde es um unsere Logik stehen, wenn Aristoteles und andere die Logik auf ein solches Gallimathias von Begriffen gebaut hätten! Rec. wäre begierig zu sehen, wie der Verf. die Syllogistik (wenn er anders solche nicht mit Kant für eine falsche Spitzfindigkeit hält, mit der es nicht der Mühe werth ist, sich zu beschäfftigen,) auf seinen Satz der Identität gründen würde. Euklides hat so viele seiner Beweise auf den Aristotelischen Satz der Identität und des Widerspruchs gebaut, ohne an des Verfs. Thesis und Hypothesis, Antithesis und Synthesis zu denken! —

Nach S. 28. soll die Nicht-Anwendung der Identität als solcher, der Widerspruch als solcher, oder der Widerspruch an sich seyn. Dieß ist wiederum ein ganz neuer Begriff von Widerspruch. Was heißt die Identität anwenden? und warum soll es ein Widerspruch seyn, die Identität nicht anzuwenden? Wenn ich z. B. einen Satz der reinen Geometrie, die ohne Zweifel auch zu den Identitäten gehört, nicht anwende, begehe ich dadurch einen Widerspruch? — Was der Verf. S. 30. sagt, soll ohne Zweifel die Sache deutlicher machen; allein für den Rec. wird sie dadurch noch dunkler. Der Widerspruch soll aus der Mischung und Trennung 1) der Identität, als Thesis; 2) der Nicht-Identität, als der Hypothesis; 3) der Antithesis, als der Disjunction; 4) der Synthesis als der Conjunction von beyden bestehen. Rec. ist nicht im Stande, hiebey etwas Vernünftiges zu denken; und er findet hier abermals nichts, als eine grundlose Zusammensetzung von Begriffen.

Auch die Wahrheit wird S. 51. auf die willkührlichste Art erklärt. Die Wahrheit an sich soll die Anwendung der Identität, als solcher, seyn. Die reine Geometrie wäre also deßwegen wahr, weil da die Identität, als solche, angewendet wird. Ist das nicht eine ungereimte Behauptung? —

S. 60. kommt der Verf. auf die Erklärung der mathematischen Analysis. Man höre! »Die mathematische Analysis, als solche (dieser Beysatz kommt immer »wieder vor,) ist die Unterscheidung und Vereinigung ei-

»nes

»nes gegebenen Gleichen und Ungleichen, unter der »Anwendung der Identität, als solcher, folglich die Zu»rückführung des gegebenen Gleichen und Ungleichen, auf »die Antithesis und Synthesis des Ungleichen, als der »Hypothesis, mit dem Gleichen als der Thesis; und dar»um ist und heißt die mathematische Analysis, als sol»che, die Gleichung (Aequatio).« Bisher hat man in der Mathematik durch Gleichung, die Gleichheit zweyer Größen, oder (welches auf Eins hinausläuft) den doppelten Ausdruck von einerley Größe verstanden. Aber der Verf., der seinen Kopf mit der Identität und Nicht-Identität, mit der Thesis und Hypothesis, mit der Antithesis und Synthesis u. s. w. angefüllt hatte, verwirrt diesen so einfachen und klaren Begriff, so daß man nicht weiß, was man bey seiner Erklärung denken soll. Er verräth auch seine Unwissenheit in der Mathematik. Die mathematische Analysis wird nicht sowohl wegen der Gleichungen, als wegen der Auflösung der Gleichungen, eine Analysis genennt. Die Gleichung ist vielmehr eine Art Synthesis.

Wie der Verf. die philosophische Analysis definiren werde, läßt sich nach dem Bisherigen leicht errathen. Sie besteht nach S. 74. aus 4 Elementen: 1) »aus der »Analysis der Hypothesis, als solcher, in der Analysis an »sich: 2) in der Synthesis, als solcher; 3) in der Anti»thesis, als solcher; 4) in der Thesis; als solcher, in der »Analysis an sich.« Rec. muß bekennen, daß er hiervon lediglich nichts versteht.

In der Vorrede versichert der Verf., daß ihm an der Preiswürdigkeit der Antwort mehr, als an dem Preise gelegen sey, »und daß er durch diese vorläufige Erörterung »bloß zu veranlassen wünsche, daß der Versuch der durch»geführten Analysis in der Philosophie, den er zur be»stimmten Zeit der Königl. Akademie der Wissenschaften zu »Berlin vorzulegen gedenke, durch mehrere Versuche An»derer übertroffen werden möge.« — In der That, ein bescheidener und uninteressirter Wunsch, den Rec. recht gut versteht.

Hd.

Versuch einer praktischen Anthropologie; oder: Anleitung zur Kenntniß des Menschen und zur Vervollkommnung seiner Seelenkräfte, als Vorbereitung zur Sitten- und Religionslehre von Ch. L. Funck, Dokt. der Theol. Prediger — zu Fischbeck rc. Leipzig, bey Barth. 1803. 396 S. 8. 1 Rg. 4 Ke.

Das, was diese Anthropologie von andern Schriften dieser Art unterscheidet, und ihr auch ihren eigentlichen Werth giebt, ist der zweyte Theil derselben. Dieser besteht in einer zwar kurzen, aber für den ersten Unterricht, wozu das Buch bestimmt zu seyn scheint, hinlänglich zweckmäßigen Anleitung zur durchgängigen Ausbildung und Vervollkommnung der Seele nach allen ihren Anlagen, Fähigkeiten und Kräften, wozu der erste Theil, der die theoretische Lehre vom Menschen und seiner unendlichen Vervollkommnungs-Fähigkeit enthält, und der freylich, für sich betrachtet, bisweilen gar zu dürftig wäre, gleichsam nur die Vorbereitung ist. Ohne hinzukommende mündliche Belehrung und Erläuterung würde wohl die Brauchbarkeit dieser Schrift sehr eingeschränkt seyn; jene hingegen vorausgesetzt, können wir sie allen denen, die sich mit Menschen-Bildung und Erziehung zu beschäfftigen haben, als einen sichern Leitfaden mit gutem Gewissen empfehlen.

Haupt-Momente der kritischen Philosophie. Eine Reihe von Vorlesungen vor gebildeten Zuhörern gehalten. Münster, bey Waldeck. 1803. 366 S. 8. 1 Rg. 4 Ke.

Wozu wohl diese Vorlesungen nützlich seyn oder dienen sollen, das können wir nicht einsehen. Mögen sie immerhin vor gebildeten Zuhörern gehalten worden seyn, und diesen die Kritik der reinen Vernunft nach ihren Hauptmomenten bekannt gemacht haben; solcher die kritische Philosophie so viel möglich popularisirender Commentare haben wir ja schon genug: warum ihre Anzahl ohne

Noth

Noth vermehren? Allein wir müssen noch überdieß frey
bekennen, daß nach unserm Dafürhalten die Kritik der
reinen Vernunft durch diese Vorlesungen nicht einmal er-
läutert worden ist, oder werden kann. Alles, was vor-
her in ihr dunkel war, das ist hier eher noch in einen
tiefern Schatten gehüllt; auf die Einwendungen, die man
ihr bisher gemacht hat, ist keine oder nur sehr selten
einige unbedeutende Rücksicht genommen, und die Schwie-
rigkeiten, die sie vorher drückten, drücken sie noch. Ja
der Verf. hält sich so ganz an den Gang und an die
Sprache der Vorschrift, die er erläutern soll, daß es am
Ende nicht viel besser ist, als ob er sie, ohne in sie ein-
gedrungen zu seyn, bloß abgeschrieben habe. Zur Bestäti-
gung unsers Urtheils könnten und müßten wir das ganze
Buch dem Leser im Auszug vorlegen; wir wollen uns also
nur auf einige wenige Punkte berufen, so wie sie uns zu-
nächst in die Augen fallen. Das erste Beyspiel sey das so
schwankende Resultat der transscendentalen Aesthetik, wo
alle schon so oft berührten Schwierigkeiten unverändert die-
selben bleiben, und der Leser zuletzt nicht weiß, was denn
wohl am Ende herauskommen soll. Da soll Alles alles
nichts als Erscheinung, Alles nur in unserer Vorstellung
Etwas, und außer ihr bald nur völlig unbekannt, bald gar
nichts, bald wieder weder Ja noch Nein seyn. Dennoch
aber sind wir selber ganz gewiß, sind Dinge außer uns und
an sich, sind in Beziehung auf uns, und wirken auf uns,
und doch wissen wir Nichts von ihnen, können gar Nichts
von ihnen aussagen. — Wo ist hier auch nur der kleinste
Lichtstrahl, der diese in die Augen springende Inkonsequenz
aufhellte?

Neben diesem machen wir den Leser vorzüglich auch
auf die transscendentale Deduktion der Kategorien aufmerk-
sam, wo der Verf. selbst über große Dunkelheit in der Kri-
tik der reinen Vernunft klagt, und nachdem er zur Erhel-
lung dieser Dunkelheit große Anstalten gemacht und weit
ausgeholt hat, Alles wieder beym Alten läßt. Endlich
setzen wir nur noch eine einzige kurze Stelle aus diesen Vor-
lesungen zum Beweise, wie wenig durch sie aufgeklärt wird,
wörtlich her; sie soll gegen einen in der That sehr treffenden
Einwurf des Hrn. D. Reimarus es deutlich machen, daß
der mathematische Satz $7 + 5 = 12$ schlechterdings synthetisch
a priori sey, und lautet so: „Der Einwurf, (daß näm-

»lich hier durch das Prädikat durchaus nichts Anders ausge»sprochen werde, als was schon in der Vorstellung des Sub»jekts enthalten sey —) scheint Kants Behauptung doch »nicht recht zu treffen. Was uns hier gemeiniglich glau»ben macht, als läge das Prädikat solcher apodiktischen Ur»theile schon in unserm Begriffe, und das Urtheil sey also »bloß analytisch, ist bloß die Zweydeutigkeit des Ausdrucks. »Sehen Sie einmal wieder scharf auf das Beyspiel. Sie »sollen zu dem gegebenen Begriffe 7 + 5 ein gewisses Prä»dikat hinzudenken, und die Nothwendigkeit dieses Prädi»kats haftet freylich und allerdings schon an dem Be»griffe. Allein hier ist ja die Frage nicht davon, was Sie »zu dem gegebenen Begriffe hinzudenken sollen; sondern »davon ist die Frage: was Sie wirklich in dem gegebe»nen Begriffe, ob wohl dunkel und verworren, denken? »Nicht wahr? da zeigt es sich nun aber, daß das Prä»dikat 12 einem Begriffe zwar nothwendig war; aber gar »noch nicht in dem Begriffe selbst gedacht war. Es zeigt »sich, daß erst eine Anschauung hinzukommen mußte, um »das Prädikat herauszubringen. Deutlicher kann ich Ih»nen die Sache nicht auseinander setzen, und ich muß »sie nun Ihrem eigenen Nachdenken überlassen.« — und wir überlassen es nun dem Urtheil unserer Leser, ob das heissen kann, eine Sache auseinander setzen, erläutern, erklären. Gewiß, wenn die Zuhörer nicht von einer andern Seite her Licht bekommen, so bleiben sie im Dunkeln, oder kommen wohl noch tiefer in die Nacht hinein.

Gm.

Naturlehre.

Annalen der Physik. Herausgegeben von *L. W. Gilbert*. Zehnter, Eilfter und Zwölfter Band. (Jahrgang 1802.) Mit Kupfern. Halle, bey Ringer. 1802. 8. 7 Rthlr. 12 gr.

Die ersten vier Aufsätze im X. Bande sind galvanischen Inhalts, und rühren, der Ordnung nach, von Prof. Erman in Berlin, vom Prof. Biot in Paris, vom Prof.

Huth

Huth in Frankfurt, und vom D. Heidmann in Wien her. Bey der Menge von Aufsätzen, die sowohl dieser, als andere physikalische Journale und Schriften über den Galvanismus enthalten, darf man nicht immer etwas Neues erwarten; vielmehr findet man häufige Wiederholungen des Alten — nur unter etwas veränderten Formen. Dieß gilt auch hier. Indessen scheint uns doch der erste Aufsatz von Erman, dessen Versuche sich durch Genauigkeit und Vorsicht auszeichnen, vorzüglich merkwürdig. Insbesondere verdient die Betrachtung, daß ein Drath in der galvanischen Kette am Elektrometer + E zeigen, und doch Wasserstoffgas geben, und umgekehrt — E zeigen und den Drath oxydiren kann, eben so viele Aufmerksamkeit, als seine Erklärungsart Beyfall. — V. Theorie der Aeolsharfe von Matthäus Young in Dublin. Der Verf. zeigt, daß, so verschieden auch die Töne der Aeolsharfe seyn mögen, sie doch alle von verschiedenen aliquoten Theilen der schwingenden Saiten hervorgebracht werden. — VI. Fortgesetzte Versuche über die Wärmestrahlen der Sonne und irdischer Gegenstände von Will. Herschel. In diesem Aufsatze erzählt der berühmte Verf. seine fernern Versuche in Betreff der dunkeln Wärmestrahlen, denen zufolge sie auf ähnliche Art, wie das Licht, zurückgeworfen und gebrochen werden. — Mit diesem Aufsatze steht der folgende von Joh. Leslie in einem unangenehmen Kontraste, indem darin die Genauigkeit der Herschelschen Versuche und Beobachtungen, und folglich die Richtigkeit der daraus hergeleiteten Folgerungen durchaus in Anspruch genommen wird. Ohne fernere sorgfältige Versuche läßt sich hier nicht entscheiden, auf welcher Seite das Recht liege. — VIII. Vergleichung des Lesliesschen Hygeometers mit dem Haar- und Steinhygeometer, nebst einem Vorschlage zur Verbesserung des erstern — von Lüdicke. — Das zweyte Stück desselben Bandes fängt mit einem »Schreiben von van Marum an Volta über Versuche mit der elektrischen Säule« an. Die Versuche sind in Gesellschaft mit Hrn. Prof. Pfaff angestellt, und haben besonders zum Zweck, die Wirkungen der elektrischen Säule auf Leydner Flaschen und beträchtlichen Batterien, ferner das Verhältniß ihrer Wirkungen bey Platten von merklich verschiedener Größe, und endlich eben dieses im luftleeren Raume

in

in verschiedenen Luftarten zu untersuchen. Die bekannte Geschicklichkeit beyder Physiker geben diesem Versuche einen grossen Werth, und es ergiebt sich daraus, daß schon eine augenblickliche Berührung hinreichend war, eine Batterie von 137 ½ □ Fuß Belegung bis zu der Spannung zu laden, die das Electrometer an der Säule selbst zeigte. Hr. v. Marum vergleicht eine elektrische Säule von 200 Lagen mit der großen Teylerschen Elektrisirmaschine in ihrem jetzigen verbesserten Zustande, und findet, daß die Kraft große Batterien zu laden, von jener zu dieser = 3 : 5 ist. — Durch die Vergrößerung der Platten werden zwar die Funken und ihre Wirkungen auf Metalle verstärkt; aber die fühlbaren Schläge oder Erschütterungen nicht. — Im Sauerstoffgas war die Wirkung am stärksten; sie hörte aber auch in andern Gasarten, und selbst im luftleeren Raume nicht auf. In wiefern die Oxydation der Metallplatten einen Einfluß auf die Wirkungen der Säule hat, getraut sich Hr. v. M. noch nicht zu bestimmen. — II. Ueber das Verschlucken des Sauerstoffgas durch die Voltaische Säule, von Biot und Cuvier. Diesen Versuchen zufolge verschluckt die Voltaische Säule nicht nur den Sauerstoff der atmosphärischen Luft, sondern ihre Wirkungen verstärken sich auch durch zugesetztes Sauerstoffgas; die Luft ist aber zu ihrer Wirksamkeit nicht unentbehrlich. — III. Vermischte physikalische Bemerkungen von Parrot. Der erste Theil dieser Bemerkungen betrifft die Hygeometrie, die, nach des Verfs. Behauptung, einer gänzlichen Reform bedürfe. Er nimmt eine doppelte Art der Ausdünstung und des Niederschlags in der Atmosphäre an: eine physische und eine chemische. Jene hänge von der Temperatur, dieser von dem Sauerstoffgehalt der Luft ab. Durch die letztere wird das Wasser in eine beständig elastische Flüssigkeit verwandelt, und kann nur durch Zusetzung des Sauerstoffgas niedergeschlagen werden. (Wird es aber alsdann nicht einen integrirenden Theil der Luft selbst ausmachen? Kann es dann überhaupt noch ein Gegenstand der Hygeometrie seyn? Hr. P. scheint hier auf die Seite von de Lüc zu treten, der das Wasser nicht in Luft, sondern zu Luft auflösen läßt, und ebenfalls den bloßen Dampf, den eigentlichen Gegenstand der Hygrometrie, — dasselbe, was Hr. P. physischen Dunst nennt

nennt — von dem luftförmigen, oder permanent elastisch gewordenen Wasser unterscheidet). Hr. P. verlangt von dem vollkommenen Hygrometer, daß es sowohl dem physischen als chemischen Dunst anzeigen solle, und legt diese Fähigkeit seinem Phosphor-Eudiometer oder Oxygenometer bey. Doch ist hierzu erst nöthig, daß man bestimmte Versuche über den Punkt der Sättigung einer Luftmenge von gewissem Sauerstoffgehalt habe. Dieß scheint uns eben das experimentum crucis zu seyn. — Ferner vertheidigt der Verf. das Phosphor-Eudiometer gegen die Angriffe von Humboldt, der den Phosphor für untauglich zur Bestimmung des Sauerstoffgehalts der Luft angab. Endlich trägt er seine Gedanken über die Bildung des Hagels, und die Möglichkeit seine Entstehung zu verhindern, vor. — IV. Grundzüge von Volta's elektrischer Theorie der Erscheinungen seiner Säule — von Pfaff. So kurz auch dieser Abriß ist, so interessant und belehrend ist er doch durch die geschickte Darstellung der Ansicht, die der berühmte Erfinder der elektrischen Säule selbst von seiner Erfindung hat. Volta ist bekanntlich der Franklinischen Theorie der Elektrizität zugethan, daher hat sich auch Hr. Pr. Pf. der Sprache dieses Systems bedient. Die Entstehung der Elektrizität bey Berührung zweyer Metalle drückt er durch eine elektrische Impulsion aus — ein Ausdruck, der freylich nicht recht deutlich ist; in einer so verborgenen Sache aber müssen wir uns wohl mit einer Bildersprache begnügen. Ob dahin auch der elektrische Strom zu rechnen ist, der hier öfters vorkommt? — Bey n Plattenpaaren ist auch die elektrische Tension beyder Pole = n. Doch, setzt Hr. Pf. in einer Note hinzu, muß der eine Pol mit der Erde in Verbindung gesetzt werden. Sollte aber alsdann nicht die Tension des andern Pols = 2 n werden? So ergiebt es sich auch aus der am Ende beygefügten Erklärungsart des Herausgebers, die, wenn wir nicht irren, Hrn. Ritter eigen ist. V. Fortgesetzte Beobachtungen von Sternschnuppen — von Benzenberg. — VI. Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Bergrath Hacquet. Der Verf. bemerkt, daß zu gewissen Zeiten Feuersbrünste häufiger entstehen, als zu andern; und seinen Beobachtungen zufolge war alsdann die Atmosphäre an Sauerstoff reichhaltiger als gewöhnlich. —

Drit-

drittes Stück. I. Beschreibung eines neuen Dampfmessers und damit angestellter Versuche von Bikér und Rouppe zu Rotterdam. — II. Beschreibung einiger Versuche über das quantitative Verhältniß, worinn Volta's Säule das Oxygen- und Hydrogen-Gas aus dem Wasser darstellt, von Simon. Bey diesem mit großer Sorgfalt angestellten Versuche wurden in 10 Wochen und 2 Tagen durch eine Säule von 50 Schichten 27,51 par. Duodecimal-Kubikzoll Gas entwickelt, die, der Berechnung zufolge, 4,61 fr. Grän wiegen mußten. Die Gewichtsabnahme des ganzen Apparats betrug 4,6 fr. Grän. Folglich ist die Uebereinstimmung so groß, als man sie nur verlangen kann. Da bey der Berechnung das Verhältniß von Sauerstoff zu Wasserstoff in Wasser = 85 : 15 angenommen wurde: so dient die Uebereinstimmung zur Bestätigung für die Richtigkeit dieser Annahme. Freylich wäre eine unmittelbare Messung und Wägung einer jeden Gasart insbesondere noch vorzuziehen gewesen; bis jetzt aber war es Hrn. S. nicht gelungen, einen hiezu tauglichen Apparat ausfindig zu machen. — In einer hermetisch versiegelten Röhre hörte alle Gasentwickelung auf, als die Luft darin sich beträchtlich komprimirte. III. Versuche, um die eigentliche Grundkette der Voltaischen Säule auszumitteln, von Reinhold. In einem sehr weitläuftigen Aufsatz beschreibt der Verf. die Versuche umständlich, die ihn überzeugt haben, daß die Grundkette der Voltaischen Säule eben die sey, die Volta selbst dafür angegeben, und schon Ritter sehr ausführlich auseinander gesetzt hatte, nämlich zwey verschiedene Metalle, die einander berühren, und ein feuchter Körper. Diesem zufolge bleibt die Zinkseite der Oxygenpol, und die Silber- oder Kupferseite der Hydrogenpol. Es scheint aber, als ob der Verf. die Feuchtigkeit für wesentlich nothwendig zur Hervorbringung einer galvanischen Wirkung halte, und darin ist Volta nicht mit ihm einstimmig, der durch Berührung zweyer verschiedenen Metalle, ohne alle Feuchtigkeit, Elektrizität hervorgebracht hat. — IV. Bemerkungen über Leslie's Brief gegen Herschel von Benzenberg. Mit Recht eifert Hr. B. gegen den unglimpflichen Ton, in dem ein unbekannter oder doch wenig bekannter Mann, wie Leslie, gegen einen so berühmten, wie Herschel, spricht. Die Versuche des letztern verdienen

ten

ten unstreitig mehr Zutrauen, als die absprechenden Behauptungen des erstern. — V. Einige Bemerkungen über die wärmende Kraft der Sonnenstrahlen und die Zusammensetzung gefärbter Gläser zu Perspektiven, um die Sonne zu betrachten, von Böckmann. Der erwähnten Beobachtungen sind nur sehr wenige; der Verf. verspricht vollständigere mit Hülfe von Luftthermometer für die Zukunft, die allerdings sehr wünschenswerth sind. — VI. Beobachtung über die Entfärbung und Wiederfärbung des Berliner Blau von Desmortiers — ausgezogen vom Hrn. v. Arnim. — VII. Auszüge aus Briefen an den Herausgeber. — Das vierte Stück dieses Bandes ist fast ganz galvanischen Inhalts. Es fängt mit dem sehr interessanten und lehrreichen Bericht der Kommission des französischen National-Instituts über Volta's eigene Versuche an. Der Hauptversuch war der, durch welchen Volta bewies, daß zwey verschiedenartige Metalle durch blosse Berührung Elektrizität hervorbringen, und daß die Feuchtigkeit nur dazu diene, diese Elektrizität fortzuleiten. Hiervon wird die Anwendung auf die Volta'sche Säule gemacht, deren Theorie am Ende durch Rechnung auf eine scharfsinnige Art unterstützt wird. Setzt man die elektrische Spannung zwischen einem Paare von Metallen $= 1$, (also die Elektrizität des Zinks $= + \frac{1}{2}$ und die des Kupfers $= - \frac{1}{2}$) so ist sie bey n Paaren $= n$ (folglich die äusserste Zinkplatte $= + \frac{1}{2} n$, die äusserste Kupferplatte $= - \frac{1}{2} n$) wenn die ganze Säule isolirt ist. Wird aber das eine Ende mit der Erde in Verbindung gesetzt: so wird es $= 0$ und die Elektrizität des andern wird $= + n$. — II. Ueber die sogenannte galvanische Elektrizität von Volta. Alles, was aus der Feder dieses vortrefflichen Physikers kommt, zeichnet sich durch Gründlichkeit und Präcision aus. Obgleich die Sätze, die er hier erweist, bereits durch ihn bekannter geworden und nicht mehr neu sind: so liest man seine Darstellung derselben doch mit Vergnügen noch einmal. In der Absicht den Einwürfen zu begegnen, die man gegen seine Meinung, daß die galvanischen Erscheinungen von keinem andern, als dem elektrischen Fluidum hervorgebracht würden, erhoben hat, beschreibt er seine Versuche mit dem Condensator über die Elektrizität, die durch Berührung zweyer Metalle entste-

entsteht. So schwach auch diese ist, (sie beträgt bey einem Paar von Silber- und Zink-Platten nur $\frac{1}{60}$ Grad des empfindlichen Strohhalmenelektrometers,) so hat er sie doch durch seine geschickte Behandlung des von ihm erfundenen Instruments (des Condensators) so merklich zu machen gewußt, daß er die verhältnißmäßige Zunahme ihrer Stärke bey Vermehrung der Platten-Paare deutlich wahrnehmen konnte. Diese Wahrnehmung war die wichtigste Entdeckung, und die Konstruktion seiner berühmten Säule unmittelbare Folge davon. »Dieß war der große »Schritt, sagt er, der mich gegen Ende des Jahres »1799 zu der Konstruktion des neuen Apparats führte, »den ich *Electro-moteur* nenne, der alle Physiker in Er»staunen gesetzt, und mir volle Gnüge geleistet hat, ohne »mich doch zu überraschen, weil die Entdeckung, die »ich hier erzählt habe, mir im Voraus den Erfolg »verbürgte.« — III. Untersuchungen über die Natur der Volta'schen Säule von Reinhold. Die Nähe der beyden vorhergehenden Aufsätze ist diesem wohl nicht vortheilhaft; indessen wenn wir auch nicht weiter dadurch gebracht werden: so zeigt er doch den Verfasser als einen eifrigen und geschickten Forscher. Die Idee, die Erscheinungen der Volt. Säule durch Vertheilung der Elektrizität zu erklären, verdient gewiß Aufmerksamkeit; wenn aber der Verf. sagt, daß der negative Pol in dem feuchten Leiter an der angrenzenden Seite die negative, und an der abgekehrten die positive Elektrizität hervorbringe: so ist das den sonstigen Gesetzen der Vertheilung nicht gemäß. — IV. Nachricht von einer sehr in der Nähe beobachteten Wasserhose von Wolke. — V. Auszüge aus Briefen und ein paar Zeitungsartikel.

Eilfter Band. Erstes Stück. I. Untersuchungen, wie durch atmosphärische Strahlenbrechung doppelte Bilder von Gegenständen entstehen, von Wollaston, erläutert und erweitert vom Herausgeber. Diese Abhandlung ist ein schätzbarer Beytrag zu den Aufsätzen über denselben Gegenstand in einigen frühern Bänden der Annalen, der über diese schwierige Materie vieles Licht verbreitet. Der Verf. hat das Eigenthümliche in seiner Darstellung, die Verhältnisse der Dichtigkeiten zweyer sich mischenden Flüssigkeiten, die in parallelen Schichten über-

übereinander liegen, durch eine Curve doppelter Krümmung auszudrücken, und hierauf gründet er eine sinnreiche Erklärungsart dieser Erscheinungen. Das Fremdartige in dieser Darstellung gewinnt durch die Erläuterung des Herausgebers sehr an Deutlichkeit. So scharfsinnig die Theorie des Verfs. ist, so sorgfältig sind auch die Versuche, wodurch er sie unterstützt. Der Herausgeber hat das Verdienst, durch Vergleichung einer Menge fremder hieher gehörigen Beobachtungen und durch Anwendung der hier aufgestellten Sätze darauf, dieser Abhandlung eine größere Vollständigkeit gegeben zu haben. — II. **Einige vorläufige Bemerkungen über Parrots neue Theorie der Verdünstung und des Niederschlags des Wassers in der Atmosphäre, von Böckmann d. jüngern.** Es ist sehr verdienstlich, die Versuche, auf welche Hr. Parrot seine Theorie gründet, zu prüfen, und sich dadurch vor allen Dingen der Grundlage, auf welcher das neue Gebäude ruht, zu versichern. Allein nach eben dieser Untersuchung zu urtheilen, ist der Grund nicht sehr fest — wofern nicht das ganze Gebäude auf Sand gebaut ist. — III. **Versuch einer physischen Theorie der Voltaischen Säule, von Erman.** Hr. E. erklärt die Erscheinung der Voltaischen Säule auf eine ähnliche Art, wie Hr. Reinhold, aus einer Vertheilung der Elektrizität, die durch die Berührung heterogener Metalle bewirkt wird. Der feuchte Leiter, behauptet er, theile sich der Länge nach in zwey Zonen, von denen jede die Elektrizität der angrenzenden Metallfläche annähme. — Könnte man die Wirkung des feuchten Leiters nicht lieber darein setzen, daß er, ohne eine eigenthümliche Elektrizität mit den Metallen zu erregen, die gegenseitigen Wirkungen der Elektrizitäten der Metalle auf einander nicht hindert? Indem also das + E der einen Metallschicht auf das — E der andern wirkt, wird die Vertheilung in beyden verstärkt. — IV. **Versuche über die chemische Erzeugung und Wirkung der Elektrizität, von Wollaston.** Wenn man gleich der Meinung des Verfs., daß die Elektrizität der Volt. Säule von der Oxydirung der Metalle abhängt, nicht beystimmen kann: so sind doch einige der hier beschriebenen Versuche der Aufmerksamkeit werth; besonders sein Verfahren, durch Hülfe der gewöhnlichen Elektrisirmaschine einen beständigen Gasstrom im Wasser zu erzeugen. —

V. Fortsetzung der Versuche mit verbundenen Magnetstählen, von Lüdicke. Auch diese Versuche gaben keine sichere Anzeige einer durch den Magnetismus erzeugten, dem Galvanismus ähnlichen, Wirkung. — VI. Eigenschaften und chemisches Verhalten des von Hatchett entdeckten Metalls, Columbium — nur kurz. — VII. Auszüge aus Briefen galvanisch-elektrischen Inhalts an den Herausgeber. — Das zweyte Stück fängt mit einer Abhandlung über die Fähigkeit der Flamme, der Knochen und des luftleeren Raumes, die Wirkungen der Voltaischen Säule zu leiten, von Erman, an, die ganz mit der diesem geschickten Physiker eigenen Genauigkeit abgefaßt ist. Es erhellet daraus, daß sich die genannten Dinge bey der Voltaischen Säule eben so verhalten, als bey der gewöhnlichen Elektrizität. Die Flamme ist nur als mittelmässiger, und ein trockener Knochen als ein sehr schlechter Leiter zu betrachten; der völlig luftleere Raum aber ist gänzlich ein Nichtleiter. — Am Ende bemerkt der Verf. noch, daß auch das Eis die Wirkung der Volt. Säule gänzlich hemme, und sich folglich als Nichtleiter beweise, wie es auch Achard bey der gemeinen Elektrizität gefunden habe. Er bestimmt jedoch nicht den Grad der Kälte des Eises, der nach Achard — 13 Fahr. seyn muß, wenn das Eis ein Nichtleiter werden soll. Vielleicht ist bey der Volt. Säule schon ein geringerer Grad hinreichend. — II. Nachricht von Versuchen über den Fall der Körper, von Benzenberg. Bey den günstigen Umständen, unter denen diese Versuche angestellt wurden, bey den Hülfsmitteln, die Hr. B. hatte, und nach der Vorarbeit von Guglielmini, ist man berechtigt, etwas Vorzügliches zu erwarten. — III. Versuch zu Bestimmung des Gesetzes, nach welchem die Verminderung des Raums in den Auflösungen und den Mischungen flüssiger Körper erfolgt, von Schlönbach. Der Verf. giebt eine Formel, die mit den Beobachtungen sowohl bey Kochsalzauflösungen, als bey Mischungen von Weingeist und Wasser sehr gut zusammenstimmt. — IV. Versuche über das vorgebliche gasförmige Kohlenstoffoxyd von der Gesellschaft Amsterdamer Chemiker. Der Untersuchung dieser berühmten Chemiker zu Folge, ist dieses Gas nichts anders, als ein Kohlen-Wasserstoffgas, das nur eine sehr geringe Menge von Kohlen-

senstoff enthält. — V. Ueber die wahre Natur der Kohle und des Diamanten, von Parrot. Mit Schrecken sieht man in diesem Aufsatze, dessen Werth oder Unwerth Rec. dahin gestellt seyn läßt, die Verwirrung der chemischen Sprache, die bisher schon arg genug gewesen ist, noch höher steigen. Der Stickstoff oder das Azote wird mit Oxykollasias oder Oxykrate, der Wasserstoff oder das Hydrogen mit Phlogogen oder Flammstoff vertauscht, und die Basis der Luftsäure Azote genannt. Wann werden doch unsere Hypothesenmacher aufhören, ihre Neuerungen von der Sprache anzufangen! — VI. Versuche über die Wasserzersetzung durch Volta's Säule, von D. Erdmann. Ein Auszug aus der Inauguraldissertation des Verfs. — Seine Versuche bestätigen die Beobachtungen anderer, und seine Erklärung derselben ist scharfsinnig. Unter andern bemerkt er, daß die vom negativen Drath aufsteigenden Bläschen eine einwärts gebogene Curve bildeten; hingegen die vom positiven Drathe eine auswärts gebogene; und er glaubt, daß dieses von dem elektrischen Strome herrührte, der beym Ausströmen aus dem positiven Drathe die daselbst entstehenden Bläschen vorwärts, und beym Einströmen in den negativen Drath die hier erzeugten Bläschen zurück triebe. Könnte dieses aber die elektrische Materie unmittelbar bewirken: so müßte sie unstreitig gröber seyn, als wir sie annehmen dürfen. Etwas Aehnliches in einem noch viel höhern Grade hat schon Wilke bey Versuchen mit der Elektrisirmaschine wahrgenommen, indem er metallene Spitzen, die mit Phosphor bestrichen waren, gegen einander kehrte, und sie verschiedentlich elektrisirte. — Die übrigen in diesem Stücke enthaltenen Artikel sind meistens nur kurze Nachrichten von verschiedenen physikalischen Versuchen und Beobachtungen. — Der erste Aufsatz im dritten Stück ist überschrieben: Ueber die Verbesserung des Flintglases für Fernröhre, von Benzenberg. Nach einer kurzen Erzählung der sehr bekannten Geschichte der Erfindung achromatischer Gläser thut der Verf. einen Vorschlag, wie sich dem Fehler des Flintglases, das bekanntlich nicht selten durch seine Streifen zu optischen Werkzeugen unbrauchbar wird, abhelfen ließe. Er glaubt, daß dieses dadurch geschehen könnte, daß man die Glasmasse, nach einer hinlänglich starken Erhitzung,

sich langsam erkalten liesse, damit die Theile von gleicher Dichtigkeit sich vereinigen könnten. Es wäre zu wünschen, daß dieser Vorschlag versucht, und bewährt gefunden würde. — II. Bestimmung des Antheils an wahrer Säure in den drey ältern mineralischen Säuren und ihren Neutralsalzen, von Kirwan. — III. Bemerkungen über die Veränderung, welche mehrere vegetabilische Reagentien erleiden, wann sie mit einzelnen oder mit verschiedenen Metallen in Verbindung kommen, vom Hofmedikus Jäger. Daß mehrere Metalle sich im Wasser leicht verkalchen, ist schon eine alte Erfahrung, auf die man nur sonst wenig geachtet hat. Der Galvanismus hat die Aufmerksamkeit darauf zurückgeführt, und man erkennt leicht die Verbindung, die zwischen diesen und andern galvanischen Erscheinungen statt findet. Daher hat man auch neuerlich eine Menge Versuche über die Veränderungen der Metalle im Wasser unter mancherley Verbindungen angestellt. In diese Klasse gehören auch diese Versuche, die dadurch schätzbar werden, daß sie auf mannichfaltige Weise abgeändert sind, und durch die Veränderungen der gewählten Reagentien die Natur der erzeugten Produkte eher erkennen lassen. — Der Verf. fügt unter der folgenden Nummer eine »hypothetische Erklärung der erzählten Thatsachen« hinzu, die er mit vieler Bescheidenheit vorträgt; in der wir ihm aber hier nicht folgen können. — V. Neue Art, die elektrische Anziehung an Volta's Säule darzustellen, von Gerboin — gewährt einen artigen Versuch, der nähere Aufmerksamkeit verdient. — VI. Ein Glascondensator und ein elektrischer Hauchversuch — von Weber. Der würdige Verf. dieses Artikels, dessen Verdienste um die Physik überhaupt, und um die Elektrizität insbesondere so mannichfaltig sind, beschreibt hier eine Vorrichtung und ein Verfahren, wodurch sehenswerthe elektrische Erscheinungen hervorgebracht werden; allein einen Condensator möchten wir es nicht nennen, weil es den Zweck eines Condensators, die schwache Elektrizität eines andern Körpers bemerklich zu machen, nie erfüllen kann; vielmehr ist es offenbar ein Glaselektrophor. In einem Anhange erzählt er noch, daß er im Winter 1795 sich Kanonen und Mörser aus Eis habe verfertigen lassen, und daraus mit dem besten Erfolg geschossen

schossen habe; auch aus Bechern von Eis hat er mit seinen Schülern Wein getrunken. — VII. Anwendungsart der Galvani-Voltaischen Metall-Elektricität zu Abhelfung der Taubheit und Harthörigkeit, von Sprenger. Die Versuche des Hrn. S. sind sehr bekannt geworden, und daher ist es angenehm, hier eine nähere Beschreibung seines Verfahrens, das sehr einfach ist, zu erhalten. Er hat jederzeit den positiv-elektrischen Drath mit dem Ohr, und den andern mit der Hand in Verbindung gebracht, auch immer nur ein Ohr auf einmal elektrisirt, nie den Strom durch beyde zugleich gehen lassen. Warum er immer nur den positiven Drath an das Ohr gebracht hat, davon giebt er keinen Grund an; bekanntlich aber ist die Wirkung des positiven und negativen Draths auf die Reizbarkeit der Muskeln ganz entgegengesetzt; durch jenen wird sie deprimirt, durch diesen erhöht. Es kann also schwerlich gleichgültig seyn, welcher Drath an das Ohr gehalten wird. Indessen rühmt Hr. S. den glücklichen Erfolg seiner Versuche; 45 Personen wären bis zu der Zeit, da er den Aufsatz schrieb, durch ihn geheilt worden — und dieß wäre unstreitig die beßte Rechtfertigung seines Verfahrens. — VII. Versuche, welche beweisen, daß alle Körper von den Magneten afficirt werden, von Coulomb — enthält nur eine kurze Nachricht von diesen merkwürdigen Versuchen. — Auch die beyden folgenden Artikel, mit denen dieses Stück schließt, sind nur kurze Nachrichten; die eine, den Magnetismus des Nickels betreffend, die andere, eine Erklärung der französischen Chemiker gegen die Amsterdamer über das kohlensaure Gas enthaltend.

Viertes Stück. I. Galvanisch-elektrischer Versuche mit 175 Schichtungen aus 3zolligen Platten — von Reinhold. Diese Versuche hat Hr. R. in Gesellschaft mit Hrn. Bergrath Seyffert in Dresden angestellt, und der Apparat zeigte sich sehr wirksam; besonders gelangen die Verbrennungs-Versuche sehr gut. — II. Galvanische Batterien aus einem Metalle und verschiedenartigen Flüssigkeiten, untersucht von Davy. Dieser geschickte Physiker hat dreyerley Arten solcher Säulen errichtet: 1) solche, in denen das Metall auf der einen Seite mit einer verdünnten Säure, auf der andern mit Wasser in Berührung gebracht ist; 2) solche, in denen

anstatt der Säure eine aufgelöste Schwefelleber; und 3) solche, in denen eine Säure und eine Schwefelleber-Auflösung gebraucht wird. Die letzte Art ist die stärkeste. III. Galvanische Batterien aus Holzkohle und Flüssigkeiten, von Ebendems. Die Holzkohle wird hier zur Verbindung von Gläsern gebraucht, in denen abwechselnd Wasser und Salpetersäure befindlich ist. — IV. Versuche mit Voltaischen Säulen aus Zink und Holzkohlen. Die Kohlen wurden hier pulverisirt, und mit Stärkenmehl zu einem Teig geknetet, alsdann Scheiben von der Größe der Zinkplatten (2" 9,5''' im Durchmesser) und 5.5''' dick daraus geformt, die eine überaus kräftige Säule gaben. — V. Versuche über die Oxydirung der Metalle durch elektrische Schläge, und die Absorption der Luft, welche dabey statt findet, von Cuthberson. Diese mit Sorgfalt angestellten Versuche zeigen, daß selbst die edeln Metalle sich durch elektrische Schläge oxydiren lassen, und daß bey dieser Art der Oxydirung jederzeit Sauerstoff aus der Luft absorbirt werde. — VI. Ueber Nebensonnen und Ringe um Sonne und Mond, von Brandes. — Der Verf. zeigt durch eine geschickte Rechnung, wie die Strahlen in den Dunstkügelchen gebrochen werden müßten, um den Erscheinungen ungefähr Genüge zu thun. Indessen gesteht er selbst, daß man sie erst mit mehreren Beobachtungen vergleichen müßte, um mit mehrerer Sicherheit darauf zu fußen. Daß man kein Mittel hat, das Brechungsverhältniß der Dunstkügelchen unmittelbar zu untersuchen, erschwert die Sache; und daß die Dunstkügelchen die Strahlen nach dem Lothe zu brechen sollen, ist allerdings etwas auffallend. — VII. Bemerkungen über ein an den Ringmauern von Berlin beobachtetes optisches Phänomen — ein Beytrag zur Theorie der Luftspiegelung, von Wrede. Mit vieler Deutlichkeit und Ordnung entwickelt hier der Verf. die verschiedenen, bey dieser merkwürdigen Erscheinung von ihm beobachteten Umstände, und giebt eine sehr befriedigende Erklärung derselben. Die Bilder, die er sah, hatten gegen den Gegenstand selbst eine ähnliche Stellung, wie sie bey einem Planspiegel haben; folglich, wenn sich der Gegenstand lothrecht über der spiegelnden Fläche befindet, erscheint das Bild verkehrt. Seine Erklärung schränkt sich daher auch nur auf diese Art von

Luft-

Luftspiegelung ein. Die Entstehung aufrechter Bilder lag außer dem Felde seiner Untersuchungen. Doch zeigt er sehr gut, wie das scheinbare Schweben des Gegenstandes in der Luft aus einer optischen Täuschung entstehe. — Die übrigen Artikel in diesem Stücke sind kurze Nachrichten, die wir hier nicht besonders anzeigen können.

Der zwölfte Band fängt mit zwey Aufsätzen von sehr ungleichem Werth über die Fata Morgana an. Der erstere rührt von dem Canonikus Giovene her, und enthält eine sehr lehrreiche Beschreibung dieses sonderbaren Schauspiels, woraus erhellet, daß die Einbildungskraft bey dem schnellen Wechsel der unbestimmten Gestalten ein freyes Spiel behält. Die andere Beschreibung vom Pater Minosi ist eben deßwegen nicht so viel werth, weil sie keinen unbefangenen Beobachter voraussetzt. Beyde Artikel haben durch die Zusätze des Herausgebers gewonnen, worin er die angeführten Erscheinungen mit den ähnlichen Beobachtungen anderer in Uebereinstimmung zu bringen sucht. III. Neue Untersuchungen über die Natur der Voltaischen Säule, von Reinhold. Die Versuche, durch welche der Verf. seine Hypothese, daß die Voltaische Säule durch Vertheilung, nicht durch Mittheilung der Elektrizität, wirke, zu unterstützen sucht, sind sehr sinnreich. Er verbindet zwey gleichartig errichtete Säulen auf mancherley Weise durch läserne, mit Wasser gefüllte und mit Dräthen versehene Röhren, und bemerkt die darin sich zeigende Thätigkeit oder Ruhe. Das von ihm aufgestellte Endresultat aber scheint uns durch den von ihm angegebenen Versuch nicht hinlänglich begründet zu seyn. — IV. Skizze einer Theorie der galvanischen Elektrizität und der durch sie bewirkten Wasserzersetzung, von Parrot. Der Verf. beruft sich auf eine größere Abhandlung, worin die Sätze erwiesen wären, die er hier nur kurz aufstellt. In Erwartung dieser Abhandlung halten wir unser Urtheil über diese Arbeit zurück. — V. Ueber die Fabrik künstlicher Mineralwasser des Bürgers Nic. Paul zu Paris, von Fourcroy. Eben dieser Paul hatte schon in Genf eine Anstalt zur Verfertigung künstlicher Mineralwasser, die jährlich über 10000 Flaschen absetzte. Dieser gute Erfolg bewog ihn, eine ähnliche Fabrik in Paris zu errichten,

 und

und über diese stattet Hr. F. einen Bericht ab, der sehr vortheilhaft für die ganze Unternehmung lautet. — VI. Beobachtungen über die Sublimation des Quecksilbers in der Torricellischen Leere durch die Sonnenstrahlen, von C. Messier. Vielfältige Beobachtungen lehrten, daß in Barometern, die dem Sonnenschein ausgesetzt wurden, sich eine große Menge kleiner Quecksilberkügelchen an die innere Wand der Röhre in dem luftleeren Theile derselben ansetzten. Dieß änderte sich nur wenig, wenn die Röhre, so weit sie Quecksilber enthielt, bedeckt wurde; wenn man aber den luftleeren Raum verdeckte: so zeigte sich keine Spur von sublimirtem Quecksilber. Licht und Wärme eines Kaminfeuers konnten keine ähnliche Wirkung hervorbringen. — VII. Nicht alle Flüssigkeiten sind verdampfbar, von Carradori. Die fetten Oele werden, wie C. behauptet, durch die Hitze wohl verflüchtigt; aber nicht als unzersetztes Oel in Dampf verwandelt. Dieser Behauptung scheint doch der Umstand entgegen zu seyn, daß bey Oellampen sich, aller Vorsicht und Reinlichkeit ungeachtet, auch an solchen Theilen Oel ansetzt, wohin es nicht unmittelbar aus dem Oelbehälter kommen kann. — VIII. Ueber die Adhäsion oder die Anziehung der Oberflächen, von Ebend. — unbedeutend. IX. Ueber das Vermögen verschiedener Erden und Steine, die Feuchtigkeit der Luft zu absorbiren, von Joh. Leslie. Der Verf. ist der Meinung, daß das Einsaugen der Feuchtigkeit aus der Luft durch die Erden und Steine nicht durch blosse Adhäsion, wie das Aufsteigen der Flüssigkeiten in den Haarröhrchen, bewirkt werde; sondern eine chemische Anziehung zur Ursach habe. Seine Versuche sind nicht uninteressant. — X. Elektrometrische Versuche über Volta's Säule, von Jäger — einige wenige Versuche, die meistens das bisher Bekannte bestätigen. — Der erste Artikel des zweyten Stücks liefert Versuche und Bemerkungen über das Licht, welches verschiedene Körper von selbst, mit einiger Fortdauer, ausströmen, von Hulme — aus dem Englischen übersetzt. Die meisten Versuche wurden mit Fischen angestellt, und es zeigte sich, daß sie am stärksten leuchteten, noch ehe sie in eine merkliche Fäulniß übergegangen waren. Mit zunehmender Fäulniß erlosch das Licht. Verschiedene Stoffe löschten das Licht schnell aus, doch ohne es ganz zu vertilgen;

tilgen; denn andere Stoffe stellten es wieder her. Eine mäßige Wärme erhöhete es; eine starke Hitze, so wie starke Kälte, vernichtete es. — II. Leuchten des Seewassers durch Thiere — aus einem Briefe von Mitchill in Neuyork an Barton in Philadelphia. Diese Beobachtung zeichnet sich dadurch aus, daß die Thiere, deren Schein das Leuchten verursachte, bey eintretender Ebbe in so großer Menge auf dem Strande zurückgelassen wurden, daß auch dieser davon, wie Metall, glänzte. — III. Anweisung, die beste Komposition zu Metallspiegeln zu machen, die Spiegel zu giessen, zu schleifen und zu poliren, von John Edwards. — IV. Untersuchungen über die Wirkung, welche Magnetstäbe auf alle Körper äußern, von Coulomb. Unter der Voraussetzung, daß die Wirkung des Magnets auf andere Körper, als Eisen, von den ihnen beygemischten Eisentheilchen herrühre, zeigt er hier, wie man die Menge derselben finden könne. — V. Wetterbeobachtungen aus den Tagebüchern der Missionarien der evangelischen Brüdergemeine. — Leider sind die Beobachtungen sehr unterbrochen; indessen gaben sie doch zu manchen interessanten Bemerkungen Stoff. Sehr merkwürdig ist es, daß man auch in Grönland am 12. Nov. 1799 ähnliche feurige Lufterscheinungen, als an vielen Orten in Deutschland, beobachtet hat. — VI. Versuche und Bemerkungen über die Einwirkung der Hitze und Kälte auf das von Canton's Lichtmagneten eingesogene Sonnenlicht, von Hulme. So wie nach den oben angeführten Versuchen die Wärme das Licht phosphorischer Körper vermehrt: so äußert sie dieselbe Wirkung auch auf den künstlichen Phosphor. Eine beträchtliche Hitze machte das Licht denselben für einige Augenblicke sehr glänzend; erstickte es aber gleich darauf gänzlich. Kälte löschte das Licht ebenfalls aus. — VII. Bemerkungen über einige galvanische Versuche mit Gehörkranken und Taubstummen, von Einhof. Auch diese Versuche beweisen, daß der Galvanismus kein so zuverlässiges Mittel gegen die Taubheit ist, als es anfänglich zu seyn schien, wenn gleich seine vortheilhafte Wirkung bisweilen unverkennbar ist. Hr. E. bemerkt nicht, welchen Drath er an das Ohr gebracht habe, ob den positiven oder negativen; und doch kann dieß bey Versuchen dieser Art nicht gleichgültig seyn. — VIII. Beschreibung mehrerer auf dem mittelländischen

Meers beobachteten Wasserhosen, von Murhard. — IX. Vollständig bewiesene und nicht zu bezweifelnde Diversität des Telluriums und Spießglanzes, von Klaproth. Der berühmte Verfasser stellt hier die verschiedenen Eigenschaften beyder Metalle einander gegenüber. Ein Hauptargument ihrer Verschiedenheit ist, daß das Tellurium aus der salzsauren Auflösung durch Spießglanz niedergeschlagen wird. — Noch ein paar kurze Artikel über die Natur des Schmirgels und die Phosphorescenz des Diamantens nebst einigen Zweifeln von Fourcroy über die Identität des kohlig-sauren Gas und des Kohlen-Wasserstoffgas. — Den Anfang des dritten Stücks macht ein interessanter Aufsatz von Gay-Lussac über die Ausdehnung der Gasarten und der Dämpfe durch die Wärme. Er zeigt darin erstens, wie nöthig es sey, bey diesen Versuchen alle Feuchtigkeit oder auch trockne Körper, die durch die Hitze verflüchtigt werden, zu entfernen — aus dem Mangel dieser Vorsicht müsse man die große Verschiedenheit in den Resultaten der meisten bisher darüber angestellten Versuche erklären — alsdann beschreibt er einen doppelten von ihm dazu gebrauchten Apparat, und zuletzt giebt er die Resultate seiner Versuche an. Diesem zu Folge dehnten sich 100 Theile atmosphärischer Luft durch eine Temperatur-Erhöhung von 0 bis zu 80° Reaum. zu 137, 5 Theilen aus. Dasselbe Verhältniß zeigten andere Luftarten, und der Verf. schließt daraus, daß alle Luftarten sich durch gleiche Grade von Wärme, unter übrigens gleichen Umständen, verhältnißmäßig ganz gleich ausdehnen; und da auch Aetherdämpfe in ihrer Ausdehnung einen ganz übereinstimmenden Gang mit der Ausdehnung atmosphärischer Luft beweisen: so folgert er daraus, daß auch alle Dämpfe durch die Wärme eben so wie die Luftarten ausgedehnt werden. — II. Versuche und Bemerkungen über das Licht, welches verschiedene Körper von selbst ausströmen, von Hulme — eine Fortsetzung der obigen Abhandlung desselben Verfassers. Die Versuche geschahen sowohl in mehreren Gasarten, als in luftverdünntem Raum. Im Sauerstoffgas konnte er an leuchtendem Fischfleische, leuchtendem Holze, lebendigen und todten Johanniswürmern keine vermehrte Lichtentwickelung wahrnehmen, wie andere gesehen haben wollen. Das Geisglas zeigte sich darin sonderbar, daß es den Glanz

des

des Fischlichtes sehr vermehrte, wenn die leuchtende Materie auf einem Kork gescheuert wurde; hingegen das Fischfleisch verhinderte leuchtend zu werden, und den Schein des Faulholzes verlöschte. — Unter dem Recipienten der Luftpumpe nahm der Schein von hell leuchtendem Häringslicht mit der Verdünnung der Luft ab; stellte sich aber ungeschwächt wieder her, wenn die Luft wieder zugelassen wurde. — III. Ueber die Ausdehnung der expansibeln Flüssigkeiten durch Wärme, von Dalton — nicht von dem Werthe, wie der Aufsatz unter Nr. I. dieses Stücks. — IV. Kritische Bemerkungen über einige neuere Hypothesen in der Hygrologie, besonders über Parrots Theorie der Ausdünstung, von Wrede. — Mit vieler Einsicht prüft hier der Verf. das mit nicht geringer Zuversicht aufgestellte meteorologische System des Hrn. Parrots, und zeigt, daß, wenn auch die Versuche, auf welche er sich stützt, unangefochten blieben, doch die daraus abgeleiteten Schlüsse nichts weniger als untrüglich sind. Daß Hr. Prof. Böckmann auch gegen die Versuche Zweifel erregt hat, ist oben bemerkt worden. — V. Merkwürdige Versuche mit einem galvanischen Trogapparate auf 13zölligen Platten, von Davy. Durch diesen verstärkten Apparat ist eben nichts Neues gelehrt worden, das nicht schon aus den Versuchen mit kleinern Apparaten hervorgegangen wäre. — Der folgende Artikel enthält einige galvanische Beobachtungen von Curret, worunter die besonders merkwürdig ist, daß die Wirksamkeit einer gewöhnlichen Scheibenmaschine durch ihre Verbindung mit einer Voltaischen Säule auffallend verstärkt wurde, so daß sie darauf für sich allein ungleich größere Funken, als gewöhnlich gab. — Auszüge aus Briefen machen den Beschluß dieses Stücks. — Das nächste fängt mit einer neuen Theorie über die Beschaffenheit gemischter luftförmiger Flüssigkeiten besonders der atmosphärischen Luft von Dalton an. Der Verf. nimmt an, daß die verschiedenen elastischen Stoffe, aus denen die Atmosphäre besteht, sich unter einander gar nicht zurückstoßen, und also in Beziehung auf einander ganz unelastisch sind. Dämpfe können daher bey jedem Druck der Luft, so gut wie im luftleeren Raume entstehen, und hängen lediglich von der Temperatur ab — eine Folgerung, die mit der Erfahrung sehr gut überein-

stimmt.

stimmt. — II. Eine nöthige Verbesserung der Resultate Gay-Lussac's über die Ausdehnung der Gasarten und Dämpfe durch Wärme — vom Herausgeber. Gay-L. hat auf die Ausdehnung der Glaskugel durch die Erhitzung keine Rücksicht genommen; diese bringt der Herausg. in Rechnung, und nähert dadurch die Resultate Gay-Lussac's und Dalton's. — III. Versuche über die Sonderung von Licht und Wärme durch Brechung, und über die nichtsichtbaren Wärmestrahlen der Sonne, von Englefield — bestätigen die Beobachtungen von Herschel, daß mit den leuchtenden Sonnenstrahlen dunkle verbunden sind, die Wärme hervorbringen, und daß das Maximum ihrer Wirkung, wenn sie durchs Prisma gebrochen werden, ausserhalb des Farbenbildes auf der Seite des rothen Lichts liegt. — IV. Versuche über das Sonnenlicht, von Ritter. Diesen kurzen Artikel erklärt der Verf. nur für die vorläufige Anzeige der Resultate seiner Versuche über das Sonnenlicht. Das Merkwürdigste davon ist, daß man die dunkeln Strahlen bey dem durchs Prisma gebrochenen Lichte nicht bloß auf der Seite des rothen Lichtes, sondern auch auf der entgegengesetzten Seite suchen müsse; daß aber auch beyde sich durch chemische Wirkungen entgegengesetzter Art unterscheiden: jene oxydiren, diese reduciren. — V. Versuche über die oxygenirte und überoxygenirte Salzsäure und ihre chemischen Verbindungen, von Chenevix, — ein schätzbarer Artikel; der aber keines Auszugs in der Kürze fähig ist. — Nr. VI. bis X. sind Artikel galvanischen Inhalts, von ungleichem Werth. — XI. enthält einige Zweifel gegen Edwards gepriesene Spiegel, von Benzenberg. — XII. Substitute für das rothe Pulver zum Poliren, von Guyton. — XIII. Nachrichten über die hermetische Gesellschaft, von Benzenberg. Das Beßte von dieser Gesellschaft ist, daß sie bereits verschollen ist.

Mit diesem Bande ist noch ein Ergänzungs-Heft als eine schätzbare Zugabe verbunden. Es enthält zuerst einen Aufsatz von Volta über die sogenannte galvanische Elektrizität, worin dieser Meister in der Kunst elektrischer Versuche, die Eigenthümlichkeiten der von ihm erfundenen Säule weiter auseinandersetzt, und ihre Wirkungen mit den

den Wirkungen elektrischer Batterien vergleicht. Ferner verweilt er bey dem Leitungsvermögen der feuchten Körper und dem Einfluß, den diese auf die Wirkung seiner Säule haben; endlich kommt er nochmals auf den Satz zurück, daß die in der Säule erregte Elektrizität nur durch die Wirkung der Metalle aufeinander hervorgebracht werde. — II. Versuche von Herschel zur Beantwortung der Frage: ob Licht und Wärme von einerley oder von verschiedenen Strahlen bewirkt werden? Die Versuche sind, wie man es von dem berühmten Urheber derselben gewohnt ist, mit Scharfsinn und Genauigkeit angestellt, und sprechen insgesammt dafür, daß beyde Arten von Strahlen von verschiedener Natur sind. — III. Giebt es eine Wärmematerie oder nicht? Der Herausgeber hat unter dieser Rubrik die Hypothese von Davy und Henry über die Ursachen der Wärme einander entgegengestellt. Davy läugnet die Existenz eines Wärmestoffs, und setzt die Ursache der Wärme in die Repulsivkraft der Materie; Henry hingegen vertheidigt sie. In Anmerkungen sind die Rumfordischen Versuche über die beym Bohren der Kanonen entstehende Wärme angeführt. — IV. Theorie des Lichts und der Verbindungen und Wirkungen desselben, von Davy — eine von dem Urheber selbst späterhin zurückgenommene Ansicht der Dinge, wobey etwas zu viel auf die repulsive Bewegung des Lichts gerechnet ist. — V. Gedanken über die künstliche Elektrizität und über eine Verbesserung der Elektrisirmaschine vorzüglich an ihren Reibern, von Wolff. — Die von dem geschickten Verfasser angebrachte Verbesserung besteht darin, daß er das mit dem Kienmayerschen Amalgama überzogene Leder noch mit einem feinen Papier überdeckt, so daß das Amalgama nicht unmittelbar an das Glas kommt. — VI. Bemerkungen über einige elektrische Versuche und den Lichtschein der Windbüchse, von Ebend. Hr. W. beschreibt hier einige artige el. Versuche, und glaubt in den Erscheinungen des luftleeren Conduktors einen überzeugenden Beweis für das Fränklinische System zu finden. Den Schein der Windbüchse hält er für elektrisch. — VII. Bemerkungen über die Hypothese des Hrn. Prof. Grimm, vom Ursprunge des unterirdischen Wassers, von Otto. Die Hypothese, die hier bestritten wird, stützt sich auf zu wenige Thatsachen, als daß

daß man ihr beystimmen könnte; um desto gegründeter wird man die Gegenerinnerungen des Hrn. Q. finden, denen sich noch mehrere beyfügen liessen. — VIII. Beschluss von Hällströms Erklärung einer optischen Erscheinung, welche unter Wasser getauchte Gegenstände gedoppelt zeigt — ein Zusatz zu der im VI. Bde. der Annalen befindlichen Abhandlung, der mit vieler Gründlichkeit und Einsicht abgefaßt ist. — IX. Widerruf der Behauptung, daß reine Nickel und Kobalt nicht magnetisch sind, von Chenevix. — X. Preisertheilung und Preisfrage. — Noch sind diesem Hefte zwey Register beygefügt: das eine enthält Alles in den Annalen befindliche über den Galvanismus; das andere ist ein allgemeines Sach- und Namenregister über die Jahrgänge 1801 u. 1802. Da die Entdeckungen über den Galvanismus in den Annalen mit vieler Sorgfalt gesammelt und erörtert worden sind: so kann eine systematische Uebersicht dessen, was sich in den Annalen über diesen Gegenstand findet, als eine Uebersicht der Geschichte des Galvanismus überhaupt angesehen werden, und eine solche Arbeit ist desto dankenswerther, je grösser und interessanter die Menge der dahin gehörigen Versuche, Beobachtungen und Resultate ist, mit denen sich die Physik seit kurzem bereichert hat. Der Herausgeber hat daher durch diese Zugabe den Besitzern dieses Werkes gewiß ein schätzbares Geschenk gemacht!

Pe.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Episcopatus Constantiensis Alemannicus sub Metropoli Moguntina, cum Vindonissensi, cui successit, in Burgundia Transiurana Provinciae Vesontinae olim fundato, chronologice et diplomatice illustratus a P. *Trudperto Neugart*, San-Blasiano, p. t. Praeposito in Krozingen. *Partis* I. *Tomus* I. Permissu Superiorum. Typis S. Blasii. 1803. 552 S. 4. ohne die Einleitung von

148 S. auch ohne Zuschrift, Vorrede, Inhaltsanzeige und Register.

Zu so vielen wichtigen Werken, welche aus der berühmten und blühenden Abtey St. Blasius hervorgesproßen sind, gesellt sich nun hier noch ein schätzbarer, mit ungemeinem kritischen Fleiße abgefaßter Beytrag zu der bekanntermaaßen von dem verdienstvollen Abte, Martin Gerbert, entworfenen Germania Sacra. Bücher dieser Art können kaum von anderen, als von unermüdeten, aller Muße und Aufmunterung genießenden Ordensgenossen, zu Stande gebracht werden; und man weiß wohl, wie sehr die Benediktiner hierinne alle andere religiöse Gesellschaften ihrer Kirche übertroffen haben.

Zu den Prolegomenen hat der Verf. sechs Abhandlungen vorangeschickt. Die erste (p. I—IX.) bestimmt die Gränzen des Bisthums Costnitz. Dieß geschieht nach dem Umfange, den ihm schon Dagobert I. im J. 633. nach einer Urkunde des K. Friedrichs I. vom Jahr 1155 gegeben haben soll. Weil aber Hottinger (Helvet. Kirchengesch. Th. I. S. 260.) gegen die Aechtheit dieser Urkunde Einwürfe vorgebracht hat: so wird dieselbe in der zweyten Dissert. (p. IX—XIV.) dagegen gerettet. Zum Theil ist dieses recht wohl geleistet; nur bleiben noch innere Zweifel aus dem Inhalte des Diploms genommen, übrig. Die dritte Dissert. (p. XIV—XCV.) von der politischen Eintheilung des Gebiets von Costnitz in größere und kleinere Provinzen, wie diese in den Urkunden vom 8. bis zum 12ten Jahrhunderte vorkommen, ist besonders die Frucht eines äusserst mühsamen Nachforschens. Jenes Gebiet nahm zwar einen großen Theil der zwey Alemannischen Provinzen und des Transjuranischen Burgundiens, aber doch keine ganz, ein; indem von Alemannien noch Manches zu den Diöcesen von Augsburg, Basel und Straßburg gehörte; vom Transj. Burg. hingegen dem B. von Costnitz nur derjenige Theil unterworfen war, der sich vom St. Gotthard längs dem rechten Ufer der Aar bis an den Rhein erstreckt. Die kirchliche Eintheilung des Gebiets von Costnitz in Archidiakonate und Landdekanate wird in der 4ten Dissert. (p. XCV.—CXXII.) beschrieben; wobey freylich, aus Mangel an Urkunden, manche Lücken und Un-

Ungewißheiten übrig blieben. Unter Allen war uns die fünfte Dissert. von den vornehmsten Einwohnern im Bisthum Costnitz, und von ihrer Religion in den ersten fünf christl. Jahrhunderten, (p. CXXII — CXLI.) die angenehmste. Mit Verwerfung der ehemals geltenden fabelhaften Erzählungen von der Stiftung des Christenthums in diesen Gegenden durch den Apostel Petrus, den H. Barnabas, und dgl. m. hält er es (p. CXXIX.) für das Sicherste anzunehmen, daß erst im 2ten Jahrhunderte, da Helvetien zur Lugdunensischen Provinz gehörte, aus Gallien durch Pothinus und Irenäus das Evangelium hieher verpflanzt worden sey. Etwas unerwartet war es uns daher, p. CXXXIII. die Zuverlässigkeit der Märtyrergeschichte der Thebäischen Legion behauptet zu sehen. Spreng zu Basel, (audax mordaxque scriptor) der ihre Aechtheit angriff, soll vom P. Rivaz vollkommen widerlegt worden seyn: wovon uns freylich weiter nichts bekannt ist. Endlich wird in der sechsten Dissert. (p. CXLII. sq.) untersucht, welches der erste Sitz der Bischöfe von Costnitz gewesen, und wann er verlegt worden sey? Von Vindonissa, dem heutigen Windisch im Bernischen, ist die Versetzung des bischöflichen Stuhls wahrscheinlich zwischen den Jahren 553 — 561. nach Costnitz erfolgt.

Die Geschichte des Bisthums selbst wird nach der Reihe der Bischöfe dergestalt beschrieben, daß zuerst zwar bey dem 7ten Jahrhunderte, die kirchlichen Begebenheiten aus dem Zeitalter eines Jeden erzählt; am Ende des Jahrhunderts aber der politische Zustand desselben geschildert; hingegen bey den folgenden dieser letztere vorangeht, und nach der Geschichte der Bischöfe auch die Veränderungen im Reiche der Wissenschaften angegeben werden, welches Alles in diesem Theil nur bis zum Schlusse des eilften Jahrhunderts fortgeführt wird. Es könnte zwar scheinen, daß zu viel politische Geschichte eingemischt sey; sie steht aber öfters mit der kirchlichen in genauer Verbindung, und erhält auch überdieß ein vorzügliches Licht. Bubulcus, ohngefähr vom J. 517. an, ist der erste bekannte Bischof von Vindonissa; unter dem dritten aber, Maximus, gieng der Sitz des Bisthums nach Costnitz über. So unbedeutend diese Bischöfe im 6. u. 7ten Jahrhunderte erscheinen; so viel Sorgfalt ist hingegen auf die Erörterung der Folge der Herzoge von Alemannien (S. 49. fg.) bis auf den letzten

im

im Jahre 750 gewandt worden. In der That sind auch die Costnizer Bischöfe der drey folgenden Jahrhunderte, weniger durch ausnehmende Thaten und Verdienste, als durch ihre Händel mit den benachbarten Klöstern, merkwürdig, welche sie von sich abhängig zu machen, und ihre Güter an sich zu ziehen suchten. Sie selbst kamen im achten Jahrhunderte unter die neue Metropolitan-Dioces von Mainz. Die Beyspiele von Ausübung der kaiserlichen Rechte über die Klöster, dauern noch im eilften Jahrhunderte fort; aber auch von häufigen Verschenkungen derselben an Bischöfe. Zu dem Erheblichern in der Geschichte der Costnizer Bischöfe, gehört die Theilnehmung der B. Otto und Gebhard an den gewaltigen Unruhen, mit denen Heinrich IV. zu kämpfen hatte: jener vom J. 1071. der zweyte vom J. 1084 an (p. 457 sq.); aber auf zwey verschiedenen Seiten. Noch angenehmer sind mehrere literärische Nachrichten, und darunter auch im zweyten Anhange (p. 536 sq.) das Verzeichniß einer Klosterbibliothek aus dem achten Jahrhunderte; in welcher doch auch Metra Virgilii Maronis, Vitruvius magister de Architectura, und Liber Astrologiae Hygini vorkommen.

Kr.

Leben Mohammeds, des Propheten. Nach dem Französischen des *J. Gagnier*, mit einigen Anmerkungen von *C. F. R. Vetterlein*. Köthen, bey Aue. 1804. *Zweyter Band*. 404 Seit. ohne die Inhaltsanzeige. 8. 1 Rk. 6 gr.

Wir haben bereits bey der Anzeige des ersten Bandes dieser Uebersetzung (86. Bd. S. 241) unsere Meinung über dieselbe gesagt, und brauchen sie hier nicht zu wiederholen. Daß sie mit Sprach- und Sachkenntniß gemacht sey, leidet keinen Zweifel. Von den auf dem Titel angezeigten Anmerkungen des Herrn V. haben wir kaum zwey oder drey gefunden; sie sind aber nur unerheblich.

Tm.

Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung, von D. G. J. Plank, Konsistorialrath und Professor der Theologie zu Göttingen. Hannover, bey den Gebrüd. Hahn. 1804. Zweyter Band. 828 Seit. 8., 2 Rk. 12 gr.

Auch unter dem Titel:

Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung in den neuen Staaten des Occidents, von ihrer Entstehung bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts.

Der Plan des ganzen schätzbaren Werks, welches unstreitig zu den besten des berühmten Vf. gehört, ist den Lesern schon aus der Anzeige des ersten Bandes (A. D. B. 85. B. S. 425) bekannt, und darnach richtet sich der zweyte Titel, welcher zugleich die Periode angiebt, die hier behandelt ist. Rec., der schon den ersten Band so sehr zu rühmen hatte, sieht sich genöthigt, die Gelehrsamkeit, den Scharfsinn, die Kritik, und den tiefen historischen Blick, der so viele ganz neue Ansichten eröffnet, bey diesem zweyten Bande noch weit mehr zu bewundern, als beym ersten. Je schwieriger es blieb, sich durch diese verwickelte Periode, worin der Occident in so viele neue Staaten zerrissen war, welche die Kirche mit Dunkelheit bedeckten, hindurch zu arbeiten, und der Geschichte ein Licht anzuzünden: desto angenehmer wird man durch die lichtvolle Behandlung des Verf. überrascht, der alle Partieen von ihrer Verwickelung zu entkleiden, und in eine leichte Ordnung zu bringen weiß, so daß keine Abweichung in den verschiedenen Staaten übergangen, und doch das Ganze von gemeinschaftlichen Banden umschlungen wird, um die gehörige Haltung für den Leser zu behalten. Unmöglich konnte dieses ohne die genaueste Kenntniß der ganzen Geschichte des Occidents in dieser Periode geschehen; denn von der politischen Geschichte dieses Zeitraums mußte der ungewisse Zustand der Kirche das meiste Licht erhalten, und unmöglich konnten die verschiedenartigsten Materialien, welche die kirchliche Gesellschaftsverfassung betrafen, so passend und leicht geord-

geordnet werden, wenn nicht das Ganze schon vorher mit einem Totalblick überschauet war. Auf jeden Fall hat aber der gelehrte Verfasser seinen Ruhm als gründlicher, geistreicher und pragmatischer Historiker hierdurch aufs Neue bestätigt, und es bleibt bloß zu wünschen übrig, daß ihm auch ein rascherer und kräftigerer Styl eigenthümlich seyn möchte, wodurch die Form der Darstellung noch gewonnen haben würde. Indessen müssen wir Deutschen gestehen, wenn wir aufrichtig seyn wollen, daß wir überhaupt in der Kunst der Geschichtschreibung, in sofern sie die Form der Darstellung betrifft, hinter den Engländern und Franzosen noch weit zurück sind. Es fehlt uns noch immer an Mustern, weil man unter uns zu wenig auf die Kunst jener Nationalen geachtet, und weil sich unsre Sprache zu spät zu einer gefälligen Form auszubilden angefangen hat; denn sonst würde wahrscheinlich schon der große **Mosheim**, dessen historischer Styl vortrefflich war, den Preis des Musters davon getragen haben, wenn er nicht bey der Mangelhaftigkeit unsrer Sprache noch lateinisch schreiben zu müssen geglaubt hätte. — Die Reichhaltigkeit des vorliegenden Bandes wird sich aus einer gedrängten Anzeige des Inhalts ergeben, welche Rec. jetzt folgen lassen will. Die **erste Abtheilung** enthält eine Entstehungsgeschichte der neuen christlichen Staaten im Occident, und eine Auszeichnung desjenigen, was in ihre kirchliche Verfassung aus der ältern übergieng. Nur vier Staaten waren von Bestand, und durften hier beschrieben werden, der gothische in Spanien, der fränkische in Gallien, der longobardische in Italien, und der angelsächsische in Britannien. Hier war die Verfassung der neuen Kirchen der ältern darin ähnlich, daß das Verhältniß des Klerus zu den Laien dasselbe blieb, und auch der Klerus seine innere Einrichtung behielt. Die **zweyte Abtheilung** beschäfftigt sich darauf mit den eigenthümlichen Hauptzügen, wodurch sich die Verfassung der neuen occidentalischen Kirchen von den ältern orientalischen unterschied. Der **erste Abschnitt** beschreibt die eigenthümlichen Verhältnisse der neuen Kirchen zum Staat, und zur bürgerlichen Gesellschaft in ihrem ganzen Umfange; handelt also von dem größeren Einflusse des Staats auf die neuen Kirchen, und den Hauptmitteln, wodurch sich der Staat diesen Einfluß verschaffte. Er behielt sich einen Antheil an der Besetzung der Bisthümer vor,

und eine Aufsicht über das Synodalwesen. Außerdem trafen die fränkischen Könige noch eine besondere Einrichtung, wodurch sie eine beständige Einwirkung auf alle kirchlichen Angelegenheiten möglich machten. Ueberhaupt aber wurden in den neuen Staaten bey den Immunitäts-Privilegien der Kirche mannichfaltige Einschränkungen beliebt, so wohl in Hinsicht der Gerichtsbarkeit, als der Kirchengüter. Auf der andern Seite bekam aber doch auch die Kirche wieder grössern Einfluß auf den Staat; denn die Bischöfe wurden Reichs- und Landstände, und erhielten Einfluß auf die Wahlen der Könige, so wie auf die bürgerliche Rechtspflege. Außerdem verhalf ihnen ihre geistliche Gerichtsbarkeit zu einem mittelbaren Einfluß auf den Staat, und ihre Kriminaljurisdiktion zu einer Herrschaft über die Laien-Sünden. Bey der Ausübung der letztern wurden einige Veränderungen angebracht, die Senden errichtet, und der Gebrauch des Kirchenbannes sehr weise eingeschränkt. Die Folgen aber von den Verhältnissen, worin die Kirche zum Staat gekommen war, konnten nur wohlthätig für denselben seyn. Der zweyte Abschnitt stellt die Eigenheiten dar, welche in mehreren Gesellschaftseinrichtungen und Verhältnissen der neuen Kirchen allmälig aufkamen. Die Gewalt der Bischöfe über ihren Klerus, wurde bis ins achte Jahrhundert hinein despotischer; die Kirchen aber wurden reicher, und erhielten ganz neue Arten von Einkünften. Dadurch wurde die Verwaltungsart der Kirchengüter verändert, und zu den verwaltenden Personen kamen die Advokaten und Vögte der Kirchen hinzu. Aber auch das Mönchs- und Klosterwesen zeichnete sich in den neuen Kirchen durch Eigenheiten aus, und die Exemtionen der Klöster fiengen an. Auch wurde durch das Institut des kanonischen Lebens ein Versuch eingeleitet, aus allen Geistlichen Mönche zu machen. Der dritte Abschnitt beschreibt die Eigenheiten in den verschiedenen Verbindungsformen der größern aus mehreren vereinigten Kirchengesellschaften erwachsenen Kirchenstaaten. Zuerst die neuen Bestimmungen und Modifikationen in der Form des Diöcesan-Vereins; das Aufkommen der Archidiakonen und Archipresbyter in der Diöcesanverfassung, und der Versuch, die Parochen in Ansehung ihrer Subsistenz von den Bischöfen unabhängiger zu machen; der aber nicht gelang, so wie das Aufkommen der Patronatverhältnisse, wodurch eben-

falls

falls Veränderungen in der Diöcesanverfassung entstehen mußten. Darauf die Eigenheiten in der Metropolitanverfassung, und endlich Entstehungsgeschichte des römischen Supremats in den occidentalischen Kirchen. Da diese Geschichte so wichtig ist; so mußte sie auch etwas weitläuftiger behandelt werden. Der Verf. geht also von der Lage der römischen Bischöfe zu Anfang dieser Periode aus; und zeigt alsdann das Verhältniß, worin sie zu den neuen Kirchen kamen oder blieben. Mit den spanischen blieben sie in dem alten Verhältniß; aber mit der britannischen Kirche traten sie als Stifter derselben in ein ganz neues Verhältniß. Darauf folgt eine Darstellung der Umstände, welche vom achten Jahrhunderte an eine Veränderung in den bisherigen Verhältnissen der Päpste mit den occidentalischen Kirchen allmälig einleiteten und herbey führten, so wie der Verbindungen, worin die Päpste mit den neuen fränkischen Regenten kamen, und der Vortheile, die sie daraus zogen, sammt der Veränderung, welche daraus in dem Zustande von Italien entstand, wodurch die Lage der Päpste selbst sehr verändert wurde. Darauf genauere Bestimmung der Verhältnisse, wodurch die Päpste unter den Karolingern mit den Kirchen der fränkischen Monarchie kamen, und endlich die Erscheinung der Dekrete des falschen Isidors mit ihrem Inhalte, ihrer wahrscheinlichen Entstehung und Wirkungen, wodurch der Supremat des Papstes über die ganze Kirche auch kanonisch wurde. — Dieß ist bloß die Hauptsumme des Inhalts nach den größern und kleinern Rubriken, welche anzugeben Rec. wenigstens deßwegen für nöthig hielt, um nur erst die Aufmerksamkeit des Publikums auf diesen Band zu richten, weil er befürchtet, daß er in andern Anzeigen gleich dem ersten Bande nicht nach seinem wahren Werthe vor vielen andern Büchern ausgezeichnet werden dürfte, wie er es doch verdient. Es ist eben kein Wunder, daß die Recensenten bey der Fluth der theologischen Literatur ermatten, weil sie ihre Aufmerksamkeit so sehr theilen müssen, und daß sie sich eben deßwegen so kurz als möglich fassen, wie es ihnen auch vorgeschrieben ist. Allein Werke von so gediegenem Gehalte, wie das vorliegende, die so vielen Fleiß und Mühe gekostet haben, und die Wissenschaft wirklich weiter bringen, verdienen aus der Masse der leichten Waare herausgehoben, und dem Publikum nach ihrem wahren Werthe empfohlen zu wer-

 den,

den; damit die Verfasser selbst Lust behalten, in dem angefangenen Eifer auszudauren. Es ist nämlich einem Verfasser gar nicht gleichgültig, ob er bemerkt, daß man seine Arbeit gehörig zu schätzen weiß, oder ob er sie in dem Strome der Zeit mit fortschwimmen sieht, ohne daß sie nach Würden beachtet wird. Eine solche Nichtachtung muß ihn natürlich erkalten lassen. Rec. fühlt sich daher auch gedrungen, nicht bloß bey der Empfehlung des Ganzen stehen zu bleiben; sondern noch einzelne Partieen auszuheben, und darauf einige Desideria folgen zu lassen, die er ebenfalls erledigt zu sehen gewünscht hätte. — Das ganze Buch ist voll von neuen Ansichten, und nur wenig bekannten Thatsachen. Sie alle auszeichnen zu wollen, würde vergebene Mühe seyn. Rec. beschränkt sich also auf Einiges, was besonders ihm unbekannt und neu war. Ganz neu war ihm die Anwerbung für den Klerus in dieser Periode, vermittelst der bloßen Tonsur, wodurch man den mancherley beschwerlichen kanonischen Bestimmungen über die Erfordernisse und Eigenschaften der Subjekte für den Klerus auszuweichen suchte. Der gelehrte Verf. beschreibt diese neue Einrichtung S. 76—78 folgendermaaßen. „Man fing an, die klerikalische Tonsur, die „man in den ältern Kirchen immer nur bey dem Eintritte „in den erstern der untern Grade des Klerikats ertheilt und „angenommen hatte, von der Ordination zu trennen. Jeder, der es verlangte, konnte zu jeder Zeit die Tonsur erhalten, ohne daß er genöthigt war, sich sogleich ordiniren „zu lassen. Die Platte auf dem Kopf war also nicht mehr, „was sie ehemals gewesen war, Zeichen eines wirklich angenommenen klerikalischen Grades (signum ordinis); sondern sie konnte höchstens noch als Zeichen der Bestimmung „zu einem geistlichen Grade (signum destinationis ad ordinem) betrachtet werden. Bey dieser Veränderung behielt man aber doch den alten Grundsatz bey, daß die Tonsur den Kleriker mache, und ignorirte wohlbedächtlich, daß „er in der alten Praxis nur durch die Verbindung der Ordination mit der Tonsur seine Wahrheit erhalten hatte. „Dadurch erhielt man den Vortheil, daß man jetzt mehrere „Personen in den Klerus aufnehmen konnte, welche durch „die ältern Gesetze davon ausgeschlossen wurden, ohne daß „jedoch das Ansehen dieser Gesetze gekränkt zu werden schien. „Es war nämlich nur darin verboten, daß solche Personen, „denen gewisse Erfordernisse fehlten, nicht ordinirt [werden

„soll-

„sollten]: aber es war nirgends verwehrt, daß ihnen nicht „die Tonsur ertheilt werden dürfte. Man ließ sie also auch „nur zu dieser zu. Nach dem Princip aber, daß die Tonsur „den Kleriker mache, erhielten sie doch auch schon dadurch ei„nen Antheil an den Vorrechten und Privilegien des Stan„des, und dieß war es allein, was man gewöhnlich dabey „abzweckte." Die bloß Tonsurirten waren also nur noch bloße Kandidaten des Klerikats, wenn gleich mit den Privilegien des Klerus begünstigt. Allein diese Begünstigung scheint doch einen besondern Grund gehabt zu haben, der hier nicht angegeben ist. Wahrscheinlich lag er in dem Mangel kanonischer Subjekte für den Klerikat, so daß diese Veränderung der bestehenden Gesetze ein Werk der Noth war, um theils durch ein frühes Zeichen des Klerikats die Mängel der Wahl zu decken, und die nachfolgende Ordination zu erleichtern; theils einen sichern Nachwuchs zum Klerikat zu haben, worauf man zuverlässig rechnen konnte. Daher ertheilte man auch schon Kindern die Tonsur, und deßwegen scheint die Synode zu Toledo vom J. 656 im 6 Kan. verordnet zu haben, daß diese durch die Tonsur unauflöslich an den Klerus gebunden seyn sollten. Diese Vermuthung wird um so wahrscheinlicher, da der Verf. an einer andern Stelle sehr überraschend zeigt, daß man den Klerus aus Noth größtentheils aus dem Stande der Knechte kompletiren mußte, da der Freye zum Heerbann und zu andern Diensten verpflichtet war, die sich nicht mit dem Klerikat vertrugen. Wie viel Licht dieser einzige, bis jetzt zu wenig beachtete Umstand über den ganzen gegenwärtigen Zustand des Klerus verbreiten muß, ergiebt sich von selbst. Die Tyranney der Bischöfe über den übrigen Klerus, welche bis zu Prügeln gieng, wird unter andern auch daraus erklärlich; eben so die Unwissenheit des Klerus, u. s. w. — Sehr leicht, und in der Natur der Sache gegründet, ist ferner die Erklärungsart des Verf., wie es zugieng, daß fast alle Testamentssachen an die geistlichen Gerichte kamen. S. 278 — 80 „Es kam bald da„hin, daß von Niemand mehr ein Testament gemacht wer„den konnte, als von einem geistlichen Notar, weil sich die „Kunst des Schreibens fast ganz unter den Laien verlor, und „von dieser Zeit an, wurde es mehrfach nothwendig, daß „man auch in allen Proceßsachen über Testamente an die „geistlichen Gerichtshöfe recurriren mußte. War es die „Zweydeutigkeit oder die Dunkelheit des Testaments, war

„es ein Fehler der Form oder des Inhalts, was den Pro„ceß darüber veranlaßte: so kam immer der Koncipient zuerst „dabey ins Spiel, der nur seinem geistlichen Richter darüber „zur Rede stand. War aber die Kirche selbst bey einem an„gefochtenen Testamente wegen eines Legats interessirt, wo„mit sie darin bedacht war, oder wurde es gar, was oft der „Fall seyn mochte, um des Legats willen angefochten: so „prätendirten die Bischöfe aus einem gedoppelten Grunde, „daß ihnen das Kognitionsrecht darüber zustehen müsse, weil „ihnen ja die Sorge für die Vollziehung der Testamente in „Hinsicht auf die Legate ad pias causas, förmlich in den Ge„setzen übertragen sey." Vorzüglich hat aber Rec. die Auseinandersetzung des schwierigen Punkts der Klosterexemtionen gefallen. Darüber ist hier vermittelst der strengsten historischen Kritik ein solches Licht verbreitet, als Rec. noch nirgends erblickt hat, so sehr er sich auch darnach umsah. Es giebt dreyerley Arten von Klosterprivilegien, welche nicht der Eigendünkel der Mönche, wie man die Sache gewöhnlich vorstellt, erzeugt hat; sondern die Ungerechtigkeit und Tyranney der Bischöfe, welche die Klöster eben so gewaltsam und noch gewaltsamer behandelten, als den ihnen untergebenen Klerus. Sie griffen in alle ihre Gerechtsame ein, beraubten und plünderten sie. Um sich gegen diese Bedrückungen zu sichern, suchten die Klöster Privilegien nach. Die erste Art erhielten sie von den Bischöfen selbst. Diese waren gewissermaaßen Kontrakte mit den Bischöfen, daß den Klöstern ihre Gerechtsame bleiben sollten, und daß die Bischöfe in dieselben nicht gewaltsam eingreifen wollten. Die andre Art erhielten sie von den Königen entweder als Stiftern oder Beschützern der Klöster. Diese waren ebenfalls bloß auf den Schutz und die Erhaltung der Gerechtsame der Klöster gerichtet. Also kann man beyde Arten nur Immunitäts-Privilegien, aber keine Exemtions-Privilegien im eigentlichsten Sinne nennen, wodurch die Klöster aus der kanonischen Gewalt der Bischöfe herausgekommen wären. Vielmehr behielten die Bischöfe noch immer die Aufsicht über die Klöster. Die dritte Art, welche sie von den Päpsten erhielten, hatten zwar denselben Zweck; aber sie unterschieden sich dadurch von den beyden ersten Arten, daß die Päpste die Klöster der ordentlichen bischöflichen Gewalt ganz entnahmen, und sie unter ihre unmittelbare Aufsicht stellten. Wenn es von dieser Art ein einzig ächtes päpstliches Privilegium giebt: so

so ist es das, was vom Papst Zacharias im J. 751 dem heiligen Bonifaz für sein neu gestiftetes Kloster Fulda bewilligt wurde; denn alle übrigen sind unächt. Aber auch dieses ist gewissermaaßen mehr ein Ehrenprivilegium, wodurch der heilige Bonifaz sein neugestiftetes Kloster, welches noch unter keinem Bischofe stand, der Diöces des Papstes einverleibt, und seiner unmittelbaren Aufsicht anvertrauet zu sehen wünsche, welches ihm auch vom Papst zugestanden wurde. Hoffentlich wird man nun in der Folge nicht mehr so unbestimmt und unrichtig von den Exemtions-Privilegien der Klöster sprechen, als es bis jetzt der Fall war. Diese verwickelte Sache ist hier völlig aufs Reine gebracht. Aber auch den Punkt, wie die Päpste durch die fränkischen Könige zu den Schenkungen in Italien kamen, hat der Verf. hier auf eine andre Weise entwickelt, als es gewöhnlich geschieht. Dieß sind einige Proben von den vielen neuen Ansichten, auf die Rec. gestoßen ist. Andere werden andere Punkte für noch wichtiger halten; denn es kommt hierbey sehr auf eine individuelle Ansicht, so wie auf die größere oder geringere Bekanntschaft mit diesem oder jenem Gegenstande an, der hier behandelt ist. Wünschen möchte Rec. auf der andern Seite, daß der gelehrte Verf. bey den Einkünften des Klerus die so genannten Stolgebühren in dieser Periode mit berechnet, und bey den zunehmenden Reichthümern der Kirche den davon abhängigen Verfall der Religion mit bemerkt hätte. Ferner vermißt Rec. bey der geistlichen Gerichtsbarkeit die Gottesurtheile, deren Ursprung ebenfalls schon in diese Periode fällt. Doch werden diese vielleicht in der folgenden Periode vorkommen, weil sie besonders erst im neunten Jahrhunderte recht überhand nahmen. Auch bey dem Metropolitansystem dürfte es sehr instruktiv gewesen seyn, wenn die neuen Erzbisthümer zusammen namentlich aufgeführt worden wären. Der folgende Theil wird nun die Ausbildung des Papstthums enthalten, und bey dieser Gelegenheit wird sich wahrscheinlich Alles das mitnehmen lassen, was man noch sonst von der kirchlichen Gesellschaftsverfassung der folgenden Jahrhunderte bis zur Reformation wissen möchte. Sollten der Materialien für einen Band zu viel seyn: so wird es nicht schaden, wenn er auch in zwey Hälften zerfällt; denn man wird unstreitig den geistreichen Verf. lieber vollständig als unvollständig über Alles hören, und auch das Format, welches von der Verlagshandlung sehr unbequem

in klein Oktav gewählt ist, wird durch die Theilung des Bandes sich besser für den Leser fügen.. Rec. fügt nur noch den Wunsch hinzu, daß dieser letzte Band bald erscheinen möge.

Joseph Milners M. A., gewesenen Oberpfarrers an der Dreyfaltigkeitskirche zu Hull in der Grafschaft York, Geschichte der Kirche Christi. Aus dem Englischen übersetzt von Peter Mortimer. Barby, zu finden in der Brüdergemeine, und in Leipzig, bey Kummer. (1804?) Erster Band. 592 Seit. 8. 20 gr.

Nach einer Anmerkung des Uebersetzers war der Verfasser Master of the Grammar Scool, d. h. Direktor des Stadtgymnasii zu Hull, welches er sehr empor brachte, und dabey Nachmittagsprediger in der Hauptkirche. Erst 3 Wochen vor seinem Ende, welches den 15ten November 1797 in seinem 54sten Jahre erfolgte, wurde er vom Stadtrathe zum Oberpfarrer (Vicar) berufen. Ob er mit der Brüdergemeine in Verbindung stand, wird nicht gesagt; aber es ist nach dem theologischen Geiste des Verf., den er in der Vorrede und dem Werke selbst verräth, nicht unwahrscheinlich. Die Gründe nämlich, die ihn zu dieser Kirchengeschichte veranlaßt haben, giebt er in der Vorrede so an: „Es ist gewiß, daß von den Zeiten unsers Heilandes an, bis auf den „heutigen Tag, immer Menschen vorhanden gewesen sind, „die in Lehre und Leben sich nach den Vorschriften des N. T. „zu richten gesucht haben; Menschen, die nicht bloß Namenchristen; sondern wirkliche Christen waren, die an „die Lehren des Evangelii glaubten, dieselben wegen ihrer „göttlichen Kraft liebten, und die Alles für Schaden achteten, auf daß sie Christum gewönnen, und in ihm „erfunden würden. Diese Menschen sind es, deren Ge„schichte ich aufzuspüren wünschte. Für meinen Plan ist es „gleichgültig, und an sich, dünkt mich, von sehr geringer „Wichtigkeit, zu welcher äußern Kirche sie gehört haben „mögen. Von ihren Gebräuchen und Ceremonien, und den „Formen ihrer Kirchenverfassung, werde ich keine sehr genaue „Beschreibung geben, und noch weniger von ihren Verhält-„nissen

„nissen in der Weltgeschichte. Sogar Religionsstreitigkeiten „werden übergangen werden, diejenigen ausgenommen, die „auf das Wesen der christlichen Religion einen Bezug haben, „und deren Erörterung in die Geschichte der wahren Kirche „gehört. Nichts wird bewährt werden, als was zum „Reiche Christi zu gehören scheint, und die ächte „Gottseligkeit wird mein einziges und beständiges „Augenmerk bleiben." Der Verf. zeigt darauf, daß eine solche Geschichte der Kirche bis jetzt ganz gefehlt habe. Aeltere Kirchenschriftsteller, besonders Mosheim, hätten viele brauchbare Nachrichten als Beyträge zur allgemeinen Weltgeschichte geliefert; allein es sey offenbar, daß sie im Ganzen der Geschichte der Bosheit weit mehr Platz eingeräumt hätten, als der Geschichte der Gottesfurcht und Frömmigkeit, u. s. w. Hieraus ergiebt sich schon das ganze Unternehmen des Verf., die Kirchengeschichte zu einem Erbauungsbuche zu machen, und nur die Partieen auszuheben, die dazu dienen können; welche Methode gegen alle wahre Geschichtschreibung ist. Wer eine Geschichte der Kirche schreiben will, muß sie wahr schreiben, d. h. Alles erzählen, was vorgefallen ist, ohne bloß das Gute oder auch das Böse herauszuheben; denn sonst ist er kein unpartheyischer Geschichtschreiber, sondern ein partheyischer. Dieß haben Mosheim und Andere gethan. Wenn nun daraus nach dem Ausdrucke des Verf. mehr eine Geschichte der Bosheit als der Frömmigkeit geworden ist: so können die Geschichtschreiber nichts dafür; in sofern sie die Geschichte treu dargestellt, und nicht verfälscht haben. Man muß vielmehr die unvertilgbare Unart der Menschen anklagen, die sich Christen nannten, welche selbst die göttliche moralische Religion Jesu nicht vertilgen konnte. Dessen ungeachtet hat aber diese Religion im Ganzen einen mächtigen Einfluß auf die Besserung der Menschen gehabt, die sich zu ihr bekannten, welches nie unbemerkt geblieben, und an einzelnen Christen oder christlichen Partheyen stets gerühmt worden ist. Nur ist die Besserung selbst etwas Unsichtbares, und der größte Theil ihrer Wirkungen sind stille, geräuschlose Handlungen, die nicht so sehr bemerkt werden, als die geräuschvollen Handlungen des Stolzes und Ehrgeizes, der Herrschsucht und Unduldsamkeit, der Sittenlosigkeit und Tyranney. Daher erzählt die Geschichte in der Regel mehr von diesen als von jenen; allein sie kann dessen ungeachtet eine moralische Lehrmeisterinn für uns werden,

im-

indem wir die Unarten des menschlichen Charakters nicht nachahmen; sondern sie von Herzen verabscheuen lernen sollen. Allein ein eigentliches Erbauungswerk, dergleichen der Verf. hier aufzustellen sucht, läßt sich aus der Kirchengeschichte nicht machen, ohne sie zu verunstalten, weil zu viele Thatsachen darin vorkommen, wobey man nur gezwungen etwas Erbauliches anbringen kann. Daher hat denn auch die erbauliche Darstellung des Verf. nur gezwungen ausfallen können. Für ungebildete religiöse Leser mag dieß immer nicht so anstößig seyn, und daher mögen diese das vorliegende Werk vielleicht mit Wohlgefallen lesen; allein Gebildete werden keinen grossen Gefallen daran finden, und Gelehrte es gar nicht lesen mögen, weil der Verf. zu wenig Sachkenner ist, die neuern Untersuchungen über die Kirchengeschichte seit Mosheim gar nicht kennt, und dabey von aller historischen Kritik verlassen ist, deren vor allen Dingen die Kirchengeschichte bedarf, wenn sie wahr seyn soll. Rec. wird dieses Urtheil aus dem Werke selbst bestätigen, wovon der vorliegende Band die ersten drey Jahrhunderte enthält. So redet z. B. der Verf. über die Bekehrung des Cornelius S. 55 folgendermaaßen: „Wie nöthig ist es, daß der Weg des Friedens „durch Christum allein bestimmt vorgelegt und verstanden „werde! Cornelius würde auch bey seinem erleuchteten Ge„müthe und einem zarten Gewissen nie Ruhe für seine Seele „gefunden haben, wenn er nicht die Lehre von der Verge„bung der Sünden durch das Blut des Erlösers gefaßt „hätte. Da auch seine besten Handlungen von Unvollkom„menheiten begleitet waren: so hätte er dem Geiste nach im„mer in seinem Elende bleiben müssen. Die Lehre von Ver„gebung, mit Anwendung auf sich durch die Kraft des heili„gen Geistes, verschaffte ihm auf einmal einen Frieden, der „ihm bisher unbekannt gewesen war. Wie sorgsam sollten „wir nicht seyn, diese Lehre recht zu verstehen! und wie be„fliessen, so viel an uns ist, dieses köstliche Kleinod der Nach„kommenschaft zu überliefern!" Das ist ja aber eine Predigt und keine Geschichte? Außerdem ist der Verf. geneigt, alle Legenden der frühesten Kirchengeschichte als Wahrheit aufzunehmen, und er findet bey den seltsamsten und wunderbarsten Erzählungen keinen Anstoß. Es kostet ihn z. B. gar keine Ueberwindung, den Johannes zuerst in siedendem Oele gesotten, und darauf nach Patmos exilirt werden zu lassen. Dabey macht er von den frühesten Kirchendokumenten

nur

nur einen partheyischen Gebrauch. Er benutzt zwar den er-sten Brief des Klemens von Rom an die Korinther; aber nicht den Brief des Barnabas, und den Pastor des Hermas; wenn man gleich daraus eben so gut und noch besser den Geist der damaligen Christen kennen lernen kann. Allein diese letz-ten Schriften taugten nicht in seinen Kram, und deßwegen ließ er sie weg, wenn dieß gleich ein parteyisches Verfahren heißen muß. Was man aber von seiner historischen Kritik zu halten hat, kann man schon allein aus einer einzigen Stelle abnehmen. S. 163 „Unter den Werkzeugen des „Satans hiebey war Simon, der von Petrus in Sama-„ria gescholten wurde, der merkwürdigste. Er war der „Vater der Gnostiker und der Doketen, und von ihm „stammen eine Menge der ersten ketzerischen Meinun-„gen und Verhandlungen her. [Fast eben so viel Un-„wahrheiten als Worte!] So dunkel auch die Geschichte „Simons selbst seyn mag: so sind die Hauptmeinungen der „Doketen deutlich genug. Sie behaupteten, daß der Sohn „Gottes keine eigentliche Menschheit habe, und daß er nur „dem Anscheine nach am Kreutze gestorben sey. [Dieß ist zu „wenig, um ihre wahre Meinung deutlich zu machen]. Ce-„rinths [Cerinth] gab ihm eine wahre menschliche Natur, „betrachtete Jesum als einen Menschen, den Sohn Josephs „und der Maria; nahm aber an, daß Christus (den alle (?) „Ketzer für geringer als Gott ansahen,) vom Himmel herab „gekommen sey, und sich mit dem Menschen Jesus vereinigt „habe. [Dieß sind aber nur einige Brocken von Cerinths „System]. Die Ebioniten waren von den Cerinthianern „nicht sehr verschieden [?!] Sie wollten das Geheimniß-„volle von der Sache [von welcher?] entfernen. Im Gan-„zen sahen sie Jesum Christum an als einen bloßen Men-„schen von der Maria und ihrem Manne, jedoch als einen „sehr ausgezeichneten Menschen, u. s. w.“ Aus dieser Pro-be kann man den Beruf des Verf. zu einem Kirchenge-schichtschreiber nicht wohl abnehmen. Damit dieses aber je-dem Leser einleuchte, will Rec. noch Einiges über diese Stelle bemerken. Der Zauberer Simon war gar kein Ketzer; sondern ein Schaman, der mit seiner Kunst ein Gewerbe trieb, und von den Aposteln die ächte Kunst Wunder zu thun, für Geld erlernen zu können glaubte. Wenn er also Anhän-ger gehabt hat: so sind dieß ebenfalls Zauberer und Schama-nen gewesen. Wie kann ihn denn der Verf. den Vater der

Gnosti-

Gnostiker und Doketen nennen, mit denen es nichts gemein hat, und wie können von ihm ketzerische Meinungen herrühren? Bey den Doketen fehlt ferner die Hauptsache, daß sie Christus keinen wahren menschlichen Körper; sondern nur einen Scheinkörper gaben. Wie kann man ferner ohne die größte Uebereilung sagen, daß alle Ketzer Christum für geringer als Gott ansahen? Die Pelagianer, Semipelagianer, Monophysiten, u. s. w. gehören ja auch in das Ketzerregister, und waren doch sämmtlich ächte Athanasianer. Was soll man sich endlich für einen Begriff von dem Christus des Cerinth machen, wenn nicht dabey gesagt wird, daß er sich darunter einen höhern Geist (Aeon), wie alle Gnostiker, gedacht habe? Doch Rec. überhebt sich der Mühe, auch noch das Uebrige zu kritisiren, weil er nicht weiß, ob wirklich alle diese Unvollkommenheiten auf die Rechnung des Verf., oder auch zum Theil auf die des Uebersetzers zu schreiben sind? Aus einer Note der Vorrede wird man nämlich gewahr, daß der Uebersetzer Manches abgekürzt habe. Indessen soll doch auf der andern Seite kein Gedanke des Verf. von einiger Wichtigkeit übergangen worden seyn. Da Rec. das Original nicht kennt: so kann er hierüber nicht urtheilen. Die Uebersetzung ist übrigens etwas steif gerathen. Der Preis, das Alphabet zu 12 Gr. sächsisch, ist wohlfeil genug, und eine gewisse Klasse von Lesern, wofür die Uebersetzung eigentlich bestimmt ist, wird sie schon kaufen.

H.

Leben Oliver Cromwells, Protektors von England. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht." Schiller. Leipzig, bey Sommer. 1804. Erster Theil. 264 Seit. gr. 8. 1 Rg. 12 gr.

Zu einer sehr gelegenen Zeit erscheint diese Biographie. Weder Parallelen zu ziehen; noch sie ganz zu verwerfen, ist zwar die Sache des Recensenten; aber Beydes ist so oft in unsern Tagen geschehen, daß die flüchtigen Urtheile dieser Art durch gegenwärtiges Gemälde desto mehr berichtigt, und die glücklichern desto mehr bestätigt werden können. Unser Ungenannter sagt von seinem Helden: „Das Glück, sein „über-

„überwiegender Genius, die Eigenheit des Zeitalters, in „dem er geboren wurde, wie des Vaterlandes, welches ihn „groß zog, und ein seltsamer Zusammenfluß verhängnißvoller „Begebenheiten, stellten ihn auf eine der höchsten Stufen, „die dem Menschen erreichbar sind. Der Zufall zeigte ihm „ein Ziel, das seines Kopfs und seines Muthes werth war; „in sich selbst fand er die Kraft, demselben zu nahen; end„lich half ihm eine immer gleiche Gunst des Schicksals es „erreichen. Einmal der geliebte, in keiner Wendung sei„nes Schicksals verleugnete Sohn des Glücks, schien Crom„well von diesem zu einem Denkmal erkohren, an welchem „es allen Rechten zum Trotze, aller Wahrscheinlichkeit zum „Hohne, seine Gewalt verherrlichen wollte. Es lieh in der „Person dieses Mannes dem Ehrgeize den Glanz der Wahr„heit, und reichte der Tyranney die Krone der Tugend. „Mit einer Ausdauer, deren sich keiner seiner Lieblinge vor „Cromwelln rühmen konnte, begleitete es den Usurpator „bis an das Ende seines Lebens, und ließ ihn zuletzt, damit „dem gelungenen Werke auch das Siegel der Vollendung „nicht fehlen möchte, mitten im Schooße des Ruhms und des „Friedens sterben.“ Alles wahr, und auch wohl gesagt; weniger rednerisch gezeichnet würden die Züge des Bildes noch kenntlicher seyn. Wir mögen insonderheit in der Geschichte nicht so sehr viel auf die Rechnung des Glücks schreiben. Die günstigsten zusammentreffenden Umstände; Gelegenheiten zu wirken, die sich recht darbieten, und nie wiederkommen; Fehler des Feindes in Feldzügen, u. dergl. m. entscheiden an sich alle nichts, wenn nicht ein Mann von überlegenem Geiste, von Adlersblicke und schneller Thätigkeit bey der Hand ist, der sich ihrer alsbald zu bedienen weiß.

Zuerst, wie natürlich, wirft der Verf. einige Blicke auf die Regierungsgeschichte desjenigen Fürsten, auf dessen Untergang Cromwell seine Größe bauete — so würde der Biograph historisch gesprochen haben — aber wie der unsrige? dessen Untergang für unsern Helden das Morgenroth idealischer Hoffnungen wurde. Ob man gleich hin und wieder noch auf ähnliche Stellen stößt: so wollen wir doch darum gar nicht läugnen, daß die Erzählung des Verf. eben so richtig als lebhaft sey. Die Abwege, auf welche Karl I. gerieth, sind so einleuchtend dargestellt, daß man in der Folge wohl merkt, wie dieser Fürst seinem Schicksal entgegen

geeilt

geilt sey. Allein der Verf. sucht noch tiefer in die Ursachen von dem Umsturze der englischen Staatsverfassung und Karls Verderben, einzudringen. Er findet erstlich, daß eine Regierungsform, wie die damalige englische, den Keim der Zwietracht schon in sich selbst getragen habe; die fortdauernde Rivalität um die Hoheitsrechte, die eifersüchtige Bewachung der Gränzen, in welchen sich die Ansprüche beyder Theile berührten; die vielfältigen Anstöße des Ehrgeizes und des Eigennutzes; die oft unvereinbaren Bewerbungen um die Volksgunst, — das Alles seyen eben so mannichfaltige Veranlassungen zu Mißverständnissen, Ränken und politischen Zweykämpfen gewesen; auch sey der Nation vor einem ähnlichen Schicksal bange gewesen, als die Franzosen um gleiche Zeit durch Richelieu erfuhren. (Wir würden noch hinzusetzen, daß damals die Rechte und Verhältnisse des Königs und der Nation gegen einander noch gar nicht genau bestimmt waren, und daß sich daher eine Fürstinn, wie Elisabeth, Manches erlauben konnte, was ihre beyden, weit weniger geachteten Nachfolger nicht ungeahndet wagen durften.) Eine zweyte Hauptquelle jener großen Ereignisse glaubt der Verf. in der Herrschbegierde der Könige aus dem Hause Stuart anzutreffen; die dritte in dem unauslöschlich fortglimmenden Feuer der Zwietracht zwischen den Engländern und den Schotten; (das auch die Könige unvorsichtiger Weise nährten;) endlich noch eine in dem religiösen Sektengeist. Daß auch Frankreichs Staatsabsichten Karls Fall befördert haben, wird nicht vergessen.

Nun erst (S. 43) tritt Cromwells Familie, und bald darnach er selbst auf. Einen Auszug aus seiner Lebensgeschichte kann Niemand hier erwarten; aber desto weniger dürfen wir es unbemerkt lassen, mit welcher Einsicht sein Biograph alle die Gemüthsstimmungen und sonderbaren Anlagen, die Reizungen und Aufforderungen, die fehlgeschlagenen Erwartungen, und die sichern Aussichten in unbegränzte Macht und Ansehen, die Fehltritte der einen Partey, und die Gewandtheit, mit welcher der Mann von Geist, Schlauheit und Entschlossenheit dieselben zu benützen wußte; kurz alle die Gaben und Fähigkeiten, die geraden und krummen Gänge entwickelt, durch welche Cromwell nach und nach, immer standhaft seine Entwürfe verfolgend, die Nation täuschend, aber äußerst konsequent in seinen Maaßregeln, sein hohes

hohes Ziel erreicht hat. Historische Gerechtigkeit wiederfährt hier jedem Theil; auch die überhaupt blühende Sprache erhebt sich öfters am rechten Orte, um Scenen zu schildern, die man noch jetzt nicht ohne Theilnahme betrachten kann. Dieser erste Theil endigt sich mit Karls I. Hinrichtung im Jahre 1649. Die ganz am Ende des Theils stehenden Anmerkungen, hätten billig und leicht in die Geschichte selbst eingeflochten werden sollen.

Kz.

Historisch-litterarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem achtzehnten Jahrhunderte gelebt haben; u. s. w. Herausgegeben von Fr. K. G. Hirsching, vormaligem Doktor und Professor der Philosophie auf der Universität in Erlangen, ꝛc. Leipzig, bey Schwickert. 1804. Sechster Band erste Abtheilung. Nad — Oertel. 402 Seit. 8. 1 Rg. 8 ℳ.

Auch aus dieser Fortsetzung heben wir von den zahlreichen Artikeln nur eine kleine Anzahl merkwürdiger aus, um an denselben Proben von der Methode und dem Werthe der Bearbeitung zu geben.

Nadyr, Schach von Persien, auch Tahmasp Kulichan, ermordet im J. 1747. Für die Bestimmung des Buchs in der Kürze hinlänglich geschildert. Der Kaiser von Indostan, und der Großmogul in Hindostan sollen doch nicht verschieden seyn? So scheint es in der That, da aus Nadyrs Feldzuge nach Indien, der im J. 1738 anfieng, und im folgenden geendigt wurde, zwey besondere Kriege gemacht werden.

Nahmmacher, Conr., gest. im J. 1768. Von seinem schätzbaren Buche: de literatura Romana, hätte doch der Inhalt angegeben werden sollen.

Natter, Lorenz, gest. im J. 1763, der berühmte Steinschneider. Zu der an sich brauchbaren Nachricht konnte noch das genützt werden, was Christ und Lessing über ihn bemerkt haben.

Natzmer, von, D. G., Preußischer Generalfeldmarschall, gest. im J. 1739, aus Pauli's Leben großer Helden. Sehr umständlich, S. 23 — 40 und nicht unverdient. Doch vermissen wir noch eine Stelle von ihm in den Mémoires pour servir à l'Hist. de Brandebourg.

Naumann, M. Christ. Nikol., soll im J. 1741 in seinem 76sten Jahre gestorben, und doch erst im Jahre 1780 geboren seyn.

Neefe, Christ. Gottl., gest. im J. 1798, der bekannte Tonkünstler, aus dessen eigener Lebensbeschreibung angenehme Auszüge gemacht werden.

Negretti, Joh. Baptist, einer der seltsamsten Nachtwandler. Weder sein Geburts- noch Todesjahr sind angegeben.

Nettelbladt, Dan., gest. im J. 1791, ein vorzüglicher Artikel; so wie auch

Neuberinn, Frid. Carol., die berühmte Schauspielerinn und Gegnerinn Gottscheds, gest. im J. 1763.

Neumair, Franz, der bekannte Jesuit und Kontroverspredigеr zu Augsburg, gest. im J. 1765. Daß er bey den Protestanten daselbst in der größten Achtung gestanden haben sollte, daran zweifeln wir gar sehr.

Neumann, Casp., gest. im J. 1737. Nicht allein von seinen Verdiensten um die Chemie, hätte mehr gesagt werden sollen; sondern es konnte auch noch angeführt werden, wie geschickt er das Wunder, welches jährlich mit dem Kopfe des heil. Januarius zu Neapel vorgeht, in Gegenwart eines französischen Gesandten nachgemacht habe. Rec. hat einen Gelehrten gekannt, der dabey zugegen war. Eine Nachricht davon steht in den Miscellaneis Duisburgens. Tom. II. Fascic. I. p. 195 sq.

Newton, Isaak, gest. im J. 1727 nach Heydenreich und Buhle, lehrreich genug.

Nico-

Niceron, Joh. Peter, der sorgfältige Biograph von Gelehrten, gest. im J. 1738. Ohngeachtet Mehreres ganz treffend, sowohl zum Lobe seiner Sammlungen, als über dasjenige, was man noch daran vermißt, beygebracht worden ist: so ist doch die Hauptsache vergessen, nämlich dieses: daß N. selten das Charakteristische eines jeden Gelehrten an Geist, Gaben, Verdiensten, klassischen, trefflichen, nützlichen oder mittelmäßigen Schriften, scharfsichtig genug bestimmt hat.

Nietzki, Adam, ein Arzt und besonders Chemiker zu Halle, fehlt.

Noailles, L. A. von, der so berühmte Kardinal, gest. im J. 1729. Sehr ausführlich, S. 215—244 doch bloß aus der merkwürdigen Lebensgeschichte aller Kardinäle. Dagegen ist sein Neffe,

Noailles, Adr. Maurice von, Marschall von Frankreich, gest. im J. 1766 viel zu kurz und zu seicht behandelt. Wie weit anders hätte er mit Hülfe seiner schätzbaren Mémoires, die auch ins Deutsche übersetzt worden sind, geschildert werden können! Es war z. B. nicht genug zu sagen, daß er bey Dettingen die Wahlstatt habe räumen müssen; sondern vielmehr; daß seine vortrefflichen Dispositionen zu dieser Schlacht, durch die übereilte Hitze des Duc de Grammont, fehlgeschlagen sind.

Nüßler, Karl Gottlob von, der bekannte, mit Undank belohnte, und sogar gemißhandelte Patriot, nach Büsching.

Von den übrigen nennen wir nur noch den sonderbaren Jak. Herm. Obereit, gest. im J. 1798 aus Schlichtegrolls Nekrolog; seine Autobiographie ist verloren gegangen; — Simon Okley, gest. 1720 von dessen Geschichte der Saracenen der Verf. die deutsche Uebersetzung nicht kennt; — und Joh. Karl Conrad Oelrichs, gest. im J. 1798.

Kr.

Gelehrtengeschichte.

Leipziger gelehrtes Tagebuch auf das Jahr 1803. Leipzig, in Kommission der Weidmannischen Buchhandlung. 11 Bog. 8.

Die Wohlthätigkeit muß doch wirklich vorzüglich in Leipzig zu Hause seyn, da Universität, Schulanstalten und Armuth jährlich so sehr mit neuen Stiftungen bedacht werden. Wir können uns, um der Seltenheit willen, nicht enthalten, das Verzeichniß von den Vermächtnissen dieses Jahres, womit Herr Prof. Eck auch dieß Mal seine Vorrede ausfüllt, unsern Lesern mitzutheilen, wenn auch dadurch unsre Anzeige dieses Tagebuchs das gewöhnliche Maaß der Länge übersteigen sollte. Die Wittwe des Herrn Baumeisters Löhr hat der Thomasschule 2000 Thaler, halb für die Lehrer, halb für die Schüler; dem Stadtalmosen 2000 Thaler, für 4 arme Wittwen verstorbener Gelehrten, und 4 verarmte Kaufleute, Künstler und Handwerker, oder deren Wittwen, und 1000 Thaler den Lehrern an der Freyschule vermacht. Drey Wochen hernach starb ihre Tochter, die Wittwe des schon 1784 verstorbenen Dr. Christian Ludwigs, die für einige arme Wittwen bey der Universität 500 Thaler legirte. Mag. Joh. Gottl. Bergold, vermachte von seinem sauer erworbenen Nachlaß dem Universitäts-Almosen 100 Thaler, und der neuerrichteten Armen-Anstalt 500 Thaler. Eben diese bedachte der am 6ten Jul. verstorbene Prof. Klausing mit 1000 Thalern, so wie die unverheyrathete Tochter des Kammerrath Rees, mit 2000 Thalern: eben diese vermachte auch dem Universitäts-Almosen 1000 Thaler. Vorzüglich sind die Stiftungen des den 9ten Aug. verstorbenen Kammerkommissair Christ. Andr. Leichs, Besitzers der Gleditschischen Buchhandlung, der sein Landgut zu Möckern, nebst dem Inventarium, auch zu dessen Erhaltung im baulichen Wesen ein Kapital, der ökonomischen Gesellschaft; 20000 Thaler zur Errichtung einer Accouchir-Anstalt, unter Direktion der Universität, des Kreisamtes, und des Rathes; 800 Thaler dem Universitäts-Almosen, und 1000 Thaler der neuen Armen-Anstalt vermacht hat. Dazu kommt noch das ansehnliche Geschenk, das der Kursächsische Gesandte in Lon-

London, Graf Hans Moritz von Brühl, der Leipziger Sternwarte an 12 astronomischen Instrumenten, und 543 Büchern gemacht hat. So ist also in zweyen Mängeln der Universität, in Errichtung einer Accouchir-Anstalt, und in Ausstattung der Sternwarte fremde Freygebigkeit der landesherrlichen Gnade zuvorgekommen. Dieß aus der Vorrede; wir kommen nun zu den akademischen Nachrichten des Buches selbst.

Unter 16 Todesfällen dieses Jahrs verlor Leipzig besonders, die Professoren Koch, Klausing, Kösner und Hebenstreit, den Arzt Levi, den Mag. Kriegel, und den berühmten Kupferstecher, Geyser. Von zwey andern Verstorbenen, dem Kaufmann Kreuchauf, und dem Pr. Kammerrath und Agenten Crayen, werden, zur Ergänzung des gelehrten Deutschlandes, ihre anonymischen Schriften angegeben. Die theologische Fakultät hat keinen, die juristische fünf, und die medicinische neun Doktoren kreirt. Die feyerliche Magisterpromotion erstreckte sich auf 16 Magisters, die wenigstens nicht autorisirt worden sind, ihre Magisterwürde in einen zweydeutigen Doktortitel zu verwandeln; alle rühmen die in Leipzig genoßnen Wohlthaten, und sind, wie die neuen Doktoren, Landeskinder. Auch erlebte sie das Vergnügen, zweyen berühmten Gelehrten, Herrn Dr. Burscher, und Herrn Probst Teller, zu ihrer Jubelfeyer der von ihr vor 50 Jahren ihnen ertheilten Magisterwürde Glück wünschen zu können. Ein einziger neuer Lehrer, nämlich der Professor der Beredsamkeit, Herr Hermann, hat pro loco disputirt, und seine Antrittsrede gehalten. Es wurden 6 Gedächtnißreden, und darunter eine zum Andenken der Ernestinischen Stiftung, und 4 Festreden gehalten. Der neu inskribirten akademischen Bürger waren zu Ende des Winterhalbenjahrs 105, und zu Ende des Sommerhalbenjahrs 178, folglich in allen 283. (1802 waren deren 266; 1801, 233.) Unter den Docenten erscheinen, in der theologischen Fakultät 4 ordentliche, mit dem Prof. der heil. Sprache, ein außerordentlicher Lehrer, 3 Baccalaureen; in der juristischen, 7 ordentliche, 6 außerordentliche Professoren, 7 Doktoren, 5 Baccalaureen; in der medicinischen 5 ordentliche, 3 außerordentliche Professoren, 8 Doktoren, 1 Baccalaureus; und in der philosophischen 9 ordentliche, 18 außerordentliche Lehrer, und 13 Magisters. Sechs sächsische von Adel haben sich

nach vorhergegangenen Programmen, öffentlich examiniren lassen. Unter den weiter beförderten oder abgegangenen Leipziger Gelehrten, sind sonderlich bemerkenswürdig D. Tilesius, der als Russisch. Kaiserl. Hofrath nach Petersburg abgieng, um die russische Entdeckungsreise als Naturforscher mit zu machen, und Herr Prof. Wieland, der als Königl. Preuß. Hofrath und Prof. der Geschichte beym Kadettenkorps nach Berlin berufen wurde. Dagegen wurde der bisherige Direktor in Bautzen, Herr Gedike, als Direktor der vom Stadtrathe neuerrichteten Bürgerschule, und der seitherige Prof. der Geschichte und Moral an der Ritterakademie in Dresden, Herr Pölitz, ein bekannter Polygraphe, als außerordentlicher Professor der Philosophie, in Leipzig angestellt. Aus dem Verzeichniß der in diesem Jahre von Leipziger Gelehrten herausgegebenen Schriften, lernt man die Fruchtbarkeit manches Schriftstellers übersehen, und den Verfasser mancher anonymen Schriften, sonderlich im Fach der Romane, kennen. Die fleißigsten waren von Arnim, Baumgärtner, Becker, Bergk, (in Uebersetzungen) Grohmann, Gruber, Leonhardi, Martens, Müller, (in Romanen) Rochlitz, (in Komödien) Rössig, u. a. Zu Ende des Jahres studirten zu Leipzig 5 Prinzen, (von Holsteinbeck, Oldenburg und Schönburg) 10 Grafen, und 81 Edelleute, und darunter 25 aus dem ehemaligen Polen und aus Rußland.

Gl.

Lexicon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller, ausgearbeitet von *Johann Georg Meusel*. Leipzig, bey Fleischer d. j. 1802. *Zweyter Band*. VIII und 456 Seit. *Dritter Band*. Ebendas. 1804. 593 Seit. gr. 8. 5 Rthl. 8 gr.

Den ersten Band dieses verdienstlichen Werkes, des um die historischen Wissenschaften überhaupt, insonderheit aber um die Gelehrtengeschichte höchst verdienten Hofr. Meusels, hat Rec. im 1. St. des 74. Bds. angezeigt, und zugleich einige Beyträge zu einem künftigen Ergänzungsbande beygebracht.

Im

In der Anzeige dieser zwey neuen Bände, welche C und D, E und F enthalten, wird er, um auch seiner Seits von neuem Etwas zur Vervollkommnung eines so nützlichen Werks beyzutragen, dasselbe, und zwar nach der Ordnung des Werks, wie in der vorigen Anzeige, thun.

Bey J. F. Camerer, der wahrscheinlich noch mehr geschrieben hat, als hier angegeben ist, werden auch die Beyspiele zur Bildung eines Soldaten 1. St. bemerkt; Ekkard führt sie in dem Register zu den Götting. gel. Anz. als bloß von ihm herausgegeben an, und nennt den Grafen Wold. von Schmettow als Verfasser; in der Recension dieser Sammlung wird keiner von beyden genannt. — Der hier fehlende Geburtstag von El. Cp. Canz, soll der 20ste November seyn; statt des 28sten Jan. 1753. geben Andere den 2ten Febr. d. J. als den Geburtstag von J. G. Canz an. — Cappel wurde 1769 Professor der Anatomie. — A. P. F. Carstens, ist ein älterer Bruder des weiterhin aufgeführten H. J. C. — H. G. Carstens Tordenskiold wurde von J. P. Vinge dänisch übersetzt. Kopenhagen. 1801. 8. — Der Artikel F. A. Carthenser's läßt sich aus Ekkard's Registre vermehren. — J. Castillon scheint bereits 1791 gestorben zu seyn; wenigstens läßt sich dieß daraus vermuthen, daß er in dem 1795 erschienenen neuesten gelehrten Berlin fehlt; auch steht bereits in den Memoiren der Berliner Akademie 1792 — 93 eine Lobschrift auf Castillon, den Vater, von Castillon dem Sohne. Der *Essai sur les Erreurs et sur les Superstitions etc.*, wird im gelehrten Frankreich J. L. Castillon beygelegt. — Bey dem Artikel der Kaiserinn Katharina II. hätte der Nachtrag zum gelehrten Frankreich, und der Nachtrag zum Verzeichnisse von Uebersetzungen deutscher Schriften verglichen werden können. — Unter E. M. Chladenius ist irrig die *Epistola de civilitate ecclesiastica* aufgeführt; sie gehört seinem Bruder J. M. Chl., in dessen Artikel sie auch, jedoch ohne Jahrzahl, verzeichnet ist. — J. F. Christ, starb (nicht am 3. Aug., sondern am) 3. September (1756). — Bey W. E. Christiani ist die dänische Uebersetzung seiner Geschichte der Herzogth. Schleswig und Holstein unerwähnt geblieben. — Nach von Clair wäre nach Ekkard der Göttingische Senator A. A. Clare, und nach Clavell derselben Quelle zufolge A. Clavius zu setzen. — Bey Claver, Collin und Cothenius

ebenfalls hätte Ersch'ens schon erwähntes Verzeichniß der Uebersetzungen deutscher Schriften einige Data angeben können. — Cohausen's Hermippus redivivus wurde ins Englische, und aus dem Englischen nachher ins Französische übersetzt von de la Place. 1789. 8. Von Corodi's Geschichte des Chiliasmus erschien 1783 ein dritter Theil in 2 Bänden. — Ueber J. C. Cramer ist Ekkard zu vergleichen. — Cranz'ens Geschichte von Grönland wurde englisch übersetzt von la Trobe. London. 1780. 4. — Nach Crause hätte der schlesische Freyh. von Craussen wohl ein Plätzchen verdient. (vergl. Ekkard und Streit) — Die S. 227 Cremeri'n beygelegte, unter dem Namen Obermayr erschienene Schrift, findet man im 15. Bd. des jetzt lebenden Gelehrten Deutschlands in dem Artikel Jos. Richters. — L. G. Cromés Gedichte werden vom Prof. Ebeling zu Hamburg herausgegeben. — Dalier wurde nach der 4ten Ausgabe des gel. Deutschl. 1724 geboren; hier steht die Jahrzahl 1714. — Nach diesem Artikel dürfte nach Ekkard der von Dame einzuschalten seyn. — S. 276 Z. 5 ist statt Statistik — Statik zu lesen. — S. 347 fehlt der schon 1780 verstorbene, in der vierten Auflage des gel. Deutschl. aufgeführte Diede. — Diterichs Unterweisung zur Glückseligkeit u. s. w., wurde auch ungarisch von Seralla zu Neusohl 1788. 8., und dänisch von Lor. Sev. Lund, zu Kopenhagen. 1790. 8. übersetzt. S. 419 ist unter Dotzauer statt Sommerfeld, zu lesen: Sonnenfeld. — Bey M. F. Ebeling sollen die Lücken durch Martin Friedrich auszufüllen seyn; auch ist seiner römischen Kaisergeschichte die holländische Uebersetzung (Haag. 1789. 2 T. 12) beyzufügen. — Ob nicht nach G. E. Eckhard, J. Gottlieb von Eckart, der Verf. der Experimentalökonomie gehörte, müßte sich durch die von Ekkard angegebenen Citate entscheiden, die Rec. nicht alle vergleichen kann. — Die in Ehlers's staatswissenschaftlichen Aufsätzen eingerückte „Betrachtung über die Freyheitsbewegung unserer Zeit," wurde dänisch übersetzt im pol. og phys. Magazin 1. Bd. — Ueber F. L. Ehrmann hätte der Nachtrag zum gel. Frankreich verglichen werden können. — Die von Amalie Ehrmann herausgegebenen „Erholungsstunden" sind zum Theil dänisch übersetzt von Leop. C. Dun. Odensee. 1794. 2 H. 8. — Von Eller's *Observat. de cogn. et cur. morbis, praec. acutis*, lieferte der Pariser Arzt J. Ag. Le Roy 1774 eine

fran-

französische Uebersetzung, die 1785 von neuem aufgelegt wurde. — Bey C. J. von Engel fällt es auf, der Biographie seines Sohnes ungeachtet, nicht eine vollständigere Notiz zu finden. Nach Engelbrecht sollten wohl Eul. Engelhard und H. Christoph Engelhard eingeschaltet seyn. (s. Gött. Anz. 1754. Nr. 29. und 116.) In dem Artikel von J. Konr. Engelhard (,) hätte bemerkt werden sollen, daß der „*Absolutismus et Particularismus etc.*" und der „*Calvinismus in agone*" *etc.* ein und dasselbe Buch sind. Ueber Erbrieber hätte sich noch aus den Gött. Anz. 1778 Zugabe S. 72 eine Notiz nachtragen lassen. — Bey der Doktorinn Erxleben, hätte am Ende beygefügt werden können: Nachricht von einigen Lebensumständen derselben, vornehmlich deren zu Halle erhaltene medicinische Doktorwürde betreffend, im Journal von und für Deutschland 1789. 49—56 St. L. Euler's *Introd. in Analysin Infinit.*, wurde von J. B. Labey, Prof. zu Paris von neuem französisch übersetzt, und mit Erläuterungen versehen 1797. 2 Bde. 4. Von der mit einigen Aufsätzen von La Grange bereicherten neuen Auflage der Bernoullischen französischen Uebersetzung seiner vollständigen Anleitung zur Algebra, erschien 1797 eine englische Uebersetzung unter folgendem Titel: *Elements of Algebra by L. Euler, translated from the french, with the critical and historical Notes of Mr. Bernoulli; to whit are added the additions of Mr. de la Grange, same original notes by the translator, Memoirs of the Life of Euler, with an estimate of his character and a Praxis to the whole work consisting of above* 200 *examplar.* (*London.* 2 *V.* 8.) Auch wurde Euler's *Scientia navalis* von H. Watson englisch übersetzt. — Nach Falckenstein vermissen wir den berühmten russischen Reisenden J. P. Falk. — Im Artikel Feddersen hätten zu mehreren Büchern noch Uebersetzungen beygefügt werden können; von den Unterhaltungen mit Gott erschien außer der ältern holländischen Uebersetzung von Cordes, eine neue zu Amsterdam 1790—91. gr. 8. von dem Leben Jesu eine dänische 1777. 8., und eine holländische 1780. 8. von den christlichen Vorschriften bey den Freuden und den Widerwärtigkeiten dieses Lebens eine holländische 1786. 8., von der Biographie Leopolds von Braunschweig, eine dänische 1785. 8., und von Sturm's Leben und Charakter eine schwedische 1787. 8. — S. 305 ist durch einen Druckfeh-

ler Jemar statt Jelmar gedruckt. — Jeff's Winke aus der Geschichte eines Augenkranken, wurde schwedisch übersetzt zu Stockholm 1798. 8. — F. G. Findeisen, wird von Ekard als Uebersetzer von Macchiavell's Unterhaltungen über Livius erste Dekade (Danzig. 1776. 3 B. 8.) angegeben. — R. Ch. von Florencourt ist auch Verf. des Registers zu Kästners Anfangsgründen der angewandten Mathematik. — Flügel's — erklärte Kourszettel wurden nach der 10ten Ausgabe 1799 von C. P. Ekard französisch übersetzt. — Formey's *Lettres sur la prédication* erschienen deutsch. Bern. 1754. — Wegen einiger von Georg und J. R. Forster gemeinschaftlich unternommenen Uebersetzungen hätten beyde Artikel genauer verglichen zu werden verdient. G. F's Bearbeitung von Sakontala wurde holländisch übersetzt. Haarlem. 1792. 8. J. R. Forster's *Enchiridion Hist. nat. inserviens* französisch von J. B. F. Leveillé. Paris. 1799. 8. — In dem Artikel Friedrich II. ist die Angabe der schwedischen Uebersetzung der Schrift: *Sur la Litérature allemande* mit: Stockholm. 1792. 8. zu ergänzen; das Gedicht: *L'art de la Guerre* wurde holländisch übersetzt von J. G. Doornick. Amsterdam. 1793. 8. — Frommel's Theorie des Kleebaues erschien französisch zu Lausanne 1784. 8. — Zu Fulda's Handschrift der Ausgabe von Ulphilas wollen wir hier bemerken, daß der Prediger Zahn bey Weissenfels mit deren Besorgung beschäfftigt ist, um, wo möglich, auch hier Etwas zur Beförderung dieses Unternehmens beyzutragen.

Rz.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Von der Michaelis-Messe an, sind in allen guten Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

1. Iris, ein Taschenbuch für 1805, herausgegeben von J. G. Jakobi. 15 Bog. 12. mit 6 Kupfern, von Kaffner, und musikalischen Beylagen geb. in Futteral. 2 Thlr. 8 Gr.

Dieser dritte Jahrgang der Iris zeichnet sich durch die anziehendste Mannichfaltigkeit und das Gehaltreiche seines Inhalts, noch vor seinen beyden Vorgängern aus. Der berühmte Herausgeber selbst beschenkt uns darin mit mehrern der zartesten Blüthen seines ewig jugendlichen Geistes, und eines vortrefflichen Herzens wie es ihrer wenige giebt. Der geistvolle Aufsatz: An Leonoren, und das kleine rührende Lied: An meine Geschwister sind, neben andern, die Belege dafür. Dann brachten, nach Gewohnheit, so viele seiner Freunde und Freundinnen ihm abermals wetteifernd ihre besten Gaben dar. Neben den bekanntern Namen von Friedr. Leop. Grafen zu Stolberg, Pfeffel, Salis, Klamer Schmidt, Haug, Friderike Brun, u. a. erscheinen dießmal, theils von neuen, theils von seltner genannten, sowohl als von mehrern ungenannten Verfassern verschiedene Aufsätze, welche die größte Aufmerksamkeit verdienen. Dahin gehören z. B. die historische Skizze über Johanna I. Königinn von Neapel, von dem H. von Rotteck; Heinrich der Schwarze (die Prose von H. Rath Schnez-

ler,

ler, die Poesie von H. Usteri, welcher letztre auch die Zeichnungen für die zu diesem Stück gehörigen Kupfer geleistet hat); das eben so schön gedachte als zierlich verfaßte Tagebuch einer Reise von Freyberg nach Karlsbad, von einer ungenannten Dame; die zarten Lieder von Theone, und ein prosaisches Sendschreiben von ihr, welches wesentlich die Erzählung einiger Impromptü's von der sel. Karschin zum Gegenstand hat, beyläufig aber von unsrer neuesten deutschen Dichter: Art und Kunst mit der edelsten Unbefangenheit und mit mehr Wahrheit spricht, als es so viele unsrer sogenannten — Kunst=Richter thun. Von dem neuen wundersamen alemannischen Dichter (Hebel) findet sich dann ein Lied, das keinem seiner frühern weichen darf; und selbst der Schatten eines unsrer wenigen Unsterblichen (Heinse) bringt seinem Freunde noch eine — man kann denken wie genialische — Gabe, in seinem Journal einer Reise über den St. Gotthard, u. s. f. dar.

Daß dieser neue Jahrgang der Iris mit deutschen Lettern abgedruckt ist, müssen die Verleger mit dem wahrhaft patriotischen Geschmacke der großen Mehrheit ihrer Leser entschuldigen.

2. Helvetischer Almanach für das Jahr 1805. gebunden in Futteral 1 Thlr. 20 Gr.

Derselbe enthält dießmal: 1) Eine in gedrängter Kürze verfaßte vortreffliche, geographisch=statistische Darstellung der beyden Kantone Uri und Unterwalden, von H. Zschokke, mit einer Charte von Scheurmann, welche an Genauigkeit und schöner Ausführung mit den bewundertsten französischen und englischen Kunstprodukten dieser Art wetteifern darf. 2) Die Fortsetzung der helvetischen Chronik vom Anfange des J. 1803 bis zum Schlusse der ersten Tagsatzung, mit derjenigen Vollständigkeit in einfacher Erzählung der Thatsachen, wie solche der einheimische Leser bisher nirgends zusammengereihet findet; zugleich aber mit angemessener Beschränkung auf das Wissenswürdigste dargestellt, wie es das Bedürfniß des außerschweizerschen Geschichtsfreundes einzig erheischen kann.

Auch

Auch dieser Almanach (nun der siebente in der Reihe), ist mit einem äußerst lieblichen Titelkupfer, (die Sennhütte) von Hegi, nach König, in Aqua-Tinta-Manier — dann mit drey geistreich von diesem letztern radierten Blättern (den Flecken Altorf, Stanz und Bürglen) und den Ruinen von Stanzstaad im J. 1799 von J. J. Bidermann — mit vier gemalten Kostume's aus den Gegenden der beyden genannten Kantone, und endlich mit zwey Bauarten aus eben denselben, geziert.

Zürich, im September 1804.

Orell, Füßli und Komp.

Im J. 1799 erschien in unserm Verlage:

Geheime Geschichte der Rastadter-Friedens-Verhandlungen in Verbindung mit den Staatshändeln dieser Zeit. Von einem Schweizer. Nebst den wichtigsten Urkunden. 6 Thle. (7 Bände) 8. Germanien.

Dieses Werk, dessen berühmten Verfasser wir auch jetzt noch nicht nennen dürfen, machte damals, und eine geraume Zeit, das Aufsehen, welche es durch die parteylose Gründlichkeit und gedrängte, aber schmucklose Kürze des eigentlichen geschichtlichen ersten Bandes, so wie durch die wohlgeordneten Urkundensammlungen der fünf übrigen, in so hohem Grade verdiente.

Jener erste Band enthält, nach einer einleitenden Uebersicht des französischen Revolutionskriegs bis auf die Präliminarien zu Leoben, sechs Bücher.

1. B. Von den Präliminarien zu Leoben bis zu dem Frieden von Campo Formio.

2. B. bis zur Revolutionirung der Schweiz.

3. B. bis zum Abbruche der Unterhandlungen von Selz.

4. B. bis auf die Seeschlacht von Abukir.

5. B. bis zur Annehmung des französischen Ultimatums über die erste Friedensbasis zu Rastadt.

6. B.

c. W. bis zum Uebergang der Franzosen über den Rhein, und die Kriegserklärung gegen Oesterreich und Toskana.

Die Urkundensammlung hiernächst ist in sieben Abschnitte vertheilt, und betrifft:

1. Die vorläufige Einleitung der Reichsfriedensunterhandlung, 10. Jenner 1795 bis 11. Jenner 1798.

2. Die Formalien des Kongresses, 27. Okt. 1797 bis 14. Jenner 1798.

3. Die Besitznehmung der Festung Mainz ic. 7. December 1797 bis 2. März 1799.

4. Die auf dem rechten Rheinufer angestifteten Unruhen. Jenner 1798.

5. Die Auszüge der merkwürdigsten Abstimmungen in den Deputationssitzungen, 9. Dec. 1797 bis 10. April 1799.

6. Sämmtliche zwischen der Kaiserl. Plenipotenz und der Reichs-Friedens-Deputation mit den französischen bevollmächtigten Ministern gewechselte Noten. 27. Jenner 1798 bis 25. April 1799.

7. Sammlung der wichtigsten Urkunden zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Frankreich und den übrigen Staaten, seit den Präliminarien von Leoben.

Dieser Abschnitt von dem allgemeinsten Interesse faßt über 800 Seit. in sich.

8. Vorzüglich merkwürdige Eingaben einzelner Reichsstände bey der Deputation.

9. Friedens-Instruments-Projekte.

10. Noten, welche zwischen dem französischen Gesandten und einzelnen Ständen, auch den K. Preuß. und Kaiserl. Königl. Ministern gewechselt worden.

Der ganz neue Schwung, den seither die Angelegenheiten von Europa genommen, machte in den drey letzten Jahren den Absatz dieses vortrefflichen Werkes um ein Merkliches geringer. Dieses bewegt uns, von nächst künftiger Michaelis-Messe bis und mit Schlusse der Jubilate-Messe

1805,

1805, den, übrigens auch Anfangs, (wie alle Erfahrnen aus unsern Handelsgenossen finden werden), nicht allzuhohen Verkaufspreis von 12 Rthlr. auf 6 Rthlr. netto herunter zu setzen. Nach dieser Zeit wird der alte Preis wieder eintreten.

Zürich, im Mai 1804.

Orell, Füßli und Kompagnie, Buchhändler in Zürich.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der berühmte Voß verläßt Jena, und geht nach Würzburg, wohin er als Direktor des Schulwesens mit einem ansehnlichen Gehalte ist berufen worden.

Der berühmte Göthe ist vom Herzog von Weimar, als Geheimer Rath, mit der wirklichen Excellenz begabt worden.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Erfurt. 1804.

In der letzten monatlichen Sitzung der Akademie nützlicher Wissenschaften, legte der Sekretair derselben, Herr Professor Dominikus vor: 1) eine von dem Präsidenten von Dachröden als Direktor der Akademie aus Burg-Oerner eingeschickte gekrönte Preisschrift über die Einimpfung der Schaafpocken, von J. C. H. Salmuth, Kammerrath und Physikus zu Warmsdorf im Anhalt-Köthenschen. 2) Eine von Herrn Reimer zu Wischafen bey Stade eingeschickte Abhandlung im Manuskript: Disquisitiones ad Vectem pertinentes, Societati scientiarum, quae Erfordiae floret, dicatae. Beyde Schriften wurden zum gutachtlichen Bericht einigen Mitgliedern übergeben. 3) Herr Dr. Johann Jakob Bernhardi, las einen Versuch einer

Vers

Vertheidigung der alten Eintheilung der Funktionen, und einer (neuen) Klassifikation der organisirten Körper nach denselben vor. Er sucht hierin die Eintheilung der Verrichtungen des menschlichen Körpers in thierische, natürliche, Lebens- und Geschlechtsverrichtungen, die bisher häufig bestritten wurde, von den ihr gemachten Vorwürfen zu retten. Diese Abhandlung wird im sten Bande der Nova Acta Academiae mitgetheilt werden.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Die in dem, bey Fleischer d. j. in Leipzig erschienenen Kalender der Reisen, erzählten Grausamkeiten der Weißen gegen die Negersklaven, findet man in den zu Bern bey Haller 1789 herausgekommenen Sitten und Schicksalen der Negersklaven; das in der Allgemein. Literaturzeitung für äußerst witzig erklärte Leben eines Leonischen Bettlers, (Ronneburg und Leipzig. 1802.) ist in den, in 2 Bänden zu Zittau bey Schöps erschienenen, kleinen Natur- und Sittengemälden, und zwar im Leben und in den Abentheuern des Lazarillo von Tormes bereits erzählt, und die im Freymüthigen (Nr. 113. S. 452.) aufgeführte Anekdote von Gall's Schädellehre, ist aus den Widersprüchen 1, 2 entlehnt.

Zu Halle bey Gebauer ist nun der erste Jahrgang, oder der erste Band der Gartenzeitung von dem verdienten Kurt Sprengel, auf 406 Seit. 4. erschienen, welche für Kunstgärtner und Freunde der Gartenkunst sehr nützlich ist. Sie enthält mehrere schwarze und illuminirte Kupfer, und hilft einem bisher gefühlten Bedürfnisse trefflich ab.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Bergreisen. Herausgegeben von C. A. Fischer. Leipzig, bey Hartknoch, 1804. Erster Theil. 212 S. 8. Nebst einer Charte. 1 Rg.

Ein Gemälde von den Gebirgen Europa's verdiente gewiß, in sittlicher, pittoresker und scientifischer Hinsicht, die größte Aufmerksamkeit. Sollte es auch nicht durchaus auf eigene Reisen, eigene Beobachtungen und eigene Anschauungen gegründet werden können: so würde es dennoch, bey der kritischen Benutzung der vielen bereits vorhandenen Materialien, ein Werk von allgemeinem Interesse seyn. Schade ist es, daß der Verf., der diese Idee seit mehrern Jahren mit großer Liebe verfolgte, sich durch Verhältnisse, wie er sagt, gezwungen sieht, für immer darauf Verzicht zu thun. Indessen konnte er doch einzelne Parthien vollenden, die er unter obigem Titel zu einem Ganzen vereinigt hat.

Der erste Theil dieser Bergreisen enthält die interessantesten Parthien aus den Pyrenäen, besonders aus den Centralpyrenäen, die in jeder Hinsicht die wichtigsten sind. Alles, was seit d'Arcet bis auf Ramond's neuestes Werk darüber geschrieben worden ist, hat der Verf. hier benutzt, verglichen und zusammengestellt. Wo es möglich war, hat er eigne Beobachtungen hinzugefügt, und am Ende die allgemeinen

meinen scientifischen Resultate, nach ihren einzelnen Rubriken, sorgfältig ausgeführt.

Verläßt man das üppige Bordeaux, um auf dem geraden Wege über Langon, Mont-Marson u. s. w. nach Bayonne zu gehen: so verwandelt sich bald die frische grünende Landschaft in eine kahle bräunliche Ebene, und Alles kündigt den Anfang jener wüsten Haiden an, die man unter dem Namen der Landes kennt, welche, ohngeachtet ihrer Unfruchtbarkeit, dennoch hier und da mit einigen Dörfern und Flecken, so wie mit mehrern großen Anpflanzungen von Fichten, Tannen, Korkbäumen u. s. w. bedeckt sind.

So wenig Anziehendes diese Gegend hat (die sich von Norden nach Süden über dreyßig Lieuen in die Länge, und von Osten nach Westen funfzehn bis zwanzig in die Breite erstreckt), so interessant ist es für den beobachtenden Reisenden, die Landesbauern, welche in Bordeaux Parens, und vom Verf. die Hottentotten Frankreichs genennt werden, etwas näher kennen zu lernen; wozu aber schon die lebendige Beschreibung, die man hier davon lieset, sehr viel beytragen kann.

Drey Lieuen von Bayonne tritt man wieder in eine blühende Landschaft; und zwischen schönen Gärten und niedlichen Wohnungen erreicht man eine buschige Anhöhe. Plötzlich scheint der Vorhang aufzurollen, und kühn und groß thürmen sich die düstern starrenden Massen der Pyrenäen gegen den Himmel empor. Nicht ohne Schaudern kann man diese ungeheuern Gebirge vor sich sehen; aber bald senkt sich der Blick auf ihre sanften grünenden Abhänge, und auf das nette freundliche Bayonne herab, in dessen Nachbarschaft das reizende Thal von Baygorry liegt. Zwar werden die Spuren des letztern Kriegs von 1793 — 1795 in den zerstörten Bergwerken, Schmelzöfen u. s. w. noch mehrere Jahre sichtbar seyn; aber man vergißt sie leicht bey dem Anblick jener üppigen Fruchtbarkeit. Ueberhaupt, wer die Schönheiten der Pyrenäen, wer die Frischheit der niedern Thäler, den Reichthum ihrer mannichfaltigen Vegetation, gleich am Eingange der großen Gebirgskette kennen lernen will, der muß das Thal von Baygorry sehen. Eben so merkwürdig ist die schöne, ihrer Weiden und Waldungen wegen bekannte Vallée d'Aspe, die, ihre

pitto-

pittoresken Gegenden ungerechnet, wegen der Masten-Exploitation, in den Wäldern von Issaux und de Pact, eines Besuches werth ist. Ueber diese interessante Operation werden hier einige Details mitgetheilt, die gelesen zu werden verdienen.

Aus der Vallee d'Aspe kommt man in das Thal von Ossau, das nach dem von Baygorry das lieblichste und fruchtbarste in der ganzen westlichen Kette ist. Felder und Wiesen, Wein- und Obstpflanzungen wechseln hier, in der buntesten Mannichfaltigkeit ab, und zeigen die ganze Frischheit, Schönheit und Lebendigkeit einer südlichen Bergvegetation. Noch interessanter sind die Einwohner dieses Thales, die sogenannten Ossalais, in deren Sitten man die schönsten Bilder des patriarchalischen Idyllenlebens wieder zu finden glaubt. Wie einfach, und dennoch, wie erhaben, sind z. B. die Feyerlichkeiten, mit denen der alte Grenzvertrag mit den Einwohnern des spanischen Val de Canfran jährlich am ersten August erneuert wird? — Mit Einbruch der Dämmerung kommen beyde Gemeinden, auf einer eigends dazu bestimmten, mit Bäumen umgebenen Wiese zusammen, die durch die Kreuze, welche die Gränzen bezeichnen, in zwey gleiche Theile getheilt ist. Anfangs nähern sich nur die beyderseitigen Jurats oder Richter einander, ohne daß dabey ein Wort gesprochen wird. Die Ossauer halten ihre Piquen in die Höhe, die Canfraner legen die ihrigen in der Queere drauf. Dieses giebt eine symbolische Vorstellung des neuen Friedensschlusses ab, wobey sich die ganze Versammlung auf die Knie wirft. Aber in dem Augenblicke, wo sich die Jurats die Hände geben, eilen auch die beyden Gemeinden in frohem Getümmel auf einander zu — Patz avant! — Patz avant! — ertönt es jetzt aus aller Munde, und alle schütteln einander die Hände, und umarmen sich. Rund um diese Wiese werden nun große Kienäste angezündet, die Ossauer bringen ihre Schinken, die Canfraner ihre Weinschläuche herbey, und Alles setzt sich zu einem fröhlichen Bundesmahle hin. Nachher werden noch die drey weißen, von den Ossauern zu liefernden, Kühe in Procession herbeygeführt, bis endlich das Ganze mit einem festlichen Tanze beschlossen wird.

Von den Bergen des Thals Ossau steigt man in die herrlichen Ebenen des ehemaligen Bearn hinunter, wo das

 niedliche

niedliche Städtchen Pau wegen seiner reizenden Lage die meiste Aufmerksamkeit auf sich zieht. Von hier aus kann man über Tarbes gerade nach den Central-Pyrenäen gehen. So wie man Tarbes verläßt, fängt man an, allmählig hinauf zu steigen, bis man endlich durch liebliche pittoreske Gegenden nach Lourdes kommt, welches am Eingange eines schmalen Gebirgspasses liegt, der gleichsam der Schlüssel zu den Central-Pyrenäen ist. Hier werden die Formen der Natur auf einmal größer und kühner, und Alles kündigt die Nähe des Hochgebirges an. Von Lourdes aus läuft nun der Weg in einem engen, wilden, pittoresken Thale, oder vielmehr Felsenschlunde fort, bis er sich endlich in die Vallee von Argeles öffnet, deren Anblick eben so überraschend als angenehm ist. Mit Erstaunen findet man nämlich in diesem lieblichen, von den Nordstürmen geschützten Thale noch einmal alle Schönheiten einer südlichern Natur, selbst den Feigenbaum und die Reben wieder, von denen man nun Abschied nehmen muß.

Wir haben nun unsere Leser bis in die Centralpyrenäen geführt, um zu zeigen, daß Herr F. immer neu bleibt. Liebhaber einer so nützlichen Lektüre werden nun den Verf. selbst zu ihrem Führer wählen, und an seiner Hand diese Bergreisen, deren Fortsetzung gewiß jeder mit dem Rec. herzlich wünschen wird, vollenden.

England, Wales, Irland und Schottland. Erinnerungen an Natur und Kunst, aus einer Reise in den Jahren 1802 und 1803, von Chr. Aug. Goede. Dresden, bey Arnoldi. 1804. 1r Th. 236 S. 2r Th. 405 S. 8. (3 Th. 3 Rk., der 3te Th. wird nachgeliefert.)

Die Worte: Erinnerungen an Natur und Kunst, hätten füglich wegbleiben können, denn der Verf. erinnert sich hier nicht bloß an Gegenstände, die Natur und Kunst betreffen; sondern an tausend andere Dinge, die nicht unter diese Rubrik passen. Uebrigens gehört dieses Werkchen un-

ter die guten Produkte dieses Jahres, und kann mit Recht den Schriften von Archenholz, Wendeborn, Küttner u. s. w. an die Seite gesetzt werden.

Da selbst Leute, die in London erzogen und geboren sind, in ihrer Vaterstadt leicht noch neue, ihnen ganz unbekannte, Gegenden und Gegenstände entdecken; da überdieß nicht allein diese Stadt, sondern auch sehr viele andere Städte Englands sich fast täglich vergrößern und verschönern; so kann man sich die Möglichkeit wohl denken, daß Mehrere darüber schreiben können, und doch jeder viel Neues, und noch gar nicht Bekanntes, in seiner Erzählung vorbringen kann.

Von der Größe von London und dem immer noch zunehmenden ungeheuern Umfange dieser Stadt kann man sich einigermaaßen einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß schon Archenholz die Zahl der von 1762 bis 1779 neu erbauten Häuser auf 43,000 angiebt, daß seit dieser Zeit die Vergrößerung durch neuen Anbau durch nichts unterbrochen worden ist, und daß man noch jetzt, wenn man den neuen Theil der Stadt einige Zeit nicht gesehen hat, ihn wegen der vielen neu entstandenen Häuser, Gärten u. s. w. fast nicht mehr kennt.

Im ersten Theile von S. 18 bis 190 beschäfftigt sich der Verf. bloß mit London; von S. 191 bis zu Ende folgen allgemeine Bemerkungen über England überhaupt, welche durch den ganzen zweyten Theil fortgesetzt werden. Wales, Irland und Schottland bleibt also für den dritten Theil, dessen Erscheinung jeder, der diese beyden ersten Theile gelesen hat, gewiß wünschen wird.

Da der Verf. ganz so, wie Archenholz, in jedem Bande eine genaue Inhaltsanzeige von allen darinnen enthaltenen Kapiteln vorausschickt, und also dieses Werk in Absicht auf das Aeußere, mit dessen England und Italien eine große Aehnlichkeit hat: so glaubt man auch den Inhalt selbst sehr ähnlich zu finden. Aber dieses ist der Fall nicht; jeder geht seinen Gang für sich, und auch da, wo sie zusammen treffen, macht eine andere Ansicht, eine andere Bemerkung, daß sie sich sehr von einander unterscheiden.

So wenig übrigens Rec. Willens ist, dem Leser vorzugreifen, und, durch Darlegung des ganzen fruchtbaren Inhalts dieses Buchs, demselben den Reiz der Neuheit zu nehmen: so kann er doch nicht umhin, eine Stelle als Beweis anzuführen, wie angenehm der Verf. zu erzählen versteht.

»Ein jeder, sagt er S. 34 und ff., der das Aeußere »der beyden großen Städte, London und Paris, zu verglei»chen Gelegenheit gefunden, wird gestehen, daß Paris, in »Anzahl und Schönheit großer Paläste, London bey weitem »übertrifft. Es ist kein einziges öffentliches Gebäude in »London, das sich mit den Thuillerien, dem Louvre, dem »Palais royal, u. s. w. vergleichen ließe, womit Paris ver»schönert ist. Ich wüßte auch kein einziges Privatgebäude »in London zu nennen, das an schöner Architektur und »edlen Verhältnissen einem von jenen Hotels der ehemali»gen Großen von Frankreich gleich käme. Alles erinnert »in Paris, daß es die Residenz eines glänzenden Hofes »war, mit welchem in Pracht und äußerer Größe die Vor»nehmen des Reichs wetteiferten. In der Hauptstadt »Englands bemerkt man von dem Allen keine Spur. Ein »Reisender kann sich eine geraume Zeit in London aufhal»ten, ehe er das Daseyn des Hofes gewahr wird, der sich »nur an einigen Festtagen in seinem Glanze zeigt. So »prächtig auch das Innere vieler Häuser ausgeschmückt ist, »so überaus einfach stellt sich ihr Aeußeres dar, und unter »allen (großen) Gebäuden ist keins ärmlicher, als dasje»nige, welches den Namen eines Palasts in London aus»schlüßlich führt, und der Wohnsitz der englischen Könige »ist,« u. s. w.

Dresden, dargestellt aus dem Gesichtspunkte der Kultur.

Auch unter dem Titel:

Dresden und die umliegende Gegend bis Elsterwerda, Bautzen, Herrnhut, Rumburg, Aussig, Töplitz, Freyberg und Hubertsburg. Eine Darstellung für

für Natur- und Kunstfreunde. Dresden, bey Arnoldi. 1804. Erster Theil. Zweyte vermehrte Auflage. Nebst einem Grundrisse von der Stadt und statistischen Tabellen. XII u. 488 S. 8. 2 Rk.

Auch schon eine flüchtige Uebersicht und Vergleichung der ersten Ausgabe mit der gegenwärtigen zeigt, daß diese in einem ganz andern Geiste gearbeitet ist, als die erste. Die erstere hatte zu viel Floskeln; diese ist zwar auch nicht ohne Schmuck; er steht ihr aber doch fast durchgängig gut an. Bey der ersten hatte der Verfasser mehrentheils bloß die vorhandenen Quellen benutzt, bey dieser mag er hier und da sorgfältig nachgefragt haben; wie man sehr deutlich bemerkt. Kurz, dieses Buch wird Natur- und Kunstfreunden, besonders Fremden, viel gute Dienste leisten. Indessen wollen wir doch dem Verf. wohlmeinend rathen, sein Buch mit einem Freunde, der Dresden genau kennt, noch einmal sorgfältig durchzulesen, damit dieses wirklich gute und brauchbare Werk, bey einer neuen Auflage, die es gewiß bald erlebt; auch noch von den kleinen Unrichtigkeiten und Fehlern, auf die man hier und da noch stößt, befreyet werden möge. — Dieser erste Theil beschäfftigt sich bloß mit der Stadt; der zweyte wird also die Umgebungen enthalten.

Ha.

Biblische, hebr., griech. und überhaupt orientalische Philologie.

Flavius Josephus vom jüdischen Kriege. Uebersetzt von J. B. Frise, und mit einer Vorrede versehen vom Herrn D. Oberthür in Würzburg. Altona, bey Hammerich. 1804. Erster Theil. 1—3tes Buch. LXIV und 424 Seiten, gr. 8. 1 Rk. 16 gr.

Es ist wirklich merkwürdig, daß in einem Zeitraume von beynahe 70 Jahren keine neue deutsche Uebersetzung von den

Werken des in so vielfacher Hinsicht äußerst interessanten jüdisch-griechischen Schriftstellers Fl. Josephus erschienen ist. Und eben so merkwürdig ist es auch, daß, so wie vormals zu gleicher Zeit zwey Gelehrte, nämlich der Zürcher Archidiakon J. B. Ott, und der Göttingsche, nachher Tübingsche, Professor J. F. Cotta, sich der Uebersetzung des Josephus unterzogen (die des erstern erschien zu Zürch 1735 und 1736 in 6 Bänden in 8., die des letztern erschien zu Tübingen 1736 in Einem Foliobande): so auch jetzt fast zu gleicher Zeit drey Gelehrte den Entschluß faßten, und auch schon den Versuch machten, das Werk vom jüdischen Kriege, welches Josephus als Augenzeuge und als eine der ersten handelnden Personen schrieb, in einem neuen, dem Geschmack unsers Zeitalters angemessenen deutschen Gewande zu liefern. Hr. Vischer, Diakonus zu Weinsberg im Würtembergschen, war nämlich, wie Hr. D. Oberthür in der Vorrede zu gegenwärtiger Uebersetzung anzeigt — derjenige, welcher vor einigen Jahren in Stäudlins Göttingscher Bibliothek der theologischen Literatur eine Probe einer neuen Uebersetzung bekannt machte; er scheint aber nachher von diesem Vorhaben ganz wieder abgekommen zu seyn, da Hr. Oberthür, von dem er sich bald nachher brieflich Rath und Unterstützung erbat, ihm die Bedenklichkeit entgegensetzte, daß der frivole Geist unsers Zeitalters einer deutschen Uebersetzung des Josephus vielleicht keine gute Aufnahme würde finden lassen. Nachher machte Hr. Prof. Dahl zu Rostock im Gablerschen theologischen Journal von 1802 Proben einer neuen Uebersetzung bekannt, und kündigte an, daß er dieselbe mit kritischen, historischen, geographischen und pragmatischen Anmerkungen, von denen er gleichfalls eine Probe gab, würde ans Licht treten lassen, wenn nicht etwa noch der ungenannte Verfasser der Probe in der Göttingschen Bibliothek ihm zuvorkäme. Dieß war nun freylich nicht der Fall. Dagegen aber entstand eine neue, unerwartete Konkurrenz mit Hrn. Frise in Flensburg. Dieser meldete, wie er selbst in der Vorrede anzeigt, Herrn Dahl: er habe bereits so weit vorgearbeitet, daß er nicht gut zurücktreten könne, und da erklärte sich denn dieser sogleich bereitwillig, sein Vorhaben aufzugeben. Hr. Frise bleibt also allein auf dem Kampfplatze; zwar wünscht er S. LX, und so auch Hr. Oberthür S. XXXIV, daß die beyden andern Konkurrenten gleichfalls ihre Arbeit vollenden

den möchten. Allein da es denn doch problematisch ist: ob »alle drey Uebersetzer des Josephus in dem [wenn gleich noch] so weiten Gebiete der deutschen Sprache Verleger und Leser finden:« so ist es wohl zu bezweifeln, daß jene Männer dem Wunsche folgen werden.

Die vom Herrn D. Oberthür der jetzt anzuzeigenden Friseschen Uebersetzung vorangeschickte Vorrede (S. VII—LVIII.) gereicht derselben zur vorzüglichen Zierde, und verdient nicht nur von allen Freunden des Josephus, sondern überhaupt von Freunden der theologischen Literatur gelesen zu werden; wenn man gleich hie und da den Styl derselben etwas weniger lebhaft und die Perioden etwas kürzer und geründeter wünschen möchte. Auf eine sehr lehrreiche Art entwickelt Hr. Ob. das Interesse, welches die Werke des Josephus von jeher gehabt haben, und auch in unsern Tagen, durch ähnliche Ereignisse großer Weltbegebenheiten und daher entstehende Vergleichungen von neuem gewähren können, und zugleich giebt er treffliche Winke über einige wünschenswerthe Arbeiten, die sich an die Werke des Josephus anschließen, oder durch dieselben anderweitig veranlaßt werden könnten. Auch von seinen bisherigen Beschäfftigungen mit dem Josephus, von den Unterstützungen und Aufmunterungen, die er dabey von nahen und entfernten literarischen Freunden erhalten, und von dem, was er noch künftig für diesen Schriftsteller zu leisten gedenke, theilt er Nachrichten mit. Er hat nämlich noch nicht ganz die Idee aufgegeben, zu seiner Leipzig 1782 — 85 erschienenen Ausgabe der Werke des Josephus, den versprochenen Kommentar nebst einem Lexicon graecitatis Flavianae cum Philonis, Alexandrinorum, N. T. et omnis in universum illius temporis et terrae graecitate comparatae zu liefern. Sollte er indeß, worauf er selbst schon hindeutet, von der Ausführung dieses trefflichen Vorhabens durch andere literarische Arbeiten, und durch seine zur Freude aller Wohldenkenden jetzt erneuerten öffentlichen Amtsgeschäffte abgehalten werden: so bitten wir ihn, seine auf dasselbe abzielenden, gewiß schätzbaren Sammlungen nicht untergehen zu lassen; sondern sie einem der drey oben genannten Gelehrten, oder einem andern, der Neigung und Beruf hat, in den Plan des würdigen Hrn. Doktors einzutreten, großmüthig zu überlassen. Der Bemerkung S. XXIV: »Der

»Der Text des Josephus sey zum ungehinderten Gebrauch bereits so weit berichtigt, daß an bedeutenden Varianten, kritischen Konjekturen, und überhaupt an philologischen Berichtigungen und Aufklärungen nach so vielen Vorarbeiten von Hudson an, eine große Nachlese weder nöthig noch möglich seyn dürfte,« würde übrigens der Rec. widersprechen, wenn nicht die Worte: »große Nachlese ff.« sehr relativ wären. Der sel. Ernesti glaubte bekanntlich, daß beym Josephus noch Vieles zu leisten übrig geblieben wäre; und selbst schon aus den Dahlschen Anmerkungen zu den wenigen Uebersetzungsproben im Gablerschen theol. Journal wird man schließen können, daß für Wort- und Sachkritik bey diesem Schriftsteller noch Manches gethan werden könne; auch wäre schon eine zweckmäßige, gedrängte Zusammenstellung oder Verarbeitung des kritischen Apparats bey Hudson und Haverkamp, wegen der Kostbarkeit und Seltenheit der Ausgaben derselben, sehr verdienstlich. Am Schluß der Vorrede giebt Hr. Ob. eine interessante, ziemlich ausführliche Geschichte der deutschen Uebersetzungen des jüdischen Geschichtschreibers.

Die gegenwärtige neue Uebersetzung des Hrn. Frise wird vom Hrn. D. Oberthür sehr ehrenvoll ins Publikum eingeführt. Er sagt S. XXXIV: »Hr. Fr. hat alle Bedingnisse erfüllt, welche man von einem Uebersetzer des »Josephus in unsern Tagen zu fordern berechtigt ist. »Seine Uebersetzung ist treu, rein und fließend, ohne »Aengstlichkeit und sklavischen Zwang zu verrathen, so daß »der Leser doch noch immer weiß, er lese nur die Uebersetzung eines ausländischen Originalwerks, und stehe vor der »reinen Quelle eines unverfälschten Geschichtbuchs, und »erhalte daraus, ohne Paraphrase und Ausschmückung, »reine Wahrheit, wie sie im Originale enthalten ist.« Kann der Rec. freylich dieß freundliche Urtheil des Vorredners nicht ganz zu dem seinigen machen; sondern muß er gleich, um der Wahrheit und seinem subjektiven Urtheile treu zu bleiben, in Rücksicht mancher Stellen, in denen Hr. Fr. entweder zu steif oder zu gesucht, auch wohl sprachwidrig übersetzt, oder den Sinn des Originals etwas verfehlt hat, das Quandoque bonus dormitat in Anwendung bringen: so giebt er doch gern Hrn. Fr. das Zeugniß, daß seine Uebersetzung im Ganzen mit Fleiß und Einsicht gearbeitet

beitet ist. Bey einer nochmaligen kritischen Durchsicht würde er die Mängel und Flecken, die ihr jetzo noch ankleben, wohl größtentheils selbst entfernt haben; wir empfehlen ihm also dieselbe für den folgenden Band. Viele einzelne Kapp., die Rec. mit dem Original und hie und da auch mit der Uebersetzung von Ott und Cotta sorgfältig verglichen hat, fand er schon jetzt ganz untadellich. Um aber Hrn. Fr. die Aufmerksamkeit zu beweisen, mit der wir seine Uebersetzung durchgesehen, und auch, um unser obiges Urtheil zu belegen, wollen wir jetzt zuvörderst einige kurze Abschnitte mit der Uebersetzung jener ältern Vorgänger Ott und Cotta sowohl, als seines nächsten Vorgängers, Hrn. Dahls, zusammenstellen, und sodann darüber und über andere einzelne Stellen unsere Erinnerungen beyfügen. Zuerst wählen wir den 8ten § des 2ten Kap. im ersten Buche:

Frise.	Ott.
Ueber das Glück des Johannes und seiner Söhne entspann der Neid einen Aufstand unter den Eingebornen. Mehrere, die sich gegen sie zusammengerottet hatten, konnten nicht eher zur Ruhe gebracht werden, als bis sie in einem förmlichen Gefecht, in welches das Feuer der Leidenschaft sie hinriß, besiegt wurden. Auch den Abend seines Lebens verlebte Johannes im Schooße des Glücks; nachdem er volle 33 Jahre die Regierungsgeschäffte aufs trefflichste verweset hatte, entschlummerte er und hinterließ fünf Söhne. Er war in der That einer von den Sterblichen, denen das Glück sehr holde lächelte, und der in keiner Hinsicht je Einem Veranlassung gab, das-	Dieweil nun Johanni und seinen Söhnen alles wohl und glücklich von Statten gieng, machte der Neid und Mißgunst die Juden selbst unter einander aufrührisch. Sehr viel rotteten sich zusammen, und liessen nicht nach, bis ein öffentlicher Krieg daraus entstanden, darinnen die Aufrührischen seynd gedämpft worden. Die übrige Zeit seines Lebens hat Johannes ruhig zugebracht, und nachdem er 33 Jahr wohl regieret, ist er gestorben, und hat fünf Söhne hinterlassen. Er war ein höchstglückseliger Mann, der von keinem Unglück etwas wußte. Er besasse zu einer Zeit das Fürstenthum über das jüdische Volk, das Hohepriesterthum und die Gabe der

Frise.

selbe seinetwegen zu verunglimpfen. Drey vorzüglich wichtige Stücke vereinigte er in seiner Person: den Scepter über sein Volk, das Hohepriesterthum und die Prophetenwürde. Würdigte ihn doch die Gottheit eines so vertrauten Umganges, daß nichts von der Zukunft seinen Blicken verhüllt war! Daher sahe er auch von seinen beyden ältesten Söhnen voraus, und bestimmte mit dem Blicke eines Sehers, daß sie nicht Inhaber der Regierung bleiben würden. Es ist der Mühe werth, zu erzählen, wie diese von der Lebensbühne abtraten, und wie weit das Götterglück ihres Vaters sich von ihnen wandte.

Ott.

der Weissagung, sintemal Gott mit ihm als einem Propheten redete, und ihm zukünftige Dinge offenbarte. Daher hat er den Fall seiner zwey ältesten Söhne, daß sie die Regierung nicht lang besitzen würden, vorhin gesehen und verkündigt. Was dieselbe für ein Ende genommen, will ich jetzo ohne weiters erzählen, dann sie des Vaters Glückseligkeit bey weitem nicht erreicht haben.

In diesem Abschnitt ist die Frisesche Uebersetzung offenbar weit lesbarer, geschmackvoller, und doch dem Texte treuer, als die Ottsche. Bey einigen Ausdrücken, die wir mit Schwabacher Schrift haben drucken lassen, können jedoch Erinnerungen Statt finden. Die Wendung, das Glück seinetwegen zu verunglimpfen, scheint uns nicht zu passen: besser: das Schicksal seinetwegen zu tadeln. Für den Scepter (richtiger das Sc., τὸ σκῆπτρον) über sein Volk würde dem Zusammenhang und dem Texte (τὴν ἀρχὴν) angemessener seyn: die Oberherrschaft über sein Volk. Die Worte: »Daher sahe er — Blicke eines Sehers« sind zu tautologisch; dem προεῖδέ τε καὶ προεφήτευσεν entspricht schon hinlänglich: »Daher bestimmte er mit dem Blicke eines Sehers seinen — Söhnen das Schicksal, daß« ff. Der Ausdruck: Götterglück

terglück kann wohl für einen profangriechischen Schriftsteller, nicht aber für einen monotheistischen jüdisch-griechischen passen. — Im dritten Kap. des 1sten Buchs §. 4. und 5. lautet so die Uebersetzung von

Frise und Cotta:

Kaum hatte Antigonus, dieses vernommen — denn die Stimmung seines Bruders ließ keinen Verdacht von Trug in seinem Herzen keimen — so zog er in seiner Waffenrüstung einher, wie wenn er sich ihm zur Schau stellen wollte. Nicht so bald war er durch den finstern Eingang, Stratons Thurm genannt, bereits hindurch, so ermordet ihn die Leibwache. Abermals eine Bestätigung des Erfahrungssatzes: daß Verläumdung jede Bande des Wohlwollens und der Natur zerschneidet; daß keine der gütigen Neigungen so fest gegründet ist, um auf immer dem Neide ein Bollwerk entgegen zu stellen.

Bey dieser Gelegenheit möchte ein gewisser Judas wohl unsere Verwunderung erregen. Von der Sekte der Essäer hatte er noch nie in seinen Vorherverkündigungen neben das Ziel geschossen, oder es gänzlich verfehlt. Bey Ansicht des Antigonus, der grade den (dem) Tempel vorbeygeht,

Antigonus, als er solches gehöret, versahe sich zu seinem Bruder, der ihn jederzeit hoch geliebet, gar nichts böses, sondern legte eilends seinen Harnisch und ganze Rüstung an, und zog hin, sich seinem Bruder zu zeigen. Sobald er aber durch obgemeldten finstern Gang passirt, den man Stratonis Thurm hieß, ist er von denen Trabanten unversehens überfallen und erschlagen worden. Es erhellet also aus diesem Exempel offenbar, daß eine giftige Läster-Zunge alle Zuneigung und Freundschaft, auch zutheuerst das natürliche Band der Einigkeit selbsten aufheben, und das Gift des blassen Neides das stärkste Liebesfeuer in dem Herzen auslöschen könne.

Nicht unbillig aber möchte man sich hier über Judam verwundern, der von Geschlecht ein Essäer und ein so wahrhaffter unbetrüglicher Prophet gewesen, daß seine Weissagungen jedesmahlen aufs genaueste eingetroffen. Dieser, als er Antigonum ohngefähr auch vor

Frise.

ruft er laut, im Cirkel seiner Vertrautern und einer beträchtlichen Anzahl Schüler: »Ja Wonne wär' »[? richtiger: wäre] mir »nun der Tod! Ist doch die »Wahrheit vor mir gestor»ben, falsch befunden wor»den eine meiner Vorhersa»gungen! Lebt doch noch »Antigonus! und heute »sollte er sterben; bey Stra»tons Thurm — so wollt' »es sein Verhängniß! — »Meuchelmord ihn hinraf»fen; und der liegt 600 »Stadien vom Tempel; »schon ist die vierte Stunde »des Tages, verflossen die »Zeit der Weissagung.« Nach dieser Aeusserung verlor sich der Alte eine Zeitlang, finstern Blickes, in stummes Nachdenken; eine Weile nachher kam die Nachricht: Antigonus wäre in dem unterirdischen Orte ermordet, welcher ebenfalls, gleichnamig der Stadt Cäsarea am Meere, Stratons Thurm hieß. Dieser Umstand hatte den Propheten irre gemacht.

Cotta.

vor dem Tempel vorbeygehen sahe, rufte überlaut zu seinen bekannten Schülern, die in großer Anzahl da gesessen und seinen Unterricht angehört, und sagte: Nun wohlan! ich verlange durchaus keinen Augenblick länger zu leben, weil die Wahrheit von mir gewichen ist, und ich mich nun in meiner Prophezeyung betrogen sehe: Dann es lebet Antigonus noch, der meiner Verkündigung nach auf den heutigen Tag hätte sterben sollen. Der Ort, wo er nach göttlichem Verhängniß umkommen sollte, war der Thurm Stratonis, welcher ungefähr 600 Stadien von dannen gelegen. Jetzt ist die vierte Stunde des Tags, und mithin diejenige Zeit schon verflossen, welche in meiner Weissagung bestimmt gewesen. Dieses redte der alte Judas mit niedergeschlagenen Augen und höchst-betrübtem Herzen. Und indem er der Sache voll Bekümmerniß nachgedacht, bekam er in kurzem die unvermuthete Nachricht, Antigonus wäre in einer unterirdischen Kluft, welche ebenfalls, wie die am Meer gelegene Stadt Cäsarea, Stratonis Thurm genannt worden, hinterlistig

umgre-

Cotta.

umgekommen: worüber der Prophet nicht wenig bestürzt worden.

Hier ist der Vorzug der neuern Uebersetzung vor der ältern noch sichtbarer; von allen Flecken ist indeß auch jene noch nicht frey. Es kann nämlich nicht heißen: »Nicht sobald war er durch den finstern Eingang bereits hindurch,« denn dieß würde der Nachricht am Ende des Abschnitts widersprechen; es muß heißen: »Nicht sob. war er bey oder in dem finstern Eingang, so« ff. »Von der Sekte der Essäer (als Participialconstruktion scil. ὢν, die dießmal aber nicht im Texte liegt) hatte er noch nie« ff. ist ganz inkorrekt; es muß heißen: »Dieser, der von der Sekte der Essäer war, hatte noch nie« ff. Ferner anstatt: »im Cirkel seiner Vertrauten und einer beträchtlichen Anzahl Schüler« muß es nach dem Griech. heißen: »im Cirkel seiner Vertr., denn es saß eine beträchtliche Anzahl seiner Schüler bey ihm.« Jetzt mögen die Leser noch einen Abschnitt der Uebersetzung des Herrn Frise mit der Probe eines seiner nähern Zeitgenossen vergleichen. Wir wählen aus dem 20sten Kap. des ersten Buchs die Rede, welche Herodes der Große an den Octavian hielt, da dieser den Antonius bey Actium besiegt, und dadurch der Inhaber der römischen Staatsgewalt geworden war, nebst des Octavians Antwort:

Frise:

»Ich, o Cäsar Augustus, »ward vom Antonius zum »Könige der Juden erklärt, »und bekenne in jeder Hin»sicht, ein König gewesen »zu seyn, der des Antonius »Interesse förderte. Auch »entziehe ich mich nicht zu »gestehen, daß du mich als »seinen Kriegsgenossen, der »unzertrennlich ihm anhing, »kennen gelernt haben wür-

Dahl:

»Ich bin, o Cäsar! ehe»dem vom Antonius zum »König der Judäer ernannt »worden, und bekenne, daß »ich demselben auf jede »Weise nützliche Dienste ge»leistet habe. Auch läugne »ich nicht, daß du mich mit »den Waffen für ihn wür»dest haben kämpfen sehen, »wenn mich nicht die Ara»ber verhindert hätten. »Indeß

Frise.

»dest, wenn nicht die Ara-
»ber es verwehret hätten.
»Doch Beyhülfe habe ich
»ihm geschickt nach mei-
»nem Vermögen, und viele
»tausend Malter Getraide,
»auch selbst nach der Nie-
»derlage bey Actium, mei-
»nen Wohlthäter nicht im
»Stiche gelassen. Sein be-
»ster Rathgeber ward ich,
»als ich nicht fürder ein er-
»sprießlicher Kampfgenosse
»ihm seyn konnte. Es
»wäre, sagte ich, nur ein
»einziges Mittel, seinen
»großen Verlust wieder gut
»zu machen — der Tod der
»Cleopatra. Nach dem To-
»de derselben versprach ich
»ihm Geld und Festungen
»zur Sicherheit, ein Heer
»und mich selbst als Theil-
»nehmer des Krieges gegen
»dich. Doch heisse Liebe
»zur Cleopatra und Gott,
»der dir den Sieg verleihen
»wollte, verstopften seine
»Ohren. Mit dem Anto-
»nius bin auch ich über-
»wunden; sein Unglück be-
»fiehlt mir, mein Diadem
»dir zu Füßen zu legen.
»Die Hoffnung meiner Ret-
»tung, die ich ganz auf
»deinen Edelmuth gründe,
»und die Voraussetzung:
»Es würde in Untersuchung
»kommen: Was für ein
»Freund; nicht wessen

Dahl.

»Indeß habe ich ihm doch
»nach meinem Vermögen
»Unterstützung, besonders
»viele tausend Malter Ge-
»traide gesandt. Selbst
»nach seiner Niederlage bey
»Actium habe ich ihn, mei-
»nen Wohlthäter, nicht ver-
»lassen. Ich gab ihm we-
»nigstens, da ich ihm durch
»Kriegshülfe nicht nützlich
»werden konnte, den besten
»Rath, indem ich sagte, der
»Tod der Kleopatra wäre
»das einzige Mittel zur
»Wiederherstellung seines
»gesunkenen Glückes. Ich
»versprach ihm, wenn er sie
»aus dem Wege räumte,
»Geld, Festungen zu seiner
»Sicherheit und eine Ar-
»mee; auch daß ich selbst
»an dem Krieg gegen dich
»Theil nehmen wollte.
»Aber die Leidenschaft für
»die Kleopatra, und Gott
»selbst, dessen Huld dir den
»Sieg verliehen hat, ver-
»schlossen ihm die Ohren. —
»Ich bin nun zugleich mit
»dem Antonius besiegt, und
»habe nach dem Ende sei-
»nes Glücks auch mein
»Diadem abgelegt. Ich
»komme aber jetzt zu dir,
»indem ich auf deinen Edel-
»muth die Hoffnung meines
»Glücks gründe, und vor-
»aussetze: du werdest mehr
»darauf sehen, was für
»ein

Friese.	Dahl.
Freund ich war: bestimmte meine Reise zu dir*.	»ein Freund, als wessen »Freund ich gewesen bin«.
Augustus erwiederte hier »auf: »Ja, freue dich deiner »Rettung, herrsche jetzt mit »mehrerer Sicherheit! du ver»dienst vielen zu befehlen, da »du Freundschaft so schätzest, »so werth hältst! Beeifre »dich denn auch, den glück»lichern Sterblichen so treu »und ergeben zu bleiben, »wie ich zu dir, wegen dei»ner Seelengrösse die glän»zendsten Hoffnungen hege. »Trefflich indessen, daß An»tonius lieber der Cleopatra »folgsam seyn wollte, als »dir! Durch seine Unver»nunft haben wir dich ge»wonnen! Du, wie es am »Tage liegt, suchtest mich zu»erst durch Gefälligkeiten zu »verpflichten. Daher schreibt »mir auch Quintus Didius, »daß du ihm Hülfe gegen die »Gladiatoren geschickt hät»test. Jetzt versichere ich »dich, daß ich die Festigkeit »deines Throns durch einen »Senatsbeschluß bestätigen »und meiner Seits mich »wiederum bestreben werde, »dir so wohlzuthun, daß du »den Antonius nicht vermis»sen sollst.«	Hierauf erwiederte Octa»vian: »Sey getrost; du »sollst jetzt mit mehrerer »Sicherheit dein Königreich »besitzen. Du bist würdig »über viele zu herrschen, da »du dich als einen so treffli»chen Freund gezeigt hast. »Unterlasse nun auch nicht, »denen die glücklicher sind »(als Antonius war) eine »standhafte Treue zu bewei»sen; ich erwarte dieß von »deinem Charakter mit fe»ster Zuversicht. Antonius »hat übrigens sehr wohlge»than, daß er der Kleopa»tra mehr als dir gefolgt ist; »denn durch seine Thorheit »haben wir dich nun gewon»nen. Du bist mir aber, »wie es scheint, schon mit »einer Wohlthat zuvorge»kommen: denn Quintus »Didius schreibt mir, daß »du ihm ein Hülfskorps ge»gen die Gladiatoren gesandt »hättest. — Dennoch bestä»tige ich dir jetzt dein Kö»nigreich. Ich werde mich »aber auch künftig bemühen, »dir Gutes zu thun, damit du »nach dem Antonius ferner »kein Verlangen haben sollst.«

Wir enthalten uns einzelne Stellen dieses Abschnittes, in denen Hr. Fr. den Recensenten nicht ganz befriedigt hat, auszuheben. Wir bemerken übrigens im Allgemeinen, daß

er unserm Bedünken nach hin und wieder wohl einen geschmeidigern Ausdruck gewählt und den Sinn besser getroffen haben würde, wenn er seine Vorgänger (wir verstehen vorzüglich die ältern) bey oder nach seiner Arbeit mehr verglichen hätte, als es der Fall zu seyn scheint; hätten sie ihn auch nicht immer richtiger geleitet: so würden sie ihn doch vielleicht mehr haben warnen können. An vielen Stellen jedoch, wo Ott und Cotta den Sinn gänzlich verfehlt haben, hat ihn Hr. Fr. ganz richtig ausgedrückt. Wir fügen noch über einige einzelne, von uns angestrichene Stellen unsere Erinnerungen bey. In der Vorrede des Josephus §. 2 hat Hr. Fr. übersetzt. „Die Juden schmeichelten sich mit der Hoffnung, daß alle unsere Landsleute jenseits des Euphrats mit ihnen sich erheben würden"; allein hier kann ὁμόφυλον ἡμῖν nicht durch Landsleute gegeben werden; lieber: Geschlechtsverwandte oder Volksgenossen. An andern Stellen, z. B. I, 1. §. 4 hat Hr. Fr. das Wort Landsleute für ἐπιχωρίους gebraucht und das ist auch ganz richtig. Im ersten Kapitel des ersten Buchs §. 2: „Auch Bacchides, den Antiochus als Befehlshaber der Besatzung hingesandt hatte, vereinte dessen heillose Befehle mit seinem von Natur schon grausamen Charakter". Wer diese Stelle außer dem Zusammenhange liest, weiß nicht, ob die Worte: als „Befehlshaber der Bes." Appositio zu Antiochus sind, oder ob sie sich auf den Bacch. beziehen. Im Original ist diese Zweydeutigkeit nicht; die folgende Wendung: vereinte — Charakter ist zwar im griech. Texte gegründet; aber dem deutschen Sprachgenius zu fremde und zu undeutlich. Schon in der Cottaschen Uebersetzung lautet jene Stelle besser, nämlich so: „Bacchides, welcher von Antiocho zum Commandanten über die Besatzung gesetzt war, hat seinem wilden und grausamen Naturel nach alle Befehle des tyrannischen Königs aufs genaueste vollzogen". I, 1, 4 „Judas schlug den Epiphanes, der zum zweytenmal ins Land eingefallen war, nach einer empfindlichen Einbuße, zurück". Gehen hier die Worte „nach einer empfindlichen Einbuße" auf den Judas oder auf den Epiphanes? Für den deutschen Leser bleibt dies zweifelhaft. Im Griech. steht τὸν Ἐπιφανῆ — πεσῶν καρτερᾶς πληγῆς ἀνέστειλεν; Rec. würde also setzen: „Judas brachte dem Epiphanes eine grosse Niederlage bey". I, 1, 5 „rennt sein Bruder die Sei-

nigen.

nigen weit vorbey" — anstatt den Seinigen; eine Incorrectheit, die mehrmals vorkommt. Die gleich darauf folgende Wendung: „Ein Elephant, der merklich über die „andern hervorragte, bringt ihn auf die Meinung" klingt doch im Deutschen etwas possierlich; der lateinische Sprachgebrauch mit Participial-Constructionen erlaubt freylich solche Wendungen; aber im Deutschen ist dergleichen zu vermeiden; hier heißt es überdem im Original weit angemessener: προϊδὼν τὸν ὑψηλότατον τῶν ἐλεφάντων ὑπολαβὼν ἐπ' αὐτῷ τὸν Ἀντίοχον εἶναι. I, 2, 1: „Der Tyrann Tryphon — ließ ihn dann, wie er mit einer geringen „Bedeckung zum Antiochus, nach Ptolemais, kam, hinterlisti„ger Weise ergreifen und zog gegen die Juden ins Feld, „während er in Fesseln schmachtete. Jonathans Bruder, „Simon, trieb freylich jenen zurück; entrüstet indessen über „die Niederlage, ließ er den Jonathan umbringen". Hier ist der Ausdruck offenbar nicht korrekt, nicht deutlich und bestimmt genug. Im Griech. ist alles weit besser; es lautet so: Τρύφων ὁ τύραννος — ἥκοντα τὸν Ἰωνάθην σὺν ὀλίγοις εἰς Πτολεμαΐδα πρὸς Ἀντίοχον δόλῳ συλλαμβάνει, καὶ δήσας ἐπὶ Ἰουδαίων στρατεύει. εἶτ' ἀπελαθεὶς ὑπὸ τοῦ Σίμωνος, ὃς ἦν ἀδελφὸς τοῦ Ἰωνάθου, καὶ πρὸς τὴν ἧτταν ὠργισμένος, κτείνει τὸν Ἰωνάθην. Wir würden die Periode so fassen: „Darauf „ließ er (Tryphon), als Jonathan — nach Ptolemais kam, „denselben ergreifen und in Fesseln legen, und dann rückte „er gegen die Judäer ins Feld. Er ward freylich von Jo„nathans Bruder, Simon zurückgeschlagen; ließ nun aber, „entrüstet über die Niederlage, den Jonathan umbringen". I, 2, 4 ist die Wendung: „Völlig schon Sieger nach einigen Angriffen auf das Castell, besiegt ihn gerechte Weh„muth" völlig undeutsch; kaum ein Dichter würde sie sich erlauben, und durch den Versbau genugsam entschuldigen können. Auch gegen die sogleich folgenden Zeilen: „Mutter „und Brüder führte Ptolemäus, so oft er in die Enge kam, „auf die Mauern, und droht, während der Geisselung, „die Jedermann sehen konnte, mit ihrem Sturz in den „Abgrund, wenn er nicht sofort abziehen wolle. Mitleid „und Furcht fühlt im höhern Grade hiebey als Zorn „des Hyrkanus Herz" — lassen sich Erinnerungen machen. Die Erwähnung der Geisselung ist hier der Hauptpunkt und darf also nicht bloß beyläufig eingeschoben werden; das Be-

ste ist, hier dem Texte: — προάγων ἐπὶ τοῦ τείχους εἰς εὐσυνόπτον ᾐκίζετο, καὶ διακρημνιεῖν — διηπείλει ganz treu zu bleiben, also zu übersetzen: „Ptol. führte, so oft „er durch die Belagerer hart bedrängt wurde, Mutter und „Brüder (des Hyrkanus) auf die Mauer, ließ dieselben „von Jedermanns Augen geisseln, und drohete sie her„abzustürzen ff." Die Wendung: „Mitleid — Herz" ist gleichfalls anstößig, und steht an Deutlichkeit dem Original: „πρὸς ἃ τὸν μὲν Ὑρκανὸν ὀργῆς πλείων οἶκτος εἰσῄει καὶ δέος" nach. Wir würden setzen: „Hierbey wird Hyrkanus „stärker von Mitleid und Furcht, als von Zorn durchdrun„gen". — Aehnliche Härten, als die angegebenen und ähnliche Abweichungen von dem Original kommen häufig vor und scheinen zuweilen in dem unnöthigen Streben nach Verschönerung desselben ihren Grund zu haben. I, 9, 1: „Cä„sar entfesselte nun sogleich nach der Flucht des Pompe„jus und des Senats über das jonische Meer, wie „er Herr von Rom und der ganzen Regierung war, den „Aristobulus". Besser und dem Texte treuer wäre wohl folgende Uebersetzung: „Cäsar entließ nun sogleich, nach„dem Pomp. und der Senat über das jonische Meer geflo„hen und er dadurch Herr von Rom und dem ganzen Staa„te geworden war, den Aristobulus aus seinen Fesseln". I, 9, 5: „Durch Lobeserhebungen, welche Cäsar ihm spendete, „durch Hoffnungen, die er ihm einflößte, stählte er [Wer? „Cäsar oder Antipater?] seinen Muth, jede Gefahr für „ihn zu bestehen". Wir übersetzen genauer also: „Cäsar „feuerte nun aber den Antipater durch Lobeserhebungen und „durch Hoffnungen, dieser ihm einflößte, noch stärker an, „jede Gefahr" ff. I, 19, 3: „Die Ursache dieser Niederla„ge waren seine wenig folgsamen Offiziere"; warum nicht so, wie im Texte steht: „Ursache dieser Niederlage war die „Unfolgsamkeit seiner Offiz."? — I, 19, 4: „Nicht felsen„feste (?) Zuversicht auf ihre Waffen, auf ihre persönliche „Tapferkeit, aber wohl auf die Unglücksfälle, die das Ge„schick über uns verhing, bestimmte ihren Heereszug". Der Text sagt einfacher Folgendes: „Sie zogen daher, nicht so„wohl im Vertrauen auf ihre Waffen oder ihre Arme, als „vielmehr im Vertrauen auf das uns zugestoßene Unglück". Gleich darauf hat Hr. Fr.: „Drückt doch nicht immer die „bleyerne Hand des Unglücks die Sterblichen, so wie „nicht immer der Sonnenstrahl des Glücks ihnen scheint".

„scheint“. Beyde bildliche Ausdrücke sind dem Texte fremde; denn dieser hat bloß: ὅτε γὰρ τὸ δυστυχεῖν ὅτε τὸ ἐναντίον ἐν ἀνθρώποις βέβαιον; doch eine solche Verschönerung, die keine Undeutlichkeit und Unbestimmtheit im Ausdrucke herbeygeführet hat, wollen wir gar nicht mißbilligen. Ebens daselbst ist „Siegten doch über uns, obschon Sieger im vo„rigen Treffen, die Feinde“ — manchem Leser gewiß nicht so deutlich als das Original beim ersten Blick: τῇ γοῦν προτέρᾳ μάχῃ κρατούντων ἐκράτησαν ἡμῶν οἱ πολέμιοι. Zuweilen ist der Ausdruck auch etwas platt oder vernachläßigt, als I, 19, 5: „er wünschte, je eher, je lieber, „mit ihnen handgemein zu werden“. I, 19, 6: „Im „Gefechte mit der Mannschaft tödtete Herodes abermals „gegen 7000“ und „brachte es so weit, daß das Volk ihn „zu ihrem Schutzpatron erkohr“ — anstatt: „ihn zu „seinem Schutzherrn wählte“. II, 8, 10: In dem Krie„ge mit den Römern wurden die Esseher auf die Folter ge„spannt, ihre Glieder aus den Fugen geschroben, gebrannt „und geräbert; jedes Instrument der Tortur erprob„ten sie, um entweder ihren Gesetzgeber zu lästern oder „etwas Ungewöhnliches zu essen: und doch konnten sie „von sich erhalten, weder das eine, noch das „andere zu thun, geschweige ihren Henkern schmeichelhaft „zuzureden, oder Thränen zu weinen. Lächelnd — lie„ßen sie mit frohem Muthe ihren Geist scheiden, in der „Ueberzeugung, ihn wieder erhalten zu werden“. — Auch noch einige andere Stellen, in denen theils der Sinn verfehlt ist, theils gleichfalls der Ausdruck einer Verbesserung bedarf, führen wir an. II, 9, 2: „Pilatus führte in der „Nacht die verhüllten Bilder des Kaisers, welche man Sta„tüen nannte, nach Jerusalem“. σημαῖαι sind hier nicht Statüen, sondern signa militaria Romanorum, Fahnen, Standarten. II, 9, 3: Ein Corps, das die Juden in „dreyfacher Reihe umgab, und dieser unerwartete An„blick, benahm ihnen allen Ton und Sprache“. Der Text lautet: περιστάσης δὲ τριστοιχεὶ τῆς φάλαγγος, οἱ Ἰουδαῖοι μὲν ἀχανεῖς ἦσαν, πρὸς τὸ ἀδόκητον τῆς ὄψεως; es ist also zu übersetzen: „Da nun das Heer in dreyen Reihen „die Judäer umschloß: so wurden diese bey dem unerwarte„ten Anblick ganz bestürzt“. II, 16, 4 in der großen und herrlichen Rede, durch welche der judäische König Agrippa seine Landsleute vom Kriege gegen die Römer abzuhalten

 sucht,

sucht, und die ein wahres Meisterstück der Beredsamkeit ist, weswegen sie denn auch einen vorzüglichen Fleiß des Uebersetzers verdient hätte, haben wir mehrere Stellen bemerkt, die eine Rüge verdienen. S. 282: „Diese Rücksicht macht „mir eure Versammlung, meine Ansprache an euer Interesse, zur Pflicht“; hier weiß man doch anfangs gar nicht, „ob diese Rücksicht der Nominativ oder der Accusativ seyn „soll. Das Original ist hier weit deutlicher. Eben so gesucht und unpassend sind bald darauf die Worte: σκοπεῖν δὲ χρὴ καθ' ἕκαστον τούτων, ὡς οὐ μικρὰ τοῦ πολέμου ἡ ὑπόθεσις übersetzt: „Erwägung eines jeden dieser Punkte für sich stellt die geringfügige Veranlassung zum Kriege in „helles Licht“. Ganz inkorrekt und unverständlich ist S. 283 folgende Stelle: „Die Rüge kleiner Vergehungen, die „zu bitter, zu empfindlich ist, setzt zum eigenen Nachtheil, „ausser jede Anklage, den Gegenstand derselben“, [Es sollte zuvörderst heissen: „setzt — den Gegenstand „ausser aller Anklage“; aber die ganze Wendung ist hier nicht recht anpassend] „und geschahen vorher ge„waltsame Kränkungen eurer Rechte, insgeheim, „mit Verschämtheit, dann öffentlich, ungescheut“!! Ein Druckfehler findet hier nicht Statt, denn sonst wäre er wohl in dem angehängten Verzeichnisse angegeben. Beäugen ebendaselbst anstatt sehen, schauen (ἐπιβλέπουσιν) ist auch kein empfehlenswerther Ausdruck. S. 284: „Und „ihr, deren Gehorsam gegen sie gleichsam euer Erb„theil ist, in jeder Rücksicht so unendlich schwächer, als „die, welche zuerst von ihnen hörten [Ey, ey; heißt „ἀκούειν bloß hören?], wollt euch gegen die ganze Macht „der Römer stemmen?“ Es müßte heissen: „Und ihr, die „ihr die Unterwürfigkeit gleichsam schon geerbt habt, und „in allen Stücken schwächer seyd, als die, welche sich zuerst „unterwarfen, wollt euch gegen die ganze Macht der Rö„mer auflehnen?“ S. 287 hat Hr. Fr. „Diese Nation ist „doch geduldig den Römern tributbar, und verdanket ihnen „des Lebens Glück! Und duldsam, vielleicht aus „weibischem Sinne, ihren Vorfahren entartet!“ Es müßte heissen: „— und führt die Wohlfahrt, deren sie jetzo „genießt, auf diese zurück! Und dieß thut sie nicht aus ver„weichlichtem Charakter, nicht weil sie ausgeartet wäre“. Im Gleichfolgenden hat Hr. Fr. ebenfalls inkorrekt: „Stau„nende Verwunderung, über die Macht der Römer und „ihres

„ihres Glückes (ἀλλὰ μετὰ τῆς δυνάμεως Ῥωμαίων καὶ „τὴν τύχην καταπλαγέντες) — machte sie zu gehorsa„men Bürgern“; er hätte setzen müssen: „Betreffen durch „der Römer Macht nicht nur, sondern auch durch das Glück „derselben — unterwarfen sie sich“. — Stellen, wie folgende, haben durchaus den Genius der deutschen Sprache wider sich. Ebendas. „Und doch ist eine (Eine) Legion für „diese Nationen (die) so schwer zu bekämpfen, (und) „so weit entlegen (sind), hinlängliche Besatzung.“ S. 288: „Vom Ocean umströmt, Bewohner einer „Insel, fast nicht kleiner als unser Land, machte sich „doch die Flotte der Römer, sobald sie sich nahete, die„selben [die Britannier] dienstbar“. S. 288: „Befestigt „auf allen Seiten, wie durch eine Mauer, entweder „durch unwegsame Einöden, oder hafenlose Meere „oder Flüsse oder Sümpfe, bewährte doch nichts so „von diesem sich stärker, als das römische Glück!“ Zu letzterer Stelle wollen wir das einfache und deutliche Original hersetzen: τετείχισται δὲ (ἡ Ἀλεξάνδρεια) πάντοθεν ἢ δυσβάτοις ἐρημίαις, ἢ θαλάσσαις ἀλιμένοις, ἢ ποταμοῖς ἢ ἕλεσιν. ἀλλ' οὐδὲν τούτων ἰσχυρότερον εὑρέθη τῆς Ῥωμαίων τύχης. III, 3, 2 (Seit. 354): „Streithaft von Kindheit an, waren die Galiläer zu jeder Zeit auch menschenreich“ — und bald darauf: „Ganz von seinen Bewohnern angebaut, „liegt kein Theil desselben (des Landes) öde.“ — Hier muß Rec. mit seiner Kritik über die einzelnen vernachlässigten Stellen der Uebersetzung abbrechen. Er bemerkt nur noch, daß dieselbe ohne alle Anmerkungen ist, was er durchaus nicht billigen kann; denn für alle Laien nicht nur, die aus einer Uebersetzung des Josephus Belehrung oder Unterhaltung schöpfen wollen; sondern auch für viele gelehrte Freunde des Josephus wird Hrn. Frise's Arbeit nun gewiß weniger brauchbar und anziehend seyn. Wenn auch nur in ganz kurzen Anmerkungen Parallelstellen aus diesen Büchern vom jüdischen Kriege selbst und aus den übrigen Werken des Josephus nachgewiesen, und eine chronologische Tabelle, besonders aber eine genealogische von den beyden Dynastieen der Makkabäer und Herodianer angehängt wäre: schon dadurch hätte der Leser manche Hülfe und Erleichterung. Wir rathen daher, daß Hr. Fr. diese Tabellen noch dem zweyten Theile beyfüge. — Wenn übrigens Hr. Fr. nach

seiner Aeusserung in der Vorrede glaubte, daß Anmerkungen, durch welche die Uebersetzung voluminöser geworden, den Debit derselben würden verringert haben: so sind wir im Gegentheil gerade der Meinung, daß Anmerkungen, welche den Zusammenhang und einzelne Umstände kurz erläutern, Widersprüche und Schwierigkeiten in Rücksicht auf Parallelstellen des Josephus selbst berühren, auf die biblischen Schriftsteller und auf Philo Beziehung haben, und die Kritik des Textes betreffen, zur Empfehlung der Uebersetzung gedient, und den Debit derselben befördert haben würden. Hr. Fr. äussert indeß in der Vorrede, daß er vielleicht noch eine Josephinische Chrestomathie von größerm Umfange als die Trendelenburgische, oder eine Handausgabe des Werks vom jüd. Kriege mit einem Wort- und Sachregister und den wichtigsten verschiedenen Lesarten des Textes liefern werde. Schon in dieser Uebersetzung ist er zuweilen von der gewöhnlichen Lesart abgewichen. So z. B. haben wir bemerkt, daß er I, 19, 2 die von Toup vorgeschlagene und von Dahl bestätigte Lesart: πρῶτον μὲν γὰρ ὅσον ἦν τῶν ὁπλιτῶν ἄγων — ἐπαφίησιν πολεμίοις περὶ Διόσπολιν befolgt, II, 8, 3 mit Trendelenburg (in der Chrestom. Flaviana p. 176) vor αὐχμεῖν die Negation μὴ eingeschoben, und III, 3, 1 mit eben demselben (l. c. p. 2) αὕτη καὶ — βασιλείαι μοῖραι gelesen hat. Billig hätten aber diese Abweichungen von der Vulgata jedesmal angezeigt werden müssen.

Fm.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Sallusts Römische Geschichte nach de Brosses von Johann Christoph Schlüter. Drittes Buch. Mit Anmerkungen. Osnabrück, bey Blothe. 1802. 381 Seit. 8. 1 Rh. 4 gr. Viertes Buch. Mit Anmerkungen. 1803. 309 Seit. 1 Rh.

Von

Von diesem Werke, welches die Römische Geschichte von Sullas Diktatur bis zum Zuge des Pompejus gegen Mithridates beschreibt, haben wir die Veranlaßung und Entstehung bey der Anzeige des Probestücks dieser Uebersetzung (Altenburg 1798) sowohl, als der ersten beyden Bücher in dieser Bibliothek ausführlich angegeben. Auf diese Anzeige beziehen wir uns hiermit ebenfalls, unser Urtheil über Herrn Schlüters Uebertragung des Brossischen Werks betreffend. Wir geben daher bloß den Inhalt der beyden zuletzt herausgekommenen Bücher an. Das dritte Buch enthält in 86 kleineren Abschnitten die Geschichte vom Anfange der Feindseligkeiten zwischen Mithridates und den Römern bis zur Belagerung von Amisus in Pontus durch den Lucullus, mit Einflechtung der gleichzeitigen Kriege mit Spartacus und Sartorius. Das vierte Buch setzt in 89 Abschnitten die Geschichte des Kriegs gegen Mithridates, Spartacus und Sartorius fort, und schließt mit der Erzählung der gänzlichen Eroberung des Königreichs Pontus und mit einer Beschreibung der von den römischen Wucherern in Asien verübten schrecklichen Bedrückungen, wo der brave Proconsul Lucullus Ordnung und Gerechtigkeit wieder herstellt, unbekümmert um den Haß der habsüchtigen und niederträchtigen Generalpächter, welchem er sich dadurch bloßstellt. Sallustius hatte in seiner römischen Geschichte eine Beschreibung der Küsten des Pontus Euxinus eingeflochten, wovon uns eine beträchtliche Anzahl kleiner von derselben übrig gebliebenen Fragmente überzeugt. Diejenigen, welche die Fragmente des Sallustischen Werks vor de Brosses gesammelt haben, rechneten jene Beschreibung zum zweyten Buche; de Brosses hingegen fügte diese geographische Digression am Ende des dritten Buches da ein, wo von dem großen Rückzuge des Mithridates die Rede ist. Herr Schlüter hat aber diese geographische Erörterung hier weggelaßen, weil sie von Brosses nicht in die Geschichte eingewebt; sondern nur als Anhang hinzugefügt war. Damit die Leser sie aber nicht gänzlich entbehren müßen: so will er sie nach Vollendung des ganzen Werks als Anhang nachliefern. — In den angehängten Anmerkungen, davon beym dritten Buche 71 (S. 255 — 381), und beym vierten 60 sind (S. 215 — 309), und welche ebenfalls aus dem französischen Werke, obwohl hin und wieder verkürzt, herüber genommen sind, werden mehrere geographische, historische, antiquarische,

 auch

auch wohl literarische Gegenstände, welche im Werke selbst berührt sind, umständlich erörtert. Diese geben dem Werke auch für den Gelehrten Werth und Brauchbarkeit. Hin und wieder hätte nur Herr Schlüter die Citate aus den alten Schriftstellern genauer angeben sollen. Denn bloß zu sagen, Plutarch im Sulla, Appian oder Strabo B. 13, ist für den, welcher die Quellen zu untersuchen wünscht, nicht hinreichend. Uebrigens können wir das Werk selbst den besseren Lesezirkeln, denen es nicht bloß um eine die Sinne und Phantasie reizende Romanenwelt, sondern um Belehrung aus wirklicher Geschichte zu thun ist, bestens empfehlen.

Kb.

Des Plutarchus von Chäroneia vergleichende Lebensbeschreibungen. Aus dem Griechischen übersetzt mit Anmerkungen von J. Fr. Sal. Kaltwasser, Professor am Gymnasium in Gotha. Magdeburg, bey Keil. 1802 und 1803. Vierter Theil. 448 Seit. Fünfter Theil. 442 Seit. Sechster Theil. 430 Seit. 8. Jeder Theil à Rthl. 6 gr.

Dieß ist die Fortsetzung eines Werks, das wir bey Anzeige der vorigen Bände nicht nur Gelehrten, die des Griechischen nicht kundig genug sind, sondern auch allen Geschäftsmännern des Civil- und Militärstandes, und überhaupt allen, die nach einer höhern Bildung streben, als eine lehrreiche und unterhaltende Lektüre empfohlen haben. Diese Uebersetzung übertrifft die Kindische an Kürze, die Schirachische an Leichtigkeit und Natürlichkeit im Styl, beyde aber an Richtigkeit; an Allem die Uebersetzungen der Franzosen. Der vierte Band begreift die Lebensbeschreibungen des Philopömen, des Titus Quintius Flamininus und deren Vergleichung, des Pyrrhus, des Cajus Marius, und die vergleichende Lebensbeschreibung des Lysander und Sylla. Der fünfte Band enthält die verglichenen Leben des Cimon und Lucullus, des Nicias und Markus Crassus, des Quintus Sartorius und Eumenes

menes. Der sechste Band die Lebensbeschreibungen des Agesilaus und Cn. Pompejus Magnus, und die Vergleichung beyder; außerdem aber auch noch das Leben Alexanders des Großen. Wir wünschen einem so unterrichtenden Werke recht viele und aufmerksame Leser.

Sb.

Homeri Iliados Rhapsodia I, sive Liber IX. Cum excerptis ex Eustathii commentariis et Scholiis minoribus nec non Victorianis, in usum scholarum separatim edidit *Joh. Aug. Mueller*. Meissen, Erbstein. 1804. 89 S. gr. 8. 6 gr.

Homeri Iliados Rhapsodia K, sive Liber X. etc. 56 S. 5 gr.

Homeri Iliados Rhapsodia Λ, sive Liber XI. etc. 82 S. 6 gr.

Der Herausgeber, (bis zu seinem kürzlich erfolgten Tode Rektor der Landschule in Meißen,) begann diese nützliche Ausgabe mit Auszügen aus dem Eustathius und den kleinern Scholien, im Jahr 1788 mit dem 21sten Buche der Ilias; eine Anordnung, die darin ihren Grund hatte, daß er gerade damals jene Rhapsodie mit seinen Schülern las; die aber dafür andre Unbequemlichkeiten bey sich führte. Um den Ankauf zu erleichtern, hat er die Rhapsodien einzeln und nach und nach herausgegeben, so daß bis jetzt 13 Bücher erschienen sind. Der Herausg. scheint jetzt auf eine baldige Beendigung Bedacht zu nehmen, da er vor nicht gar langer Zeit 3 B. Rhapsodien auf einmal, nämlich Buch VI. bis VIII. und jetzt wieder drey zugleich zu Tage gefördert hat. Die Jugend früh an den Gebrauch der alten Scholiasten zu gewöhnen, ist sehr wichtig; sind sie von dem Belang, wie Eustathius, die Villoisanschen Scholien u. s. w., so verdienen sie um so mehr studirt zu werden. Aber Eins ist noch dabey zu bedenken, daß unsre jungen Leute, wenn sie auch in der griechischen Sprache der Klassiker nicht ganz Neulinge sind, doch viele Kunstausdrücke aus der Grammatik, Rhetorik ec., die in den Scholien vorkom-

kommen, nicht verstehen, selbst nicht mit Hülfe der gewöhnlichen Wörterbücher verstehen lernen werden. Daher wären solche Terminologieen in Parenthese zu erklären gewesen, oder ein kleines Glossarium über die Kunstsprache der Scholien könnte dem ganzen Werke am Ende zugegeben werden.

Bey der neuesten Lieferung der Bücher IX. — XI. hätten wir erwartet, der Herausg. würde aus Heyne's Ausgabe die Excerpte aus noch ungedruckten Scholien, die er wenigstens zum Theil ipsissimis verbis der Scholiasten anführt, benutzt haben. Aber daß er Heyne's Ilias noch nicht vor sich hatte, erhellt daraus, daß er die vortrefflichen Victorianischen Scholien nur zum neunten Buche auszog, weil nur die zu diesem Buch gehörigen von Hornius 1620 bekannt gemacht worden waren. Nun hat aber Heyne die sämmtlichen Victorianischen Scholien und ihre Quelle, den Towneleianischen Codex, benutzt und excerpirt, so daß daraus viel zu nehmen gewesen wäre. Aus der Villoisonschen Ausgabe hat der Herausg. fleißig excerpirt.

Ow.

Des C. Jul. Cäsar historische Nachrichten von dem Bürger-Kriege, nebst einem Anhange von dem alexandrinischen, afrikanischen und hispanischen Kriege, übersetzt von Philipp Ludwig Haus. Zweyter Band. Zweyte ganz neu übersetzte Ausgabe. Frankfurt a. M. bey Hermann, 1803.

Auch mit dem Titel:

Sammlung der neuesten Uebersetzungen der Römischen Prosaiker mit erläuternden Anmerkungen. Siebenter Theil. Zweyter Band u. s. w. 564 Seit. 8.

Der erste Band dieser Uebersetzung ist oben in der N. A. D. B. LXXVIII. Band, S. 469 bereits angezeigt worden. Das daselbst gefällte Urtheil gilt auch von diesem zweyten Bande, mit welchem die Uebersetzung des Cäsar's und der dem-

demselben angehängten Stücke vollendet ist. Die am Rande hinzugefügten kurzen und nicht zu häufigen Anmerkungen sind zweckmäßig, und die Uebersetzung selbst läßt sich gut genug lesen.

Ko.

M. Tull. Ciceronis pro A. Licin. Archia, T. Ann. Milone et Q. Ligario orationes. M. Tull. Ciceros Reden zur Vertheidigung. A. Licin. Archias, T. Ann. Milos und Q. Ligarius. Uebersetzt nebst beygedrucktem verbesserten lateinischen Text, kritischen Anmerkungen, erklärendem Kommentar, erläuternden und beurtheilenden Sachbemerkungen von *K. G. Schelle. Dritter Band.* Leipzig, bey Martini 1803. CXXXII. und 302 Seit. gr. 8. 1 Rg. 12 R.

Auch unter dem Titel:

M. Tull. Ciceronis pro Q. Ligario oratio. M. T. C. Rede zur Vertheidigung Q. Ligarius. Uebersetzt nebst beygedrucktem verbesserten lat. Text u. s. w.

Die sehr gedehnte Vorrede hätte sich wohl von CXXXII. auf XXXII. Seiten zurückbringen lassen, wenn dem Verf. die Gabe der Kürze verliehen wäre, und wenn er nicht gern so Vieles einmischte, was bloß seine Individualität und andre nicht wesentlich zur Sache gehörende Dinge betrifft. Ueber Plan und Einrichtung dieser Bearbeitung dreyer Reden des Cicero haben wir bey der Anzeige der ersten Bände (N. A. D. Bibl. Bd. 40 S. 174 ff. Bd. 55. S. 213 ff.) zur Genüge gesprochen. Wir bemerken nur, daß jetzt, zum bequemern Gebrauch, der in so vielfältige Aeste vertheilte Kommentar in Eins gezogen sey, mit der Ueberschrift: kritische, erklärende und beurtheilende Bemerkungen (Anmerkungen).

Wir

Wir sind nicht in Abrede, daß die Uebersetzung um einige Grade der Vollkommenheit näher gebracht sey, als die der Reden für den Archias und für den Milo, und daß vorzüglich der sich durch diese Rede durchziehende Ton der Ironie und der Umgangs-Sprache großentheils gut getroffen sey; dennoch wird auch hier Zeit und gereifteres Urtheil dem Verf. manche Mängel wahrnehmen lassen! Wir vergleichen nur ein Stück der Uebersetzung aus dem Eingang der Rede, und halten sie mit Jenisch's Uebersetzung in dessen Parallele des Demosthenes und Cicero S. 323 ff. zusammen, welche der Verf. im Ganzen übertrifft, wenn er gleich in einzelnen Stellen hinter ihr zurück bleibt.

„C. Cäsar, ein ungewöhnliches und bis diesen Tag „noch nie erhörtes Verbrechen hat mein Anverwandter Q. „Tubero bey Dir angebracht". Rythmischer nach Jenisch: Ein neues und bis auf diesen Tag unerhörtes Verbrechen, Cajus Cäsar, hat mein Verwandter Q. Tubero bey dir angebracht. „Q. Ligarius sey in Afrika gewesen; und C. „Pansa, ein sehr feiner Mann, hat sich, vermuthlich im „Vertrauen auf die Freundschaft, womit Du ihn beehrst, „das Herz gefaßt, es einzugestehen". Der Uebersetzung von praestanti vir ingenio, ein feiner, schlauer Mann, hält der Verf. in den Anmerkungen eine Schutzrede, und nennt diejenigen „mechanische Uebersetzer, die nur die (leeren) „Töne wiedergeben" welche diese Worte (wie Jenisch thut) von Geistes-Talenten verstehen. Als wenn nicht im Ton der Ironie ein Mann „von hervorragendem Genie" oder „Talenten" ebenfalls den klugen schlauen Mann bedeuten könnte! Von einer Hinterbringung des Verbrechens des Ligarius an den Cäsar ist übrigens hier wohl nicht die Rede; sondern angebracht hatte die Klage Tubero, aber Pansa bezeugte, vom Cäsar darüber befragt, die Wahrheit der Klage. „Ich weiß also wirklich nicht, wo sich mich hinwenden „soll" ist kürzer und bündiger als Jenisch: Was ich, bey so bewandter Sache, für den Angeklagten zu thun habe, leuchtet mir selbst nicht ein. „Denn ich kam vorbereitet, „— da Du dieses Verbrechen weder von selbst wissen, noch „sonst von Jemanden gehört haben konntest, — mir Deine „Unwissenheit in Absicht desselben zu Nutze zu machen". Klärer und deutscher Jenisch: Denn da Du dieß weder durch Dich selbst wissen, noch durch Andre davon unterrichtet seyn

konn-

kündtest: so war ich mit dem Vorsatz hieher gekommen, mich Deiner Unwissenheit zum Vortheil des unglücklichen Mannes zu bedienen. „Da nun aber das Geheimniß durch „die Nachforschung meines Gegners schon entdeckt ist: so „muß ichs denn wohl gestehen, zumal da mein Freund C. „Pansa verhindert hat, freye Hand zu haben". Ungezwungener Jenisch: Da mein werther Freund Pansa mir hierin die Hände gebunden. „Deine Menschlichkeit hat „schon so Viele beglückt, welche nicht Freysprechung von der „Strafe für ein Verbrechen, sondern Verzeihung eines Fehlers von Dir erhielten". Dieß hätte wohl eine Erläuterung bedurft, die aus einer spätern Anmerkung des Verf. S. 177 gewonnen wird.

Um die Berichtigung des Textes, welcher beygefügt ist, hat sich der Herausg. kein geringes Verdienst erworben. Die Gründe der aufgenommnen oder verworfnen Lesarten werden in den Anmerkungen sehr umständlich auseinandergesetzt, und Alles, was Sprache, Grammatik, Styl betrifft, gründlich erklärt, oft mit Zurechtweisung der willkührlichen Annahmen von Ernesti und andern Kritikern und Auslegern. Den Sach-Erläuterungen räume auch hier der Herausg. einen großen Raum ein, und insonderheit demjenigen Theil derselben, welcher sich auf Entwicklung des Rednerischen, auf Deklamation u. s. w. bezieht, wo der Verf. ein noch wenig angebautes Feld vor sich fand.

In einer Anmerk. S. CXXXI. macht der Herausg. bekannt, daß er „an einer wohlfeilen Ausgabe Cicero'scher „Reden mit verbessertem Text, mit wenigen, kurzen lat. „Anmerkungen, in einer Auswahl von Reden zu mehrfachem oratorischen Cursus für den Gebrauch der unbemittelten Jugend, ohne Uebersetzung und fortlaufenden Kommentar arbeite, um die fehlerhaften Hallischen und Nürnberger Waisenhaus-Abdrücke zu verdrängen".

R.

Erziehungsschriften.

Selbstgespräche einer Mutter, über Kinderpflege und Erziehung. — Herausgegeben von K. D.

Rei-

Reimold, reformirtem Prediger zu Oberreicholzheim. Mit (einem Titel-) Kupfer. Mannheim, bey Löffler 1803. 141 Seit. 8. 16 Kr.

Die in dieser Schrift enthaltenen Betrachtungen über die Erziehung der Kinder, sind, wie der Verfasser in der Vorerinnerung sagt, wenn auch nicht wörtlich und nach allen einzelnen Vorstellungen, doch ihrem wesentlichen Inhalte nach, in der Seele mancher denkenden und guten Mutter aufgestiegen. In dieser Voraussetzung werden sie allen Gattinnen, welche ihre Bestimmung und den Werth einer vernünftigen Erziehung kennen, mit Zutrauen und innerer Achtung gewidmet. Recensent muß gestehen, daß die Grundsätze, worauf es bey der physischen Erziehung der Kinder hauptsächlich ankömmt, richtig angegeben und mit den höhern moralischen Ansichten dieses wichtigsten Gegenstandes harmonisch verbunden sind. Wer Kinder genau beobachtet hat, und mit den Rechten, die der junge Weltbürger von seinen Erziehern fordert, und mit den Pflichten, die diese jenem zu leisten verbunden sind, nur einigermaaßen bekannt ist, wird diese Schrift mit Vergnügen lesen. Der Vortrag des Verfassers ist herzlich und eingreifend; nur mannichmal vergißt er in seinen Deklamationen über die Forderungen, die die Erziehungskunde an gebildete Menschen macht, das Wie, um diese Forderungen selbst, so weit es beschränkten Vernunftwesen möglich ist, nach Pflichten auszuüben. Recensent empfiehlt dieses nützliche Buch allen Müttern aus den höhern Classen, für die es vorzüglich bestimmt zu seyn scheint.

Mo.

Die Jesuiten als Gymnasiallehrer in freundschaftlichen Briefen an den K. K. Kämmerer und Vizepräsidenten in Gallizien Grafen von Lazanzky, von Ignaz Cornova, Mitglied der K. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Prag bey Calve. 1804. 259 Seit. ohne Dedikation und Inhaltsanzeige. 8. 18 Kr.

Wir

Wir wollen kürzlich den Inhalt dieser Schrift darlegen, und sodann unser Urtheil über dieselbe und über den hochgelobten Orden, zu dessen Ehre sie verfaßt zu seyn scheint, beyfügen. Der Verfasser, selbst Jesuit, versichert in den ersten beyden Briefen, er wolle nicht den Apologeten, sondern nur den Erzähler dessen machen, was die Jesuiten als Lehrer der Gymnasien geleistet haben, mit Beseitigung dessen, was sie in höheren Lehranstalten und für die Wissenschaften im Allgemeinen wirkten, ohne jedoch dabei das Tadelnswerthe ihrer Einrichtungen zu verschweigen. Auch will er nur den Zustand der unter Jesuiten stehenden Gymnasien in Böhmen, Mähren und dem Oesterreichischen Schlesien (welche Länder zusammen die Böhmische Jesuiterprovinz ausmachten), wie er zu seiner Zeit gewesen, nicht den der früheren Zeiten, beschrieben. Der dritte Brief handelt von der Wahl der Jesuiterkandidaten: man habe dabey nicht auf Reichthum, sondern auf ein vortheilhaftes, etwas versprechendes Aeußere und auf Talente des Geistes gesehen. Dem Vorwurfe, daß die Jesuiten dem Staatsdienste dadurch die besten Köpfe entzogen hätten, wird dadurch begegnet, daß sie durch die Bestimmung ihrer Mitglieder zum Lehramte dem Staate das eigentlich nur Entlehnte mit Wucher zurück gegeben hätten. (Aber man nährte jedoch in diesem, so wie in allen Orden, weit mehr Mitglieder, als man brauchen konnte!) Zugegeben wird, daß sie zuweilen auch durch ein vortheilhaftes Aeußere oder durch simulirte Frömmelei getäuscht, Schwachköpfe aufgenommen hätten; auch wird der Vorwurf der Kandidatenwerberei (der im Geiste jedes Ordens liegt) als statthaft anerkannt. Im vierten, fünften und sechsten Briefe wird dann die Frage beantwortet: **wie der Orden seine trefflichen, oder doch sehr brauchbaren Köpfe zu Lehrern ausgebildet habe.** Alles kommt darauf hinaus, daß der Noviz, ohne strenges Gesez, bloß durch Sitte und Gewohnheit zum Lateinsprechen angehalten, und da das Noviziat zwey Jahre gedauert, darin sehr weit gebracht sey. Diese bey der Entziehung jegliches nicht geistlichen Buchs für die Erlernung einer klassischen Latinität sehr verderbliche Sitte vertheidigt Herr C. dadurch nur schwach, daß die Jünglinge sich einander selbst fleißig corrigirt hätten, und daß man doch dabey habe im guten Latein geschriebene geistliche Bücher, Heiligen-Geschichten, Geschichten des Ordens, Maffei's Leben des Loyo-

Loyola lesen dürfen. Und dieses Erlernen einer solchen Latinität nennt er eine entfernte Vorbereitung zum Lehramte.) 2) Auf diese lateinische Sprech- und fromme Leseübungen folgte anfangs eine zweyjährige, späterhin aber auf ein Jahr beschränkte repetitio humaniorum, wo man mit den jungen Jesuiten die römischen Klassiker las, und lateinische Stylübungen aller Redegattungen in Prosa und Versen anstellte. Wenn nur Herr C. hier nicht, mit Vermeidung einer Beschreibung der Jesuitischen Lehrmethode, bloß die seines würdigen Lehrers Pubitschka schilderte! Der sechste Brief gesteht ein, daß man das Griechische nur sehr dürftig und auch in dieser Dürftigkeit noch gar verkehrt betrieben, die Bildung der deutschen Sprache aber gänzlich vernachlässigt habe; der lateinische Lehrer habe sich sogar gewöhnlich bemüht, seinen Schülern Abneigung von der griechischen Sprache beyzubringen, und in Absicht des nur aus Protestanten zu erlernenden guten deutschen Styls habe einmal ein Jesuit geäußert: si auctor libri est haereticus, iam liber eo ipso nihil valet! — Der siebente Brief führt aus, daß die Repetition der Humanioren, die vor dem Studium der Philosophie herging und zwey Jahre dauerte, schicklicher und zweckmäßiger nach dem Studium der Philosophie hätte folgen sollen, weil letzteres das Studium der höheren Aesthetik erleichtert und vervollkommt haben, auch einen guten Einfluß in die logische Richtigkeit der Arbeiten und eigener Aufsätze, womit die jungen Jesuiten während der Repetitionszeit beschäfftigt wurden, gehabt haben würde. Sehr richtig! — Nach der Vorbereitungszeit durch Studium der Grammatik, Rhetorik, Aesthetik und Philosophie mußten alle Jesuiten ohne Ausnahme ein Lehramt in den Gymnasien übernehmen, noch ehe sie den theologischen Studien-Cursus machten. Dieß hieß eine Professur übernehmen, während welcher sie magistri hießen, weil sie noch nicht Priester waren. — Der achte Brief giebt zu, daß es gegen das Interesse der Jugend gewesen sey, alle junge Jesuiten ohne Ausnahme zu grammatischen Lehrern in den Gymnasien zu bestellen; daß das Verhältniß der jungen Lehrer und des Schulpräfekten oft sehr unglücklich gewesen, und letzterer jene bey Gelegenheit des lateinischen theatralischen Drama und der lateinischen Rede, welche ein jeder von ihnen ausarbeiten, und dem Präfekten zur Correktion überreichen mußte, sehr schickanirt habe. Bisweilen verwarf der Präfekt das

The-

Thema des Magisters zum Melodrama, das in der Charwoche aufgeführt wurde, und wählte eins, wie folgendes: Protasis. David citharizando in Cithara sua malum spiritum exegit a Saul. Apodosis. Christus, citharizando in cithara crucis, Satanae chirographum nostrae salutis extorsit. Dagegen wird der freundschaftliche Verkehr unter den Magistern in gegenseitiger Mittheilung literarischer Notizen, Bemerkungen, Erinnerungen u. s. w. als ein großer Vorzug des Ordens geschildert. Herr C. hätte sich nur oben an die horazische Regel communia proprie dicere erinnern, und folglich zeigen sollen, ob dieser literarische Verkehr etwas Eigenthümliches gehabt habe, was man nicht anderwärts unter Gesellschaften von Schülern, Studenten und jungen Lehrern, besonders wo sie auf Schulen zusammenwohnen, ebenfalls finde und unter den Protestanten bey der Schreib- und Lesefreyheit noch uneingeschränkter finde. Der neunte Brief schlägt anstatt der mit des Verf. Billigung abgeschaften Schulkomödien, wobey nur Alles auf äußeren Prunk berechnet war, (deren Themata auch oft so ganz erbaulich abgeschmackt gewesen seyn mögen) deutsche und lateinische Dialogen vor. Vor Anstellung der sogenannten Akademien oder Tentamina wurden den Schülern Fragen aus allen Lehrfächern, die beym Tentamen vorkommen sollten, in die Feder diktirt, und dann trug man es gemeiniglich beym Examen einigen Schülern selbst auf, die Fragen an die übrigen nach Willkühr zu stellen, wobey sich dann der Fragende und der Befragte gern mit einander einverstanden. Mit Recht räth der Verf. freye unvorbereitete Examina an, wie er auch im Kollegium zu Brün veranstaltet habe. Zehnter Brief: zwey, drey, oder vier Jahre mußte der junge Jesuit vor dem theologischen Studium Lehrer der grammatischen Klassen seyn. In früheren Zeiten, bis zum Eintritt des Verfassers in den Orden, führte meistens einer und derselbe Lehrer seine Schüler den damals vierjährigen grammatischen Cursus durch, um ein festeres Band zwischen Lehrern und Schülern zu knüpfen. Aber man denke sich, — wenn man sich nun in dem Lehrer einmal vergriffen hatte, welches doch bey aller schlauen Menschenkenntniß der hohen Obern manchmal der Fall war, besonders da durchaus alle Jesuitenkandidaten zu Lehrern in den grammatischen Klassen bestellt wurden; — welcher nicht zu berechnende Nachtheil entstand alsdann für die Jugend daraus? Der Verfasser selbst giebt zu, daß man-

chem die Lehrkanzel angewiesen sey, der bey seinem Antritt eigentlich hätte ausrufen sollen: olim truncus eram ficulnus, inutile lignum; quum faber incertus, scamnum faceretne Priapum? maluit esse deum. Deus inde ego. Nachher ward es Sitte, die Lehrer von dem einen Gymnasium in das andere, selbst während des grammatischen Cursus zu versetzen, auch keinen länger, als höchstens drey Jahre beym grammatischen Magisterium zu lassen. — Verkehrt war auch die Einrichtung, das Amt eines Präses, d. h. Zucht- und Sittenaufsehers im Siminarium, welches gewöhnlich mit einem Jesuitenkollegium verbunden war, und aus 70 bis 100 studirenden jungen Leuten bestand, mit dem Amte eines Lehrers zu verbinden, wo dann sowohl eins von beyden Aemtern, als auch das eigene Studiren nothwendig vernachläßigt wurde. Nach dem Magisterium oder der Professur in den grammatischen Klassen, folgte erst der vierjährige Kurs der Theologie, und bis nach Zurücklegung dieses theologischen Studiums wußte der Jesuit immer noch nicht mit Gewißheit seine Bestimmung. Ja selbst auf dieses folgte erst noch das Tertiorat, ein neues Prüfungsjahr, in welchem die nun bald zu Priestern Einzuweihenden durch verschiedene ascetische Uebungen und durch nähere Kenntniß des Institutes, zur Verwaltung eines jeden Amtes im Geiste der Societät vorbereitet wurden. Nach allen wohlberechneten molimina ward dem Jesuiten seine Bestimmung zum niederen oder höhern Schulamte oder zum Predigtstuhl, oder zur Betreibung der Landwirthschaft (nämlich damit sie gegen das Verbot des Gesetzes kein Handel treiben lernen für den Orden, wie der selige la Valette in Martinique) angewiesen; bey welcher Bestimmung es nicht immer auf Fähigkeiten der Subjekte ankam, sondern manchmal entschied der Zufall, wie der eilfte Brief ausführt. (Wie mag Herr C. dieß dem Zufall beymessen können, da er selbst zuvor eingestanden hat, Niemand könne dem Orden die schärfste Prüfung und Kenntniß seiner jüngern Mitglieder absprechen? Es war vielmehr offenbar Zweck des Ordens, talentvolle oder refraktorische Köpfe, von denen man Ausbeugungen aus dem Gängelkreise nach andern Richtungen befürchten zu müßen meinte, in Aemter hinzudrängen, die ihren Kräften und Neigungen nicht entsprachen, und die edlen Keime des Genies unter der Bürde kleinlicher und mechanischer Geschäffte erdrückten. Daher Fenelon ganz recht aus-

auskiel? o societé, meurtriere des Genies! Hierzu kommt, daß es ja Geist aller Orden ist, unbedingten Gehorsam und völlige Entsagung des eigenen Willens gegen die Obern zu verlangen, wie man nur immer von einem verstandskranken Menschen oder vernunftlosen Thiere fordern mag. Bewegen mich Gründe, oder folge ich nur ungern, — so lautet der Ordensspruch, — so ists kein Gehorsam mehr. — Zwölfter Brief: Nach Vollendung der theologischen Studien werden dem zum Schullehrer bestimmten Priester, der nun in der Regel das dreyßigste Lebensjahr erreicht hat, die grammatischen Klassen abermals, jedoch auch die Poetik und Rhetorik zum Operationsplane angewiesen. Herr Cornova wünscht, daß die vom Alter der zu unterrichtenden Knaben zu entfernten Priester nie wieder für den Unterricht in der Grammatik, hingegen die jüngeren Magister nie für die Unterweisung in der Poetik bestimmt worden wären, wie auch, daß die beyden oberen Gymnasialklassen (welche die beyden Humanitätsklassen hießen) in den so genau verbundenen Wissenschaften der Rhetorik und Poetik nur einen und denselben Lehrer gehabt hätten. Sehr richtig ist die Bemerkung, daß man den Schülern mehr schöne Muster in der Rhetorik und Poetik hätte vorlegen und sie anhalten sollen, daraus die Regeln selbst abzuziehen und sie nachzuahmen. (Nur hier kommt es hauptsächlich auch auf die Materie, oder die Themata an, die man zur Nachahmung aufgiebt. Sind diese theologisch absurd: so ist für die Bildung des Geschmacks damit nicht viel gewonnen. Die Aufgabe solcher lächerlichen Themata, als Herr C. freilich mißbilligend, zuweilen anführt, beweist doch immer, daß oft die übrigen jenen einigermaaßen mögen ähnlich gewesen seyn. Denn sonst wäre es wenigstens nach dem in protestantischen Schulen herrschenden Geiste zu urtheilen, um das Ansehen des Rektors, der nur einmal im Stande war ein Thema aufzugeben, wie wir oben angeführt haben, bey Lehrern und Schülern auf immer geschehen gewesen.) — Der dreyzehnte Brief untersucht die Nachtheile und Vortheile der von den Jesuitenschülern geforderten Uebung in lateinischer Versifikation. Herr Cornova mißbilligt, daß man sie von allen Köpfen ohne Unterschied forderte, und will sie nur auf talentvolle Jünglinge beschränkt wissen. Die Beförderung mancher Schülerarbeiten zum Druck, und theatermäßig veranstaltete öffentliche Deklamationen in den rhetorischen und

poetischen Klassen erklärt er mit Recht für eiteln, ansteckenden
Prunk, und wünscht, die Pensa zu den Deklamationen
möchten von den Schülern selbst in deutscher Sprache aus-
gearbeitet werden, und daß die Kunst gut zu lesen mehr ge-
übt seyn möchte. Die Sitte, alle Stylübungen einer gan-
zen Klasse durch den Stoff zu verbinden, oder wohl gar
für alle Aufgaben und Uebungen im ganzen Jahre nur ei-
nen Gegenstand zu wählen, ist allerdings sehr abgeschmackt,
und führt leicht zu pedantischen Abgeschmacktheiten, und beengt
und unterdrückt das Genie. — Vierzehnter Brief: der Je-
suit, der Rhetorik lehrte, blieb gern dabey, weil er die müh-
seelige Stelle eines Schulpräfekten scheute, mit welcher
noch überdieß im ersten Jahre das Amt eines Katecheten in
der Kirche für die Stadtjugend und in der Schule für die
Studirenden verbunden war. Die unteren Schulen führ-
ten am seltensten zu Ehrenstellen; und doch widmeten sich
die Jesuiten ihnen gern, wie der Verfasser behauptet. —
Im funfzehnten Briefe wird es an den Jesuiten gepriesen,
daß sie ihren Reichthum nur auf anständige und ehrenvolle
Art erlangt, und ihn dem Staate durch ihre Lehr- und Er-
ziehungsinstitute wieder hätten um so mehr zu Gute kommen
laßen können, da sie mit Grundsätzen der Uneigennützigkeit
erzogen und an Entbehrungen gewöhnt wären. Ihm, ver-
sichert Hr. C. sey kein Beyspiel bekannt, daß die Jesuiten
als Lehrer sich hätten Erpressungen an Geld und Geschenken
zu Schulden kommen laßen. Der sechszehnte Brief stellt
die Gründe für und wider die Lehrer aus geistlichen Orden
so auf, daß jene als die überwiegenden erscheinen. Der hin-
zugefügte Rath, daß die Prälaten auch anderer Orden und
Stifter ihre jungen Ordensglieder durch einen erfahrnen
Gymnasial-Pädagogen zum Lehramte möchten vorbereiten
laßen, ist beyfallswürdig, so lange diese in unseren Tagen
unnützen, ja höchst schädlichen Formen noch nicht überall
aufgelöst sind.

Wir haben mit Vorsatz eine so umständliche Inhalts-
anzeige gegeben, die das Buch selbst entbehrlich machen
kann, damit der Leser in den Stand gesetzt werde, unser Ur-
theil, das durchaus zum Nachtheil des Ordens und der Cor-
novaschen Beschreibung seiner Schullehrer-Verdienste aus-
fallen muß, zu kontroliren. Wir verkennen es keinesweges,
daß aus mehreren eingestreuten Urtheilen, wie z. B. über
die

die dürftige Erlernung des Griechischen und die verabsäumte Bildung des deutschen Styls, hervorgehe, daß Herr C. sich über manche Vorurtheile der gemeinen Grenadiere seines Ordens erhoben habe. Aber wenn man das zusammen faßt, was er an der Einrichtung des Ordens selbst tadelt, und bedenkt, daß das wenige Gute, was derselbe im Unterrichte hatte, sich an andern Orten und in andern Instituten, besonders der Protestanten, weit besser, geschmackvoller und vollkommener erlernen lasse: so begreift man nicht, warum der Orden um deßhalb präconisirt werden solle. Daß es aber bey aller anscheinenden Unparteylichkeit mit diesem Buche auf ein Präconium des Ordens abgesehen sey, geht aus den vielen eingestreuten Klagen einzelner Jesuiten hervor, wozu noch das des Joseph Morgenstern am Ende der Briefe kommt. Bey allem Anrühmen der schönen Humaniora, die der junge Jesuit erlernt haben soll, faßt der Protestant nur eine geringe Idee davon. Wie kann man ächtes Latein durch Sprachen, wie aus den neueren, noch dazu ascetischen Schriften erlernen? wie kann man römische Dichter, deren Studium in den Kollegien Herr C. so sehr preist, ohne Griechische Sprache und Literatur verstehen und fühlen? Hierzu kommt, Herrn Cornova's Schrift ist auch sehr mangelhaft. Wir erfahren durch ihn eigentlich nur, was wir schon längst wußten: durch welche Stufen die jungen Jesuiten zu Lehrern hinaufgeschritten sind, und daß der Weg zum Priester, um sie ganz kennen zu lernen, um sich ihrer ganz zu versichern, und um den einstigen Mitgliedern den Orden, dem sie seit dem 15ten Jahre so viele Opfer gebracht haben, desto werther zu machen, sehr lang und mühsam war. Eine Menge von ihm nicht berührter Fragen bleiben übrig, z. B. welche römische Schriftsteller traktirte man? welche Lehrbücher? wie war die Lehrart? wie weit gieng die Freyheit des Commentirens über die Alten? war ein Aufseher oft dabey gegenwärtig? (Recensent wenigstens, der selbst über ein Viertel eines Jahrhunderts über die Alten commentirt hat, hat keinen Begriff davon, wie der Lehrer, der in den Geist der Alten eindringt, rein orthodox und catholisch bleiben und seine Schüler in der Orthodoxie und dem Catholicismus ungestört fortschlummern lassen könne.) Ferner: wie weit gieng späterhin die Freyheit in der Wahl der Privatstudien? welches waren die Themata der Ausarbeitungen? (denn die angeführten sind freylich kläglich.) Wie war die

Zeit eintheilte? welches waren die Erholungen? die Belohnungen, die Bestrafungen? u. s. w. Wären alle diese und ähnliche Fragen gründlich beantwortet: dann würden wir erst die Jesuitische Lehr- und Erziehungsart im vollen Kontraste mit den Einrichtungen der den Katholiken wenigstens um ein Jahrhundert voraneilenden Protestanten sehen. Von den in Jesuitenschulen Erzogenen mag also vielleicht gelten, was der weise Charron im 16ten Jahrh. sagte: „es giebt „eine Menge Leute, die klüger seyn würden, wenn „sie in keine Schule gekommen wären."

S. 227 f. geht der Verf. mit seiner Empfehlung der Jesuiten und ihrer Kollegien zum Unterrichte und zur Erziehung der Jugend gerade heraus. Freilich empfiehlt er eigentlich die Ordensgeistlichen überhaupt dazu; jedoch da nur Piaristen und Jesuiten sich damit beschäfftigen: so versteht man ihn schon. Die Gründe sind seicht; alle Vortheile, die er anführt, z. B. daß andere schnell und leicht die Stelle erkrankter Lehrer ersetzen können, daß alte und schwache Lehrer dem Staate nicht zur Last fallen, finden sich auch anderwärts. Und fänden sich auch solche Vortheile ausschließend in den Lehrinstituten der Ordensgeistlichen: so stehen ihnen so viele Nachtheile entgegen, die uns jene gänzlich vergessen machen. Ein Monopol der klassischen Literatur in den Händen eines geistlichen Ordens, der die neueren höheren Ansichten der Philologie vielleicht kaum ahndet, der von griechischer und hebräischer Literatur wenig oder nichts versteht, welch ein Nachtheil für Literatur selbst und ihre Beförderung! Ein Orden, der Inhaber der Pflanzenschulen der Nation, dem sein Ordensinteresse Alles gilt, und dem er konstitutionsmäßig alles andere aufopfern muß, der sich selbst letzter Zweck und nicht Mittel ist, der nichts von dem höhern Standpunkte weiß, noch wissen mag, auf den die besseren Menschen unserer Zeit stehen, das gemeinschaftliche Interesse und Wohl der bürgerlichen und menschlichen Gesellschaft, in der wir leben, zum Maaßstabe in Beurtheilung dessen zu nehmen, was gut und recht ist; ein Orden, der also zunächst seines Vortheils eingedenk, die besten Köpfe der ihm anvertrauten Schulen dem Staatsdienste entzieht, um sie zu den seinigen zu machen; ein Orden, der die Stärke seiner Regierung nur auf die Blindheit und Unwissenheit der Fürsten und des Volks gründen zu müssen glaubte, und wirklich nur

dar-

darauf gründen konnte, und der folglich die freye Entwickelung der jugendlichen Geisteskräfte und den freyen Gebrauch der Vernunft möglichst beschränkte, der alle Arten des Aberglaubens, der Zauberei*) u. s. w. begünstigte, der in seinen Kollegien- und Erziehungshäusern die unnatürlichsten Ausschweifungen einreißen ließ, — ein solcher Orden der Inhaber der Pflanzschulen der Nation! Und endlich, wenn dieser Orden schädlich für die menschliche und bürgerliche Gesellschaft überhaupt ist, wie kann er nützlich für wahre Bildung der Jugend seyn? Recensent will keinesweges in den Ton derer einstimmen, die beynahe bey jeglicher Schandthat, die in der katholischen und zum Theil auch außer der katholischen Welt seit 1540 geschah, die Jesuiten zu Haupturhebern oder Theilnehmern machen; es ist ihm nicht unbekannt, daß sie an den zwey Königsmorden, die man ihnen zuschrieb, keine Schuld haben; er weiß wohl, daß, wenn auch einige Jesuiten Tyrannenmord für rechtmäßig hielten, dieser Vorwurf nicht minder einige andere Orden der katholischen Welt treffe; er giebt zu, daß der Grundsatz: bey allen feinen und schlau versteckten Planen zu politischen und hierarchischen Unternehmungen waren Jesuiten hinter dem Vorhange, so wenig den kritischen Forscher der Jesuitengeschichte leiten dürfe, als das Vorurtheil, daß Jesuiten sich nie haben täuschen, nie einfältig und thöricht handeln können; er will es nicht läugnen, daß ein Theil der Klagen gegen die Jesuiten von andern katholischen Orden herkomme, welche in Zeiten, wo sie selbst in Unthätigkeit verfallen waren, den thätigeren Gesellen Jesu ihre größere Wirksamkeit beneideten; aber dennoch muß er die Compagnie oder den Phalanx Jesu (denn dieß war ihr eigentlicher Name) nicht nur für die Jugendbildung, sondern auch für den Staat überhaupt als höchst gefährlich erklären. Denn außer den allgemeinen Vorwürfen, die alle geistlichen und weltlichen Orden treffen, und die allein schon jeden Fürsten zur radikalen Aufhebung derselben bewegen sollten (daß dieß aber nur durch einen schnellen und gewaltthätigen Schlag geschehen könne, das hat die ganze Todesgeschichte des Jesuitenordens von den Jansenistischen Streitigkeiten an bis auf Ganganelli's Federstrich

Ii 5 ge-

*) Als der Marquis von Aranda die Jesuiten in Spanien aufheben ließ, fand man in ihren Kollegien unter andern auch Zaubermittel, Recepte, Visionen zu verschaffen, u. s. w.

gelehrt), nämlich, daß sie einen Status in statu bilden, und einem fremden Herrn, sey es nun ein in Rom residirender Pfaffe, oder ein hoher unbekannter Oberer, gehorchen, daß sie sich versteckter Weise in so manche Welthändel mischen, daß sie unermeßliche Reichthümer an sich ziehen und mithin den Staat allmählig aussaugen; — außer diesen allgemeinen Vorwürfen treffen die Jesuiten noch einige ganz besonders, welche sie schwerlich je hinwegräumen möchten. Hier nur einige. Es war in der ersten Anlage ein feiner Kunstgriff, daß die Mitglieder dieses Ordens durchaus arm seyn, gar nichts Eigenes haben sollten; hingegen die Kollegien, Seminarien und Erziehungshäuser sollten so viel besitzen, als sie immer wollten und könnten. Man denke, wie erfreulich hier schlauen Köpfen der Kanal geöffnet war, der aus der bürgerlichen Gesellschaft die Güter in ihre versteckten Schatzkammern leitete! da lagen unermeßliche Reichthümer! *) Man sage nicht, man habe ja in den meisten Kollegien bey der Aufhebung keine Schätze gefunden. Dieser Fuchs war schon zu oft mit dem Schlage, der ihm endlich das Leben kostete, vorhin bedroht, als daß er seine Habe nicht längst vorher hätte in Sicherheit bringen sollen! 2) Es ist ein falscher Grundsatz, daß die Jesuiten die Wissenschaften vorzüglich befördert hätten. Im Gegentheil beweist die ganze Geschichte ihres Wirkens, daß, wo sie hausten, die Wissenschaften flohen; z. B. in Portugall und Spanien. Die Wissenschaften, die sie noch erlebten, waren solche, die nicht unmittelbar theologische und philosophische Aufklärung befördern konnten. Eine Gesellschaft aber, vor der die Wissenschaften fliehen, muß kein Fürst begünstigen, wenn er nicht will, daß er sammt seinem Throne über kurz oder lang in die Fesseln des Aberglaubens und Pfaffenthums geschlagen werde! 3) Das Privilegium, welches der Jesuitenorden vor allen andern Orden voraus erhielt, daß jeder Ordensgeneral die Constitution des Ordens nach Willkühr solle ändern dürfen; daß jede Aenderung desselben, wenn sie auch ohne Wissen des Pabstes geschehe, als confirmirt vom Pabst betrachtet werden solle, ja daß der Orden seinen General

als

*) Die Geschichte von la Valette, der für den Orden fast den ganzen Handel von Martinique an sich gezogen hatte, ist bekannt.

als Jesuiten selbst anzusehen habe, — dieses abscheuliche Privilegium, sage ich, macht sie allein schon unfähig, in irgend einem Staate Aufnahme, Schutz und Duldung zu erhalten. Denn es sey, daß sie bey ihrer ersten Aufnahme in einem Lande der obersten Staatsbehörde ihre so eben bestehende Constitution vorlegten: so konnten sie vielleicht sammt dem Pabste aufrichtig versichern: das sey sie! Aber nach kurzer Zeit gefiel es dem Ordensgeneral und seinen Helfern, die Constitution in mehreren Theilen zu ändern; neue, vielleicht für Staat und Menschheit höchst gefährliche Regeln hinzuzufügen, die gleichwohl dem Staate auf immer unbekannt blieben. Und so ist es unstreitig geschehen, und würde noch geschehen, wenn der versteckte Chamäleon wieder offen und frey sich zeigen und privilegirte Aufnahme finden könnte. Daher kennt Niemand bis auf den heutigen Tag die ganze Einrichtung dieses Ordens mit Zuverlässigkeit. Wie schwach muß doch bey seiner Entstehung und Verbreitung die Politik in den europäis. Fürstenkabinetten gewesen seyn! So ganz grundlos mag demnach die Beschuldigung nicht seyn, daß die Jesuiten nichts Geringeres, als die Stiftung einer unter ihrer Obhut stehenden Universalmonarchie im Sinne gehabt haben, wie ihnen, irre ich nicht, das Werk, Monarchia Solipsorum, vorwirft, dessen Exemplare sie daher einst an sich zu kaufen wacker bemüht waren. 4) Und nun bedenke man noch hiezu den ganz eigentlich unbegrenzten Gehorsam, den die ganze Ordensarmee einem General, der ohne Wissen des Pabstes und Staats die Constitution ändern darf, zu leisten verbunden war; hier herrschte eine despotische völlig militärische Regierung einer Seits, und ein strenger Gehorsam anderer Seits, wie diesen und jene kein anderer Orden der katholischen Welt kennt. Recens. will aus seinen Papieren eine Stelle mittheilen, die er, irrt er nicht, einst aus einem eigenen Schreiben des heiligen Ignatius Loyola ausgezogen hat: Nur das Befohlene thun, ist kein vollkommener Gehorsam; man muß vielmehr den Willen des Superiors zu seinem Willen machen; man muß seinem Vorgesetzten seinen Verstand und seine Vernunft aufopfern, nie anders denken und urtheilen, als der Gehorsam hört auf Gehorsam zu seyn, sobald man untersucht, ob das vom Superior Befohlene vernünftig und gut sey. Man muß sich durchaus gewöhnen, in seinem Oberen Christum zu

sehen, der die höchste Weisheit ist, die sich nie irren und nie betrogen werden kann. Daher muß man es sich erklären: warum es der heilige Ignaz zum Gesetz machte, kein Geselle Jesu solle ein Bisthum oder die Kardinalswürde annehmen; denn als solche würden sie nicht so ganz allein mehr unter der strengsten Subordination des Generals gestanden haben; sondern sie hätten zugleich andere Rechte und Verpflichtungen, z. B. als deutsche Reichsfürsten, gehabt. Der schlaue Kopf, der dem Loyola zu Rom die Constitution entwerfen half, drang hier mit seinem Scharfblick weiter, als irgend ein andrer Ordensstifter. Ein Orden von solchen Grundsätzen mag Thiere und Sklaven erziehen, aber keine Menschen! Einem solchen Orden darf also kein Fürst die Nationalerziehung anvertrauen! Er darf ihm, wenn ers wohl mit seinem Volke meint und wenn er will, daß sein Thron fest stehe, nicht Aufnahme, nicht Schutz und Unterstützung gewähren! *) Durch Fanatismus ist dieser Orden gestiftet, durch Fanatismus ist er ausgebreitet, mächtig und reich geworden, durch Fanatismus wollte er sich bey den Gaßnerischen Historien wieder heben; Fanatismus und Aberglauben, verbunden mit Unterdrückung der Denkkräfte und Talente, würde und müßte er also auch da wieder verbreiten, wo ihm zu hausen vergönnt würde. Und bey Fanatismus, Aberglauben und Pfaffendespotismus gedeihet kein Volk, steht kein Thron fest. Aber wo diese Ungeheuer verjagt sind, da gedeihet Erziehung und Unterricht, da blühen die Wissenschaften, da kann Volk und Fürst sicher und froh athmen und leben. Dieß lehrt der Preußische Staat! Mancher andere Fürst mag gegen diesen Orden auf seiner Hut seyn; er lebt unstreitig noch im Dunklen, und wirkt durch allerlei Krümmungen und andere Formen. Die Schlange ist nicht ganz erschlagen; sie hat nur die Haut verändert!

*) Dieser Orden wußte unter andern auch den Höfen ihre Geheimnisse abzulocken, die er denn zur beliebigen Benutzung unstreitig an den Ordensgeneral nach Rom berichten mußte. Und wie beliebt er an den Höfen durch seine Milde und Nachsicht im Beichtstuhle war, ist bekannt. Auch hatte er das Privilegium, daß seine Mitglieder überall Beichte hören konnten, wo sie hinkamen.

Kb.

Ver-

Versuch einer praktischen Anweisung für Schullehrer, Hofmeister und Aeltern, welche die Verstandeskräfte ihrer Zöglinge und Kinder auf eine zweckmäßige Weise üben und schärfen wollen. Von D. Johann Paulus Pöhlmann. Erlangen, bey Palm. 1804. Viertes Bändchen. $29\frac{1}{2}$ Bogen. 8. Mit sieben Kupfertafeln. 2 Rg. 8 gr.

Auch unter dem Titel:

Wie lehrt man Kinder im Buche der Natur lesen? Oder Sokratische Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Schülern über Gegenstände der Natur.

Der Verf. bleibt sich in der zweckmäßigen Sokratischen Methode, aber auch in der großen Ausführlichkeit seines Vortrags gleich; das Urtheil, das wir über die vorigen Theile gefällt haben, gilt auch bey dem gegenwärtigen. Zum Unterricht in der Naturgeschichte und zur Verstandesentwicklung der Kinder, so wie auch zur Aufklärung über manche von Natur-Gegenständen ausgehende Vorurtheile, wird das Buch von Erziehern und Jugendlehrern immer sehr gut gebraucht werden können, wenn gleich sie unserm Bedünken nach wohl thun werden, wenn sie den Unterricht etwas mehr abkürzen und zusammenziehen, als der Verf. thut. Wir theilen jetzt den Hauptinhalt dieses neuen Bändchens folgendermaaßen mit, I. Unterhaltungen über die Amphibien im Allgemeinen. A) Von verschiedenen Theilen des Körpers der Amphibien. B) Verbreitung und Aufenthaltsörter der Amphibien. C) Von den Mitteln, wodurch die Amphibien verlorne Kräfte ersetzen. D) Von Fortpflanzung und Lebensdauer der Amphibien. E) Von dem Nutzen und Schaden der Amphibien. F) Von den Feinden der Amphibien und den Mitteln, wodurch sich diese gegen jene zu sichern suchen. G) Einige besondere Merkwürdigkeiten von manchen Amphibien. H) Von einigen abergläubischen und irrigen Meinungen, welche manche Menschen von verschiedenen Amphibien hegen. I) Eintheilung der Amphibien. K) Fragen zur Wiederholung und Uebung der Urtheilskraft.

II.

II. Unterhaltungen über die Fische im Allgemeinen. A) Von verschiedenen Theilen des Körpers der Fische. B) Vom Aufenthalte der Fische. C) Von dem Schlafe und der Nahrung der Fische. Alle übrige Abschnitte folgen so wie bey den Amphibien; nur ein Abschnitt über abergläubische und irrige Meinungen in Ansehung der Fische fehlt. Einiger Stoff mögte denn doch wohl auch dazu im gemeinen Leben vorhanden seyn. Von den sieben Kupferstichen sind die drey ersten von den zu dem bekannten Schöpfischen Werke über die Schildkröten gehörigen Platten abgezogen; die vier übrigen enthalten größtentheils Abbildungen von Fischen und nur auf der sechsten sind einige Abbildungen illuminirt. Eine besondere Erklärung der Kupfertafeln nach bekannten naturhistorischen Werken ist angehängt.

Fm.

Die Menschenalter; ein Unterhaltungsbuch für Kinder von sechs bis zehn Jahren in vier Bändchen mit Kupfern. Erstes Bändchen. Das kindliche Alter von M. A. Friedr. Marx, Prediger in Liebertwolkwitz und Großpösna bey Leipzig. Leipzig, bey Schäfer. 1803. XIV und 124 Seiten, klein 8. 1 Rl. 6 gr.

Eine Compilation aus bekannten Kinderschriften und andern Büchern. Der Verf. dieser Anzeige glaubt, daß hier Manches vorkomme, das sich nicht für die Kinderwelt paßt, und daß manche Aufsätze sich zur eignen Lektüre der Kinder nicht eignen. Der Herausg. erklärt sich mit Recht gegen tiefe anthropologische und andere Untersuchungen; welcher Kinderschriftsteller würde aber solche für das kindliche Alter aufnehmen? Hier sind Aufsätze aus dem Brandenburgschen Kinderfreund, aus Schröckhs Weltgeschichte für Kinder, und andern Schriften mehr. Wozu soll aber das Kind die Beschreibung der Erziehungsmethode in Schnepfenthal lesen? Wenn nun, wie dieß gewöhnlich der Fall ist, nach den individuellen, lokalen und persönlichen Verhältnissen, manche Kinderfeste nicht angestellt werden können, die im Salzmann-

menschlichen Zustand statt finden: so sehe ich nicht ein, wozu den Kindern das Lesen vom Pländerfeste u. s. w. hilft?

Das poetische Stück, die Biographie des Menschen, S. 4, ist schon zu erhaben für die Verstandeskräfte des Kindes. Es ist schwerer, als Mancher glaubt, für Kinder zu schreiben, und nicht über die Gränzlinien zu gehen, damit der Inhalt und Ausdruck weder zu hoch sey, noch sich ins Platte verliere. Hier ist von Entwicklung der Kräfte und Sinne, den Fertigkeiten, Sprachorganen u. s. w. die Rede. Für das zarte Alter sollte man diese Ausdrücke nicht gebrauchen. Auch wider die Auswahl der historischen Stücke ließe sich Manches erinnern. So würde Rec. die S. 79 vorgetragene Erzählung, daß die Indianer in Nordamerika ihren Kindern etwas Wasser ins Gesicht gießen, wenn diese nicht an das gedacht haben, was sie thun sollten. Hier wird hinzugefügt: „das sey eine Art der Bestrafung, welche die Kinder sehr scheuen, und die gewöhnlich gute Wirkung hervorbringt. Ein erwachsenes Mädchen aber, der (dem) dieß in Gegenwart anderer wiederfuhr, wurde dadurch so außer sich selbst gebracht, daß es sich ums Leben brachte." — Wozu soll dieses Beyspiel? Erst wird die Wirkung des Begießens gerühmt; dann hatte es einmal so fürchterliche Folgen. — Kein Erzieher wird doch unter der Rubrik: Strafzucht, eine solche Wassertaufe verordnen. — Ungeachtet der in der Vorr. angezeigten Entschuldigung sind Druckfehler und falsche Abtheilungen in einer Kinderschrift gerade am meisten zu rügen.

Df.

Finanz- Kameral- und Policeywissenschaft.

Widerlegung des Grundsatzes: Der Regent dürfe weder Fabrikant noch Bauer seyn. Von Gottlieb Wahrmuth (??). Ohne Druckort und Verleger. (Straubingen) 1803. 16 Seit. 8.

Der staatswirthschaftliche Grundsatz, welcher hier aufgestellt wird und widerlegt werden soll, ist von äußerster Wich-

Wichtigkeit, so wohl an sich, als in seinen praktischen Folgen. In der Theorie der Staatswirthschaft ist er unstreitig als ausgemacht anzunehmen. In der Anwendung auf einen wirklichen Staat hingegen muß er durchaus näher bestimmt werden. Hier giebt es Fälle, wo die Regierung sich mit der Ausübung bürgerlicher Gewerbe, namentlich mit der Bewirthschaftung von Gütern und dem Betriebe von Fabriken befassen muß. Die verständige Staatswirthschaft wird indeß diese Fälle so sehr wie möglich einzuschränken und, ihrer eigentlichen Bestimmung nach, jenen Grundsatz zu verfolgen suchen.

Dieß ist das Gutachten des Rec. in dieser Sache, durch Nachdenken und Erfahrung bewährt, worüber mehr zu sagen hier der Ort nicht ist. Rec. nahm daher diese Flugschrift, worin dieser Grundsatz angeblich widerlegt werden soll, mit vielem Interesse in die Hand; fand sich aber äusserst getäuscht. Nicht leicht giebt es eine von aller logischen Ordnung, Präcision und Deutlichkeit der Gedanken entfernte Schreiberey. Zur Widerlegung des aufgestellten Grundsatzes wird sie gewiß nicht dienen; wohl aber kann man sie zu einem Beyspiel einer verfehlten und widersinnigen Bestreitung eines bewährten Grundsatzes in seinem Handbuch der Logik beylegen.

Md.

Vermischte Schriften.

Moses und Jesus, oder über das intellektuelle und moralische Verhältniß der Juden und Christen. Eine historisch-politische Abhandlung von Friedrich Buchholz. Berlin, bey Unger. 1803. 266 Seit. 8. 1 Rl.

Die Tendenz dieser Schrift geht dahin, das unglückliche Verhältniß zwischen Juden und Christen in christlichen Staaten sehr lebhaft als staatsverderblich zu schildern, und einige Vorschläge zu thun, wie dasselbe zum Besten der Staaten verändert und vielleicht ganz aufgehoben werden kann.

kann. Der unbefangene Beurtheiler muß gestehen, daß der Verfasser sehr viel Wahres gesagt, und die Sache von vielen neuen Seiten beleuchtet hat; allein er darf es auch nicht verschweigen, daß Hr. B. zu sehr gegen die Juden eingenommen ist, daher auch zu einseitig urtheilt, und die Punkte aus der Geschichte der christlichen Staaten übergeht, die offenbar viel mit dazu beygetragen haben, das Verhältniß der Juden zu denselben so verderblich zu machen. Eine Nation, die nur als Beyspiel der göttlichen Strafgerichte in christlichen Staaten geduldet wurde, und an der jeder Christ diese Gerichte zu vollziehen sich berufen glaubte, konnte dadurch unmöglich zu guten Bürgern für diese Staaten gebildet werden; sondern mußte stets mit einer innern Opposition gegen dieselben in ein immer größeres moralisches Verderben versinken, so daß ihr gegen die Christen nichts heilig blieb, weil diese unaufhörlich zeigten, daß ihnen gegen dieselbe nichts heilig war. Freylich blieb es eine große Staatsinkonsequenz, die Juden bey so bewandten Umständen in christlichen Staaten noch immer fort zu dulden, nachdem man längst gesehen hatte, daß sie keine nützlichen Staatsbürger mehr seyn konnten; allein der Fehler lag doch ursprünglich an der Staatsgewalt, daß man keine Anstalten zu einer bessern Bildung oder besserm Verhältniß machte, und von dem Gelingen oder Mißlingen derselben die fernere Duldung oder Nichtduldung abhangen ließ. Man darf nur die römische Gesetzgebung, wie sie sich im Codex Theodosianus und Justinianeus findet, durchlaufen, um zu sehen, welche verkehrte Maaßregeln damals, als solche Anstalten hätten getroffen werden sollen, gegen die Juden ergriffen wurden; und die übrige Geschichte beurkundet die Wahrheit zum Ueberfluß, daß die Existenz der Juden als bloßer Schutzverwandten in christlichen Staaten durch eine grausame Inkonsequenz zum Nachtheil der Staaten erhalten worden ist, indem man ihnen auf der einen Seite den vollen Schutz nicht gewährte, und sie auf der andern Seite als halbe Staatsbürger fortexistiren ließ, die nur durch Druck und Erpressung für die Staaten vortheilhaft werden sollten, wogegen sie sich natürlich durch List und Betrug schadlos zu halten suchten, und auf diese Weise den Keim des Staatsverderbens mit sich umher trugen. Bis auf die spätesten Zeiten sind ihnen die vollen Rechte der Staatsbürger nicht zugestanden; wie ist es also zu verwundern, daß sie unter dem Begriff der Schutzver-

wandten noch eben so verderblich für die Staaten sind, als ehemals? Wenn nun gleich der Verfasser mit Recht dieses unglückliche Verhältniß endlich einmal aufgehoben wissen will: so scheint er doch darin gefehlt zu haben, daß er die Juden allein als die Ursache von diesem staatsverderblichen Zustande betrachtet, und in dieser Hinsicht alles Uebrige, nur die berührten Punkte nicht, in Anschlag bringt. Seine Schrift zerfällt daher in folgende Abtheilungen. Der erste Abschnitt beschäfftigt sich mit der Entstehung und dem Geiste der mosaischen Gesetzgebung, weil es unmöglich ist, ohne hinlängliche Kenntniß dieser Gesetzgebung die Juden in ihrer Individualität zu begreifen. Indessen ist doch diese Gesetzgebung bekannt genug; und es wäre vielleicht rathsamer gewesen, da der Verfasser besonders für Staatsmänner geschrieben haben will, diese nicht durch mehrere einleitende Abschnitte zu ermüden; sondern sie gleich zur Sache selbst zu führen, die er eigentlich beabsichtigt. Im zweyten Abschnitte werden die näheren Wirkungen der mosaischen Gesetzgebung dargestellt. Im dritten folgt ein Abriß der Entstehungs-, Verwandlungs- und Regenerationsgeschichte des Christenthums; im vierten Abschnitte der specifische Unterschied des Judenthums von dem Christenthume. Mit diesem Abschnitte hätte der Verfasser nach Vorausschickung einiger allgemeinen Ideen, die zu seinem Zwecke dienen, für Staatsmänner etwa anfangen können, wenn nicht vielleicht noch besser mit dem fünften Abschnitte, welcher eine Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte des Verhältnisses der Juden und Christen liefert. Der sechste Abschnitt beschreibt das gegenwärtige Verhältniß der Juden und Christen in intellektueller und moralischer Hinsicht, und im siebenten Abschnitte finden sich Vorschläge zur allmäligen Abstellung des zwischen Juden und Christen bestehenden Verhältnisses. — So bald diese Schrift historisch betrachtet wird, dürfte gegen die ersten Abschnitte am meisten einzuwenden seyn, weil sich der Verfasser aus Abneigung gegen die hebräische Nation zu sehr einer unhistorischen Kombinationsgabe überläßt, die sich nicht rechtfertigen läßt. Womit will es z. B. Hr. B. beweisen, daß sich die unter Joseph in Aegypten einwandernden Hebräer (der Verfasser nennt sie sehr unhistorisch Kananiter), der Wohnsitze fleissiger Aegypter bemächtigt, und neben der Viehzucht

Kan-

Räuberey und Schacher in einem Lande getrieben haben, welches vorzugsweise für den Ackerbau vorhanden war. S. 7. Wären diese Kolonisten ursprünglich nicht vortheilhaft für den Strich Aegyptens gewesen, der ihnen eingeräumt wurde: so würden sie ihn nie erhalten haben; denn was vermochte der einzelne Joseph gegen die aegyptische Priesterherrschaft, die ja der Verfasser anerkennt? Außerdem ist uns die Lage des Landes Gosen völlig unbekannt, um über den Boden desselben entscheiden zu können. Wie kann man ferner mit Unbefangenheit sagen, daß die aegyptischen Könige, um der Vermehrung der Hebräer Einhalt zu thun, polizeyliche Maaßregeln ergriffen hätten? S. 8. Maaßregeln, die das männliche Geschlecht gleich in der Geburt zu vernichten suchen, sind doch wohl etwas mehr als Polizeyverfügungen. Da der Verfasser so geneigt ist, Moses als einen schrecklichen Despoten darzustellen: so hätte er auch hier leicht den treffendern Ausdruck finden können. Dabey pragmatisirt Hr. B. zu viel aufs Gerathewohl, übersieht die Zeiten so wie die Erfahrung, und wird auch dadurch unhistorisch. Wie paßt z. B. folgende Bemerkung zu der Erfahrung und Zeitgeschichte, die S. 17 bey der Erzählung angebracht wird, daß Moses 600,000 Mann aus Aegypten geführt habe? „Weiß man nur, daß in jedem „Individuum vermöge eines Widerspruchs, den die Natur „zur Entwickelung des menschlichen Geschlechts in jeden einzelnen „Menschen gelegt hat, eine ganz bestimmte Tendenz „zur Opposition gegen denjenigen liegt, der den Herrscher „spielen will: so muß man über den Muth des Mannes erstaunen, „der sich getraute, die Kraft dieser 600,000 Mann „durch seine Intelligenz zu überwinden". Die Erfahrung zeigt, daß der große Haufen seinen Anführern blindlings folgt, und die Geschichte des Alterthums lehrt, daß er den Familienhäuptern so zu folgen gewohnt war. Wie kann man nun wohl bey jener Summe an den eignen Willen oder die Opposition jedes Einzelnen denken? Eben so erkünstelt und wider den unkultivirtern Geist der Zeit ist die Deduction S. 18 — 22, wonach Moses aus bloßer Politik zum Besten seiner unumschränkten Oberherrschaft, die Charaktere der Einheit, Unsichtbarkeit und Nationalität mit seiner Gottheit verknüpft haben soll. So bald diese Gottheit eine National-Gottheit war, ergab sich ja die Einheit von selbst; denn eine Gottheit war als Schutzgottheit der Famil-

oder Nation immer die vorzüglichste im Alterthume, und die Unsichtbarkeit darf man auch nicht gerade für eine Erfindung des Moses halten, wenn man an die Geschichte Abrahams bey der Opferung Isaaks denkt, wo die Gottheit auch schon unsichtbar mit Abraham sprach, wie mit Mose. Wenn ferner S. 40. die Propheten landdurchstreichende Patrioten heissen, welche nicht den kleinsten Theil der zum Regieren erforderlichen Einsichten besessen hätten, und wenn sie bald darauf als von den Priestern gehoben dargestellt werden: so hat der Verf. vergessen, daß sie sich in den Warnungen der Könige vor verderblichen Bündnissen als wahre Politiker ihrer Art zeigten, und daß sie mit den Priestern gewöhnlich in Uneinigkeiten lebten, die häufig von Seiten der letztern bis zu wahren Verfolgungen giengen. — Ganz unhaltbar aber ist die Hypothese, die Hr. B. S. 55 vorträgt, wonach die Juden späterhin den Plan gehabt haben sollen, durch Anhäufung des baaren Geldes zu Jerusalem (im Tempelschatz) ein allmähliges, aber nur desto sicheres Stocken in der ganzen Staatsmaschine der Römerwelt hervor zu bringen, und auf die allgemeine Verarmung aller Nationen eine solche Weltherrschaft zu gründen, als in unsern Zeiten die Engländer realisirt haben. Abgesehen von dem himmelweiten Unterschied der damaligen Juden und jetzigen Engländer: so enthielt der Tempelschatz bloß die Abgaben an den Tempel, die zunächst für die Unterhaltung des öffentlichen Gottesdienstes bestimmt waren, und nur zur Zeit der Noth auch zu andern Nationalzwecken benutzt wurden. Wenn nun auch dieser Tempelschatz mit der Zeit zu einer großen Summe (immensa vis auri et argenti) anwuchs; so bleibt doch jener Verarmungsplan eine Idee, die von aller Geschichte und Wahrscheinlichkeit verlassen ist. Eher könnte man die römischen Statthalter eines solchen Planes beschuldigen, wenn nicht ein jeder nur auf sein Privatinteresse gesehen hätte, in so fern fast ein jeder von ihnen darauf ausgieng, durch Erpressungen die Provinzen auszuleeren. — Man sieht schon aus diesen wenigen Bemerkungen, daß der Verfasser bey weitem nicht genau genug mit der Geschichte der Hebräer bekannt ist, um seinen kühnen Hypothesen eine durchgängige historische Wahrscheinlichkeit zu geben; oder daß ihm doch wenigstens die Befangenheit den wahren Gesichtspunkt häufig verrückt hat. Indessen muß man gestehen, daß H. B. auf der andern Seite sehr viele treffliche

und

und wahre Reflexionen an den Tag legt, die Rec. gern unterschreibt. Besonders ist dieß vom vierten Abschnitte an der Fall, so daß Rec. nur wenig dabey zu erinnern hat. Sehr richtig ist z. B. folgendes Urtheil über Jesus S. 62. „In „den bittersten Ausdrücken erklärte sich Jesus über die Prie-„sterschaft seines Vaterlandes als jeder Moralität durchaus „unfähig, und nur mit der Auflösung der Nationalexistenz „der Juden beschäfftigt. Die Wahrheit war auf seiner Seite; „denn wer in dem Menschen den Juden zu retten „suchte, machte ihn unglücklich, indessen derjenige, „der an die Stelle des Juden den Menschen setzte, „dessen ewiges Heil beförderte." Eben so wahr ist das Urtheil über die Verderbtheit bloßer Handelsstaaten S. 154. „Bloße Handelsstaaten kann man als die Mittelpunkte der „Immoralität betrachten, in so fern sich Moralität auf an-„dre Nationen bezieht. Eben deswegen können sie gleichgül-„tiger seyn gegen die Wirkungen des Judengeistes [wie er „nämlich jetzt ist]. Nur müssen sie sich gefallen lassen, daß „sie durch eben diesen Geist nach und nach zu Grunde ge-„richtet werden, weil alles Unmoralische seiner ganzen Na-„tur nach, verderblich ist". Eben so richtig wird das, noch immer fortdauernde verderbliche Verhältniß der Juden zu den christlichen Staaten von mehreren Seiten geschildert. Der übelste Umstand bleibt immer der, daß der Jude in der Regel kein Producent ist; sondern nur die Früchte des sauern produktiven Fleißes Anderer mit leichter Mühe, und gewöhnlich so gar mit Gaunerey, zu seinem Vortheil anwendet. Er ist eine parasitische Pflanze, die unaufhörlich ein edles Gesträuch umklammert, sich von dem Safte desselben nährt, so daß es nie unverkümmert gedeihen kann, und wenn es auch bey einem Sturme seinen ungebetenen Gast einen Augenblick abschüttelt, doch gleich darauf wieder von ihm umschlungen wird. Die jüdische Nation ist in ihrem jetzigen Zustande zu sehr verweichlicht, als daß sie einer solchen Anstrengung fähig wäre, die doch bey der produktiven Klasse zur Erhaltung des Staats nothwendig bleibt, und obendrein zu sehr an List und Trug gewöhnt, als daß man ihr gewisse Gewerbe in die Hände geben könnte, ohne einen noch größern Betrug befürchten zu müssen, als jetzt schon statt findet. (Es versteht sich von selbst, daß hier immer nur von der ganzen Masse der Juden die Rede ist, und nicht von einzelnen Individuen, die brave Leute seyn können, und auch wirklich

sind.)

sind.) Ausserdem sind noch ihre religiösen Gebräuche und besonders die Sabbathsfeyer im Wege, sie mit den Geschäfften der Christen auszugleichen. Das große Problem ist also: wie man diese Hindernisse besiegen soll, um den Zustand der Juden moralisch und bürgerlich zu verbessern, und mit welcher Verbesserung man anfangen soll, mit der moralischen oder bürgerlichen? Hier muß Rec. gestehen, daß der Verf. dieses schwierige Problem nicht befriedigend gelöst hat, wenn er gleich einige Vorschläge thut, die Beherzigung verdienen. Vor allen Dingen soll es darauf ankommen, den Juden den Glauben an einen einigen unsichtbaren Nationalgott zu nehmen S. 207. Dieser Gedanke ist wenigstens übel ausgedrückt; denn es scheint, als wenn der Verfasser sie zu Polytheisten umgeformt wissen will, die sichtbare Götter verehren. Allein seine eigentliche Idee ist unstreitig, man soll ihnen den Glauben an einen religiösen Partikularismus nehmen, wonach Jehova der ausschließliche Schutzgott der Nation ist, und sie sein ausschließliches Lieblingsvolk sind, welches er auch auf den Trümmern der übrigen Nationen beglücken muß. Wie läßt sich aber dieser Glaube an Partikularismus der Nation nehmen, da er Grundidee ihrer Religion ist? Die Gewalt würde theils unrechtmäßig seyn; theils nur die entgegen gesetzte Wirkung, festeres Halten daran, hervorbringen, und das schicklichere Mittel des Unterrichts würde nur von einer Synode aller Rabbinen, die sich darüber vereinbarten, erlaubt werden können, welches auch nicht wohl zu hoffen ist. Als souveränes Mittel der Verbesserung war aber S. 217 vorgeschlagen „die Anstellung der Juden im Militär mit allen Rechten und Pflichten, welche dieses Institut „giebt und fordert, wiewohl niemals so, daß der Jude zu einer Offizierstelle befördert werden kann, „wofern er nicht die allerauffallendsten Beweise von Bravour gegeben hat.“ Hier glaubt Rec. das Urtheil aller erfahrnen Offiziers für sich zu haben, wenn er behauptet, daß so wie der Jude jetzt ist, er am wenigsten für das Militär taugt. Ein Kompagniechef nimmt nur ungern einen Landstreicher unter seine Kompagnie, der an ein unordentliches Leben, an Schmutz, Faulheit und Kniffe gewöhnt ist; wie viel weniger wird er also einen gemeinen Juden nehmen, der mit allen diesen Uebeln noch die größte Feigheit verbindet? Der ehrliche, an Arbeit gewöhnte Bauernsohn ist vielmehr das beste Subjekt für den Soldatenstand. Zwar

glaubt

gründlich Hr. M. S. 232; daß das Militär durch die Anstren-
gungen, die der Dienst erfordert, den Reiz zur Arbeit er-
zeuge; allein darin irrt er sich, wenn Rec. nicht alles trügt.
Der Landstreicher ist auch als Soldat nicht arbeitsam; son-
dern nur der an Arbeit gewöhnte Bauernsohn. Ueberhaupt
hat es die Erfahrung schon unter Joseph II. bewiesen, daß
dieses vorgeschlagene Mittel des Hr. B. zur Verbesserung
des Judenzustandes nicht praktikabel ist. Alle von ihm an-
gegebenen Vorsichtsmaaßregeln würden nichts helfen, weil sie
durch das Ausreissen vereitelt werden, welches man unmög-
lich verhindern kann. Der listige Jude weiß noch tausend
neue Mittel zu einer glücklichen Desertion auszufinden, und
läuft auch bey der strengsten Aufsicht selbst in Garnisonen
davon, wie viel mehr auf dem Marsche und im Felde. Rec.
würde daher lieber folgende Maaßregeln zur Verbesserung
der Juden vorschlagen; wenn er gleich die dabey nicht zu ver-
meidenden Schwierigkeiten sehr wohl fühlt. Man müßte
damit anfangen, den Juden an den Landbau und an Hand-
werke zu gewöhnen, die körperliche Anstrengung erfordern.
Dadurch würde er allmählig den verweichlichten Charakter
verlieren, an ein ordentliches arbeitsames Leben gewöhnt,
und von dem listigen Betruge so wie von der Sucht nach
schnellem Gewinn entwöhnt werden. Allein hier ist gleich
der schwierige Punkt, daß die Juden keine Landbauer werden
wollen, und eben so wenig Handwerker von schwerer Arbeit,
weil ihre Weichlichkeit körperliche Anstrengung scheuet. In-
dessen findet es Rec. in diesem Falle nicht unrecht, die Alter-
native der Landesmeidung oder des Zwanges eintreten zu
lassen, weil ausser dem Unterricht kein praktikableres Mit-
tel da ist, den verdorbenen Charakter der Juden von
Grund aus zu verbessern. Der Unterricht kann dieses nicht
allein bewirken; sondern die Lebensart muß das Beste dabey
thun. Wären sie anfänglich nicht gleich zum eigentlichen
Feldbau tauglich: so könnte mit der Gärtnerey der Anfang
gemacht werden, weil diese Arbeit leichter und der Gewinn
etwas schneller ist, woran die Juden nun einmal so sehr
gewöhnt sind. Ausserdem müßte, wenn die Kur radikal
seyn sollte, der Sabbath auf den Sonntag verlegt, und
den Juden aufgegeben werden, den talmudischen, und rab-
binischen Religionssätzen eidlich zu entsagen, die offenbar
unmoralisch und zum Nachtheil der Christen sind. Das Letz-
te kann die Religionspolizey mit Recht verlangen, oder wi-

 dri-

drigenfalls die Landesmeidung mit Recht erkennte. Allein die Verlegung des Sabbaths, dessen Feyer an dem jetzigen Tage ein Hauptpunkt des jüdischen Kultus ist, würde wieder große Schwierigkeiten haben, und Rec. weiß nicht, ob sie mit einem Zwangsrechte verlangt werden könnte, da nichts Unmoralisches bey dieser Sache ist? Eine Synode der Rabbinen würde auf jeden Fall dazu erforderlich seyn, wenn der Sabbath mit Schonung des Gewissens verlegt werden sollte. Daß es aber den Rabbinen leicht seyn würde, Gründe für diese Verlegung zu finden, wenn sie nur wollten, erhellt aus den schon vorhandenen, talmudischen und rabbinischen Gründen für diese oder jene Veränderung, die oft so gut wie gar keine sind, und doch die Juden beruhigt haben. Die reichen Juden könnten dagegen ihre jetzigen Geschäffte en gros forttreiben; denn Rec. sieht nicht ein, warum sie nicht eben so gut solide Kaufleute, Banquiers und Manufakturisten seyn sollten, als die Christen. Auch ist es eigentlich nur der kleine jüdische Handel, wie H. D. sehr richtig bemerkt, der für die christlichen Staaten so verderblich bleibt. Zu einem Reizmittel für den Landbau und die Gewerke, würde schon die Gleichstellung solcher Juden mit den Christen, in Hinsicht der Abgaben dienen, wozu man noch andre kleine Begünstigungen fügen könnte; dagegen aber müßte man den fortdauernden Kleinhandel mit doppelten und vierfachen Abgaben belegen, und wenn dieses noch nicht helfen sollte, ihn ganz verbieten. Man mag nun über diese Vorschläge denken, oder sie modificiren wie man will: so bleibt Rec. völlig überzeugt, daß der Landbau und die Gewerke das einzige Mittel bleiben, den Charakter der Juden dem christlichen zu nähern, und die Juden zu eben so nützlichen Staatsbürgern zu machen, als die Christen. Man wird am Ende zuverläßig zu diesen Mitteln der Verbesserung greifen müssen, wenn man das jetzige staatsverderbliche Verhältniß nicht fortdauern lassen will. Daß ein großer Staat den Anfang mit dieser Verbesserung machen müßte, versteht sich von selbst; denn ein solcher kann sie nur zu Stande bringen, wenn er die Juden in die Alternative der Bequemung oder Landesmeidung setzt; allein die kleinern Staaten würden bald nachfolgen; denn je mehr Juden dahin auswanderten, desto fühlbarer würde ihre Last werden. Uebrigens bleibt es immer ein großes Verdienst des Hr. D., daß er die Staatsverderblichkeit des jetzigen Verhältnisses

mit

mit lebhaften Farben geschildert hat, um endlich einmal die Aufmerksamkeit darauf zu lenken.

Bw.

Italien. Eine Zeitschrift von zween reisenden Deutschen. Berlin, bey Unger. 1804. Fünftes, Sechstes und Siebentes Heft. Jedes Heft von 8 Bogen. 12 gr.

Diese schätzbare Zeitschrift erhält sich in dem steigenden Interesse, welches die Erscheinung der ersten drey Hefte (s. 88. B. 1. St. S. 188 der Bibl.) davon hoffen ließ. Die darin enthaltenen Aufsätze sind gut gewählt, und ihr Inhalt liefert manche neue Ansicht aus Italien, und manche, bey der fast gänzlichen Trennung der literarischen Communicationen und den besonderen Verhältnissen Deutschlandes mit dem Innern jenes Landes, unbekannt gebliebenen Notizen und Bemerkungen über die jetzige Lage dieses von den Höhen der Alpen, und den Ufern beyder es umfassenden Meere bis an den die Meerenge Siciliens beherrschenden Felsen hinab in dem Revolutionsstrudel mit fortgerissen und verwickelt gewesenen Landes. Indeß wünscht Rec. und gewiß mit vielen Lesern dieser Zeitschrift gerade über diese jetzige innre Lage Italiens, nach dem Revolutionsstürme, und über das, was zum Besten des Ganzen, zur Wiederherstellung und Verbesserung der innern Verhältnisse und zur Beförderung der Wissenschaften und Künste von den verschiedenen Regierungen der italiänischen Länder geschieht — oder nicht geschieht — ausführlichere und bestimmtere Nachrichten in dieser Zeitschrift zu finden, als zerstreute Züge und einige Anekdoten ausgenommen, noch bis jetzt darüber mitgetheilt sind. Italien ist das einzige Land unter den übrigen revolutionirten, und wiederrevolutionirten Ländern, von welchem uns gerade diese Nachrichten noch fehlen; Rec. glaubt daher die Verfasser dieser Zeitschrift hierauf aufmerksam machen, und sie, die an der Quelle stehen, und in aller Hinsicht zu solchen Mittheilungen vollkommen qualificirt sind, angelegentlichst ersuchen zu müssen, diesen dem Philosophen, dem Freund der Wissenschaften und der Künste, dem Menschenbeobachter, kurz, jeder Klasse von Lesern, gewiß höchst interessan-

ten Gegenstand, nicht etwa wegen genommener besondern Rücksichten, aus dem Plan ihres Journals absichtlich zu entfernen; sondern ihn mehr als bisher, und vorzüglich darin zu behandeln.

Rec. zeigt die Fortsetzungen dieser interessanten Zeitschrift, ihres Gegenstandes wegen, etwas ausführlicher an, als es sonst der Plan unsrer Bibliothek bey Anzeigen von Journalen ist. Fünftes Heft. — 1. „Der Eintritt in „Italien, oder Bemerkungen auf einer Reise von der Gränze „Graubündens bis Mailand." Dieser dritte Brief handelt noch von der ehemaligen italiänischen Schweiz. Die beträchtlichen Besitzungen mehrerer vornehmen Familien Bündens, besonders der von Salis, welche einen Betrag von 6 Millionen Gulden ausmachen, sind bey der Einverleibung Veltlins mit der italiänischen Republik als Entschädigung des Landes für mancherlei Bedrückungen der Beamten der Bündnerischen Nation, eingezogen, wodurch mehrere Familien ihr ganzes Vermögen eingebüßt, und sich bis jetzt umsonst bemühet haben, Etwas wieder zu erhalten. — Kurze Geschichte des Veltlins. — Einfluß der tyrannischen Regierung dieses Ländchens auf den Charakter des Volks. „Immer zu Meutereien geneigt, und doch feig und erschrocken „bey dem ersten festen Schritt, den Bündern vornahm; niedrig und verworfen, wenn sie die Zuchtruthe des Stärkern „über sich fühlten; aber stolz, grausam, übermüthig, sobald „sie sich im Vortheil sahen; ungeduldig des Jochs, und doch „der Freyheit nicht werth, so zeigten sich die Einwohner dieser Distrikte in ihrer ganzen Geschichte, und besonders in „der der letzten Umwälzungsjahre, die ein Gewebe von „Unordnungen und Gewaltthaten war, wodurch sie sich für „alles erlittene Unrecht mit einmal zu entschädigen suchten. „Ausser einem kurzen Taumel von wilder Anarchie, den sie „für Freyheit hielten, gewannen sie indeß dabey nichts; und „ihr Joch wurde beym Uebertritt zu Cisalpinien, weder gehoben, noch erleichtert; sondern nur verändert." — Verdientes Lob des Vicepräsidenten Melzi d'Erile, den auch Rec. unter diesem Gesichtspunkt, aus ältern Verhältnissen persönlich kennt. — Gegend und Produkte um Kleven, (Chiavenna). Sein Handel bestehe in bedeutender Spedition und Waaren-Transit Italiens mit der Schweiz und Deutschland, wovon hier ausführliche Nachrichten gegeben wer-

werden. — Fahrt auf dem Comer-See und dessen malerische Ansicht. Como. Ankunft in Mailand — womit diese reichhaltigen Briefe über einen der merkwürdigsten Distrikte Italiens endigen. — 2) „Ueber den Handel Italiens.“ In dieser Fortsetzung der merkantilischen Briefe, wird noch eine Nachlese von Bemerkungen über die Handelszweige von Livorno gehalten, nämlich über den Luchsen-Korallen-Geld- und Wechsel-Handel. — 3) „Versuch über den Satyriker Parini.“ Diese Fortsetzung der in den vorigen Stücken angefangenen trefflichen Abhandlung über die italiänische Satyre, verbreitet sich über die scherzhafte Satyre der Italiäner. — 4) „Geist des italiänischen Volkswitzes.“ Man kennt das Talent des Volks zur Satyre und seine Neigung zum Muthwillen aller Art; sie hat daher von jeher mehr komische Volks-Charaktere aufzuweisen gehabt als andre Nationen. Hier sind einige solcher italiänischen Eulenspiegel der Vorzeit geschildert, und ihre Possen erzählt. Es ist aber damit mehr als genug zur Probe in diesem mehr als zwey Bogen, die wohl nur eine geringe Zahl von Lesern einer solchen Zeitschrift durchzulesen sich überwinden möchte. — 5) Miscellen, Recensionen neuer literarischer Produkte und andre Nachrichten. — Die deutsche Literatur wird in Italien nach und nach durch Uebersetzung etwas bekannter als bisher. — Die Grabungen in Ostia haben bis jetzt, wenig Bedeutendes hervorgebracht; mehr hofft man mit Recht von denen auf dem Campo Vaccino.

Sechstes Heft. 1) „Parini's Satyre.“ Nach in den vorigen Heften vorangeschickten Geschichte und Charakteristik der italiänischen Satyre, werden hier Parinis Verdienste gewürdigt, und seine Eigenthümlichkeiten entwickelt. — 2) „Briefe über die Sitten, den Charakter, und das häusliche Leben der Italiäner.“ Geist der Liebesintriguen und ihr Vereinigungspunkt — die Kirchen. Schauspielgenuß, der eigentlich nur in gesellschaftlicher Unterhaltung besteht; doch vermehrt sich seit einiger Zeit die Liebhaberey für die Bühne, von welchen die Arlekinaden mehr und mehr verschwinden. — 3) „Der Luftballon des Zambeccari.“ Eine ausführliche Nachricht dieses abentheuerlichen Unternehmers einer nächtlichen Luftfahrt. — 4) „Proben der gesellschaftlichen Unterhaltung in Italien, zu den Zeiten Julius II. „und Leo X. Fragment einer in jenem Jahrhundert ge„mach-

„gemachten Reise durch Italien." — Es wird nicht gesagt, von wem die Reise gemacht, und aus welcher Beschreibung dieses Fragment entlehnt sey. Dem Ton und Geschmack des Ganzen nach zu urtheilen, sollte man es für eine Fiction und für die Vergegenwärtigung der damaligen Zeiten Italiens halten, welche in diesem modernisirten Kostum dem Auge näher gerückt sind. Vielleicht daß in den folgenden Heften, die Fortsetzung des Fragments noch charakteristischere Züge des Geistes jener Zeiten liefert, als dieser Anfang. — Die Miscellen enthalten diesesmal blos literarische Anzeigen neuer ital. Bücher und Uebersetzungen.

Siebentes Heft. — 1) „Nachfeyer des Johannistages in Florenz, und Feyerlichkeiten bey der Huldigung des „Florentinischen Senats im August 1803." — 2) „Ueber „den Handel in Italien." Noch ein Nachtrag, allgemeiner interessanter Bemerkungen über den Livorner Handel in Hinsicht der öffentlichen geringen Beförderungs-Anstalten desselben, und des Geistes der Kaufmannschaft. Mit vieler Sachkenntniß werden ferner über die im Jahre 1726 gezogene Handelsbilanz von Toscana, Bemerkungen mitgetheilt. — 3) „Die öffentlichen Vergnügungsörter in Florenz." Ein Gemälde voll Leben und Interesse. — 4) „Bruchstücke einer Reise nach Korsika im Winter 1802." Beschreibung der vormals genuesischen, jetzt französischen Felseninsel Kaprara. — 5) „Ueber die Sitten ꝛc." Fortsetzung von No. 2, im fünften Heft. Die italiänischen Tanzarien. — 4) „Piemontesische Novelle." Nur Wenigen dürfte Filiberts Rache an der sich dem stummen Ritter ganz hingebenden Zille gefallen, und noch Wenigere werden sie wahrscheinlich finden. — 7) „Epigramme aus italiänischen „Dichtern." — Die Miscellen in diesem Stücke sind sehr interessant. Nur einige der bedeutendsten Nachrichten heben wir aus. Die italiänische Literatur gewinnt täglich mehr Blüthen, auch der Buchhandel verbessert sich. In Florenz wird unter königlichem Schutz eine Centralniederlage des ital. Buchhandels errichtet. — Das Jahr 1803 war ein sehr unglückliches für die ital. Literatur: es starben die Fabroni, Alfieri, Fortis, Casti, Parini und Fontana in demselben. Von den beyden ersten werden hier Lebensumstände mitgetheilt. — Die nun vollendete Ausgrabung des Triumphbogens Septimius Severus verspricht viel durch

durch die dabey in einem kleinen Raum schon gemachten Ausbeuten von Alterthümern, für die weitern Grabungen in dem klassischen Boden des Campo Vaccino. — Ein junger Maler Schick aus Stuttgard macht durch seine Gemälde der deutschen Kunst in Rom Ehre. Der Däne Thorwaldsen hat, ausser seinem berühmten Jason, jetzt ein neues treffliches Kunstwerk, die Entführung der Briseis, als Basrelief geliefert, u. s. w.

F.

Helios der Titan, oder Rom und Neapel. Eine Zeitschrift aus Italien, von dem Verfasser der Natalis. *Drittes Heft.* Leipzig, bey Gräff, 1804. XVI und 210 S. 8. 20 gr.

Die diesem Heft vorangesetzte Vorrede, enthält auf 14 Seiten, Klagen, nichts als bittre Klagen des Verf. über das ungünstige Urtheil, welches, wie ein Freund aus Deutschland ihm nach Neapel geschrieben hatte, über das erste Heft dieser Zeitschrift gefällt worden, wovon er, wie er sagt, gewünscht hätte, daß es günstig beurtheilt werden möchte, und glaubt, daß dieses Urtheil nicht ungünstig hätte ausfallen sollen. Rec. des ersten und zweyten Hefts des Helios (73. Bd. 2s St. und 86 Bd. 1s St. d. Bib.) kann Alles über diesen Punkt Gesagte, um so mehr füglich übergehn, da der Verf. als er die Vorrede schrieb, diese Recension so wenig, als eine andre gelesen hatte, und Rec. sich bewußt ist, nicht absprechend geurtheilt; sondern den Tadel mit Beweisen belegt zu haben. Er hält Hrn. B. für zu vernünftig, um seine Versicherung für baares Geld zu halten, daß ein von seiner Schrift gefälltes ungünstiges Urtheil „ihn „niederschlagen und seine künftigen Arbeiten wirklich „schlecht machen würde." Auch glaube er noch immer nicht, so ehrlich Hr. B. es auch sagen mag, daß, wenn er wüßte, sein Rec. „sey ein Mann von Kenntnissen, der in „Rom und Neapel gewesen und also zu urtheilen wisse, — „dieses ihn dahin bringen könnte, die Feder nieder zulegen." Nur wünscht man durch die Versicherung, daß er (der Rec.) wirklich in Rom und Neapel gewesen ist, ohne gerade dadurch seinem Urtheil über den Helios ein besonderes Gewicht ge-

geben zu wollen, ihn auf sich selbst und seine Schrift aufmerksam zu machen; wie er denn auch selbst verspricht, daß in diesem Fall das Urtheil Eindruck auf ihn machen würde. — In solcher Hoffnung und Voraussetzung fährt Rec. fort, sein Urtheil über den Inhalt des gegenwärtigen Heftes offenherzig zu sagen. — In dem ersten Aufsatze sind die Eigenheiten, und das bunte Gewimmel des sogenannten Piedegrotten-Festes in Pausilypo, zur Ehre der Jungfrau Maria, ziemlich anschaulich beschrieben. Der zweyte hat die Ueberschrift: „Die sitzende Jungfrau.“ — Wer erräth was hinter dieser Rubrik folgt? „Wenn, sagt der Verf.“ — „Europa eine sitzende Jungfrau“ — (nach dem veralteten „bon mot der geographischen Schulmeister), — im Profil ist: „so kann man Neapel sammt seine Umgebung mit weit grös„serm Recht, eine sitzende Jungfrau en face nennen.“ (!) Und nun folgt die — wie sehr hinkende! — Vergleichung der Umrisse seiner Lage mit einem solchen Bilde. Z. B. daß der Schooß der Jungfrau — (also wohl einer schwangern?) von der Häusermaße der Stadt gebildet werde, u. dergl. — Das oft bis zum Ueberdruß beschriebene pfäffische Marktschreierfest des Flüssigwerdens des Bluts vom h. Januar, wird im dritten Aufsatz, als crambe bis cocta; noch einmal beschrieben, und zeichnet sich nur durch die Versicherung des Verf. aus, der die ihm von dem Priester gereichte Flasche mit dem Blut in der Reihe mit küßte, „daß „es weit angenehmer sey, einen schönen Mund zu küssen, als „diese kleine Stocklaterne,“ und durch den Rath „lieber ei„ne Gattinn, eine Geliebte oder einen redlichen Freund zu „küssen.“ — Dieß klingt ja, wie so Manches in gewissen Reisebeschreibungen für Kinder und junge Leute. — Ueber das nun, und weiterhin noch, folgende Gedicht, suspendirt Rec. sein Urtheil, da der Verf. in der Vorrede einige seiner Poesien in den vorigen Heften, selbst mit dem Zusatz lobt — „und wenn auch zehn Recensenten das Gegentheil „sagen.“ — Die folgende Beschreibung der Villa reale in Neapel ist nicht uninteressant, weil sie einigermaaßen neu, und der Tadel dieses schlecht angelegten Spazierganges richtig ist. — Unter der Rubrik: „Die Reise“ — folgt eine prosaisch poetische hochtrabende Lobrede, auf die Kultur der Menschheit in Deutschland, Frankreich und England, unter dem Dichterbilde eines göttlichen Wesens, das seit Jahrtausenden die Erde umreiset. — „Einige Worte — (sie fül-

len

len 17 Seiten). — Aber einen Leipziger Winterabend. Hier wird die Bücherschreiberey in Deutschland in Gegensatz mit der Armuth der italiänischen gestellt, und manche oft gesagte Erinnerung gegen die erstere wiederholt. — Sehr einverstanden ist Rec. mit dem Verf. in den folgenden, zufällig durch Klopstocks in ein Stammbuch geschriebene Uebersetzung der Ode Horaz's: justum et tenacem etc. entstandenen Bemerkungen, über die kraftvolle Kürze dieser (und vieler ähnlichen) Uebersetzungen des Römers, worin Klopstock, wie der Verf. nicht bemerkt hat, die directe Absicht hatte, zu zeigen, und oft den redenden Beweis gegeben hat, daß die deutsche Sprache, eines eben so kurzen und bestimmten, und oft selbst noch kürzern und bestimmtern Ausdrucks, als die lateinische, fähig sey. Rec. hofft, daß bey der fortgesetzten Göschen'schen Ausgabe von Kl. Werken, diese über den lateinischen Odendichter errungenen Trophäen des erhabenen deutschen Barden, nicht werden ausgelassen werden.

Ueber die Gebräuche und Eigenheiten der Lage Neapels, — über die bekannte Pyramide des C. Cestius in Rom — über die eben so bekannte Grotte von Pausilippo, — über das Theater in Neapel, über Lottospiel und dergl. folgen noch mehrere Abschnitte, denen Rec. weder Geschmack abgewinnen konnte, noch über neue Gegenstände Unterricht darin gefunden hat. — In dem Abschnitte über Wetterbeobachtungen, wird von — der Schwangerschaft des Himmels und von seiner — Niederkunft mit Regen, oft gesprochen (!!).

F.

Das italiänische Kabinet, oder Merkwürdigkeiten aus Rom und Neapel, von *C. F. Benkowitz*. Leipzig, bey Gräff. 1804. X und 224 S. 8. 1 Rh. geh.

Herr B. machte während seines Aufenthalts zu Neapel, zum Vergnügen und zur Unterhaltung, eine Sammlung von verschiedenen Gegenständen der Kunst und der Natur, vereinte damit mehrere andere Sachen, welche sich auf die

Ge-

Sitten und das gemeine Leben der Italiäner beziehen, und brachte dieses Alles, mit vieler Mühe und Sorge (wie S. 164 u. f. ganz unterhaltend beschrieben ist) aus Italien nach Hause. Die vorliegende Schrift liefert eine Beschreibung dieser sämmtlichen Gegenstände, unter welchen die Münzen, und die hetruscischen und römischen Gefäße die bedeutendsten zu seyn scheinen; soviel sich davon aus diesen Notizen — ohne beygefügte Kupfer, die in bloßen zarten Umrissen der vorzüglichsten Sachen hätten bestehen können, — urtheilen läßt. Es sind zusammen 77 unter verschiedene Abtheilungen gebrachte Nummern. Nämlich: 1) Mineralien und Lavasorten, darunter das Stück geschmolznen Tuffsteines aus den Höhlen von Pausilippo, wegen der zufälligen Entstehung desselben durch die Verbrennung von Schiffen während der Revolution, historisch merkwürdig ist; so auch die Stücke des Anwurfs der Wände, der Piscina mirabile, von Herkulaneum u. s. w. 2) Bronzen; — einige nicht sonderlich bedeutende Sachen. — 3) Vasen und Gefäße — 39 verschiedene Nummern, darunter die Grabgefäße, und vorzüglich die Beschreibung eines vollständigen hetrurischen Grabes mit seinen verschiedenen Gefäßen, Aufmerksamkeit verdienen. — 4) Conchylien ꝛc. — sehr alltäglich. — 5) Sachen aus dem täglichen Leben der Neapolitaner und Römer —, darunter auch die verschiedenen Sorten Macaronis und Brod aus Neapel befindlich sind, und — das ekelhafte „Etwas aus Rom das sich nicht nennen läßt“ — wenigstens sehr unpassend in einem Kabinet ist. — 5) Kupferstiche aus Rom und Neapel — einige bekannte Landcharten, Plane und Ansichten von Gebäuden, die — als Lückenbüßer des Raums, unnöthig weitschweifig beschrieben sind. — 6) Münzen — das Bedeutendste in dieser Schrift; welche übrigens als leichte Lektüre zur Unterhaltung und Wiedererinnerung für den, der in jenen schönen und merkwürdigen Gegenden selbst war, hie und da einiges Interesse hat; aber dem Kunst- und Alterthums Kenner durchaus nicht genügen kann. Die Nachricht und Bemerkungen zeugen von der blutjungen Bekanntschaft des Verf. mit allen diesen Gegenständen, sind daher allzu spielend, oberflächlich und — idiotisch. Hier, eine Nummer zur Probe des Inhalts und der — durch den Helios der Titan schon bekannten — Manier des Hr. B. — Nr. 39. „vas vel mensae vel culinae inserviens“ (warum diese gelehrt scheinen sollende lateinische

Bru-

Brocken, da alle übrigen Rubriken deutsch sind?) „Bey „diesem Gefäß muß ich Etwas gestehen, was Mancher so „ungern gesteht, und was man doch so oft zu gestehen Ge„legenheit hat, daß ich nicht weiß, was ich daraus machen „soll. Montfaucon hat es“ — (ist zu sagen, ein ähnliches Gefäß) — „in Kupfer stechen lassen, und meint, daß es „bey Tische oder in der Küche gebraucht worden sey. Es „kann seyn; es kann sogar seyn, daß es ein Oelgefäß war, „aus welchem man sich, wie aus unsern kleinen Karaffen, Oel „auf die Speisen goß, und die enge Mundröhre beweist „Etwas dafür. Aber es kann auch zu ganz andern Ge„brauch bestimmt gewesen seyn, zu Opfern, zum Aufbewah„ren irgend einer Flüssigkeit. In Neapel nennt man es ein „Balsamarium; aber es geht von der Form dieser Gefäße „gänzlich ab, wie man bey den beyden folgenden Nummern „sehen (lesen) kann. Kurz, ich vermag es nicht zu bestim„men, wozu man eigentlich dieß Gefäß, wovon wir nichts „Aehnliches in Küche und Keller haben, gebrauchte. „Mag es seyn! Ich denke, man wird ruhig schlafen „können, auch wenn die eigentliche Bestimmung davon nicht „ausgemittelt ist.“ — Ey, wie — naiv! Nicht minder witzig ist bey den Naturalien z. B. die Beschreibung eines Schaalthiers, das man in Neapel lebendig ißt. „Man „kneift nämlich an der einen Seite die Schaale zusammen, „worauf das Thier an der andern Seite erscheint, und wie „eine Schnecke herauskriecht. Aber es hat hier einen übeln „Empfang zu erwarten; denn man beißt ihm sogleich den „Kopf ab, und zieht das Uebrige des Thiers nach. Von „diesen Thieren kann man mit Recht sagen, daß sie aus „dem Regen in die Traufe kommen.“ (!) — Noch größer ist der Aufwand von witzigen Vergleichungen S. 110 der deutschen Tobakspfeifen mit dem neapolitanischen — Vesuv! — Schalkhaft galant, wird bey Gelegenheit des Tragens von Dolchen auch der gemeinen italiänischen Weiber, (hier Frauenzimmer genannt) „im Busen unter der „Schnürbrust,“ den deutschen Frauenzimmern das Kompliment gemacht, — daß sie „in diesem Bezirk etwas Andres „tragen, womit sie verwunden.“ (!!) — Daß die alten Münzen des Verf. von Werth seyn müssen, scheinen die angehängten Briefe der Herren Zoëga und Ritter Calcagni zu beweisen.

Sta-

Gelehrtengeschichte.

Catalogus Bibliothecae Hungaricae nationalis Széchényanae. Tomi I. Scriptores Hungaros et rerum Hungaricarum typis editos complectentis Supplementum I. A—Z. Posonii, typis Belnajanis. 1803. XXXII u. 646 S. 8.

Index alter libros Bibliothecae Hungaricae Széchényano-Regnicolaris Supplemento I. comprehensos in scientiarum ordines distributos exhibens. Ibid. per eundem. 1803. 211 S. 8.

Wir verweisen unsere Leser auf die Recension der beyden ersten Theile dieses interessanten Katalogs, im 77. Bde. der Neuen Bibl. S. 170, und berichten bloß das Daseyn dieser Fortsetzung.

Dem Katalogus ist eine treffliche Vorrede vom Herrn Johann Christian von Engel vorangesetzt, worin er in einer schönen lateinischen Schreibart über die Zweckmäßigkeit der großen Büchersammlungen, über die Vorzüge der Széchényanischen, und über das Verdienst ihres Urhebers handelt. Es ist nämlich diese Bibliothek von Sr. Excellenz dem Hrn. Grafen Széchényi zur öffentlichen Ungarischen National- und Reichsbibliothek gewidmet, auf seine Kosten nach Pesth gebracht und aufgestellt; zugleich aber auch von diesem würdigen Patrioten eine beträchtliche Summe zur jährlichen Vermehrung derselben ausgesetzt worden.

G.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Professor der Rechtsgelahrtheit, Herr Arens in Giessen, ist Lehrer des katholischen Kirchenrechts, und Beysitzer bey dem Kirchen- und Schulrathe des Fürstenthums Ober-Hessen geworden. — Die dortigen Professoren Herr J. E. C. Schmidt, und Herr C. Grolmann, haben, wegen Ablehnung mehrerer, von auswärts erhaltenen Anträge, Besoldungszulagen erhalten.

Herr Dr. Sternberg in Goslar, Herausgeber einer medicinischen Literaturzeitung, ist als Lehrer der Pathologie und Therapeutik nach Marburg berufen worden.

Der bisherige Konrektor an der Fürstenschule zu Meissen, Herr Mag. Tzschucke, hat die durch den Tod des verstorbenen Müller, erledigte Stelle als Rektor erhalten.

Der Kurfürstl. Sächsische Pontonnier-Kapitain Herr Hoyer, zu Pirna, ist von der Königl. Schwedischen Militair-Societät in Stockholm zum korrespondirenden Mitgliede aufgenommen worden.

Der bisherige Rathskonsulent zu Ulm, Herr T. J. A. Jäger, ist provisorischer Stadtkommissair und Stadtrichter zu Leutkirch geworden.

Da durch die Versetzung des R. R. und Prof. Bachmann zu Erfurt zur K. und D. Kammer, und durch das Ableben des Assessors Schorch, Lücken in der Juristenfakultät entstanden sind: so ist dabey der R. R. Dr. Beyert einstweilen provisorisch als Assessor angestellt worden.

Chronik deutscher Universitäten.

Erfurt, 1804.

Am 4ten Julius erhielt Herr Notarius und Viceaktuarius C. F. J. Schilling, die juristische Doktorwürde nach Vertheidigung seiner Dissertation: de fundo annuo censu onerato, pro emphyteutico in dubio haud praesumendo. Das Programm dazu vom Herrn Assessor und Bürgermeister Weißmantel handelt: de Hypotheca tacita pecuniae in refectionem navis creditae ex Jure Romano perperam derivata, Particula secunda.

Verbesserungen.

Im XCII. Bd. 1. St. S. 63. Z. 7. von unten st. vorher l. roher.

